

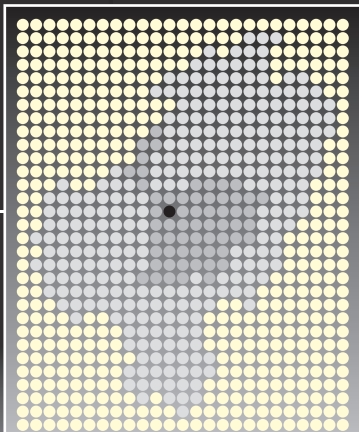
OHG

Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 2021

Mitteilungen

des

Oberhessischen
Geschichtsvereins
Gießen



106

2021

106. Band

Mitteilungen
des
Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen

Redaktion:
Michael Breitbach, Eva-Marie Felschow,
Susanne Gerschläuer, Volker Hess und Sabine Raßner

106. Band

Gießen 2021


Dieser Band wurde mit einem Zuschuss der
Universitätsstadt Gießen gedruckt.

Impressum:
Herausgegeben vom Vorstand des Oberhessischen
Geschichtsvereins Gießen e.V.

Umschlagmotiv:
„Schlammeisser“
Stadtarchiv Gießen, Foto- und Bildersammlung

ISSN: 0342-1189
Online - URN: urn:nbn:de:hebis:26-opus-124759



Gesamtherstellung:
VDS  VERLAGSDRUCKEREI SCHMIDT
Neustadt an der Aisch

Inhalt

I. Beiträge

- Julia M. Koch – Kai Mückenberger**
Die Bustumbestattung eines Militäroffiziers der
cohors I Aquitanorum am Limeskastell Arnsburg
„Alteburg“ (Stadt Lich, Lkr. Gießen) 7
- Stefan Prange**
Verkauf des Gerichts Ruchesloh 1237 als Verkehrspolitik
im Auftrag des Reichs? 33
- Antonio Sasso**
Die Landwehren und Warten in Gießen 49
- Rüdiger Grimm**
Die oberhessische Pastoren- und Gelehrtenfamilie Hert anhand ihrer
barocken Grabdenkmäler 1585–1760 71
- Tilman Just**
Die Anfänge und der künstlerische Aufstieg
des Kupferstechers J. G. Wille in Paris 111
- Jürgen Reitz, Detlef Peukert, Matthias Budde und Thorsten Westphal**
Unterwasserarchäologische Belege einer Vorgängerbrücke der
„Alten Steinbrücke“ über die Dill zwischen Dillheim und Daubhausen 147
- Christian Pöpken und Werner Schmidt**
Zum Kanalbau an der Chaussee auf Gießens Seltersberg 185
- Susanne Reber**
Hermann Levi in Mannheim – Eine Spurensuche 211
- Christian Pöpken**
Gießen in den Zeiten der Cholera 225
- Sabine Sander**
Jüdisches Leben in Oberhessen
Die Familie Weinberg/Herz in Holzheim, Kreis Gießen 231

Ingfried Stahl Die Befreiung Angenrods und seiner Umgebung 1945 durch die US-Streitkräfte	333
Nikola Stumpf Ein Stiefkind der Kinogeschichte – Das kommunale Lichtspielhaus am Beispiel Pohlheim-Holzheims (1930er–1960er Jahre)	391
Angela Weber Ein Totempfahl in Gießen? Beitrag zur Provenienzforschung in der ethnographischen Sammlung des Oberhessischen Museums	413
Dokumentation Beiträge aus Anlass der Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises 2021	467
II. Miscellen	
Michaela Stark Die Gießener Antikensammlung als Lehr- und Lernort an der Schnittstelle zwischen universitärer Lehrsammlung und öffentlichem Museum	477
Dagmar Klein Grabstätte Gail-Mahla auf dem Alten Friedhof Gießen	491
Dagmar Klein Neues von Gießener Friedhöfen	497
Dagmar Klein Hermann Levis Grabstätte in Partenkirchen	501
Volker Hess Stolle, Hummel und Bocke – Staufenbergler? Erkenntnisleitende Zweifel	505
III. Rezensionen	
Philip Haas, Martin Schürer: Was von Preußen blieb. Das Ringen um die Ausbildung und Organisation des archivarischen Berufsstandes nach 1945 <i>Eva-Marie Felschow – Wetzlar</i>	509

Arnulf Kuster, Harald Sellner, Ekart Rittmansperger: Grünberg und sein Wasser. Zur Geschichte der Wasserversorgung der Stadt <i>Susanne Gerschlauser – Staufenberg</i>	511
Jochen Kehm: „Der Traum vom Paradies. Der Gail’sche Park – Eine Geschichte von Tabak, Liebe und Gartenkunst“ <i>Dagmar Klein – Wetttenberg</i>	513
IV. Neue Publikationen	515
V. Aus dem Vereinsleben	517
VI. Autorinnen und Autoren	519

Die Bustumbestattung eines Militäroffiziers der *cohors I Aquitanorum* am Limeskastell Arnsburg „Alteburg“ (Stadt Lich, Lkr. Gießen)

Neue Beobachtungen zur Bedeutung römischer Auxiliartuppen
und Militärveteranen für die lokale Verbreitung der Grabsitte
von der Untermainebene in die nördliche Wetterau

JULIA M. KOCH – KAI MÜCKENBERGER

Exzeptionell ausgestattete Gräber waren aus den Gräberfeldern der Limeskastelle in der obergermanischen Grenzregion des Wetterau- und Taunuslimes bislang unbekannt¹. Der vereinzelte Nachweis sog. *busta* beschränkte sich sowohl in der Untermainebene als auch in der Wetterau auf zivile Bestattungsplätze römischer *villae rusticae*². Dementsprechend wurde noch im ausgehenden 20. Jahrhundert die Zugehörigkeit zweier *busta* nordwestlich des Auxiliarkastells Okarben zum lokalen Bestattungsplatz der römischen Militärbesatzung im Taunusvorland angezweifelt³. Im Zuge einer Lehr- und Forschungsgrabung des Instituts für Altertumswissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen gelang in Kooperation mit der hessenARCHÄOLOGIE im südlichen Gräberfeld des Limeskastells Arnsburg „Alteburg“ (Stadt Lich, Lkr. Gießen) im August 2020 nun erstmals der Nachweis einer Bustumbestattung am mittelhessischen Abschnitt des obergermanischen Limes⁴. Die Errichtung des Grabes auf einer weithin sichtbaren Anhöhe an der nach Friedberg führenden Römerstraße und die auf dem Scheiterhaufen rituell verbrannten Grabbeigaben verweisen eindrücklich auf eine umfänglich inszenierte Bestattungszeremonie für einen ranghohen römischen Militäroffizier, der als Angehöriger der 1. teilberittenen Aquitanierkohorte während des frühen bis mittleren 2. Jahrhunderts n. Chr. am nördlichen Wetteraulimes stationiert war⁵.

1 Zu Bestattungssitten und Grabbeigaben in den Gräberfeldern des Limeskastells „Saalburg“ vgl. Moneta 2010, 107–110.

2 Vgl. Lindenthal 2007, 262–282. 289 (Grab 1, 2 und 6, Bad Nauheim-Nieder-Mörlen); 34. 377 (Grab 5 und 7, Wölfersheim-Wohnbach, Wetteraukreis); Fasold et al. 2016, 43–44 (Frankfurt am Main-Zeilshaus).

3 Vgl. Blänkle et al. 1995, 104, wohingegen G. Wolff in ORL B 25a, 12 Taf. 1 einen „Begräbnisplatz für die Soldaten“ vermutete.

4 Koch – Mückenberger 2022; Koch et al. 2022 (im Druck).

5 Die Untersuchung der zugehörigen Grabarchitektur ist aktuell noch nicht abgeschlossen und wird im Frühjahr 2022 im Zuge einer dritten Grabungskampagne fortgesetzt, weshalb nachfolgend zunächst ausschließlich die zentrale Bustumbestattung vorgestellt werden soll.

Das südliche Gräberfeld des Limeskastells Arnsburg Alteburg – Frühe Ausgrabungen der Reichs-Limeskommission im November 1893

Etwa 510 m südlich des Limeskastells wurde unweit des Lagerdorfes bereits im späten 19. Jahrhundert eine Ausgrabung durch die Reichs-Limeskommission veranlasst, in deren Verlauf in der Flur „Pfarracker“ 29 Brandgräber freigelegt wurden (Abb. 1). Diese Gräber und drei weitere Grabinventare, die im Oberhessischen Museum in Gießen verwahrt werden, gewähren uns Einsicht in die gängige Bestattungspraxis im unmittelbaren Vorfeld der obergermanischen Provinzgrenze in der nördlichen Wetterau:⁶ Demnach wurden Verstorbene unter Beigabe von Trink- und Essgeschirr zunächst an einem öffentlichen Verbrennungsplatz, der sog. *ustrina*, eingäschert, die sterblichen Überreste der Toten anschließend mit einer Auswahl des verbrannten, oftmals kleinteilig zerscherbten keramischen Geschirrs aus der Asche des Scheiterhaufens ausgelesen und nach der Überführung an den Bestattungsplatz in einer Graburne – teilweise unter Zugabe weiterer Grabbeigaben von Tonkrügen, Trinkbechern, Öllampen und Votivterrakotten – in bescheidenen Grabgruben von jeweils unter 1qm Fläche niedergelegt. Die ursprüngliche Ausdehnung des südlichen Gräberfeldes ließ sich entlang der einstigen Römerstraße durch die Ausgrabungen und Beobachtungen des Streckenkommissars Friedrich Kofler bereits im Jahr 1893 auf eine Entfernung von 710 m zum Südtor des Arnsburger Limeskastells bis an den

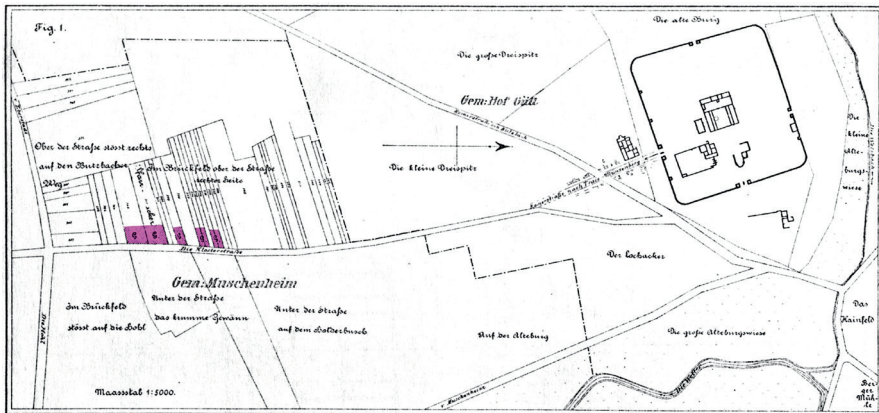


Abb. 1: Südliches Gräberfeld des Limeskastells Arnsburg „Alteburg“ mit der Grabungsfläche der Reichs-Limeskommission im Jahr 1893 in der Flur „Pfarracker“ und dem unmittelbar vor dem Kastell ausgegrabenen Abschnitt der Römerstraße in Richtung Trais-Münzenberg, die in ihrem weiteren Verlauf das südliche Gräberfeld passierte. Die ursprüngliche Ausdehnung des Gräberfeldes („G.“) konnte vom Streckenkommissar der Reichs-Limeskommission über eine Distanz von 710 m vom Südtor des Limeskastells bis an einen nach Muschenheim führenden Hohlweg beobachtet werden.

6 Vgl. ORL B 2, 2 Nr. 16, 16–18 Taf. 7 und Koch – Diehl 2019, 50. 51. 54–56.

im Frühjahr 1909 verschliffenen, von der Gemarkung Eberstadt nach Muschenheim führenden Hohlweg in der Umgebung der neu entdeckten Bustumbestattung rekonstruieren⁷.

Luftbildarchäologie, Geophysik und Feldbegehungen 2019–2020

Im Oktober 2019 gelang A. Kleeberg infolge der Befliegung eines Getreidefeldes südlich des durch die Reichs-Limeskommission untersuchten Bestattungsareals in etwa 800 m Entfernung zur *porta principalis dextra* des Limeskastells die Neuentdeckung eines Bewuchsmerkmals, das durch geophysikalische Magnetometerprospektion der hessenARCHÄOLOGIE verifiziert werden konnte. Sowohl die ursprüngliche Funktion als auch die Zeitstellung des oberflächlich nicht mehr sichtbaren Bodendenkmals blieben unter Anwendung non-invasiver Prospektionsmethoden zunächst unbekannt. Eine Feldbegehung erbrachte lediglich eine auffällige Konzentration fragmentierter Sandsteine, die im örtlich anstehenden Lößlehmboden keinesfalls auf lokal verfügbare Rohstoffressourcen zurückzuführen war.

Lehr- und Forschungsgrabung 2020–2021: Die Neuentdeckung der Bustumbestattung

In Kooperation mit der hessenARCHÄOLOGIE des Landesamtes für Denkmalpflege wurde aufgrund andauernder landwirtschaftlicher Nutzung der Prospektionsfläche unmittelbar südlich des bereits lokalisierten Gräberfeldes vom 10. bis 28. August 2020 eine dreiwöchige Lehr- und Forschungsgrabung mit Beteiligung von 11 Archäologie-Studierenden der JLU Gießen unter wissenschaftlicher Leitung von Dr. J. M. Koch (JLU) und M. Gottwald M.A. (LfDH) durchgeführt⁸. Eine zweite Grabungskampagne erfolgte vom 15. bis 31. März 2021. Während die erste Grabungskampagne durch partielle Freilegung des zuvor prospektierten Luftbildbefundes zunächst der Ermittlung seiner ursprünglichen Baufunktion, Zeitstellung und möglichen Zugehörigkeit zum nahe gelegenen Limeskastell galt, zielte die zweite Grabungskampagne auf die vollständige Freilegung, Dokumentation und Bergung der im Zuge der Vorjahreskampagne im Grabungsplanum nachgewiesenen Bustumbestattung (Abb. 2–3)⁹. Diese aufwendige Bestattungsvariante zeichnet sich nach römischer Überlieferung dadurch aus, dass der Verstorbene nicht – wie im Arnburger Gräberfeld üblich – auf einem kollektiv genutzten Verbrennungsplatz eingäschert wurde, stattdessen unmittelbar an der Grabgrube – Verbrennungs- und

7 ORL B 2, 2 Nr. 16, 18 Taf. 1, 1. Zur Verschleifung des Hohlweges und des im Zuge dieser Baumaßnahmen entdeckten Eberstädter Grabes vgl. Koch 2021a.

8 Dazu Mückenberger – Koch 2021.

9 Der dadurch ermittelten Ausdehnung des südlichen Gräberfeldes über eine enorme Distanz vom Kastell hinweg entspricht die Lage des Gräberfeldes des römischen Militärstützpunktes von Heldenbergen in ca. 800 m Entfernung zu Kastell III vgl. Czysz 2003, 177.



Abb. 2: Die Grabungsfläche mit der Bustumbestattung im südlichen Gräberfeld des römischen Auxiliarkastells Arnsburg „Alteburg“, im Hintergrund das Kastellareal auf einer Anhöhe am Zusammenfluss von Welsbach und Wetter, das am Kulturhistorischen Wanderweg von Lich-Muschenbeim besichtigt werden kann. Luftaufnahme während der 2. Grabungskampagne im März 2021 i.R. Norden.



Abb. 3: Die Bustumbestattung im Grabungsplanum 3. Die partielle orange-rote Verziegelung des lokal anstehenden Lösslehms und lineare Brandspuren sind auf enorme Hitze- einwirkung bei der Verbrennung eines Scheiterhaufens zurückzuführen. In der Verfüllung der Grabgrube zeichnen sich durch eine Steinkonzentration deutliche Spuren einer Raubgrabung ab.



Abb. 4: Die Grabgrube der Bustumbestattung von 3,15 m Länge und 2,09 m Breite längs der Gräberstraße mit zugehöriger Grabarchitektur. Grabungsplanum 3-4.

Bestattungsplatz waren somit identisch: „*bustum proprie dicitur locus, in quo mortuus est combustus et sepultus* {...}“¹⁰

Bestattungsritual und Grabausstattung eines hochrangigen Offiziers – *Balnearia* gehobener Badekultur und kultivierter Körperpflege auf dem Scheiterhaufen

Nach dem Grabungsbefund war im Zuge des Bestattungsrituals zunächst im anstehenden Lößlehm die Ausschachtung einer im Grundriss etwa rechteckigen Grabgrube von 3,15 m Länge und 2,09 m Breite erfolgt (Abb. 2. 4–5). Spuren verbrannter Holzbalken und partielle rötliche Verziegelung der Wandung und Sohle dieser vertikal in den Lehmboden eingetieften Grube, deren erhaltene Tiefe bei der Ausgrabung noch 0,4 m betrug, verweisen auf die rituelle Aufbahrung und Einäscherung des Verstorbenen auf einem in der Grabgrube errichteten Scheiterhaufen. Auf der horizontal hierfür gleichmäßig planierten Grubensohle ist die einst aufliegende Konstruktion eines Holzgerüsts anhand der untersten Lage parallel zueinander ausgerichteter

10 Sextus Pompeius Festus, *De verborum significatu*, hrsg. von W. M. Lindsay, Berlin – Boston 1997 (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana), 32, 7–8: „*Bustum wird speziell der Platz genannt, an welchem der Tote verbrannt und bestattet worden ist* {...}“ (Übersetzung nach Werner 1989, 79).



Abb. 5: Das Bustum im südlichen Gräberfeld des Limeskastells Arnsburg „Alteburg“. Auf der Grabsohle die zerscherbten und auf dem Scheiterhaufen verbrannten Grabbeigaben: Ess- und Trinkgeschirr, ein faltbarer Eisenstuhl, ein Schabeisen und der Bronze Griff einer Schöpfschale.



Abb. 6: Die Sohle der Grabgrube der Bustumbestattung nach der teilweise in Blockbergung erfolgten Entnahme des Grabinventars.



Abb. 7: Brandspuren vom Holzgerüst des Scheiterhaufens auf der Sohle der Grabgrube, die orangerote Verziegelung an Grubenwand und Sohle zeugt von der enormen Hitzeentwicklung des brennenden Scheiterhaufens bei der Einäschung des Verstorbenen.

Querbalken im Grabungsbefund detailliert nachzuvollziehen (Abb. 6–7)¹¹. Bereits bei Aushub der Grabgrube war demzufolge die ostentative, öffentliche Aufbahrung des Verstorbenen auf einem Scheiterhaufen längs der unmittelbar am Bestattungsort vorüberziehenden Straße, die im südlichen Verlauf das Limeskastell mit dem Binnenkastell Friedberg in der zentralen Wetterau verband, angestrebt worden¹². Während der feierlichen Bestattungszeremonie wurden mit dem Leichnam zudem Gegenstände des täglichen Lebens aus dem persönlichen Besitz des Toten wie das Ess- und Trinkgeschirr, eine Amphore und Jagdpfeile zur Bogenjagd rituell ver-

-
- 11 Zumeist wird angenommen, dass der Scheiterhaufen über der offenen Grabgrube aufgeschichtet und entzündet wurde. Die Aufschichtung des Scheiterhaufens auf der Sohle der Grabgrube ist ebenfalls für Bustumbestattungen in Mainz, Köln und Xanten überliefert vgl. Witteyer 1993, 77; Schuler 2002, 445 mit Anm. 34; 512–514 Kat. 81 (Grab B 73, ca. mittleres Drittel 1. Jh. n. Chr.); 525–531 Kat. 112 (Grab B 143, bald nach 63/68 n. Chr.); Brandl 2000, 267 (nach 77/78 n. Chr.).
- 12 Die Anlage und Orientierung von *busta* am Verlauf einer römischen Gräberstraße ist ebenfalls in *Novaesium* und am Auxiliarkastell von Mainz-Weisenau belegt vgl. Müller 1977, 15; Witteyer 1993, 76.

brannt bzw. kleinteilig zerscherbt (Abb. 4–5. 8)¹³. Ein faltbarer eiserner Stuhl, ein Schabeisen und ein bronzenes Schöpfgefäß wurden nach den Spuren von Brandpatina ebenfalls auf dem Scheiterhaufen ihrer profanen Funktionalität entzogen und trugen damit zur gehobenen Ausstattung des Grabes bei (Abb. 5)¹⁴.

Der zusammengeklappte faltstuhlförmige Stuhl fand sich auf der Sohle der Grabgrube unmittelbar neben den Überresten einer Ziegelabdeckung in horizontaler Position liegend (Abb. 5. 9–11). Mit zwei rechteckigen Rahmenelementen, einer zweigeteilten Horizontalstrebe des Sitzholmes und daran wie auch an den Längsstreben konsolenartig angeschmiedeten, s-förmigen Stützstreben entspricht der Eisenstuhl formal den mittelkaiserzeitlichen faltstuhlförmigen Stühlen des Typs ‚Weißenburg Variante A (ohne Scharnier)‘¹⁵, die in Raetien und Britannien im frühen bzw. mittleren 2. Jh. in Villengräbern¹⁶, in Pannonien, Moesien und Thrakien bereits seit dem späten 1. und frühen 2. Jh. mitunter in besonders prächtig ausgestatteten Hügelgräbern etwa unter Beigabe eines aufgezäumten Reitpferdes, zweier eingejochter Wagenpferde und eines zwei- bzw. vierrädrigen Reisewagens am ostpannonischen Donaulimes im Hinterland des Alenkastells von *Intercisa* in Káloz und Nagylók als Grabbeigaben aus dem persönlichen Besitz der Verstorbenen letzte Verwendung fanden¹⁷.

Das Schabeisen, das im Arnsburger Grab unter einer Längsstrebe des Eisenstuhls lag, ist in der Biegung stark verbreitert und verfügt über einen zurückgebogenen Schlaufengriff (Abb. 5. 9–12)¹⁸. Fragmentierte Bronzestrigiles mit ähnlichem schlaufenförmigem Griff und breitem Schaber sind aus dem raetischen Donaukastell

13 Beinartefakte von Jagd Pfeilen befinden sich aktuell noch in der Restaurierung und werden daher mit den keramischen Grabbeigaben in einem nachfolgenden Fundbericht detailliert vorgelegt.

14 Die Deutung der auf einem Scheiterhaufen niedergelegten Beigaben als persönlicher Besitz von Verstorbenen ergibt sich aus einer römischen Grabinschrift, die in einer mittelalterlichen Abschrift, dem sog. Lingontestament, überliefert ist vgl. Klee 2013, 230 in deutscher Übersetzung von M. Dronia: „(...) Es ist aber mein Wunsch, dass meine gesamte Gerätschaft, die ich mir zum Jagen und zum Vogelfang angeschafft habe, mit mir verbrannt wird zusammen mit (...) den Badeutensilien, den Liegen, dem Tragesessel und jeglicher Medizin und der Gerätschaft jener Wissenschaft (...)“.

15 Vgl. Miks 2009, 433. 510–512 Kat. 8–44. Dieser Typus entspricht „Typ 3“ nach Koster 2013, 344–346.

16 Vgl. Miks 2009, 511. 533 Kat. 29 Taf. 3, 2 (Grab 3 von Wolpertswende-Mochenwangen); ebd. 511. 533 Kat. 31 Taf. 3, 4 (Bartlow Hills).

17 *Pannonia*: ebd. Taf. 3, 9. 11; *Moesia*: ebd. Taf. 1, 10; *Thracia*: ebd. Taf. 3, 3. Insbesondere aus *Moesia* ist eine beachtliche Anzahl an mittelkaiserzeitlichen faltstuhlförmigen Stühlen vom Typ ‚Weißenburg‘ bekannt vgl. ebd. Taf. 1, 9 sowie Taf. 2, 2. 3. 8. Zu den pannonischen Wagengräbern von Káloz und Nagylók zusammenfassend Mráv 2013, 119–124, zum neuen Surveyfund eines faltstuhlförmigen Stuhls aus dem römischen Feldlager in Závod, Westslowakei, etwa 45 km nördlich des westpannonischen Donaulimes vgl. Rajtár – Hüssen 2021.

18 Zu Fragmenten eiserner Strigiles aus Augst vgl. Riha 1986, 24. 26.

von Aislingen¹⁹, dem rheinischen Auxiliarlager von Rheingönheim²⁰ sowie Gräbern des römischen Alenkastells von *Intercisa* am pannonischen Donaulimes überliefert²¹, während sich Bronzestrigiles mit flachem Griff aus dem augusteischen Militärlager von Rödgen in der Wetterau und einem caliguläischen Offiziersgrab in Mittelgallien ebenso wie Strigiles mit keulenförmigen Griffen aus spätkaiserzeitlichen Gräbern sowohl am Niederrhein als auch in Raetien formal deutlich unterscheiden²². In der Wetterau waren eiserne Strigiles mit schlaufenförmigem Griff nach zwei Funden aus den Militärlagern von Heldenbergen von etwa 83/85 bis 110 n. Chr. verbreitet²³, im unteren Neckartal nach der Grabbeigabe eines *bustum*s und eines weiteren Brandgrabes in der Nekropole des Auxiliarkastells von Heidelberg-Neuenheim zwischen 115/120 und 150/155 n. Chr.²⁴, im unteren Niederrheingebiet im Gräberfeld von Nijmegen-*Noviomagus* um 100 bis 120 n. Chr.²⁵ und im Hinterland des ostpannonischen Donaulimes nach zweifacher Grabbeigabe im Hügelgrab einer Doppelbestattung von Angehörigen einer (teil-)berittenen Auxiliareinheit im 1. Drittel des 2. Jahrhunderts²⁶. Die Eisenschaber mit flachem Griff und langrechteckiger Öse aus einem nach 77/78 n. Chr. datierenden flavischen Brandgrab in Wederath-*Belginum*²⁷ stehen formal und chronologisch zwischen den frühkaiserzeitlichen Strigiles mit flachem Griff und den mittelkaiserzeitlichen Strigiles mit schlaufenförmigem Griff.

Während die singuläre Grabbeigabe eines Faltstuhls aufgrund der literarisch und bildlich überlieferten Verwendung der *sella castrensis* als Feldherrenstuhl etwa im Zuge der *adlocutio* römischer Kaiser an die Soldaten²⁸ in der archäologischen Forschung bislang vorwiegend als rangbezeichnendes Statussymbol oder Amtsinsignie

-
- 19 Vgl. Ulbert 1959, 74–75 Taf. 22, 6–8, eine weitere Bronzestrigilis mit schlaufenförmigem Griff aus Rißtissen ebd. Taf. 65, 9. Zum fragmentierten Siedlungsfund einer Bronzestrigilis mit ähnlichem Schlaufengriff in Augst vgl. Riha 1986, 25 Kat. 62 Taf. 7, 62.
- 20 Vgl. Ulbert 1969, 48 Taf. 39; 57, 11.
- 21 Vgl. Radnóti 1957, 228. 231 Kat. 3–4 Taf. 46, 4. 7. 9–10; 48, 5 mit Siedlungsfunden weiterer, formal ähnlicher Strigiles ebd. 234 Kat. 65 Taf. 48, 1.4; 126. In *Moesia* fand sich eine weitere Strigilis desselben Typs in *Odessos*, die als Grabbeigabe mit einer Bronzemünze des Antoninus Pius vergesellschaftet war vgl. Künzl 1982, 112–113 Abb. 88, 2.
- 22 Rödgen: Schönberger 1976, 43 Abb. 14, 9; 44 Taf. 3, 1a; Chassenard: Beck – Chew 1991, 24. 81–83; Krefeld-Gellep: Pirling 1989, 124–125 Taf. 81, 10; 135, 4 (nach 215 n. Chr.); Köln: Paffgen 1992, 238–239 Taf. 1, 14; 70, 12 (spätes 2.–3. Jh. n. Chr.); Wehringen: Nuber – Radnóti 1969, 40 Abb. 8 und Nuber 1985, 210 (um 200 n. Chr.).
- 23 Czysz 2003, 351 Kat. B 185–186 Taf. 9; zur Auffassung des Kastells bald nach 100 n. Chr. ebd. 61.
- 24 Hensen 2009, 631 Kat. 69/71a, 2 Taf. 479, 2; 560, 1; 578–579 Kat. 68/24,5 Taf. 424, 5; 560, 2.
- 25 Koster 2013, 71–73 Abb. 42; 447 Taf. 67, 19 (Grab 21).
- 26 Vgl. Mráv 2013, 120–124 Abb. 18; 132 (Kat. 17).
- 27 Cordie-Hackenberg – Haffner 1997, 111 Kat. 2315 Taf. 640; 682, 2.
- 28 Zur *adlocutio* des Kaisers Galba: Suet. Galba 18, 3: „[I.] adoptionis die neque milites *adlocuturo castrensem sellam de more positam pro tribunali obliis ministris et in senatu curulem perverse collocatam*“, zur *adlocutio* des Kaisers Caligula im Münzbild vgl. Lehmann-Hartleben 1926, 17 Abb. 2c.

von hochrangigen Militäranghörigen bewertet wurde²⁹, konnten sepulkrale Beigabensembles von Faltstühlen und Schabeisen aus Hügelgräbern einer am pannonischen Donaulimes lokal ansässigen Stammesaristokratie, die in (teil-)berittenen Auxiliärtruppen römischen Militärdienst verrichtete³⁰, jüngst von Zsolt Mráv überzeugend als Bade- und Reinigungsutensilien gedeutet werden³¹. Im Arnsburger Grab wird die funktionale Zusammengehörigkeit von Faltstuhl und Strigilis als *instrumenta balnei* zudem durch deren Niederlegung in unmittelbarer Nähe zueinander angezeigt, sodass der Schaber über Jahrhunderte hinweg an den Feldstuhl korrodierte und erst im Zuge seiner Restaurierung durch partielle Reinigung und Entrostung zur ursprünglichen Formgestalt zurückfinden konnte³².

Ebenso lässt sich der Bronzegriff einer Schöpfschale, der im Arnsburger *bustum* mit dem Beigabensemble von Faltstuhl und Strigilis auf der Sohle der Grabgrube unmittelbar neben der teilweise erhaltenen Ziegelabdeckung deponiert worden war, mit gehobener Badekultur und kultivierter Körperpflege in Verbindung bringen (Abb. 5. 9. 13), wie die Nutzung von Kasserollen als Wasserschöpfgefäße an Zisternen und Brunnen in Gärten sowie an Wasserbecken in einem Atriumhaus, in einer Tuchwalkerei und in der Therme einer Villa in den Vesuvstädten nahelegt³³. Die spezifische Form des flachen, profilierten Griffs mit an den Längsseiten konkav einschwingender Handhabe, zwei heraustretenden Griffklappen und einem konvexen Griffende ist – ebenso wie der Schaber – im unteren Neckartal im Gräberfeld des Auxiliarkastells von Heidelberg-Neuenheim um 115/120 bis 150/155 n. Chr. belegt³⁴, im unteren Niederrheingebiet aus dem Gräberfeld von Nijmegen-*Noviomagus* um 100 bis 115 n. Chr.³⁵. Im Arnsburger *bustum* ergänzt die aus der Brandbestattung des Scheiterhaufens fragmentarisch erhaltene Kasserolle als Wasserschöpfgefäß funktional das Bade- bzw. Reinigungsgerät von Stuhl und Schaber, in der sepulkralen Verwendung das Spektrum der bereits von H. U. Nuber rekonstruierten Handwaschgarnituren, deren materielle Überlieferung im antiken Totenkult zugleich den Jenseitsglauben der Grabinhaber an ein Weiterleben nach dem Tod in einer *domus aeterna* bezeugt³⁶.

29 Vgl. Kossack 2000, 104–105; kritisch gegenüber der allgemein akzeptierten Deutung bereits Nuber 1973, 171–172 und jüngst Miks 2009, 432–433.

30 Mráv 2013, 106. 123–124. 128.

31 Vgl. Mráv 2013. Diesem alternativen Interpretationsansatz ebenfalls zustimmend Rajtár – Hüssen 2021, 355.

32 Für die zeitnahe Restaurierung von Faltstuhl und Schaber danken wir Herrn D. Bach (Winterbach/RLP).

33 Bienert 2007, 84 Anm. 560, weitere zu Badesets gehörige flache Griffschalen im Rheinischen Landesmuseum Trier ebd. 62–68. Kritik an der weitläufig verbreiteten Deutung von Schöpfschale und Sieb als Bestandteil von Trinkgeschirr äußerte bereits H. U. Nuber vgl. Nuber 1973, 180–181.

34 Vgl. Hensen 2009, 386 Kat. 65/155, 1 Taf. 240, 1.

35 Koster 2013, 58–62 Abb. 35; 417 Taf. 37; 421 Taf. 41, 26 (Grab 9).

36 Nuber 1973, 177–179. 181–183.

Die auffällige Beigabekombination von Schöpfschale und Strigilis als Wasch- bzw. Reinigungsgerät ist neben der Arnburger Bustumbestattung ebenfalls im Trierer Land durch ein flavisches Brandgrab im Gräberfeld von Wederath-*Belgium*³⁷ und im Niederrheingebiet aus dem Gräberfeld von Nijmegen-*Noviomagus* um 100 bis 120 n. Chr.³⁸ überliefert, aus dem Hinterland des ostpannonischen Donaulimes sogar als zweifaches Bade- bzw. Reinigungsset aus einer Doppelbestattung im Hügelgrab von Káloz im frühen 2. Jh. n. Chr.³⁹ und aus der Nekropole von *Warna-Odessos* in der westpontischen Grenzregion auf einer traianischen Grabstele⁴⁰.

Infolge der rituellen Verbrennung des Leichnams waren die sterblichen Überreste des Toten auf der von Brandschutt gereinigten Sohle der Grabgrube durch sorgfältige Errichtung einer Firstdachkonstruktion aus schräg gegeneinander aufgestellten *tegulae*, die einst mit halbrunden *imbrices* abgedeckt waren, in eine *domus aeterna* überführt worden (Abb. 4–5). Die Errichtung einer sogenannten *tomba alla cappuccina* mit schützendem Ziegeldach zur Deponierung des Leichenbrandes, das im Arn-



Abb. 8: Amphorenbenkel aus der Bustumbestattung.

37 Zur Brandbestattung in Wederath-*Belgium*, die ein im Jahr 77/78 n. Chr. geprägtes As enthält vgl. Cordie-Hackenberg – Haffner 1997, 111 Kat. 2315.

38 Koster 2013, 71–73 Abb. 42; 444 Taf. 64 (Grab 21).

39 Mráv 2013, 120–124 Abb. 18.

40 Vgl. Pfuhl – Möbius 1979, 396 Kat. 1612 Taf. 235.



Abb. 9: Beigabenensemble von balnearia im bustum in Fundlage: gefalteter Klappstuhl mit darunter liegendem Schabeisen (an rechter Längsstrebe) und Bronzegriff einer Schöpfschale.

burger Grab durch eine Beraubung möglicherweise bereits in der Spätantike gestört wurde (Abb. 3–5)⁴¹, kann in einem ähnlich dimensionierten *bustum* (2,50 x 2,05 m)

41 Jene Grabbeigaben, die infolge der Verbrennung des Leichnams als sog. Sekundärbeigaben möglicherweise in Form eines vollständigen keramischen Geschirrservices mit Tonlampen im Arnburger *bustum* deponiert worden waren, sind allesamt bereits spätantiken/frühmittelalterlichen oder auch neuzeitlichen Raubgrabungen zum Opfer gefallen. Zu antiker Grabplünderung im südöstlichen Gräberfeld von *Intercisa* u. a. im 4. Jh: Vágó – Bóna 1976, 149–153. Im Arnburger *bustum* zeichnete sich diese Raubgrabungsaktivität bereits im 3. Grabungsplanum durch eine auffällige Steinkonzentration und die sekundäre Verlagerung eines Amphorenhenkels in der Verfüllung des Raubgrabungsschachtes deutlich ab vgl. Abb. 3.

im Gräberfeld des Auxiliarkastells von Heidelberg-Neuenheim aufgrund mehrerer Ziegelstempel auf die Garnisonszeit der aus Freiwilligen rekrutierten 24. Voluntarierkohorte zurückgeführt⁴² und demnach bereits in dessen frühe Belegungsphase zwischen 80/85 und 90 n. Chr. datiert werden⁴³, während die Verbreitung von *bustata* mit dachförmiger Ziegelabdeckung im Gräberfeld des Kastells von *Arae Flaviae* (Rottweil) am oberen Neckarlimes auch nachfolgend von etwa 100/110 bis 120/130 n. Chr. nachzuweisen ist⁴⁴.

In der Bustumbestattung des Arnburger Auxiliarkastells verweist die sepulkrale Verwendung gestempelter *tegulae* der *cobors I Aquitanorum* zur Errichtung einer *domus aeterna* zudem auf die frühere Truppenzugehörigkeit des Verstorbenen (Abb. 14). Nach dem Zeugnis dieser gestempelten Dachziegel und der Einäscherung von exquisiten Gegenständen aus dem persönlichen Besitz des Toten erscheint der Grabherr als ein hochrangiger Offizier der am nördlichen Wetteraulimes stationierten 1. Aquitanierkohorte, der zu Lebzeiten eine gehobene Badekultur pflegte, die in Thermen an römischen Militärstandorten grundsätzlich der gesamten Besatzung eines Kastells wie auch den zivilen Vicusbewohnern zugänglich war⁴⁵. Dementsprechend lag unmittelbar vor dem Südtor des Kastells Arnburg an der Straße zum Lagerdorf, die im weiteren Verlauf die neu entdeckte Grabstätte passierte, das bereits im Jahr 1844 ausgegrabene Kastellbad, das nach der Verwendung von gestempelten Ziegeln der seit 97 n. Chr. im Mainzer Militärlager stationierten *legio XXII Primigenia Pia Fidelis* und der seit traianischer Zeit im Arnburger Auxiliarkastell stationierten *cobors I Aquitanorum* im Zuge der ältesten Bauphase des Kastells errichtet worden war⁴⁶. In der Wetterau und in der Horloffau legt die rekonstruierbare Ausstattung der Wohnhäuser von Lagerkommandanten mit einem Offiziersbad innerhalb der Kastellareale von Inheiden (Lkr. Gießen)⁴⁷ und Friedberg (Wetteraukreis)⁴⁸ weiterhin die Vermutung nahe, dass im Rahmen der einst aufwendig gestalteten Bestattungszeremonie ein zuvor im *praetorium* residierender Truppenkommandeur der in Arnburg stationierten 1. teilberittenen Aquitanierkohorte allseits sichtbar auf der Anhöhe südlich des Kastells feierlich beigesetzt worden war, bevor die Militär-

42 Vgl. Hensen 2009, 52. 604 Kat. 69/4 Taf. 549, 51; 675 Kat. 2. 9–10. 12. 17–21; ein Ziegel mit Stempel „COH XXIII“ ist aus einem zweiten, ähnlich dimensionierten *bustum* im Heidelberger Gräberfeld überliefert vgl. ebd. 401 Kat. 66/16; 676 Kat. 39 (2,60 x 2,05 m).

43 Zur Stationierung der *cobors XXIII vol(untariorum) c(ivium) R(omanorum)* im Auxiliarkastell Heidelberg-Neuenheim vgl. ebd. 62–63 (Beitrag R. Wiegels).

44 Vgl. Fecher 2010, 60 Abb. 63; 187–188 Kat. 552.

45 Ähnlich vermuten J. Rajtár und C.-M. Hüssen, dass ein im römischen Feldlager in Závod etwa 45 km nördlich des pannonischen Donaulimes aufgefundener Feldstuhl zum Besitz eines Offiziers bzw. des Kommandanten der dort temporär stationierten Militäreinheit gehörte vgl. Rajtár – Hüssen 2021, 356.

46 ORL B 2, 2 Nr. 16, 14–15. 19–20 Taf. 3; Becker 2009, 18–19. 24. Zur Stationierung der 1. Aquitanierkohorte im Kastell Arnburg vgl. Becker 2009, 25. Zur Stationierung der 22. Legion in Mainz zuletzt zusammenfassend Burger-Völlmecke 2020, 33.

47 Koch 2021b. Zum Praetoriumsbad im Auxiliarkastell Niederbieber vgl. ORL B Nr. 1a, 32–33. 37–39 Taf. 4, 2; 5.

48 https://www.friedberg-hessen.de/index_main.php?unid=2643.



Abb. 10: Das Beigabenensemble von Faltstuhl und Strigilis (Detailaufnahme).

einheit der *cohors I Aquitanorum veterana equitata* nach der Mitte des 2. Jahrhunderts an den Mainlimes nach Stockstadt verlegt wurde⁴⁹. Die Grabausstattung mit Faltstuhl, Strigilis und Schöpfschale wirft zugleich ein bezeichnendes Licht auf die Bedeutung der Badekultur in der obergermanischen Grenzregion und zeigt darüber hinaus eine kulturelle Verbindung an den ostpannonischen Donaulimes im heutigen Ungarn an, die ebenso bereits anhand des Gewandschmucks einer Scheibenfibul für eine*n Bewohner*in des Inheidener Kastellvicus abgeleitet werden konnte⁵⁰. Am Feldberg verweist die Stationierung einer *exploratio Halic(anensium)* möglicherweise auf die militärische Präsenz einer pannonischen Truppe am Taunuslimes⁵¹.

49 Zur Dislozierung der 1. Aquitanierkohorte in das Kastell Stockstadt vgl. Becker 2009, 25.

50 Vgl. Becker et al. 2012, 136–137; Becker – Scholz 2014, 182–187. 191–192.

51 Ebd. 191.

***Busta* in den germanischen Provinzen und die Bedeutung römischer Auxiliärtruppen und Militärveteranen für die Verbreitung fremder Grabsitten in der nördlichen Wetterau**

In der römischen Wetterau galten exklusiv ausgestattete *busta* bislang als ein spezifisches Phänomen von Villennekropolen. Jenseits der zivilen Bestattungsplätze von *villae rusticae* ist diese Begräbnisvariante aus dem Umfeld römischer Militärkastelle in der Grenzregion des Wetterau- und Taunuslimes – mit Ausnahme des Arnstburger Militärstandortes – weiterhin unbekannt. Die herausragende Bedeutung des römischen Militärs zur regionalen Verbreitung der Grabsitte im ländlichen Siedlungsgebiet der fruchtbaren Wetterau lässt sich nun allerdings ausgehend von der Neuentdeckung der Arnstburger Bustumbestattung erstmals in diachroner Perspektive beleuchten, indem zugleich die in Auxiliärkastellen stationierten berittenen Alen und Kohorten als maßgebliche Akteure für die sepulkralandschaftliche Transformation des obergermanischen Grenzgebietes in Erscheinung treten.

In der unteren Mainebene sind in den Gräberfeldern des römischen Auxiliärkastells von *Nida* (Frankfurt-Heddernheim) insbesondere an der sog. Praunheimer Gräberstraße in Richtung des Mainzer Legionslagers bereits etliche aufwendige



Abb.11: Beigabenensemble von balnearia aus dem bustum: Faltstuhl und Schabeisen nach der Restaurierung.



Abb. 12: *Strigilis* mit Schlaufengriff und breitem Schaber (Detailaufnahme).

Bustumbestattungen aus dem späteren 1. und frühen 2. Jh. n. Chr. belegt⁵², deren Anlage auf Militäranghörige der *ala I Flavia* und der 32. Freiwilligenkohorte zurückgeführt werden kann⁵³. Nach P. Fasold erfolgte ein Wechsel der Bestattungssitten mit Abzug des römischen Militärs ab spätraianischer Zeit⁵⁴ bis um die Mitte des 2. Jhs. die Grabsitte der Bustumbestattung vollständig abbricht⁵⁵. Dagegen erfolgte die Anlage von *busta* in der Villennekropole von Frankfurt-Zeilsheim am weiteren Verlauf der von *Nida* in die obergermanische Provinzhauptstadt *Mogontiacum* (Mainz) führenden Römerstraße frühestens ab traianischer Zeit und vornehmlich seit der 2. Hälfte des 2. Jhs. bis in das späte 2. bzw. frühe 3. Jh. n. Chr. hinein⁵⁶. Die Bustumbestattungen in der römischen Villennekropole von Bad Nauheim-Niedermörlen ließen sich nur mehr allgemein der 1. Hälfte des 2. Jhs. n. Chr. zuweisen⁵⁷, wobei die Beigaben eines Grabes eine hadrianische Datierung anzeigen⁵⁸. In der nördlichen Wetterau sind an der Römerstraße zwischen dem Limeskastell Arnsburg

52 Fasold 2006, 14 Kat. 6; 30 f. Kat. 64; 38 f. Kat. 84; 48 f. Kat. 113; 58 Kat. 139; 61 Kat. 152; 63 f. Kat. 163; 65 f. Kat. 168; 78 Kat. 207; 79 Kat. 211; 81 Kat. 217; 84 Kat. 223; 85 Kat. 227–228; 87 Kat. 232; 88 Kat. 237; 91 Kat. 246; 94 Kat. 257; 95 f. Kat. 262; 114 Kat. I-V („Älteres Praunheimer Gräberfeld“); 135 Kat. 4 („Jüngeres Praunheimer Gräberfeld“); 203–205 Kat. 192; 209 Kat. 216; 211 Kat. 227; 237 f. Kat. 12/65 (Gräberfeld an der „Okarbenerstraße“); Fasold 2011, 149. 239.

53 Zur Stationierung der Militäreinheiten und ihrer bevorzugten Bestattungspplätze in *Nida* vgl. Fasold 2011, 234. 209.

54 Fasold et al. 2016, 43. 283.

55 Fasold 2006, 135.

56 Fasold et al. 2016, 44. 90.

57 Lindenthal 2007, 281 (Gräber 1–2).

58 Ebd. 277 (Grab 1).

und dem Binnenkastell Friedberg zwei mittel- bis spätkaiserzeitliche *busta* aus der Villennekropole von Wölfersheim-Wohnbach (Wetteraukreis) belegt⁵⁹, an der Römerstraße nach Butzbach kann die Anlage einer weiteren Bustumbestattung im frühen 3. Jh. einer Villennekropole südöstlich von Eberstadt (Stadt Lich, Lkr. Gießen) zugewiesen werden⁶⁰, die etwa ein Jahrhundert nach dem Begräbnis des römischen Offiziers in nur ca. 1,5 km Entfernung die lokale Adaption dieser sepulkralen Kulturpraxis im umliegenden Hinterland des römischen Wetteraulimes belegt.

Die Bedeutung des römischen Militärs als Träger der neuen Grabsitte lässt sich jenseits der Wetterau exemplarisch anhand der Legionsstandorte *Mogontiacum* (Mainz) und *Vetera I* bei Xanten durch die frühe, wenngleich bislang nur vereinzelt nachgewiesene Verbreitung von *busta* am Rheinlimes zurückverfolgen: Im Gräberfeld des niedergermanischen Legionslagers *Vetera I* gingen eine augusteisch/tiberische und eine flavische Bustumbestattung nachweislich der zivilen Stadtgründung der *Colonia Ulpia Traiana* voraus⁶¹. Ebenso ist die aufwendige Begräbnisvariante noch vor Gründung der obergermanischen Provinzhauptstadt *Mogontiacum* an der römischen Rheingrenze gegenüber der Mainmündung in einem claudischen Grabbezirk an der Gräberstraße von Mainz-Weisenau belegt, die das Legionslager mit dem Auxiliarlager verband⁶² und nachfolgend zwischen etwa 60 und 80 n. Chr. sowohl unmittelbar südwestlich des Zweilegionenlagers auf dem Hochplateau des Kästrich als auch weiterhin im Verlauf der Gräberstraße von Mainz-Weisenau⁶³.

Am Neckarlimes ließ sich hingegen an den römischen Militärstützpunkten von *Arae Flaviae* (Rottweil) und Heidelberg-Neuenheim jüngst bereits eine auffällige Konzentration von *busta* nachweisen: Auf dem östlichen Neckarufer von *Arae Flaviae* erfolgte die Anlage von 32 Bustumbestattungen von 70/80 bis 120/130 n. Chr. entlang der Gräberstraßen der Militärlager und ging mit dem Abzug der Truppen um 110/120 n. Chr. – entsprechend des Wechsels der Bestattungssitte im Zuge der Auffassung des Nidenser Auxiliarkastells am Untermain – deutlich zurück⁶⁴. Während die Verbreitung von *busta* im Umfeld des flavisch-traianischen Militärstützpunktes am oberen Neckar sowohl auf Legionäre⁶⁵ als auch Auxiliarsoldaten⁶⁶ von berittenen (Teil-)Einheiten⁶⁷ zurückgeführt werden kann, ist die überaus

59 Lindenthal 2007, 377 (2./frühes 3. Jh.).

60 Ebd. 418–420, zur Interpretation der Brandbestattung als *bustum* vgl. Koch 2021a.

61 Zu vorcoloniazeitlichen *busta* im Umfeld von *Vetera I*: Bridger 2008, 232–233 (vor 20 n. Chr.); 238 (um 90 n. Chr.). Das flavische *bustum* ist münzdatiert: Brandl 2000 (nach 77/78 n. Chr.).

62 Boppert – Ertel 2019, 61 (Grabbezirk III).

63 Witteyer – Fasold 1995, 26. 29 Kat. 6 (ca. 60–70 n. Chr.); 35 Kat. 12 (ca. 60–80 n. Chr.); Boppert – Ertel 2019, 109 (Grabbezirk XXVIII); zur Bustumbestattung in der Königshütter Straße 13–15 vgl. Stümpel 1958, 67 (vespasianisch); zu *busta* im Oberen Laubenheimer Weg vgl. Stümpel 1971, 147 und Decker 1976/77, 229.

64 Fecher 2010, 60. 62–63 Tab. 13–14; 67. 268. 271.

65 Ebd. 21. 271. 273.

66 Ebd. 273.

67 Zur möglichen Stationierung (teil-)berittener Einheiten in Kastell V und Kastell III und den in *Arae Flaviae* nachgewiesenen Auxilien vgl. Kortüm 2021, 232–233. 240.



Abb. 13: Bronzegriff einer Schöpfschale während der Freilegung auf der Grabsoble aufliegend.



Abb. 14: Tegula mit Stempel der coh(ors) I Aq(u)i(tanorum) aus der Giebeldachkonstruktion einer domus aeterna im bustum.

zahlreiche Verbreitung von Bustumbestattungen im Gräberfeld des Auxiliarkastells von Heidelberg-Neuenheim von 80/85 bis 115/120 n. Chr.⁶⁸ und nachfolgend von 115/120 bis 150/155 n. Chr.⁶⁹ am unteren Neckar nachweislich und ausschließlich auf die Anwesenheit römischer Hilfstruppen zurückzuführen, wobei die Anlage zweier spätflavischer *busta* durch Angehörige der 24. Freiwilligenkohorte bereits bis spätestens 90 n. Chr. erfolgte⁷⁰. Nach Verlegung dieser Einheit wurde die Bestattungssitte durch Angehörige der *cohors II Augusta Cyrenaica equitata* weiterhin ausgeübt⁷¹. Ebenso lässt sich die Anlage einer Bustumbestattung im Gräberfeld des am Neckarufer gelegenen Alenkastells von Stuttgart-Bad Cannstatt auf Angehörige der *ala I Scubulorum* zurückführen⁷².

68 Hensen 2009, 141 Kat. 52/46; 155 Kat. 54/89; 164–165 Kat. 54/111; 168 Kat. 54/122; 174 Kat. 54/136; 178–179 Kat. 54/150; 203–204 Kat. 60/225; 273 Kat. 63/21; 275 Kat. 63/29; 299–300 Kat. 64/40; 304–305 Kat. 64/55; 310 Kat. 64/72; 320–321 Kat. 64/100; 341 Kat. 65/28; 355–356 Kat. 65/75; 401–402 Kat. 66/16; 555–556 Kat. 67/86; 558 Kat. 67/93; 560–561 Kat. 67/96; 573 Kat. 68/4; 602 Kat. 69/1; 604–605 Kat. 69/4; 608–609 Kat. 69/14; 637 Kat. 69/79; 648–649 Kat. 69/99.

69 Ebd. 145 Kat. 54/63; 145–146 Kat. 54/64; 166–167 Kat. 54/118; 176 Kat. 54/144; 186–187 Kat. 58/176; 196–198 Kat. 60/211; 212 Kat. 60/247; 231 Kat. 61/295; 263 Kat. 62/22; 264 Kat. 62/24; 295–296 Kat. 64/31; 305–306 Kat. 64/58; 309 Kat. 64/70; 390–391 Kat. 65/170; 423–424 Kat. 66/74; 436 Kat. 66/104; 463–464 Kat. 66/171; 467–468 Kat. 66/183; 473 Kat. 66/201; 487–488 Kat. 66/240; 511 Kat. 66/322; 520 Kat. 67/3; 543–544 Kat. 67/54; 567–568 Kat. 67/114; 575 Kat. 68/12; 621–622 Kat. 69/46; 622–623 Kat. 69/48; 623–624 Kat. 69/50; 626–627 Kat. 69/62; 631–632 Kat. 69/71a; 634 Kat. 69/74.

70 Zur Stationierung der 24. Voluntarienkohorte in Heidelberg-Neuenheim und dem Nachweis zweier *busta* mit gestempelten Ziegeln der Einheit s. Anm. 42–43.

71 Zur Stationierung dieser Einheit vgl. Hensen 2009, 66.

72 Nierhaus 1959, 15. 24.

Am Niedergermanischen Limes wird die Bedeutung der Auxiliartruppen zur Verbreitung der Bestattungssitte am mittleren Niederrhein durch Angehörige der seit etwa 85 n. Chr. im Kastell *Gelduba* (Krefeld-Gellep) stationierten *cohors II Varicianorum equitata* belegt⁷³, am Kastell *Asciburgium* (Moers-Asberg) lässt sich das Auftreten dieser Bestattungssitte auf Angehörige der *ala Moesica Felix Torquata* zurückführen⁷⁴, deren Anwesenheit infolge des Bataveraufstandes 69/70 bis 83/85 n. Chr. rekonstruiert werden kann⁷⁵.

Das Auftreten der fremden Grabsitte der Bustumbestattung in der römischen Wetterau kann demnach – wie bereits von R. Fecher im südlichen Obergermanien und von R. Pirling im niedergermanischen Limesgebiet rekonstruiert⁷⁶ – auf die Präsenz des römischen Militärs zurückgeführt werden. Die nachfolgend belegte Verbreitung von *busta* in Villenekropolen spiegelt vermutlich eine Ansiedlung römischer Veteranen, durch deren Landnahme frühestens seit spätraianisch-frühhadrianischer Zeit die von J. Lindenthal nachgewiesene Aufsiedlung der nördlichen Wetterau erfolgt sein dürfte⁷⁷. Die Aufsiedlung der ländlichen Wetterau durch hochrangige Militärveteranen kann neben den Grabbefunden insbesondere aus der ältesten Villenarchitektur von Münzenberg-Gambach (Wetteraukreis) und deren formal auffälliger Übereinstimmung mit dem Kopfbau einer Mannschaftsbaracke des Limeskastells Echzell abgeleitet werden⁷⁸. Damit wird weiterhin die Annahme bekräftigt, wonach die Verbreitung von *busta* im unteren Isartal auf eine staatlich kontrollierte Ansiedlung römischer Militärveteranen zurückzuführen ist⁷⁹. Die Migration einer Bevölkerungsgruppe aus dem norisch-pannonischen Donaugebiet zur gezielten Aufsiedlung des ostraetischen Limeshinterlandes durch Veteranen der traianischen Dakerkriege⁸⁰ lässt sich künftig möglicherweise auch im obergermanischen Grenzgebiet zwischen Untermain und nördlicher Wetterau als systematische Maßnahme einer programmatischen römischen Siedlungspolitik nachvollziehen.

73 Pirling 2002, 518–522. 525. 527.

74 Ebd. 525; Rasbach 1997, 18. In die Belegungsphase 3 (60–90 n. Chr.) datieren die ältesten *busta* im nördlichen Gräberfeld von *Asciburgium* (Grab 33–34 sowie Grab 62) vgl. ebd. 9. 29. 146–147. 155.

75 Rasbach 1997, 9. 123. Ebenso werden *busta* im Gräberfeld von *Novaesium* (Neuss) mit Bestattungen römischer Soldaten in Verbindung gebracht vgl. Werner 1989, 82, wobei sich deren Verbreitung ebenda nicht auf einzelne Militäreinheiten zurückführen lässt vgl. Müller 1977, 14–17. 23–26.

76 Pirling 2002, 525–526; Fecher 2010, 74. 271. 275.

77 Lindenthal 2007, 45. 53.

78 Ebd. 50.

79 Struck 1992, 249–250. 252.

80 Ebd. 248–250. 252 sowie nachfolgend Struck 1995, 75–76. 78 und Struck 1996, 155–156. 159, zuvor ähnlich bereits Fasold 1987/88, 191. 193 und – aufgrund epigraphischer Indizien – Dietz 1984, 214.

Danksagung

Für finanzielle, fachliche, tatkräftige und logistische Unterstützung der Grabungskampagnen 2020 und 2021 danken wir der Archäologischen Gesellschaft in Hessen e.V., W. Bender (Grüningen), Fam. R. Becker und J. Benner (Muschenheim), R. Bier (Butzbach), J. Diehl B.A. (JLU), Dr. P. Fasold, Dr. H. Ganz (Wickstadt), M. Gottwald M.A. (LfDH), S. Heeb B.A. (Gießen), W. Herzing (Gedern), Dr. C.-M. Hüssen, A. Kleeberg (Hungen), M. Koch, K. und V. Lins (Muschenheim), Prof. Dr. K. Lorenz (JLU), M. Müller (Lich-Arnsburg), G. Nitsche (Muschenheim), K. G. Opper (Muschenheim), M. Pieper B.A. (LfDH), M. Reinemer (Muschenheim), J. Schmidt (JLU), U. Schmidt (Lich), Prof. Dr. S. von Schnurbein, K. und M. Schwing (Hungen), R. Skrypzak (Nidda), A. Stein (Lich), N. Weil (Muschenheim) und Dr. H. Graf von Westerholt (Hof Güll).

Anhang

Literaturverzeichnis

Beck – Chew 1991

F. Beck – H. Chew, *Masques de fer. Un officier romain du temps de Caligula*, Musée des antiquités nationales de Saint-Germain-en-Laye (Paris 1991)

Becker 2009

T. Becker, *Das Limeskastell „Alteburg“ bei Arnsburg. Führungsheft zu den römischen Hinterlassenschaften in der Gemarkung Muschenheim der Stadt Lich, Landkreis Gießen, Archäologische Denkmäler in Hessen 170* (Wiesbaden 2009)

Becker et al. 2012

T. Becker – M. Scholz – I. Vollmer, *Perseus und der Knabe – eine Fibel mit süffisanter Inschrift aus Hungen-Inheiden. Restaurierung und Einordnung eines antiken Trachtelements aus dem Landkreis Gießen*, *hessenARCHÄOLOGIE* 2012, 133–137.

Becker – Scholz 2014

T. Becker – M. Scholz, *Eine Scheibenfibel aus Hungen-Inheiden (Lkr. Gießen) und die Besatzungen der numerus-Kastelle am Taunus- und Wetteraulimes in severischer Zeit*, in: *Römisch-Germanisches Zentralmuseum* (Hrsg.), *Honesta Missione. Festschrift für Barbara Pferdehirt*, *Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums* 100 (Mainz 2014) 169–196.

Bienert 2007

B. Bienert, *Die römischen Bronzegefäße im Rheinischen Landesmuseum Trier*, *Trierer Zeitschrift Beiheft* 31 (Trier 2007)

Blänkle et al. 1995

P. H. Blänkle – A. Kreuz – V. Rupp, *Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen an zwei römischen Brandgräbern in der Wetterau*, *Germania* 73, 1995, 103–130.

Boppert – Ertel 2019

W. Boppert – C. Ertel, *Die Gräberstraße von Mainz-Weisenau. Eine italische Gräberstraße des 1. Jhs. n. Chr. im römischen Mainz*, *Mainzer Archäologische Schriften* 16 (Mainz 2019)

Brandl 2000

U. Brandl, Süßes für die Ewigkeit – Eine frühe Bustumbestattung auf dem Gebiet der Colonia Ulpia Traiana / Xanten, in: H. G. Horn – H. Hellenkemper – G. Isenberg – H. Koschik (Hrsg.), Fundort Nordrhein-Westfalen. Millionen Jahre Geschichte (Köln 2000) 267–268.

Bridger 2008

C. Bridger, Die Gräber der Vorcoloniazeit (12 v. Chr. – 98 n. Chr.), in: M. Müller – H.-J. Schalles – N. Zieling (Hrsg.), Colonia Ulpia Traiana. Xanten und sein Umland in römischer Zeit, Xantener Berichte Sonderband 1 (Mainz 2008) 227–241.

Burger-Völlmecke 2020

D. Burger-Völlmecke, Mogontiacum 2. Topographie und Umwehruung des römischen Legionslagers von Mainz, Limesforschungen 31 (Berlin 2020)

Cordie-Hackenberg – Haffner 1997

R. Cordie-Hackenberg – A. Haffner, Das keltisch-römische Gräberfeld von Wederath-Belginum 5. Gräber 1818–2472, Trierer Grabungen und Forschungen 6, 5 (Mainz 1997)

Czysz 2003

W. Czysz, Heldenbergen in der Wetterau – Feldlager, Kastell, Vicus, Limesforschungen 27 (Mainz 2003)

Decker 1976/77

K.-V. Decker, Steinerne Grabeinfriedungen (Grabgärten) vom oberen Laubenheimer Weg, Mainzer Zeitschrift. Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte 71/72, 1976/77, 228–230.

Dietz 1984

K. Dietz, Das älteste Militärdiplom für die Provinz Pannonia Superior, Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 65, 1984, 159–268.

Fasold 1987/88

P. Fasold, Eine römische Grabgruppe auf dem Fuchsberg bei Günzenhausen, Gem. Eching, Lkr. Freising, Berichte der bayerischen Bodendenkmalpflege 28/29, 1987/88, 181–215.

Fasold 2006

P. Fasold, Die Bestattungsplätze des römischen Militärlagers und Civitas-Hauptortes Nida (Frankfurt am Main-Heddernheim und -Praunheim), Schriften des Archäologischen Museums Frankfurt 20/2 (Frankfurt 2006)

Fasold 2011

P. Fasold, Die Bestattungsplätze des römischen Militärlagers und Civitas-Hauptortes Nida (Frankfurt am Main-Heddernheim und -Praunheim). Auswertung, Schriften des Archäologischen Museums Frankfurt 20/1 (Frankfurt 2011)

Fasold et al. 2016

P. Fasold – A. Hampel – M. Scholz – M. Tabaczek, Der römische Bestattungsplatz von Frankfurt am Main-Zeilsheim, Schriften des Archäologischen Museums Frankfurt 26 (Regensburg 2016)

Fecher 2010

R. Fecher, Arae Flaviae 7. Die römischen Gräberfelder, Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 115 (Stuttgart 2010)

Hensen 2009

A. Hensen, Das römische Brand- und Körpergräberfeld von Heidelberg 1, Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 108 (Stuttgart 2009)

Klee 2013

M. Klee, *Germania Superior*. Eine römische Provinz in Deutschland, Frankreich und der Schweiz (Regensburg 2013)

Koch 2021a

J. M. Koch, Kontaktzone Wetteraulimes – Das römische Grab von Eberstadt (Stadt Lich, Lkr. Gießen) und das germanische Gräberfeld im Gießener Stadtwald, in: Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlung, Magistrat der Universitätsstadt Gießen (Hrsg.), *Auf den Spuren der Archäologie – Vom Fundort ins Museum*. Ausstellungskatalog Gießen (Gießen 2021), 85–91.

Koch 2021b

J. M. Koch, Archäologie für das Gießener Land im 21. Jahrhundert – Vom Alltag einer Archäologin zwischen regionaler Feldforschung, universitärer Lehre und neuer Kooperation mit dem Oberhessischen Museum, in: Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlung, Magistrat der Universitätsstadt Gießen (Hrsg.), *Auf den Spuren der Archäologie – Vom Fundort ins Museum*. Ausstellungskatalog Gießen (Gießen 2021), 52–57.

Koch – Diehl 2019

J. M. Koch – J. Diehl, Römische Grab- und Bestattungssitten am Wetterau- und Taunuslimes. Brandbestattung und Totenkult in den Gräberfeldern der Limeskastelle Kapersburg (Wetteraukreis), Arnsburg und Inheiden (Lkr. Gießen), in: M. Stark – C. Rinn (Hrsg.), *Reisen in die Unterwelt*. Ausstellungskatalog Gießen (Gießen 2019) 49–56.

Koch – Mückenberger 2022

J. M. Koch – K. Mückenberger, Ein Prunkgrab am Limeskastell Arnsburg „Alteburg“ bei Lich-Muschenheim (Lkr. Gießen) – Elitebestattung eines römischen Kohortenpräfekten? *Denkmal Hessen* 1, 2022, 60–63.

Koch et al. 2022

J. M. Koch – K. Mückenberger – M. Gottwald – M. Pieper, Lich-Muschenheim, Lkr. Gießen: Mit Faltstuhl, Schabeisen und Schöpfkelle kultiviert ausgestattet in der domus aeterna – Die mittelkaiserzeitliche Bustumbestattung eines römischen Militäroffiziers des Limeskastells Arnsburg „Alteburg“, *hessenARCHÄOLOGIE* 2022 (im Druck)

Kortüm 2021

K. Kortüm, *MVNICIPIVM ARAE FLAVIAE* / Rottweil – Ein Update, Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 62, 2021, 229–244.

Kossack 2000

G. Kossack, Wagen und faltbarer Sessel in Gräbern römischer Provinzen, *Bayerische Vorgeschichtsblätter* 65, 2000, 97–107.

Koster 2013

A. Koster, *The Cemetery of Noviomagus and the Wealthy Burials of the Municipal Elite, Description of the Archaeological Collections in Museum Het Valkhof at Nijmegen* 14 (Nijmegen 2013)

Künzl 1982

E. Künzl, Medizinische Instrumente aus Sepulkralfunden der römischen Kaiserzeit, Bonner Jahrbücher 182, 1982, 1–131.

Lehmann-Hartleben 1926

K. Lehmann-Hartleben, Die Trajanssäule (Berlin 1926)

Lindenthal 2007

J. Lindenthal, Die ländliche Besiedlung der nördlichen Wetterau in römischer Zeit, Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen 23 (Wiesbaden 2007)

Miks 2009

C. Miks, Relikte eines frühmittelalterlichen Oberschichtgrabes? Überlegungen zu einem Konvolut bemerkenswerter Objekte aus dem Kunsthandel, Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 56, 2009, 395–538.

Moneta 2010

C. Moneta, Der Vicus des römischen Kastells Saalburg (Mainz 2010)

Mráv 2013

Z. Mráv, Eiserne Klappstühle aus kaiserzeitlichen Bestattungen der einheimischen Elite in Pannonien. Zu den Beigaben der Bade- und Reinigungsgarnitur pannonischer Wagengräber, Akadémiai Kiadó, Budapest Arch. Ert. 138, 2013, 105–144.

Mückenberger – Koch 2021

K. Mückenberger – J. M. Koch, Monumentales Grab am Wetteraulimes, AiD 2, 2021, 56.

Müller 1977

G. Müller, Die römischen Gräberfelder von Novaesium, Novaesium 7 = Limesforschungen 17 (Berlin 1977)

Nierhaus 1959

R. Nierhaus, Das römische Brand- und Körpergräberfeld „Auf der Steig“ in Stuttgart-Bad Cannstatt. Die Ausgrabungen im Jahre 1955 (Stuttgart 1959)

Nuber 1973

H. U. Nuber, Kanne und Griffschale. Ihr Gebrauch im täglichen Leben und die Beigabe in Gräbern der römischen Kaiserzeit, Berichte der Römisch-Germanischen Kommission 53 1973, 1–232.

Nuber 1985

H. U. Nuber, Prunkvolles Jenseits – Eine reiche Dame aus Wehringen, in: E. Keller (Hrsg.), Die Römer in Schwaben. Jubiläumsausstellung 2000 Jahre Augsburg, Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 27 (München 1985) 209–210.

Nuber – Radnóti 1969

H. U. Nuber – A. Radnóti, Römische Brand- und Körpergräber aus Wehringen, Ldkr. Schwabmünchen. Ein Vorbericht, Jahresbericht der bayerischen Bodendenkmalpflege 10, 1969, 27–49.

Päffgen 1992

B. Päffgen, Die Ausgrabungen in St. Severin zu Köln, Kölner Forschungen 5, 1 (Mainz 1992)

Pfuhl – Möbius 1979

E. Pfuhl – H. Möbius, Die ostgriechischen Grabreliefs (Mainz 1979)

Pirling 1989

R. Pirling, Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep 1966–1974, Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit B, Die Fränkischen Altertümer des Rheinlandes 13 (Wiesbaden/Stuttgart 1989)

Pirling 2002

R. Pirling, Busta aus Krefeld-Gellep, *Germania* 80, 2002, 491–527.

Radnóti 1957

A. Radnóti, Gebrauchsgeräte und Gegenstände aus Bronze, in: M. R. Alföldi et al., *Inter-cisa 2. (Dunapentele). Geschichte der Stadt in der Römerstadt*, *Archaeologia Hungarica* 36 (Budapest 1957) 225–240.

Rajtár – Hüssen 2021

J. Rajtár – C.-M. Hüssen, Ein eiserner Klappstuhl aus dem römischen Feldlager in Závod, Westslowakei, *Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege* 62, 2021, 347–358.

Rasbach 1997

G. Rasbach, Römerzeitliche Gräber aus Moers-Asberg, Kr. Wesel. Ausgrabung 1984 im nördlichen Gräberfeld, *Funde aus Asciburgium* 12 (Duisburg 1997)

Riha 1986

E. Riha, Römisches Toilettgerät und medizinische Instrumente aus Augst und Kaiseraugst, *Forschungen in Augst* 6 (Augst 1986)

Schönberger 1976

H. Schönberger, Das augusteische Römerlager Rödgen, *Limesforschungen* 15 (Berlin 1976)

Schuler 2002

Der römische Friedhof an der Sechtemer Strasse im Kölner Süden, *Kölner Jahrbuch* 35, 2002, 437–570.

Struck 1992

M. Struck, Römerzeitliche Siedlungen und Bestattungsplätze im unteren Isartal – zur Besiedlung Nordosträtiens, *Archäologisches Korrespondenzblatt* 22, 1992, 243–254.

Struck 1995

M. Struck, Analysis of Social and Cultural Diversity on Rural Burial Sites in North-Eastern Raetia, in: P. Rush (Hrsg.), *Theoretical Roman Archaeology: Second Conference Proceedings*, *Worldwide Archaeology Series* 14 (Aldershot 1995) 70–80.

Struck 1996

M. Struck, Römische Grabfunde und Siedlungen im Isartal bei Ergolding, *Landkreis Lands-hut, Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte A* 71 (Kallmünz 1996)

Stümpel 1958

B. Stümpel, Bericht des Landesdienstes für Vor- und Frühgeschichte im Reg.-Bez. Rheinhes-sen und im Kreis Kreuznach für die Zeit vom 1. April 1956 bis 31. März 1957, *Mainzer Zeitschrift. Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte* 53, 1958, 61–73.

Stümpel 1971

B. Stümpel, Bericht des staatlichen Amtes für Vor- und Frühgeschichte für die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1968, *Mainzer Zeitschrift. Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte* 66, 1971, 132–157.

Ulbert 1959

G. Ulbert, Die römischen Donau-Kastelle Aislingen und Burghöfe, Limesforschungen 1 (Berlin 1959)

Ulbert 1969

G. Ulbert, Das frühromische Kastell Rheingönheim – Die Funde aus den Jahren 1912 und 1913, Limesforschungen 9 (Berlin 1969)

Werner 1989

A. Werner, Rekonstruktionsversuch einer römischen Brandbestattung, Archäologie im Rheinland 1988, 1989, 79–82.

Witteyer 1993

M. Witteyer, Die Ustrinen und Busta von Mainz-Weisenau, in: M. Struck (Hrsg.), Römerzeitliche Gräber als Quellen zu Religion, Bevölkerungsstruktur und Sozialgeschichte, Archäologische Schriften des Instituts für Vor- und Frühgeschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 3 (Mainz 1993) 69–80.

Witteyer – Fasold 1995

M. Witteyer – P. Fasold, Des Lichtes beraubt – Totenehrung in der römischen Gräberstraße von Mainz-Weisenau. Ausstellungskatalog Frankfurt (Wiesbaden 1995)

Abbildungsnachweis

Abb. 1: ORL B 2, 2 Nr. 16 Taf. 1

Abb. 2–8. 13: J. M. Koch

Abb. 9–10: M. Pieper

Abb. 11–12: D. Bach

Abb. 14: J. Diehl

Verkauf des Gerichts Ruchesloh 1237 als Verkehrspolitik im Auftrag des Reichs?¹

STEFAN PRANGE

I.

Den hier behandelten Verkauf des Gerichts – der *comitia* – Ruchesloh, gelegen zwischen Gießen und Marburg, durch Merenberg an das Erzbistum Mainz im Jahre 1237 hat Hans Heinrich Kaminsky verstanden als Teil eines großen Plans, die Verkehrsachse vom Rhein-Main-Gebiet durch die Wetterau, über die Lahn und weiter nach Norden im Auftrag des Reiches zu sichern. Dieser große Plan – wenn es ihn gab – ist in den zeittypischen grundsätzlichen und marginalen Konflikten untergegangen.

In den regionalgeschichtlichen Darstellungen findet man eher nebenbei, dass 1237 ein Teil der westlichen Gleiberger Grafschaft, nämlich Ruchesloh, von den Merenbergern an das Erzbistum Mainz verkauft worden sei.

Die Gerichtsrechte und damit eine Ebene der Herrschaftsstruktur in der *comitia* Ruchesloh waren im Prinzip ein Reichslehn, aber kein erledigtes. Daher konnte man nicht darüber verfügen; der bisherige Lehnsinhaber musste es hergeben wollen oder er musste veranlasst werden, es herzugeben.

Durch den Hüttenberg verlief die südliche Verkehrsachse von und nach der Reichsstadt Wetzlar, durch die *comitia* Ruchesloh die nördliche. Wetzlar wurde häufig als Teil des Reichslandes Wetterau angesehen. Wenn man – wofür alles spricht – die Tübinger und die Merenberger fest auf der staufischen Seite sieht, auf der lange auch der Erzbischof von Mainz ganz eindeutig stand, waren die alten und die neuen Besitzverhältnisse in der Grafschaft an der mittleren Lahn und in der *comitia* Ruchesloh geeignet, die konfliktdämpfende Wirkung des Reichslandes Wetterau nach Norden zu verlängern und die Voraussetzungen für einen möglichst ungestörten Verkehr zu schaffen.

1 Dieser Aufsatz geht zurück auf die Hoffnung Hans Heinrich Kaminskys, im Zusammenhang mit der Vorbereitung des Jubiläums von (Gießen-)Kleinlinden im Jahr 2019 sein altes Vorhaben wieder aufzugreifen, eine Regionalgeschichte der Kleinlandschaft Mittelhessens im hohen Mittelalter zu schreiben bzw. deren Erstellung anzuregen und mit Material, Hinweisen und Kritik zu unterstützen. Die Kräfte der Beteiligten haben aber über Vorarbeiten nicht hinausgereicht. Eine dieser Vorarbeiten, die aufgrund Kaminskys Urkundenübersetzung und in gelegentlicher Diskussion zwischen Kaminskiy und dem Autor entstand, wird hier vorgelegt. Die vom Autor vorgenommenen Wertungen hätten Kaminsky allerdings gründlich widerstrebt; sie hätten seinen Verdacht bestätigt, der Autor würde die mittelalterliche Geschichte nie wirklich verstehen. Darin gab und gibt der Autor ihm gerne Recht.

Zu dem Kauf kann man in verschiedene Richtungen spekulieren:

1. Eine ganz konventionelle Vermutung ist, dass es um die seit Jahrzehnten währenden Konflikte zwischen Thüringen und dem Erzbistum Mainz ging. Ruchesloh kam auf den Markt, weil Merenberg für die daraus erwartete Einnahme eine andere Verwendung hatte und der Meistbietende würde gewinnen. Potentielle Käufer waren das Erzbistum Mainz und Thüringen. Mit den Mitteln einer riesigen Kirchenprovinz und als Bischof des Bistums Mainz – eines Rhein-Anliegers mit entsprechenden Zolleinnahmen – konnte Thüringen nicht mithalten.
2. Die Vermutung, es sei um Verkehrspolitik gegangen, stützt sich darauf, dass mit dem Verkauf ein Element von Reichsrechten, das für den Verkehr vom Rhein-Main-Gebiet in den Norden des Reiches von Bedeutung war, in der Hand einer zuverlässigen Reichsgröße gehalten werden sollte, um Stockungen des Verkehrs durch regionale Händel zu unterbinden.
3. Mir ist auch plausibel, dass Elisabeth von Thüringen als Reichsheilige aufgebaut werden sollte, und es daher opportun war, die Region ihres Wirkens stückweise und bei jeweils passender Gelegenheit in die wenigstens indirekte Hand des Königtums zu bringen, damit die Elisabeth-Verehrung und der daraus entstehende Verkehr gesteuert werden konnte.

Es mag auch sein, dass alle drei (und womöglich noch mehr) Gesichtspunkte mit unterschiedlichem und nicht rekonstruierbarem Gewicht eine Rolle gespielt haben.

Allerdings konnte das Potential des Prozesses letztlich nicht genutzt werden, weil auf zu vielen reichs- und territorialpolitischen Spielfeldern schwere Konflikte schwellten, die letztlich zum Ende der Stauferepoche führten.

Die Langsdorfer Verträge 1262 markierten das Ende der mainzischen Ambitionen in unserer Kleinlandschaft und waren die Voraussetzung für den Verkauf der östlichen Gleiberger Grafschaft durch die Tübinger und damit der Beginn von Hessens Aufstieg zu einer konsolidierten Herrschaft in Mittelhessen.

II.

1237 haben damals reichspolitisch noch auf der gleichen Seite stehende Parteien einen Vertrag geschlossen: Die eine Partei war der Erzbischof von Mainz, Siegfried III. v. Eppstein, der über sein Erzbischöfamt und damit Glied der Reichskirche hinaus für den Kaiser als *procurator imperii* und als Vormund für das königliche Kind Konrad IV. tätig war, während sich dessen Vater Kaiser Friedrich II. in Reichsitalien und dem Königreich Sizilien aufhielt. Die andere Partei waren die Merenberger, ein im Reichsdienst stehendes Adligengeschlecht der Region Mittelhessen.

Der Vertrag², dessen Regelungen und Details unter III. erläutert werden, hat in der Übersetzung von Hans Heinrich Kaminsky folgenden Wortlaut, wobei notwendige Ergänzungen in runde, Erläuterungen in eckige Klammern gesetzt sind:

2 Edition in: Gudenus, Valentin Ferdinand: *Codex diplomaticus exhibens ab anno DCCCLXXXI.. Mogunticaca ...* Bd. I, Göttingen 1743, S. 544 f. Nr. 221; Regest in: Boehme, Johanan

„Im Namen des Herren. Amen.

Alle zusammen sollen wissen, dass wir, Siegfried (III.) durch die Gnade Gottes Erzbischof des geheiligten Sitzes (sedis) Mainz mit unserem geschätzten (geliebten) Blutsverwandten Konrad, Edelherr von Merenberg für seine Person und {auch} seinen Bruder Wedekind betreffend gräfliche Gerechtsame in Ruchesloh mit allem Zubehör (pertinentiis), (nämlich) Ortschaften, Rechten (iuribus) und Gerichtsbezirken (iurisdictiones), ausgenommen die Gerichte und Gerichtsbezirke der Ortschaften Gladenbach, Lobra, +Reizberg, Kirchberg {bei Lollar}, Treis (Lumda) und Londorf, einen Kauf- und Verkaufsvertrag in feierlicher Form {mit den den Rechtsgewohnheiten entsprechenden Ritualen} abgeschlossen haben, der für die Kirche Mainz, für mich und meine Nachfolger für immer Bestand haben wird.

Die obengenannten Orte, die nicht zu den verkauften gräflichen Rechten gehören, sollen auf die Verkündung der Ausrufer meines {des Erzbischofs} Oberrichters (ad vocam preconum iustitiarii nostri) hin, der zu dem Gericht (comicia) ruft, das gewöhnlich Lantschreie (Ruf zum Gebotenen Gericht (Ding)) genannt wird, {diesem Ruf} der Satzung entsprechend in Übereinstimmung mit dem Landrecht und dem Recht besagten Regionalgerichts (comicia) folgen.

Wenn die Bewohner der nicht zu der comitia gehörenden {wahrscheinlich: nicht mit verkauften} Ortschaften eine Buße oder Entschädigung leisten werden, so wird diese den Edelherren {v. Merenberg} und deren Kindern zufallen müssen.

³Wir haben den Edelherren in dem Burgort Amöneburg ein Burglehn von jährlich 16 Pfund Hellern gegeben. Hinzugefügt ist die Bedingung, dass dieselben Edelherren und ihre Kinder nach Ablegen eines Lehnsides uns und der Mainzer Kirche einen Dienst für alle Menschen des Burgortes als auch den Menschen von Merenberg und Gleiberg für immer zuverlässig und unermüdet leisten. Sollte der Fall eintreten, dass die Edelherren ohne Kinder männlichen Geschlechts sterben, sind sie aufgrund desselben Rechts verpflichtet, {dafür zu sorgen,} dass ihrer Tochter obengenannte Heller feierlich zum Lehn gegeben werden. Wenn die Edelherren in Amöneburg nicht residieren wollen oder können, müssen sie einen ebrenhaften Burgherren an ihre Stelle stellen. Umgekehrt werden auch wir gebunden sein, die Edelherren aufgrund der Rechtsverpflichtung zu verteidigen, mit der wir nach Verdienst auch unsere anderen Burgherren und Vasallen umfassen.⁴

Die {nicht verkauften Teile der} gräflichen Gerechtsame übergeben die genannten Edelherren {die Merenberger} nach Lehnrecht beliebigen Ministerialen oder Getreuen {der Mainzer Kirche} nach unserer Zustimmung. Nach deren Tod werden sie {die Merenberger} andere, die unsere Zustimmung finden, belehnen, ohne dass uns und unserer Kirche ein Schaden entsteht.

In feierlicher {symbolischer} Rechtsbehandlung (celebratus) wurde dieser Kauf- und Verkaufsvertrag über die besagten gräflichen Gerechtsame (super dicta comitia) vollzogen und aufgezeichnet (re tradita); der Preis von 800 Mark Silber ist bezahlt.

Friedrich: Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe Bd. II, Insbruck 1877, Neudruck 1966; S. XXXIII Nr. 271; eine Übersetzung eines Teils der Urkunde durch Sonja Ohlendorf liegt vor in: Lebendige Steine – 750 Jahre Treiser Kirche, hg. v. der Ev. Kirchengemeinde Staufenberg-Treis, Treis, Selbstverlag 2000; S. 7–8. Kaminsky hat Ohlendorfs Übersetzung überarbeitet.

3 Ab hier liegt die Übersetzung von Ohlendorf vor, die Kaminsky überarbeitet hat.

4 Hier endet die Übersetzung von Ohlendorf.

*Die Sicherung des Vertrages (vallato contractu) erfolgt von unserer Seite durch ein Gelöb-
nis (fidei datione), für die andere Seite jedoch durch die Leistung eines Eides höchstselbst (cor-
poraliter) (d.h. Konrad ist persönlich anwesend), nicht durch Vertreter. Es wird zugesichert,
dass Wedekind (von Merenberg), der sich derzeit auf Reichsheerfahrt befindet (in imperii ser-
viciis existens), den Vertrag anerkennt.*

*Und damit dies unbestritten fort dauert, haben der vorliegenden Urkunde wir und der
Edelherr Konrad unsere Siegel beigegeben.*

Die Zeugen dieses Vertrages sind⁵:

Arnold, Probst (des Klosters St. Peter in Mainz)⁶

Johannes von Vilar (Domkanoniker in Trier)⁷

Eckehard (Dekan in Amöneburg)

*Bruder Werner, ebendem Graf von Battenberg (zur Zeit des Vertrags Mitglied im Johan-
niterorden und Spitteler im Ordenshaus Wiesenfeld bei Frankenberg)*

Gottfried von Biegen (Burg bei Nied (Frankfurt))

Rupert (I.) von Karben (1234 Burgmann in Friedberg, 1239 Schultheiß in Frankfurt)

Reynand von Aldenburg (Altenburg bei Alsfeld)

Godebert von Diedenshausen (Kr. Biedenkopf; ein Edlen-Geschlecht)

Werner Cornigel (Zweig der Trober Ritter)

Siegfried von Atzbach

Bernelm Panecuche (Burgmann in Gießen 1229–1255)

*Adolf von Heuchelheim (ein A.v.H. ist vor 1255 als Burgmann in Gießen bezeugt; gest.
1284; der Zeuge ist evt. sein Vater).*

*Gegeben in den Feldern bei Siebertshausen (in campis apud Sigardesbusen) am 15. Dezem-
ber im Jahre des Herrn 1237.“*

Die Urkunde regelte also den Verkauf der Gerichtsrechte in dem Sprengel des
Obergerichts Ruchesloh – einem Gericht über Hals und Hand, also einem hochran-
gigen – mit allem Zubehör, den Ortschaften, Rechten und Ortsgerichten mit Aus-
nahme der Gerichtsrechte in den Dörfern Gladenbach, Lohra, +Reizberg⁸, Kirch-
berg, Treis und Londorf. Verkäufer waren die hochadligen Brüder Konrad und
Wedekind von Merenberg – Konrad war anwesend und war Vertragsschließender
auch im Namen seines beim Kaiser in Italien weilenden Bruders Wedekind. Käu-
fer war Siegfried III. von Eppstein als Erzbischof von Mainz für das Erzbistum. Es
ist nicht ausgeschlossen, dass Siegfried als Reichsverweser handelte; einen gewissen
Hinweis hierauf gibt die Verwendung des pluralis majestatis „wir, Sigfried“, der nur
dem Kaiser bzw. König zustand; auf ein Handeln als Reichsverweser wird aber nir-
gendwo explizit hingewiesen.

5 Die Hintergrundinformationen zu den Zeugen stammen alle von Kaminsky; sie beruhen
wahrscheinlich auf seiner Zusammenstellung hessischer Burgmannen, die sich im Stadtarchiv
Gießen befindet.

6 Vgl. Demandt, Karl E.: Das Chorherrenstift St. Peter zu Fritzlar, Marburg 1985, S. 383
Nr. 40 Anm. 5

7 Vgl. Goetz III S. 564 Nr. 745

8 heute Wüstung.

Der Käufer anerkannte die Nähe des Verkäufers zu ihm durch den Hinweis auf die Blutsverwandschaft.

Der Kaufpreis bestand aus einem hohen Geldbetrag plus einem Burgmannenlehn für die merenbergischen Brüder in Amöneburg, das ebenfalls hoch dotiert war, für dessen Ausfüllung sie Stellvertreter schicken konnten und für das weibliche Erbfolge zugesichert war.

Die vom Verkauf ausgenommenen Untergerichte mussten Mainzer Ministerialen zu Lehn gegeben werden. Die Menschen aus den nicht verkauften Gerichten mussten am Obergericht des Sprengels teilnehmen, wenn der Mainzer Hofrichter (iustitiarius) zum gebotenen Gericht aus einem Anlass rief, der nicht bis zum nächsten regulären terminlich feststehenden Gericht – dem ungebotenen Gericht – warten konnte.

Der Vertrag wurde in den Feldern vor Sicherheitshausen am 15. Dez. 1237 geschlossen. Der abwesende Wedekind von Merenberg befand sich mit anderen Parteigängern der Staufer aus der Region (Kuno von Münzenberg, Philipp von Falkenstein, Mitgliedern der Familien Ziegenhain und Solms) beim Kaiser Friedrich II. in Italien.

Ein Vertragsschluss am 15. Dezember eines Jahres in den Feldern in der Nähe eines Dorfes muss eine höchst ungemütliche Angelegenheit gewesen sein; von oben war es entweder kalt und trocken oder nass und etwas wärmer; der Boden war ziemlich sicher matschig. Die vielen Vertrags-Beteiligten, von denen einige über längere Strecken tagelang an- und abreisen mussten, werden sich notgedrungen auf diesen Termin geeinigt haben, weil die Sommerzeit von Verhandlungen, die bis Italien reichten, in Anspruch genommen worden war und im Winter keine weiteren Klärungen mit der Reichsspitze mehr möglich waren. Dass nicht z. B. die Burg auf dem Gleiberg als Vertragsort gewählt wurde, wird man sich damit erklären müssen, dass eine möglichst große Zahl der dem Gericht Unterworfenen bei den symbolischen Handlungen und Äußerungen anwesend sein sollte. Die vorbereiteten Urkundenexemplare wurden am Ort ja nur noch gesiegelt.

Die meisten Zeugen können von Hans Heinrich Kaminsky den beteiligten Parteien zugeordnet werden⁹:

- der mainzischen: Probst Arnold; Dekan Eckehard
- der merenbergischen: Siegfried von Atzbach; Bernelm Panecuche; Adolf von Heuchelheim

Aufgrund der Bindung von Bernhelm und Adolf an das tübingsche Gießen muss davon ausgegangen werden, dass Merenberg und Tübingen zumindest keinen Interessenkonflikt bei diesem Vertrag hatten.

- der trierischen: Johannes von Vilar
- der staufischen: Rupert von Karben, Werner Cornigel.
- Unklar ist es bei: Bruder Werner; Gottfried von Biegen; Reynand von Aldenburg [ein fuldischer Vasall]; Dodebert von Didinshusen [evt. ein landgräflich thüringischer Vasall]

9 siehe Anm. 5

Bruder Werner kam aus der Familie der Battenberg; diese Familie hat ein Jahr später einen Teil ihrer Rechte in der comicia Stiffe, die nördlich von Ruchesloh gelegen ist, an Mainz verkauft.¹⁰

Vorausgesetzt, die Zuordnung der Zeugen wird so vorgenommen, wie sie die Vertragschließenden damals verstanden haben wollten, wären alle relevanten Kräfte der Region eingebunden und damit der Vertrag zumindest nicht in so großem Widerspruch zu den Interessen der nur mittelbar – also über Zeugen – beteiligten Kräfte, dass sie ihre Vertreter nicht zur Zeugenschaft geschickt hätten. Dann gäbe es mit diesem Vertrag einen kleinen Vorläufer der Verträge von Langsdorf!

III.

Was war die „comicia Ruchelsloh“? Im 19. Jahrhundert hat man angenommen, dass es sich um eine Grafschaft und bei den Merenbergern um deren Grafen gehandelt habe. Die Urkunde aber nennt die Verkäufer Edle Herren, nicht aber Grafen. Verkauft wurde die comicia in Ruchelsloh. Das Mittellateinische Wörterbuch bietet zum Stichwort comitia/comicia die Bedeutungen „Amt, Befugnis, Rechte eines Grafen“, die Grafschaft und das Grafengericht. Es ist auch die Bedeutung Gerichtsbezirk möglich. Die eines Dorfgerichts ist jedenfalls zu schwach.¹¹

Diefenbach hat die Frage nach dieser Unterscheidung anders gelöst¹²: Er geht mit Müller von einer früheren Ohm-Lahn-Grafschaft und einer Grafschaft an der mittleren Lahn aus, wobei aus der letzteren die Grafschaft Ruchelsloh entstanden sei. Mit Weiss könnte man annehmen, dass die comicia – der Obergerichtsbezirk – ein in Bezug auf Verwaltung einschließlich Einkünfteerhebung und auf Rechtsprechung noch funktionale Rest einer Grafschaftsstruktur war.¹³ Die Verwirrung der Begriffe erkläre ich mir so, dass in der comitia Ruchelsloh ein Gerichtsherr eingesetzt war, der in der Teilgraftchaft Gleiberg (-West) tatsächlich Graf war, wobei dieser aber in Ruchelsloh eben nicht in der vollen Rolle eines Grafen tätig war. Auch Stimmig geht nicht von einer Grafschaft Ruchesloh aus, sondern interpretiert den Vorgang als ein Geschäft über ein Landgericht und damit über territoriale mittels gerichtlicher Rechte.¹⁴

10 dazu siehe V.

11 Vgl. Mittellateinisches Wörterbuch bis zum ausgehenden 13. Jh, hg. von der Bay. Akademie der Wissenschaften, Bd. II, 1999, Sp. 927 ff. Vgl. auch „comitia, comitia 1“, in: Hans Heinrich Kaminsky, Mittellateinisches Glossar <https://www.lagis-hessen.de/de/purl/resolve/subject/mlatgl/id/K02_05103> (aufgerufen am 09.04.2022).

12 Diefenbach, Heinrich, Der Kreis Marburg – seine Entwicklung aus Gerichten, Herrschaften und Ämtern bis ins 20. Jh.; [Diss Marburg 1938, Erstveröffentlichung 1942] 2. unveränderte Auflage 1962 = Schriften des Inst. f. gesch. Landeskunde v. Hessen u Nassau Nr. 21, hier vgl. S. 41.

13 Weiss, Ulrich, Die Gerichtsverfassung in Oberhessen bis zum Ende des 16. Jh., Marburg 1978 = Schriften des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde Nr. 37 [Textband und Kartenband], vgl. S. 15.

14 Stimmig, Manfred: Die Entstehung des weltlichen Territoriums des Erzbistums Mainz, Darmstadt 1915, vgl. S. 121 f.

Nicht unberücksichtigt bleiben sollte eine eindeutige Gleichsetzung von „comitia sivel[an] Lantgerichte“ in den Langsdorfer Verträgen 1263¹⁵; die Identität ist ein weiteres Argument dafür, dass es in Ruchelsloh zum Zeitpunkt des Verkaufs um territoriale Rechte ging, bei denen es für unsere Frage außer Betracht bleiben kann, ob sie ausschließlich aus Gerichtsrechten hervorgegangen oder von ursprünglichen Grafenrechten auf Gerichtsrechte zusammengeschrumpft waren.

Man kann also schlussfolgern, dass es bei der comitia Ruchesloh nicht um einen Teil der Grafschaft Gleiberg, sondern um einen Ruchelsloh genannten gesonderten Raum nördlich davon ging, der durch eine auf diesen Raum beschränkte Oberherrschaft unbestimmbarer Intensität mittels der Inhaberschaft des regionalen Obergerichts zu beschreiben ist. Verkauft wurden die eigentlich dem Reich zustehende Rechte; man kann daher hier einem Entfremdungsprozess von Reichsrechten durch die Territorialgewalten zusehen. Zwar mussten diese auch wieder mit Entfremdungsprozessen durch die belehnten Ministerialen rechnen, doch konnten sie die Hoffnung hegen, diese im strengen Sinne unfreie und von ihrem Lehnsgebern abhängige Gruppe unter Kontrolle halten zu können.

Um zu klären, wie groß die comitia Ruchesloh und deren verkaufbarer Anteil war, ist zunächst der Namensgeber der comitia zu bestimmen. Ruchesloh war die gemeinsame Gerichtsstätte eines Bezirks (comicia), deren Lage von Weiss und Diefenbach mit Bezug auf G. Frhr. Schenk zu Schweinsberg mit dem Flurnamen Rebslohe bei Ober-Weimar identifiziert wird.¹⁶ Die Gesamtgröße der comicia ist unklar, Diefenbach kann den Gesamtumfang auch nicht herausarbeiten. Er muss aber beträchtlich gewesen sein, sonst wäre der hohe Kaufpreis nicht zu erklären. Es wurde nicht die ganze comicia verkauft, denn zum einen ist zu berücksichtigen, dass durch deren Immunität die eigengerichtlichen Bezirke von Klöstern und adligen Allodien ohnehin nicht zur Disposition gestanden hätten und andererseits die Bereiche von einigen Dörfern bzw. Gerichten explizit ausgenommen wurden. Diese Ausnahmen bilden nach meiner Auffassung die südliche Grenze von Ruchesloh, schließen die Gerichtsstätte Ruchesloh, die nördlich von Treis und südlich von +Reizberg liegt, ein und bilden einen Riegel über das Lahntal und die Seitentäler. Hier hatte das auch nach dem Vertrag bestehende Obereigentum der Merenberger, das man angesichts der Pflicht, nur an Mainzer Vasallen zu verleihen, in Bezug auf die Machtausübung fiktiv nennen muss, das allerdings finanziell einträglich gewesen sein kann, für Konfliktfälle eine starke Position, die für die nord-südliche Verkehrsachse nicht unterschätzt werden darf.

Ob Sicherheitshausen – Ort des Vertragsschlusses – Ruchesloh zugeordnet werden kann,¹⁷ ist nicht eindeutig, denn Sicherheitshausen wäre – wenn schon selbstständiges

15 Neugestaltung in der Mitte des Reiches. 750 Jahre Langsdorfer Verträge 1263/2013, hg. v. Ursula Braasch-Schwersmann u.a. Marburg 2013; Urkunde 2, S. 396, ed. v. Francesco Roberg. Kaminsky übersetzt: „Grafschaftsrechte oder *lantgerichte*“ Kaminsky aaO S. 403.

16 Vgl. Weiss S. 33 und 42; Diefenbach S. 40.

17 So in „Sicherheitshausen, Landkreis Marburg-Biedenkopf“, in: Historisches Ortslexikon <<http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ol/id/9326>> (Stand: 6.1.2017).

Ortsgericht – als südliche Grenzmarkierung zu nennen gewesen; immerhin muss es den Ort schon gegeben haben, denn mit ihm wurde die Stelle des Vertragsschlusses bezeichnet. In den folgenden besser dokumentierten Jahrhunderten hat der Ort allerdings immer nach Treis gehört.¹⁸ Daher vermute ich, dass dies auch schon zum Zeitpunkt des Vertragsschlusses so gewesen ist.

Zu klären ist, woher die Merenberger die verkaufbaren Rechte in der comicia Ruchelsloh hatten.¹⁹ Leib geht mit Ebel davon aus, dass eine ursprüngliche Grafschaft an der mittleren Lahn („Weilburg-Wetzlar“), die das Archipresbyteriat Wetzlar abgedeckt und auch (Teile von) Ruchesloh eingeschlossen haben soll, um 1000 zerlegt worden sei, wobei u. a. die Grafschaft Gleiberg entstanden sei, von der aber bei ihm unklar bleibt, ob Ruchesloh ein Teil von ihr gewesen sei.

Merenberg war ursprünglich an der mittleren Lahn bei Merenberg im Erzbistum Trier begütert und mit Vogteien begabt. Zum Verkaufszeitpunkt waren sie vom Reich mit dem westlichen Teil der Grafschaft an der mittleren Lahn (identisch dem entsprechenden Teil der Grafschaft Gleiberg), mit der Vogtei der Reichstadt Wetzlar und einer Burgmannschaft auf der Reichsburg Kalsmunt bei Wetzlar belehnt.²⁰

Diefenbach vermutet eine allodiale Herkunft der Rechte an Ruchesloh, die über unklaren Erbgang an die Verkäufer gekommen waren.²¹ Es scheint mir aber so, also ob für Ruchesloh der Rückgriff auf den Erbgang für die Grafschaft Gleiberg nicht

18 Vgl. Ortslexikon aaO.

19 Zu der Frage der Herrschaftsstruktur gibt es eine ausgedehnte und z.T. mit einiger Erbitterung geführte Kontroverse auf der Grundlage vorhergehender Forschungen. Sie beginnt mit einem Aufsatz von Wolfgang Metz: Studien zur Grafschaftsverfassung Althessens im Mittelalter – Ein Beitrag zur Frage der Freigrafschaften, in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung (ZRG GA) Bd. 71, 1954, Seiten 167–208 (1). Sie wird fortgesetzt durch einen Aufsatz von Karl Kroeschell: Die Zentgerichte in Hessen und die fränkischen Centene in ZRG GA Bd. 73, 1956, Seiten 300–360 (2), in dem er seine Thesen schwungvoll vorträgt und die Annahmen zur Grafschaftsverfassung der Marburger Arbeitsgruppe von E.E. Stengel (Institut, später Landesamt für geschichtliche Landeskunde), die u. a. für den historischen Atlas Hessen maßgeblich waren, kritisiert. Die Arbeitsgruppe/das Institut antwortet dem damals wissenschaftlichen Assistenten Kroeschell ganz standesbewußt durch den Mitarbeiter Claus Cramer, der Kroeschell in seinem Aufsatz Neue Thesen zur althessischen Verfassungsgeschichte im Hessischen Jahrbuch für Landesgeschichte (HJLG) 8. Band 1958, Seiten 247–292 (3) heftig widerspricht. Im nächsten Band des HJLG entgegen Kroeschell S. 307–310 (4) darauf ungehalten und Cramer spricht auf S. 310 ein gekränktes Schlusswort (5). Zur Person von Claus Cramer siehe den Nachruf von G. Menk in Geschichtsblätter für Waldeck 82. Band 1994 S. 355–345. Durchgesetzt hat sich – jedenfalls außerhessisch – Kroeschell, z.B. indem er mit der Bearbeitung des Stichworts „Zent“ im Lexikon des Mittelalters betraut worden ist und das Handbuch der Rechtsgeschichte in der ersten Auflage unter Zent auf Kroeschell, nicht auf die hessische Auffassung verweist und in der zweiten Auflage vom Stichwort comicia auf Graf-, -schaft verwiesen wird. Als ein Ergebnis der Kontroverse ist festzuhalten, dass jede der beiden Seiten einige Belege für ihre Auffassung vortragen kann, die in Form von Einzelnachweisen und Analogieschlüssen herangezogen werden und die Argumente der Gegenseite jedenfalls nicht stützen, häufig aber auch nicht zwingend widerlegen.

20 Vgl. Rübsamen im Stichwort Merenberg in Neue Deutsche Biographie, Bd. 17 Berlin 1994.

21 Vgl. Diefenbach, S. 42.

weiterhilft, denn es ist nichts davon bekannt, dass Ruchesloh Teil der Grafschaft Gleiberg bzw. der Grafschaft an der mittleren Lahn gewesen sei. Daher ist Ruchesloh auch nicht in die aufgrund von Erbschaftsauseinandersetzungen nach dem Tod Giselberts Graf v. Luxemburg 1166 erfolgte Viertelung der Gleiberger Grafschaft einbezogen worden.

Diese vier Teile waren:

- der gemeinsame Anteil „gemeines Land an der Lahn“,
- der Hüttenberg, der ebenfalls gemeinsam besessen wurde
- der östliche Anteil mit folgendem Erbgang des Lehns²²: Konrad I. v. Luxemburg, seine Witwe Clementia, deren Sohn Wilhelm, dessen Sohn Wilhelm („von Gleiberg“), über seine Tochter Mechthild an deren Ehemann Rudolf v. Tübingen, an dessen Sohn Wilhelm („von Gießen“) und schließlich seinen Sohn Ulrich, der 1264 oder 1265 diese östliche Grafschaft mit Gießen an Hessen verkaufte.
- der westliche Teil, der zunächst an Hermann, Graf v. Salm innerhalb der luxemburgischen Familie vererbt wurde, von diesem an Otto v. Rheineck – Pfalzgraf bei Rhein –, dann an Otto Graf v. Gleiberg 1149 und über dessen Tochter etwa 1180 an deren Ehemann Hartrad von Merenberg.²³

Man muss also eine separate Herkunft der Rechte der Gleiberger Grafen in der comitia Ruchesloh ohne Einbezug der Gleiberger Grafschaft annehmen.

Als Ergebnis der Teilungen der Gleiberger Grafschaft in der Mitte des 13. Jh. entstanden wahrscheinlich folgende Besitzverhältnisse:²⁴

- in merenbergischem Vollbesitz: das Hoch- und Niedergericht Dorlar mit den Orten Atzbach, Nauborn, Garbenheim und Dorlar (Dorlar mit einem Eigenkloster, das auch Grablege werden sollte), die Burg Gleiberg und der Burgort, der Gleiberger Wald und ein Teil des Ortes Krofdorf
- in hälftigem Teilbesitz von Merenberg und Tübingen: das Gericht von Burg und Ort Gleiberg sowie das „gemein(sam)e Land an der Lahn“ mit den Gerichten Heuchelheim, Wißmar, Krofdorf (dies mit den Orten Launsbach, Fellingshausen und Rodheim); hier war das Burggericht das Hals- und Apellationsgericht.
- in Teilbesitz von Merenberg zu 3/8, Tübingen ebenfalls zu 3/8 und den Ganerben Cleeburg zu 1/4: das Gericht Hüttenberg, zu dem – allerdings aus einer Quelle ca. 100 Jahre später – gehörten: die Orte Leihgestern, Pohlhöns, Kirchgöns, Langgöns, Allendorf, Dutenhofen, Lützellinden, Hörnsheim, Hochelheim, Dornholzhausen, Niedercleyn, Vollnkirchen, Volpertshausen, Weidenhausen, Niederwetz, Reiskirchen (bei Wetzlar), Gehringhausen und

22 Vgl. Hans Heinrich Kaminsky: Die Anfänge [Gießens] in: 800 Jahre Gießener Geschichte, hg. v. Ludwig Brake und Heinrich Brinkmann, Gießen 1997, S. 3.

23 Vgl. Rübsamen aaO.

24 Vgl. Alexander Jendorff: Condominium- Typen, Funktionsweisen und Entwicklungspotentiale von Herrschaft ... , Marburg 2010 = Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 72, S. 147 ff.

Groß-Rechtenbach sowie Teile des Wiesecker Waldes und die aus ihm herausgerodeten Dörfer Annerod, Hausen, +Conradsrod und +Niederallbach.

- in Tübinger Vollbesitz: Stadt und Burg Gießen, Wieseck und ein Teil seines Waldes, Selters, Linden (heute Großen-Linden) und später Lindehe (heute Gießen-Kleinlinden).

IV.

Einige Einzelheiten des Vertrags bedürfen noch der Erläuterung:

Durch den Verkauf der comitia Rucheloh blieb die Zuständigkeit des Obergerichts – der comitia – mit seiner Funktion als Blut- oder Halsgericht über Verbrechen, auf die Todesstrafe stand, für das ganze Rucheloh aufrechterhalten; es mag hier auch eine Funktion der zweiten Instanz vorgelegen haben. Zu diesem Gericht wurde ausdrücklich gerufen. Die niederen Gerichte erfüllten die Funktion, die wir heute mit der freiwilligen Gerichtsbarkeit, den Zivilsachen und den Strafsachen bis zu blutenden Wunden identifizieren.²⁵ Durch die Funktion des Obergerichts gab es kein völliges Zerreißen von Rucheloh. Allerdings hat diese Einheit des Blutgerichts faktisch nicht oder nicht lange bestanden, weil die Lehnsträger in den nicht verkauften Gerichten die Blutgerichtsbarkeit selbstständig ausübten.²⁶

Nicht unwesentlich ist, dass die Familie der Eppsteiner, zu der Erzbischof Siegfried III. gehörte, im fraglichen Raum und dessen Umfeld bis in die Wetterau über zahlreiche Rechte und Berechtigungen verfügte, in deren Besitz sie wahrscheinlich durch Lehn des Erzbistums Mainz und anderer geistlicher Institutionen sowie anderer Adliger gekommen waren und die den Schwerpunkt ihrer Herrschaft, der bei Homburg gelegen war, nach Norden ergänzte.²⁷ Es mag hier ein übereinstimmendes Interesse des Erzbischofs Siegfried III in seiner Funktion als Repräsentant der Territorialmacht Erzbistum und der Person Siegfried von Eppstein als Angehöriger der Familie gegeben haben – wenn das Mittelalter solche feinsinnigen Unterscheidungen überhaupt wirksam vorgenommen hat.

Beim Verkaufspreis wird die Währung Leichte Pfennige bei der Dotierung des Burgmannenlehns ausgewiesen. Beim hauptsächlichen Verkaufspreis wird zwar keine Währung genannt, aber es ist hinreichend sicher, dass es sich um Kölnische Währung gehandelt haben muss, weil damit regelmäßig Grundstücks- und andere große Geschäfte bezahlt worden sind und die Urkunde bei dem Burgmannenlehn ausdrücklich die abweichende Währung nennt. Die Umrechnung der genannten Beträge in Silber ergibt: 187,200 kg einmalig für den Kaufpreis und 2,992 kg jährlich für das Burglehn.

²⁵ Vgl. Weiss S. 16.

²⁶ Vgl. Weiss S. 38.

²⁷ Vgl. Regina Schäfer: Die Herren von Eppstein – Herrschaftsausübung, Verwaltung und Besitz eines Hochadelsgeschlecht im Mittelalter, Wiesbaden 2000 = Veröff. der hist. Kommission für Nassau 68. S. 431 ff, S. 434.

Wenn ein Kaufpreis die Kapitalisierung der Erträge aus dem verkauften Gegenstand ist und wenn man z.B. eine 10 jährige Kapitalisierung annimmt, dann muss die Ertragskraft der verkauften Rechte in der comitia jährlich ca. 19 kg Silber, bei angenommenen 20 Jahren ca. 9 kg Silber betragen haben.

Offen ist, ob und ggf. wie 19 bzw 9 kg Silber durch schon eingehende Erträge aus den Gerichtsgefällen und anderen grundherrlichen Rechten erwirtschaftet werden konnten oder ob darauf spekuliert wurde, der Ertrag aus in nächster Zeit zu erwarteten grundherrlichen Einkünften aus den verkauften Gerichten – z.B. durch Rechte aus Rodungssiedlungen, erhofftem Bergbau oder anderen Rechten, auf die der Inhaber der comitia zugreifen konnte – gedeckt werden würden. Es mag aber auch sein, das es sich um einen politischen Preis gehandelt hat, der gezahlt wurde, um die Konkurrenz z. B. der Landgrafen von Thüringen auszustechen.

Auf eine modernisierte Landesherrschaft weist Diefenbach hin, denn in der Urkunde ist erstmals ein iustitarius als derjenige genannt, der zum Obergericht ruft, womit eine Funktion verwendet wird, die erst im Mainzer Landfrieden von 1235 geschaffen wurde.²⁸

Diefenbach nimmt an, dass Merenberg mit dem Verkauf versuchte, das Vordringen der thüringischen Landgrafen zu parieren und dazu den Gegner des Gegners, eben das Erzbistum Mainz, zur Hilfe gerufen hat, was auf längere Sicht dem Bedeutungsverlust der Merenberger auch in ihrem Teil der Gleiberger Grafschaft nicht abhelfen konnte, denn Merenberg war einfach zu klein, um mit seinem Besitz von Gleiberg-West, der Vogtei in Wetzlar und der comitia Ruchesloh eine stabile Territorialherrschaft aufbauen zu können und verfügte auch nicht über genug externe Mittel, um auf den Verkauf verzichten zu können.²⁹ Die Bestätigung seiner These sieht Diefenbach in dem 1365 kaiserlich bestätigten Reichsgericht am Bilstein, das als Reichslehn ausgegeben war.

Stimming zählt die Herrschaftsrechte auf, die das Erzbistum Mainz in den folgenden Jahren auf verschiedene Weise – z. T. auch durch Kauf – an sich brachte und damit seine Territorialrechte im Hessischen arrondierte.³⁰

Schon Jahrzehnte vor 1237 hatte ein Arrondierungsprozess von Streulagen bei Grundeigentum, Rechten usw. eingesetzt. Die Streulagen waren im Laufe der Jahrhunderte entstanden durch z.B. Schenkungen an z. T. vom Ort der Berechtigung weit entfernte Klöster und die Vielzahl der mit Aufgaben verknüpfte Rechte, die von König oder Landesherren an einzelne Lehnsempfänger vergeben worden waren. Ergebnis war auch bei diesen ein Flickenteppich von Besitz und Rechten. Das Interesse der Berechtigten an der Arrondierung wird nicht nur an dem hohen Aufwand gelegen haben, der für das Eintreiben von Einkünften aus weit entfernten Streulagen nötig war, sondern auch der Gefahr der Entfremdung der Rechte durch damit Belehnte sowie die komplexen Loyalitäten der Belehnten, die in der Regel Lehn von mehreren Herren empfangen hatten und daher die Interessen eines einzelnen Lehnsgebers

28 Vgl. Diefenbach, S. 40 und Anm. 61.

29 Vgl. Diefenbach, S. 45.

30 Vgl. Stimming, S. 142.

nicht unverwässert vertreten konnten. Ergebnis waren Tausche, Verkäufe oder Überlassungen, wobei völlig offen bleiben muss, ob nach diesen Handwechslern den vom ursprünglichen Schenker verfolgten Zwecken – z.B. nach einem Jahrgedächtnis bei einer Schenkung an ein Kloster – noch entsprochen wurde. Je mehr Gewicht die beteiligten Akteure hatten, umso mehr Druck konnten sie aufbauen, um Nutznießer dieser Arrondierungen zu werden.³¹

Naheliegender ist, dass eine geistliche Institution, auch wenn sie nicht als Seelsorger, sondern als Grundherr bzw. Territorialherr auftrat, fromme Stiftungen aufsaugen konnte, anders als ein weltlicher Interessent wie z. B. der Landgraf von Thüringen.

Die weitgehend zersplitterten Rechte des Reiches – gerade wenn sie über Reichsklöster organisiert waren – gerieten dabei leicht unter die Räder, weil keine handlungsfähige Kraft präsent war, in dessen Interesse das Zusammenhalten der diversen Rechte gewesen wäre; alle präsenten Kräfte wollten sich am ineffektiv verteidigten Reichsbesitz bedienen, was die Konflikte untereinander nur verschärfte.³²

V.

Für ein planvolles Vorgehen spricht auch der Erwerb der Hälfte der comicia Stiffe am 20. Juli 1238 durch Mainz,³³ dem schon 1234³⁴ ein Vorvertrag vorausgegangen war. Der Vorvertrag wurde nur von einer der beiden verkaufsberechtigten Parteien, angeführt von Graf Werner v. Wittgenstein, geschlossen; dieser und weitere Berechtigte versprachen mit dem Vertrag, die andere Partei, nämlich die Witwe seines Bruders und ihre Töchter auch vom Verkauf zu überzeugen. Stiffe schloss direkt nördlich an den westlichen Ausläufer der exemten Gerichte von Ruchesloh an, zog sich schmal bis zur Lahn und nördlich der Lahn über 20 km breit nach Norden. Im Hauptvertrag,³⁵ der erst 1238 geschlossen wurde, sind die Verkäufer wieder Grafen von Battenberg, aber andere Personen, nämlich die Brüder Siegfried – der offenbar der älteste war – sowie Wedekind II. und Werner II. von Wittgenstein. Verkauft wurde jeweils die Hälfte der Burgen Battenberg und Kellerberg,³⁶ der dazwischen liegenden Stadt und der comicia. Die comicia Stift (Stiffe) umfasste nach Falck folgende

31 Vgl. Diefenbach S. 50.

32 Vgl. Diefenbach S. 70 ff.

33 Urkundentext: Gudenus Bd I, S. 547 f. Nr. 222; sehr kurzes Regest bei Boehmer Bd II, S. 250 Nr. 292.

34 Gutes Regest in Falck, Ludwig: Mainzer Regesten 1200–1250, Teil I, Mainz 2007, Nr. 750, S. 403. Vgl. Stimming, S. 124.

35 Ausführliches Regest in Falck, Teil I, Nr. 898, S. 477, hierzu auch Stimming S. 124 Anm. 3, der damit Gudenus nach dem Urkundenoriginal korrigiert; neuzeitliche Schreibung nach Görich in Handbuch der historischen Stätten Bd 4 Hessen, 3. Aufl. Stuttgart 1976, S. 37. Zu den Orten: Bentreff ist nach dem Historischen Ortslexikon in LAGIS eine Wüstung südlich Frankenberg bei Rosenthal. Das in der Urkunde genannte Treisa erwähnt Görich im Handbuch nicht; nach dem Ortslexikon handelt es sich nicht um den heutigen Ort Treisa, sondern um den heute Laisa genannten Ort südwestlich Allendorf (Eder).

36 Vgl. Görich aaO zu den Stichworten Breitenbach und Kellerberg, S. 37 und 61.

Rechte:³⁷ Die Gebiete der Zentgerichte Battenfeld, Ruttene (Röddenau], +Bentrefe, Treisa, Geismar, Fromolskirche (Bromskirchen), Lixfeld, Duduffe (Dautphe), Wetter (Wettere) und Asphe. Der Kaufpreis betrug 600 Mark, zahlbar in drei gleichen Raten, deren Zahlung davon abhing, ob der Verkäufer und seine jüngeren Brüder jeweils die Übergabe der Hälfte ihrer Rechte an den Käufer vollzogen haben würden. Es mag sein, dass diese Zahlungsweise mit den noch nicht abschließend geklären Rechten in den verkauften Orten zusammenhing und dass der Erzbischof beabsichtigte, nach Klärungsfortschritt zu zahlen. Jedenfalls war erst 1241 der größte Teil bezahlt bzw. durch Verpfändung anderer Einkünfte ausgeglichen. Dass Unklarheiten blieben, mag dazu geführt haben, dass Ende des Jahrhunderts „die Battenberger wieder Mitbesitzer“ waren und von Mainz nochmals herausgekauft wurden.³⁸

VI.

Es kann hier nicht im Einzelnen dargestellt werden, aus welchen strukturellen Problemen und daraus durchaus folgerichtig entstandene Einzelentscheidungen der Konflikt zwischen deutschem König bzw. Kaiser, Papst, weltlichen Mächten, Akteuren der Reichskirche soweit eskalierte, dass die Stauferherrschaft unterging.

Die Stauferorientierung der Merenberger³⁹ war unzweifelhaft; sie waren über Jahrzehnte Vögte der Reichsstadt Wetzlar – des nördlichen Ausläufers des Reichslandes Wetterau – und Burgmannen auf der Reichsburg Kalsmunt.

Das heutige nördliche Mittelhessen war durch regionale Konflikte zwischen dem ausgreifenden Erzbistum Mainz und den die Territorialherrschaft konsolidierenden Thüringer Landgrafen bestimmt. Konrad – ein jüngerer Bruder des regierenden Landgrafen – übte die Herrschaft in der westlichen Landgrafschaft (mit Schwerpunkten Kassel und Marburg) 1231 bis 1234 aus, setzte sich auch militärisch mit dem Erzbistum auseinander, überzog bei der Eroberung des mainzischen Fritzlar erheblich und geriet dadurch in seiner Rolle und auch persönlich in die Defensive bis zur Exkommunikation durch den Papst (was dem Statutum nach auch die Reichsacht hätte nach sich ziehen müssen).

Die Region geriet durch die Nachwirkung des Lebens der Elisabeth von Thüringen in den Focus der Reichsöffentlichkeit, insofern schon vor ihrem Tod 1231 ihre Interpretation von Frömmigkeit eine große Faszination nicht nur auf die Unterschichten, mit denen sie sich gemein machte, sondern auch auf manche Großen des Reiches ausübte. Die Landgrafen von Thüringen hatten Elisabeth ab ihrer Witwen-

37 Vgl. Stimming S. 124 Anm 3, der damit Gudenus nach dem Urkundenoriginal korrigiert; neuzeitliche Schreibung nach Görlich S. 37. Zu den Orten: Bentreff ist nach LAGIS eine Wüstung s. Frankenberg bei Rosenthal. Das in der Urkunde genannte Treisa erwähnt Görlich nicht; nach dem Historischen Ortslexikon in LAGIS handelt es sich nicht um den heutigen Ort Treysa, sondern um den heute Laisa genannten Ort sw Allendorf (Eder).

38 Vgl. Stimming, S. 124, Zitat ebd.

39 Zu Merenberg s. Rübsamen; auch Leib, Jürgen: Krofdorf-Gleiberg – zwischen Tradition und Fortschritt, Gießen 1974, der diese Fragen in enger Anlehnung an Uhlhorn, F.: Geschichte der Grafen von Solms im Mittelalter, Marburg 1931 behandelt.

schaft 1228 zusammen mit Konrad von Marburg (seit 1215 päpstlich beauftragter Kreuzungsprediger, Beichtvater der Thüringischen Landgrafenfamilie und persönliches terroristisches Über-Ich Elisabeths und auch ihr Vormund im Witwenstand) in das an der extremen Westgrenze der Herrschaft liegende Marburg abgeschoben und geglaubt, sich damit ihrer entledigt zu haben. In Marburg hatte Elisabeth durch ihr mit eigenen Mitteln eingerichtetes kleines Hospital und persönliche Armut, Fürsorge für andere Menschen und Spiritualität ein Leben geführt, das den Buß- und Moralpredigten der Zeit ganz entsprach, nicht aber der kirchlichen Praxis. Spätestens ab dem Beginn einer kurz nach ihrem Tod einsetzenden zunächst unregelmäßigen Wallfahrt sprangen die Thüringer auf den Zug auf. Sie widersprachen der Verfügung Elisabeths, das Spital an die Johanniter zu übergeben und beanspruchten das Eigentum zunächst für sich, was der von ihnen angerufene Papst bestätigte. Konrad, der das Heiligsprechungsverfahren noch initiiert hatte, spielte in Marburg keine Rolle mehr, weil er in der schon vor Elisabeths Tod übernommenen neuen Rolle als Inquisitor aufging, die er derartig wahrnahm, dass er schon 1233 nach nicht einmal zwei Jahren in dieser Funktion erschlagen wurde. Die Thüringer übergaben 1234 nach langem Antichambrieren Konrads von Thüringen in Rom das Hospital dem Deutschen Orden, in den Konrad im selben Jahr nach seiner Wiederaufnahme in die Kirche und unter Verzicht auf seine Rechte in der Landgrafschaft eintrat. Das Verfahren zur Heiligsprechung Elisabeths verlief außergewöhnlich schnell und wurde schon 1235 abgeschlossen. Zur Erhebung der Gebeine der Heiligen 1236 erschien sogar der Kaiser mit zahlreichen Reichsgrößen, was der Wallfahrt weiteren Auftrieb gab.

Der Zustand der Reichspolitik und der Politik in der großen Region Rhein-Main-Wetterau-Mittelhessen vor dem und im Jahr 1237 war komplex und mit schweren Konflikten belastet:⁴⁰

Nur mit instabilen Kompromissen stillgestellt war der Grundkonflikt zwischen Papsttum und Reich um die Oberherrschaft über das Imperium und die Rolle der Kirche, über die Rolle der Bischöfe in Kirche und Reichskirchensystem und über das Verhältnis von Reich und Partial-Territorialmächten. Daher schwelte der Konflikt um das Verhältnis von Papsttum und Imperium vor sich hin und wurde je nach Interesse einmal von dieser, einmal von der anderen Seite wieder zu offener Flamme angeblasen.

Alle größeren Kräfte – auch die der Stauferpartei – hatten sich Splitter territorialer Rechte angeeignet und das Ergebnis war zunächst ein unglaublicher Flickenteppich, der nach Arrondierung schrie. Jeder durfte mitspielen – gewonnen hat, wer Geld, Macht und langen Atem hatte. Insofern war Tübingen gut beraten zu ver-

40 Vgl. zur Reichsgeschichte: Stürner, Wolfgang in der 10. Auflage des „Gebhardt – Handbuch der deutschen Geschichte“ Band 6 „Dreizehntes Jahrhundert 1198–1273“ Stuttgart, Clett-Cotta 2007. Für das Regionale: Demandt, Karl E., Der Endkampf des staufischen Kaiserhauses im Rhein-Maingebiet, in: Hess. Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 7 (1957), S. 102 ff. Demandts Darstellung ist immer noch wertvoll; man darf sich nur von seiner strikt staufischen Perspektive und mancher zeitgebundenen, wenn auch schon 1957 ungemessenen Begrifflichkeit, besonders vom „Endkampf“ im Titel, nicht abhalten lassen.

kaufen, nachdem es sich am seit den 1230er Jahren tobenden Arrondierungskampf nicht beteiligt hatte. Es ist unklar, ob Tübingen nicht konnte oder nicht wollte – oder nicht sollte, um Mainz nicht in die Quere zu kommen. In den 1250er Jahren jedenfalls sah es aufgrund des Zusammenbruchs der Reichsposition auch keinen Sinn mehr darin, am Spiel teilzunehmen und hat das nach den Langsdorfer Verträgen nicht weiter arrondierbare Gießen-Ost zusammen mit den Anteilen an den Gemeinsamkeiten verkauft, um mit dem Erlös in der Heimatregion zu arrondieren. Die Frage ist allerdings, warum Hessen zugreifen konnte; vielleicht, weil Thüringen gerade im Osten beschäftigt und Mainz überschuldet war; vielleicht war darum der Preis auch gar nicht hoch und Hessen konnte sich Gießen leisten.

Mit dem Ende einer Reichspolitik endete auch der Versuch, den Verkehrsraum Mittelhessen im Auftrag des Reiches zu sichern. Insofern konnte sich das Potential der Erwerbung Rucheslohs nicht mehr entfalten.

Die Landwehren und Warten in Gießen

ANTONIO SASSO

Wenn von der Befestigung Gießens die Rede ist, wird meistens von der Festungsanlage Philipps des Großmütigen gesprochen, die mit ihren großen Rondellen und Bastionen eine beeindruckende Vorlage für die berühmten Stadtansichten von Dilich und Merian lieferte.¹

Die mittelalterliche Stadtmauer oder die Festungsanlagen der frühen Neuzeit waren Symbole für die Wehrhaftigkeit und das Selbstverständnis einer Stadt. In Gießen zeigte sich dies, als man im Begriff war, ihr diesen Schutz wieder wegzunehmen: Bevor die Festungsanlagen im Nachgang der Niederlage Philipps des Großmütigen im Schmalkaldischen Krieg geschliffen wurden, flehten die Bewohner der Stadt darum, dass man sie doch vor dem Schicksal bewahren möge, ganz ohne Schutz „wie die dörrffer uff dem offenen felde sitzen und wonen“ zu müssen.²

Die Bedeutung der direkten Stadtbefestigung für Selbstverständnis und Sicherheitsempfinden der Bevölkerung lässt oft vergessen, dass eine Stadt nicht nur aus den Menschen und Gebäuden *intra muros* bestand. Mauer oder Festung waren Teil eines größeren, überregionalen Verteidigungssystems und die Stadt übernahm zwar zentrale Funktionen für ihr Umland, war aber ohne ihr Umland auch nur begrenzte Zeit überlebensfähig. Zum Schutze dieses Umlandes, zur Grenzmarkierung, zur Behauptung eines Herrschaftsanspruchs oder zur Regulierung des Personen- und Warenverkehrs legte man seit dem Mittelalter in Mitteleuropa Warten, Landwehren und Schläge an. Auch für Gießen lassen sich Hinweise auf solche Anlagen fassen.³

Die Gießener Landwehr wurde in der regionalgeschichtlichen Forschung bisher in ihrer Gesamtheit oder gar als mögliches, die Stadt umschließendes System noch nicht betrachtet. Erwin Knauß erwähnte im Rahmen seiner Arbeit zur Genese der städtischen Gemarkung beiläufig einzelne Teilabschnitte, im Besonderen behandelte er den Grenzstreit mit Kleinlinden um die sog. „Lindeser Hege“.⁴ Jede sonstige

1 Wilhelm Dilich, *Hessen Chronica* 1605 und Matthäus Merian, *Topographia Hassiae* 1643. Siehe LAGIS: „Ansicht von Gießen, 1646“, in: *Historische Ortsansichten* <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/oa/id/2707>> (Stand: 02.07.2020) und „Ansicht von Gießen, 1605“, in: *Historische Ortsansichten* <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/oa/id/1592>> (Stand: 02.07.2020).

2 Wolf 1997, 417 f.

3 Die Landwehren und Warten des Lahn-Dill-Kreises waren Thema der Masterarbeit des Verfassers, die er 2019 am Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit der Universität Bamberg bei Herrn Prof. Dr. Ingo Ericsson und Herrn Dr. Jörn Profé (Universität Gießen) einreichte. Bei seinen Recherchen zu den Landwehren des Nachbarlandkreises stieß der Verfasser auf die hier vorgestellten Ergebnisse. Der allgemeine Teil entspringt direkt der eingereichten Masterarbeit.

4 Knauß 1963, 189–199.

Erwähnung der Gießener Landwehr oder Warten in der Literatur entstammt der Bearbeitung der Flurnamen in Gießen.⁵ Auch dieser Aufsatz kann keine tiefgehende Analyse bieten, sondern ist ausschließlich eine Zusammenstellung verschiedener Quellen und Verdachtsflächen, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Ziel soll ein Rekonstruktionsvorschlag für eine nur lückenhaft überlieferte und in ihrer Bedeutung schwer einschätzbare Befestigung sein, die in der bisherigen Forschung – wenn überhaupt – nur am Rande Beachtung fand.

Aussehen und Verbreitung von Landwehren

Landwehren sind primär ein Phänomen des Spätmittelalters und tauchen in ganz Mitteleuropa auf. Möglich sind einfache Wälle mit vorgelagertem Graben oder tiefgestaffelte Anlagen mit mehreren Wällen und dazwischenliegenden Gräben. Diese – selbst innerhalb eines Systems – stark variierende Breite der Anlagen machte sie sehr flexibel und als Denkmalgattung sehr heterogen. Sie konnten problemlos den naturräumlichen oder strategischen Gegebenheiten angepasst werden.⁶

Landwehren konnten eine beträchtliche Länge von mehreren Kilometern haben.⁷ Oft wurden dabei auch natürliche Hindernisse wie Moore, Wasserläufe oder steile Geländekanten miteinbezogen. Auch anthropogene Elemente der Kulturlandschaft wurden verwendet: In der Wetterau nutzte man die Reste des Limes⁸ und in Wetzlar war wahrscheinlich sogar ein alter Hohlweg in die Landwehr integriert.⁹

Die Wallkrone konnte zusätzlich durch ein Gebück gesichert sein, eine Art lebender Zaun, meist Hasel, Hainbuche, Weißdorn oder andere Pflanzenarten, die durch „Bücken“ oder „Knicken“ der Triebe ein enges Astgeflecht bildeten. Die Untersuchungen des Verfassers haben ergeben, dass in Mittelhessen das Gebück auch ohne Wall als mehrere Meter dicke „Hege“ vorkommen konnte.

Die Durchlässe waren mit Falltoren, Brücken oder Schlagbäumen gesichert, in einigen Fällen wurden sie in späterer Zeit durch vorgelagerte Schanzen zusätzlich gesichert. Manchmal wurde der Durchlass durch Warttürme (Warten) oder steinerne Torbauten geregelt. Warten sind in Westfalen häufig direkt an die Landwehren angegliedert, im Mittelgebirge kommen die Warten jedoch häufig als alleinstehende Türme oder hochgelegene Aussichtsplätze vor, teilweise sogar ganz ohne Landwehr.¹⁰

Landwehren wurden um Städte, Dörfer, Gerichte, Kirchspiele oder an Landesgrenzen angelegt, um die Feldfluren vor Verwüstung, das Vieh vor Fressfeinden oder

5 V.a. Wilhelmi 1940 und Ramge 1987.

6 Zu Konstruktion, Aussehen, Datierung und Verbreitung von Landwehren vgl. Cohausen 1995, 232, Biller 2016, 309, Budde 1998, 8–10, Fehring 2000, 122 f., Haupt 2012, 184 f., Knepp 2014, 13–24, Mattern/Wolf 1990, 16–19, Pelissier 1905, XXI–XLVIII und Scholkmann 2009, 69 f.

7 Beispiele: Landwehr der Stadt Höxter insg. 24km (Koch 2016, 4.) und Siegener Landhecke mit insg. 205km (Knau 2014, 201).

8 Wolf 2004.

9 Schoenwerk 1954, 103.

10 Zu Westfalen siehe zusammenfassend: Knepp 2014, 13–24.

Wegtreiben zu schützen und den Verkehr von Waren und Menschen zu regulieren. Sie sollten Feinden den Zutritt erschweren bzw. sie am Verlassen eines Gebietes hindern und sie zur Nutzung der Durchlässe zwingen. Sie werden in der Regel nicht als militärische Befestigungsanlagen bezeichnet sondern als Annäherungshindernisse.

Besonders gut erforscht sind die Landwehren in Westfalen; hier tauchen sie in hoher Zahl um Städte und Kirchspiele auf. Weiterhin sind es vor allem Reichsstädte, bei denen die Landwehren ein Stück weit städtische Souveränität ausdrückten und daher lange nicht an Bedeutung verloren. Bekannte Beispiele sind die Landwehren der Reichsstädte Frankfurt am Main, Rothenburg ob der Tauber und Schwäbisch Hall. Die frühesten Anlagen datieren in die Mitte des 13. Jahrhunderts,¹¹ die große Masse aber ins 14. und 15. Jahrhundert.

Die hessischen Landwehren sind trotz ihrer Häufigkeit bisher kaum untersucht. In vielen Fällen stammt der Forschungsstand aus dem 19. oder frühen 20. Jahrhundert,¹² die allermeisten Anlagen sind allerdings gänzlich unerforscht.

Die Landwehr der Stadt Gießen

Für Mittelhessen ist auffällig, dass die ersten schriftlichen Erwähnungen der Landwehren meist aus späteren Grenzbeschreibungen oder aus Akten über Grenzstreitigkeiten stammen. Der Bau oder die Aufforderung zur Errichtung einer Landwehr wurden, obwohl es sich hierbei um aufwändige, zentral organisierte Projekte handelte, in der Regel nicht schriftlich überliefert. Auch für Gießen konnte der Verfasser keine solchen Schriftquellen finden.

Die erste Erwähnung einer Warte in Gießen stammt aus dem Jahr 1379¹³, die frühesten Nachweise für eine Landwehr stammen alle aus dem 15. Jahrhundert.¹⁴ Wenn man also eine Entstehungszeit im späten 14. Jahrhundert annimmt, so passt die Gießener Anlage erwartungsgemäß zu den anderen obengenannten Beispielen sowie zu den Landwehren im benachbarten Lahn-Dill-Kreis.

Dass die Landwehr in Gießen (wie andernorts auch) Herrschaftssache war, zeigt sich am Beispiel einer Ordnung für Tagelohn aus dem Jahr 1432.¹⁵ Hier vereinbarten die Stadtoberen mit dem Vertreter des Landesherren, dem Amtmann Heinrich Sneytel, nicht nur „waz man ubir iare tzu lone geben sal eyne dageloneßarbeter“ sondern auch, dass bei Verstößen gegen den Burgfrieden oder Beschädigungen der Landwehr und der Hege dem Landgrafen die höchste Buße zu zahlen sei.¹⁶

11 z. B. Helmstedt: Erstnennung 1252 (Budde 1998, 24).

12 Für Nordhessen wurde die Forschungsgeschichte bei Sippel 2014, 277–284 zusammengefasst, für Südhessen sind vor allem die Untersuchungen zum Rheingauer Gebück (Cohausen 1995 = Nachdruck von 1898) und der Stadtlandwehr Frankfurts zu nennen (Pelissier 1905).

13 Wilhelmi 1940, 52, Nr. 341.

14 Meist in Ortsbeschreibungen aus den Gießener Kopialbüchern und Zinsregistern (vgl. u. a. Wilhelmi 1940, 28, 38, 56 und 72).

15 HStAD Bestand A 3 Nr. 123/38.

16 Felschow 1997, 39.

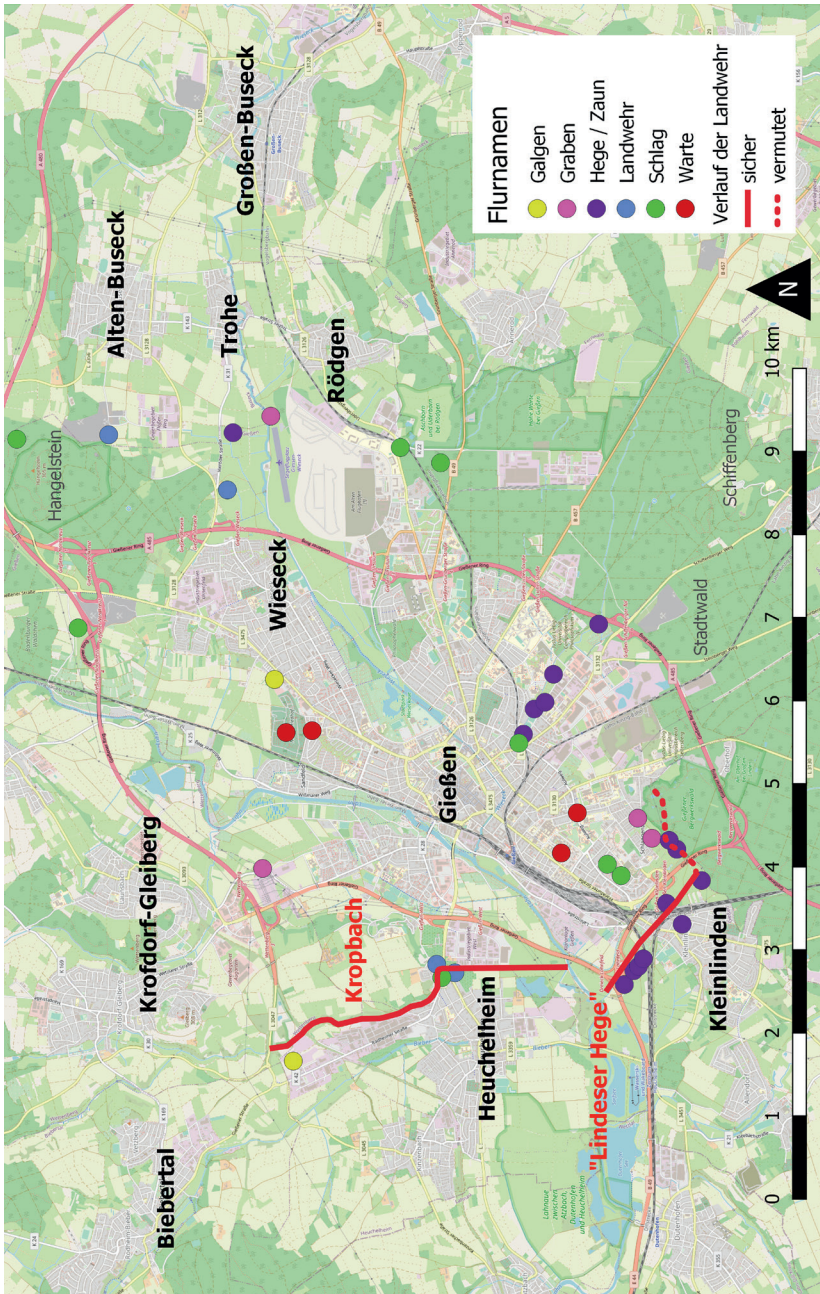


Abb. 1: Flurnamen der Gemarkung Gießen mit Bezug zur Landwehr und möglicher Verlauf der Landwehr, Übersicht. Kartenhintergrund: Open Street Map.

Bei den nassauischen Nachbarn wird die Landwehr noch deutlicher als herrschaftliche Aufgabe hervorgehoben. So erließ zum Beispiel Graf Heinrich IV. von Nassau-Beilstein ca. 1485 eine Verordnung über die Verhaue und Landwehren in dessen Herrschaft, in der geregelt war, welche seiner Untertanen wie häufig, an welcher Stelle und in welcher Art mit der Pflege der Landwehren betraut waren.¹⁷ Die etwas weiter nordwestlich gelegene Landwehr auf der „Hörre“ im Gladenbacher Bergland, zwischen den Nassauern und den Solmsen Grafen, wurde sogar von den Untertanen beider Herrschaften gepflegt (regelmäßiges Bücken und Aushauen der Hege).¹⁸

Neben der lückenhaften Überlieferung zur Geschichte der Landwehren in Mittelhessen, und im Besonderen der hier behandelten Gießener Landwehr, erweist sich vor allem die Lokalisierung des genauen Verlaufs der Landwehr und der Standorte der Warten und Schläge als kompliziertes Unterfangen.

Für Gießen sind vor allem die Grenzbeschreibungen des Geometers Graf¹⁹ aus den 1820er Jahren und die Akten zu Grenzstreitigkeiten mit Linden²⁰ und Buseck²¹ interessant. Als besonders aufschlussreich hat sich entgegen jeder Erwartung die erste Flurkarte Gießens aus dem 18. Jahrhundert erwiesen: Der hessische Geometer Johann Henrich Eiffert (auch Eyffert, tätig zwischen 1730 und 1773) wurde 1749 beauftragt, die Gemarkung zu vermessen und legte neun Jahre später seine Ergebnisse in 84 Einzelblättern (von denen noch 81 vorhanden sind) vor.²²

Für die Arbeit des Verfassers stellten aber toponomastische Quellen (vor allem Flur- und Straßennamen, siehe Abb. 1) die Grundlage zur Lokalisierung der Landwehren und Warten dar. In Hessen besteht mit der Digitalisierung des kompletten Bestands des hessischen Flurnamenarchivs unter der Leitung von Hans Ramge zwischen 1980 und 2002 eine für Deutschland einzigartige Möglichkeit die ungeheuren Datenmengen effizient und einfach abzufragen.²³ Neben der Grundlagenarbeit zu den Flurnamen der Gemarkung Gießen für das Hessische Flurnamenbuch von Heinrich Wilhelmi²⁴ wurden zur genaueren Lokalisierung der Flurnamen die aktuelle Liegenschaftskarte²⁵ und historische Flurkarten von 1930 verwendet.²⁶

17 Vgl. Hörpel 1929.

18 HHStAW Bestand 171 Nr. O 323. Vgl. Groos 1988, 142 f.

19 Akten im Stadtarchiv Gießen, Signaturen StdtAG, N 2793 – 2795. (Der Geometer Graf stieg im Laufe seiner Karriere bei hessischen Katasterämtern zum Geometer 1. Klasse auf; leider unterzeichnete er seine zahlreichen Karten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur mit dem Familiennamen „Graf“).

20 Knauß 1963, 189–199.

21 Akten im Staatsarchiv Darmstadt, Signatur HStAD Bestand E 12 Nr. 25/8 und HStAD Bestand B 14, 261.

22 Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Stadtarchivar i. R. Dr. Ludwig Brake.

23 N. N., Hessische Flurnamen. Beschreibung. (o.J.). URL: <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/intro/sn/fln>> [Stand: 19.08.2019].

24 Wilhelmi 1940.

25 Liegenschaftskarte Hessen. Falls nicht anders angegeben, wurde die Lokalisierung der Flurnamen nach dieser Karte vorgenommen.

26 Für die freundliche Überlassung der historischen Karten danke ich dem Vermessungsamt Gießen.

Die manuelle Auswertung der Schummerung des Digitalen Geländemodells (DGM)²⁷ ergab anders als im Lahn-Dill-Kreis leider keine eindeutigen Ergebnisse und auch eine anschließende Begehung vor Ort konnte keine Klärung herbeiführen.

Im Folgenden sollen die nachgewiesenen und vermuteten Standorte der Landwehren und Warten der Stadt Gießen abschnittsweise vorgestellt werden.

Der Landwehrabschnitt bei Heuchelheim

Der wahrscheinlich am genauesten lokalisierbare Landwehrabschnitt liegt an der Gemarkungsgrenze gegen Heuchelheim, zwischen der Lahn und der Hardthöhe. Zwischen Kropbach und Gießener Straße, beginnend auf Höhe Ecke Landwehrstraße (!) und Umlandstraße, findet sich der Flurname „An der Landwehr“ und jenseits der Heuchelheimer Straße, wo der Kropbach²⁸ nach Westen abknickt, zwischen Paul-Zipp-Straße und Ludwig-Schneider-Weg, östlich des Kropbachs der Flurname „Auf der Landwehr an der Rodheimer Straße“ (Abb. 2). Auch wenn diese Verdachtsflächen heute stark überprägt sind und sich im DGM keine eindeutig identifizierbaren Spuren einer Landwehr mehr finden, so lassen sie sich doch durch alte Karten verifizieren.

In den Eiffert'schen Karten wird die Landwehr im „Neustätter Feld“ als deutliche, grüingefasste, doppelte Linie dargestellt.²⁹ In den Plänen des Geometers Graf werden 1825 „Der Landwehrgraben“ und 1826 nur noch „die Landwehr“ an dieser Stelle mit einer dicken schwarzen Linie eingezeichnet.³⁰ Die detailreichen Karten von Eiffert lassen eine ungefähre Georeferenzierung an Straßenpunkten zu: Im Ergebnis sieht man, dass die Landwehr dem Verlauf des Kropbachs folgt. Hier ist davon auszugehen, dass der Kropbach selbst an dieser Stelle die Aufgabe der Landwehr übernahm und in den Karten auch als solche bezeichnet wurde. Wie bereits eingangs erwähnt, ist es nicht unüblich, dass natürliche Hindernisse wie Gewässer in den Verlauf einer Landwehr eingebunden wurden. Ob es weitere Befestigungen entlang des Kropbachs gab, lässt sich leider nicht mehr nachweisen.

Gegenstand einer eigenen Akte oder Urkunde war dieser Landwehrabschnitt zumindest nach den Recherchen des Verfassers wohl nicht. Eine Sicherung dieser Grenze ist aber durchaus territorialgeschichtlich zu erklären.

Das Gericht Heuchelheim gehörte zur ehemaligen Gleiberger Amtsgrafschaft.³¹ 1197 wurde die Grafschaft unter den Gleibergern geteilt: Otto von Gleiberg bekam die Westhälfte der Grafschaft zugesprochen, darunter auch das Gericht Dorlar. Das Gericht Heuchelheim sollte als Teil des „Gemeinen Landes an der Lahn“ ihm und

27 Es wurden zwei Schummerungen erzeugt, eine von Westen (Azimut 270°, Höhe 25°) und eine von Nordwesten (Azimut 315°, Höhe 25°), um zu vermeiden, dass parallel zum Lichteinfall liegende Objekte übersehen wurden.

28 Der mundartlich richtige Artikel wäre „die“ Kropbach. Zum besseren Verständnis nutzt der Verfasser die hochdeutsche Variante.

29 StdtAG, Eiffert'sche Flurkarten, Neustätter Feld Tab. XVII und XVIII (ohne Signatur).

30 StdtAG, N 2793 und 2794.

31 Jung 1985, 231.

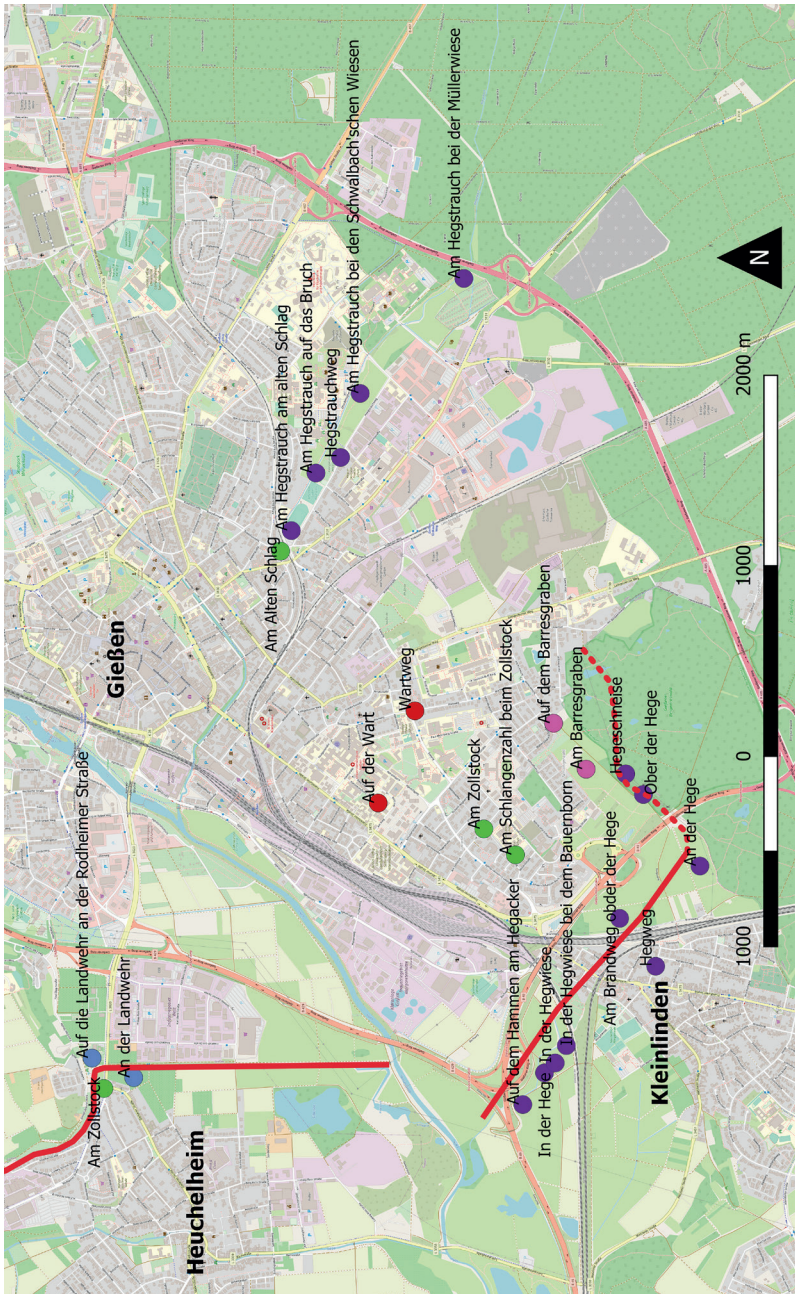


Abb. 2: Flurnamen der Gemarkung Gießen mit Bezug zur Landwehr, Südlicher Teil. Kartenhintergrund: Open Street Map.

seinem Bruder Wilhelm zu gleichen Teilen gehören.³² Im 13. Jahrhundert verkauften die Pfalzgrafen von Tübingen als Erben Wilhelms ihren Anteil an der Grafschaft den hessischen Landgrafen und über die Merenberger, die das Erbe Ottos antraten, gelangte schließlich zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Linie Nassau-Weilburg in den Besitz des Gerichts Dorlar und eines Anteils am gemeinen Land an der Lahn.³³ Damit war Heuchelheim und das gemeine Land an der Lahn seit 1328 ein Kondominium Hessens und Nassaus und diente als eine Art Pufferzone zwischen der Landgrafschaft und den Nassauern.³⁴ Dieses Kondominium vom landgräflichen Zentralort Gießen abzugrenzen, erschien offenbar als sinnvolle Maßnahme.

Gleiches könnte man wohl auch für die Grenze gegen das nassauische Krofdorf annehmen. Und auch wenn die Grenze in den Flurnamen gut fassbar (zwischen Lahnknie und Hardt finden sich die „Weilburger Grenze“ auf Gießener Seite der Gemarkungsgrenze und „Am Scheidgraben“ auf der Krofdorfer Seite) und in Karten deutlich eingezeichnet ist, findet sich hier kein eindeutiger Hinweis auf eine Landwehr. Die im DGM sichtbaren Gräben und Rinnen entlang dieser Grenze können aufgrund der rezenten Überprägung durch die landwirtschaftliche Nutzung dieser Fläche nicht datiert werden, ein hohes Alter ist aber wohl aus dem gleichen Grund auszuschließen.

Zu klären bleibt noch der Verlauf der Landwehr bei Heuchelheim im Bezug zur Lage der Wüstung Kropbach. Der genaue Siedlungsplatz lässt sich nur ungefähr festlegen. Er wird in der Regel am Ortseingang Heuchelheims, dort wo die Heuchelheimer Straße den Kropbach überquert und sich in die Rodheimer Straße und Gießener Straße gabelt, verortet.³⁵ Friedrich Kraft begründete diese Vermutung mit dem nicht sehr eindeutigen und recht willkürlich gewählten Ort des Zusammentreffens dreier Felder unterschiedlicher Fruchtfolge (Dreifelderwirtschaft).³⁶ Die eigentliche Quelle, die ihn vermutlich auf diese Annahme brachte, zitiert er erst danach. Ein Eintrag im Gießener Zinsregister von 1533 nennt die Flur „uff den Hoiffsteden an der Landwehr zur rechten Hand wan man über d. Stegelgen kompt.“³⁷ Mit den Hofstätten ist sicher die Ortslage der Wüstung gemeint, die genaue Lokalisierung fällt dennoch schwer. Kraft vermutete die Lage dieser Hofstellen zwischen Hardt und Kropbach,³⁸ Reidt und Knauß beriefen sich zwar auf Kraft und dieselbe Quelle, schlossen daraus aber, dass die Hofstellen weiter südwestlich gelegen haben, auf der anderen Bachseite zwischen Gießener Straße und Rodheimer Straße.³⁹ Reidt untermauerte diese Vermutung mit Hinweisen auf Beobachtungen bei Bodeneingriffen aus dem 19. Jahrhundert und den 1930er Jahren, die allesamt wenig über-

32 Jendorff 2010, 129.

33 Müller 1940, 94–97.

34 Jendorff 2010, 145 f.

35 Wagner 1854, 193, Kraft 1876, 39 f., Knauß 1963, 37 f., Reidt/Bepler 1986, 27.

36 Kraft 1876, 39 f.

37 Zitiert nach Kraft 1876, 40.

38 Ebd.

39 Knauß 1963, 36 und Reidt/Bepler 1986, 26.

zeugend klingen und keinesfalls zwingend – wie von Reidt behauptet wurde – auf einen „alten Wohnplatz“ hinweisen müssen.⁴⁰

Die Gemarkung des Ortes dürfte wohl die gesamte Hardthöhe und das Gelände der Firma Schunk umfasst und im Süden bis zum Silbersee gereicht haben.⁴¹ Ein Großteil dieses Gebiets gehört heute zur Gemarkung der Stadt Gießen. Die genaue Lage und Gliederung der Siedlung innerhalb dieser Gemarkung ist, wie oben dargestellt, nicht eindeutig zu klären. Da der Ort und seine Gemarkung, wie es die Quellen vermuten lassen, mit dem Umzug der letzten Bewohner im 14. Jahrhundert nach Gießen in die Gemarkung der Stadt Gießen aufging,⁴² ist wohl anzunehmen, dass Kropbach nicht zum gemeinen Land an der Lahn gehörte⁴³ und deshalb möglicherweise innerhalb der Landwehr gelegen hat, also nicht dort, wo Knauß und Reidt die Siedlung vermutet hatten. Dies erscheint schon deshalb plausibel, da der Großteil der restlichen Gemarkung Kropbachs nördlich der Heuchelheimer Straße auch innerhalb der Gießener Landwehr lag.

Ganz aus der Gleichung nehmen kann man das Problem der genauen Ortslage Kropbachs, wenn man annimmt, dass die Landwehr erst im späten 14. oder gar im 15. Jahrhundert an dieser Stelle festgelegt wurde. Denn auch wenn die Hofstellen wohl im 16. Jahrhundert zumindest noch erkennbar gewesen sind, so waren sie doch bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nicht mehr bewohnt und der Ort wüst.⁴⁴ Die Siedlung hätte also bei der Planung der Landwehr vernachlässigt werden und man hätte sich rein auf die Topographie und den Verlauf des Bachs beschränken können.

Ob die Siedlung Kropbach tatsächlich wichtig genug war, um sie in die Landwehr miteinzuschließen, ob man mit der Nutzung des Bachlaufs einen der Topographie geschuldeten Kompromiss eingegangen ist oder ob man in der Wüstwerdung Kropbachs sogar einen Datierungsansatz für die Planung und Anlage der Landwehr sehen könnte, kann jedoch an dieser Stelle nicht abschließend geklärt werden.

Die sogenannte „Lindeser Hege“

Anders als Heuchelheim war Kleinlinden bereits im 13. Jahrhundert Teil derselben Herrschaft wie Gießen.⁴⁵ Dennoch gab es zwischen den beiden Gemarkungen eine Landwehr, die sogenannte „Lindeser Hege“. Das Gebiet, auf dem sich früher die Landwehr befand, ist heute stark von den Trassen des Gießener Rings (B49) und der Bahnschienen überprägt. Flurnamen haben sich südlich des Straßen-Dreiecks Lahnfeld und nördlich der Bahnschienen der Dillstrecke erhalten („Auf dem Hammen am Hegacker“, „In der Hege“, „In der Hegwiese“ und „In der Hegwiese bei dem Bauern-

40 Knauß 1963, 36 und Reidt/Bepler 1986, 26.

41 Knauß 1963, 38.

42 Reidt/Bepler 1986, 25.

43 Ebd., 26.

44 Knauß 1963, 37.

45 Urkunde vom 25. Juli 1280: Landgraf Heinrich schenkt dem Kloster Arnsburg ein aufgelassenes Lehen *in minore villa dicta Lyndes* (Baur 1851, 214 Nr. 100).

born“, siehe Abb. 2) und zwischen der Trasse der Main-Weser-Bahn und der Ausfahrt (B49) Gießen-Kleinlinden („Auf dem Brandweg ober der Hege“). Weiter südlich in Kleinlinden findet sich außerdem der Straßename „Hegweg“, der allerdings recht weit entfernt von der ursprünglichen Landwehr liegt.

Früheste Nachricht von dieser „Lindeser Hege“ stammt aus dem Jahr 1531, der Beginn einer Akte, die einen über 300 Jahre andauernden Grenzstreit zwischen Gießen und Kleinlinden dokumentiert. Diese Akte wurde bereits ausführlich von Erwin Knauß⁴⁶ behandelt, auf eine Zusammenfassung wird daher an dieser Stelle verzichtet. Auch wenn die Streitigkeiten erst 1845 vollständig beigelegt werden konnten, so fand die Hege selbst ihr Ende bereits kurz nach 1710, als sie von der Stadt an den Obristen von Wrede verkauft und kurz danach gerodet wurde.⁴⁷

Die Hege im Stadtwald

Auf eine Fortsetzung der „Lindeser Hege“ im heutigen Bergwerkswald weist zuerst eine bereits von Knauß erwähnte Schriftquelle, das Salbuch von Stadt und Amt Gießen von 1587, hin.⁴⁸ Zwischen der ehemaligen Gemarkung Schiffenberg und dem heutigen Gemeindegebiet von Linden befand sich ein Waldgebiet, das landgräfliches Eigengut war, der sogenannte Herrnwald oder Herrschaftliche Wald. Zwischen diesem und der städtischen Gemarkung verlief eine Hege, die noch in den Grenzbeschreibungen des Geometers Graf von 1825 als „die herrschaftliche Heege“ bezeichnet wurde.⁴⁹

Was der o.g. Eintrag im Salbuch von 1587 berichtet, wird in einem Grenzbegehungsprotokoll von 1778 nochmals wiederholt:

„Als wir in der Hege, wo der Herrschaftliche und Stadt Wald an ein ander stoßen, herzogen, ist dabey angezeigt worden, daß {..} die Heege zwar Gnädigster Herrschaft zustehe, wenn aber etwas darinne gefrevelt würde, als dann von der Strafe 1/3 der Stadt und 1/3 denen Waldförstern zukommen.“⁵⁰

Somit ist nicht nur ein Beleg für herrschaftliche Funktion und Besitz der Hege oder Landwehr gegeben, sondern auch ein Hinweis auf die Pflege der Landwehr, die hier offenbar der Stadt und im Besonderen der Försterei zukam, weshalb diese wohl auch im Falle eines Vergehens an der Hege zu entschädigen waren.⁵¹ Wie bereits eingangs erwähnt, finden sich im benachbarten Lahn-Dill-Kreis weitere Beispiele für eine solche Übertragung der Pflege der herrschaftlichen Anlage an die angrenzenden Ortschaften.

46 Knauß 1963, 189–199.

47 Ebd., 195 und 198.

48 Ebd., 96 f.

49 StdtAG N 2793: „V. Gränze mit Lützelinden“.

50 Zitiert nach Knauß 1963, 97.

51 Eine ähnliche Regelung findet sich in der eingangs erwähnten Tagelohn-Ordnung von 1432, siehe Anm. 15.

Zwischen Leihgesterner Weg und B49 finden sich heute noch Hinweise auf diese herrschaftliche Hege. Neben den Flurnamen „Ober der Hege“, „Barresgraben“⁵² und der „Hegeschnaise“⁵³ sind auch eine Reihe auffällig geformter Flurstücke entlang der heutigen Gemeindegrenze Gießen/Linden zu erwähnen, die hier möglicherweise anschließend an die „Lindeser Hege“ eine durchgehende Anlage von der Lahn bis zum Leihgesterner Weg vermuten lassen.

Landwehr gegen das Busecker Tal

Die Landwehr gegen die reichsunmittelbare Ganerbschaft des Busecker Tals⁵⁴ ist auf keiner vom Verfasser gesichteten Altkarte verzeichnet. Hinweise auf diese Landwehr finden sich ausschließlich in den Flurnamen: Im Norden, am Hangelstein, südlich an den ehemaligen Basalttagebau anschließend, an der Gemeindegrenze zwischen Gießen und (Alten-) Buseck ist der Flurname „Auf der Landwehruung“ in der Liegenschaftskarte eingezeichnet. Der Gemeindegrenze nach Süden folgend, südlich des Hegwalds,⁵⁵ zwischen Tierheim („Ludwigsburg“) und Gießener Ring (A485), Ausfahrt Gießen-Wieseck, südlich der Hangelsteinstraße taucht der Name „Auf der Landwehr“ auf (Abb. 3). Weiter westlich, direkt auf der heutigen Gemeindegrenze zwischen Gießen und Buseck, südlich der Vixröder Straße, erscheint der Flurname „Am langen Zaun“ und auf der anderen Seite der Wieseck, zwischen Flugplatz und Feldweg (Erdenpfadweg), der Flurname „Hinter dem Scheidgraben“.

In den Schriftquellen taucht diese Landwehr erstmals 1609 in einem Einigungsvertrag über einen strittigen Wald (sog. Stolzen-/ Stelzenmorgen) zwischen der Stadt Gießen und dem Landgrafen auf der einen und den Vierern und Ganerben des Busecker Tals auf der anderen Seite auf.⁵⁶ Wörtlich behandelt dieser Vertrag

52 1656 belegt als „bey der Barres Hecken“, 1722 erstmals „ufm barresgraben“. Während in der Online-Datenbank des mittelhessischen Flurnamenbuchs das Lemma „Barres“ für die o.g. Flur in Gießen eher eine Verbindung mit einem Personennamen vermutet wird (<https://www.lagis-hessen.de/de/help/info/sn/mhfb?lemma=Barres>), hält Wilhelmi eine Ableitung vom mhd. „Barre“ für „Riegel, Schranke“ für wahrscheinlicher (Wilhelmi 1940, 11, Nr. 22).

53 Rahmenkarten der Gemarkung Gießen von 1930, Maßstab 1:2000, Nr. 29.

54 Die Reichsunmittelbarkeit des Gerichts Buseck wurde 1337 das erste Mal der Ganerbschaft der Herren von Buseck und von Trohe beurkundet, möglicherweise bestand dieser Zustand schon 1218 (Lindenstruth 1910, 106 ff.).

55 Hinweis auf Landwehr/Landhege denkbar, aber keinesfalls sicher. „Hegwald“ könnte hier mindestens genauso gut auf ein eingehegtes Waldstück hindeuten.

56 HStAD Bestand B 14 Nr. 261. Die „Vierer“ waren ein im Busecker Burgfrieden von 1357 festgelegter Ausschuss (jew. zwei Familienmitglieder derer von Trohe und zwei derer von Buseck), dem die Verwaltung des Gebiets der Ganerbschaft auferlegt wurde (Lindenstruth 1910, 121 f.).

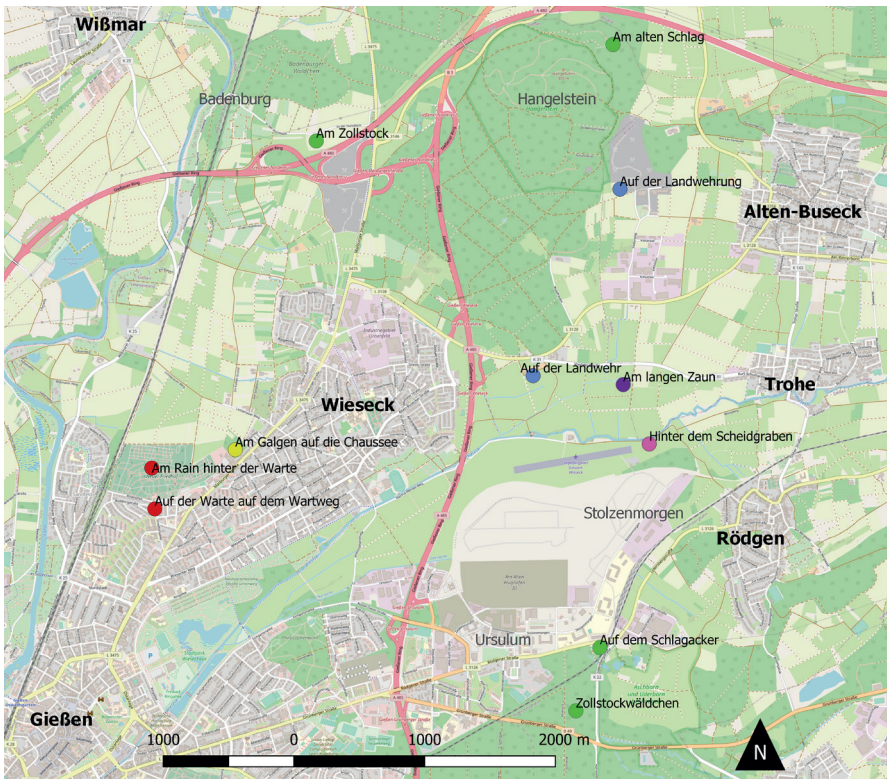


Abb. 3: Flurnamen der Gemarkung Gießen mit Bezug zur Landwehr, Nördlicher Teil. Kartenhintergrund: Open Street Map.

„Den Wald der Stelzenmorgen genannt, und den daran gelegenen Wiesen Grund, so aufwärts dem Dorf Trohe biß an die daselbst gesetzten Steine gehet und fortan wiederum an den Bach die Wissig {Wieseck} genant hinunter ziehet, biß auf den Graben die Högn oder Landwehr genannt, und die Röder wiesen von abgeszten wiesen Grund scheidet.“⁵⁷

Der Stelzenmorgen war ein Teil des Gießener Stadtwaldes zwischen Wieseck und Rödgen. Erhalten hat sich der Stelzenmorgen als Straßennamen im Ursulum (Stolzenmorgen) und westlich an diese anschließend als Flurnamen „der hinterste Stolze Morgen“ und weiter westlich „vor dem Stelzenmorgen“.

⁵⁷ HStAD Bestand B 14 Nr. 261.

Knauß berichtet bei seiner Beschreibung der Dorfbefestigung Wiesecks davon, dass hier 1778 „Palisaden“ neu aufgerichtet und davor Hecken gepflanzt wurden.⁵⁸ Palisaden als Form der Landwehrbefestigung lassen sich über Flurnamen („Blankenfeld“) und bestätigt durch archäologische Grabungen auch in Wetzlar zumindest an einem Teilstück der dortigen Landwehr fassen.⁵⁹ Vielleicht lassen sich hier also Aussagen zur Konstruktion der Landwehr am Stelzenmorgen treffen. Dagegen spräche freilich die Datierung der Schriftquelle: Ende des 18. Jahrhunderts haben die Landwehren längst ihre Bedeutung verloren und dienten höchstens noch als Grenzmarkierung oder Orientierungslinie. So wurde beispielsweise die Hege auf der Hörre (Gladenbacher Bergland) im benachbarten Lahn-Dill-Kreis ab 1744 zur Rodung freigegeben.⁶⁰

Die Hege um den Hangelstein

Am 16. November 1498 machte Landgraf Wilhelm II. seiner Stadt Gießen den Hangelstein zum Geschenk.⁶¹ Das Holz auf dem bewaldeten Berg sollte den Gießenern nach einem Brand zum „widerbuwen“ ihrer Häuser dienen, sodass es ihnen „am buweholtz nit mangel erschene“. Als Auflage forderte der Landgraf, „das sye den berg gnant Hangenstein [...] mit eyner hege umbzcyhen sullen.“⁶²

Dass es sich hierbei nicht um eine bloße Waldhege (Schonung) handeln dürfte, legt der bereits genannte Flurname „Auf der Landwehrung“ nahe, der ungefähr an der Stelle belegt ist, an der die von Landgraf Wilhelm geforderte Hege gelegen haben dürfte. Ungefähr einen Kilometer weiter nördlich, am Ende eines Nord-Süd verlaufenden Basaltrückens, am nord-östlichen Ende des Stadtgebietes, zieht eine Senke mit sanftem Gefälle die Höhe des Hangelsteins hinauf. An dieser Stelle findet sich der Flurname „Am alten Schlag“. Da Flurnamen mit Namensbestandteil „Schlag“ auch waldbwirtschaftlicher Herkunft sein können, ist die Zuweisung hier nicht ganz einfach. Für eine Deutung als Landwehrdurchlass spräche die beschriebene Topographie, die an dieser Stelle einen einfachen Aufstieg zum Hangelstein bietet und die Lage an der Gemeindegrenze bzw. an der Stelle der in der Schriftquelle genannten, anzulegenden Hege.

Schläge und Durchlässe

Da die Gießener Landwehr wohl keine eindeutig identifizierbaren Geländemerkmale hinterlassen hat, ist auch eine Lokalisierung der Durchlässe über das DGM recht aussichtslos, zumal diese ohnehin oft von modernen Wegen oder Straßen überprägt wurden. Ausnahmen bilden solche Durchlässe, die sich heute im Wald an Stellen

58 Knauß sieht diesen Flurnamen und die Quelle in Verbindung mit der Dorfumwehrung Wiesecks, diese befindet sich allerdings viel weiter im Westen (Knauß 1975, 59 und 181).

59 Flurname: Jung 1985, 25 und 268. Grabung: Lorscheider/Schnell 2017, 9.

60 Akten von 1744 bis 1809: HHSStAW, 172, 1 und HHSStAW 173, 4227/1 und 4227/2.

61 Knauß 1963, 91.

62 Zitiert nach Ebel 1898, 114.

mit hoher Reliefenergie befinden. Hier zeigen in einigen Fällen Hohlwegbündel den ehemaligen Durchlass im DGM an. Im Falle Gießens gelingt der Nachweis allerdings oft nur ungenau durch Flurnamen oder Grenzbeschreibungen. Ob es sich bei Schlägen, Zollstationen und den zugehörigen Flurnamen tatsächlich um Hinweise auf den Durchlass einer Landwehr handelt, ist natürlich nur Vermutung und muss im Einzelfall abgewogen werden. Zollstationen und Schlagbäume waren auch nach Aufgabe der Landwehren noch an den Herrschaftsgrenzen zu finden.

Zu erwarten sind Schläge an den Stellen, an denen wichtige Verkehrswege die Gemarkung bzw. die vermutete Lage der Landwehr kreuzen. So zum Beispiel an der großen Nord-Süd-Achse Frankfurter Straße, Selterstor, Seltersweg, Mäusburg, Marktplatz, Lindenplatz, Walltorstraße, Walltor, Marburger Straße. Dort, wo die Frankfurter Straße die Lindeser Hege kreuzt, findet sich kein Flurname, der auf einen Schlag hindeuten könnte. Lediglich im Bereich der heutigen Brahmstraße weisen ältere Flurkarten noch die Bezeichnung „am Schlangenzahl beim Zollstock“ auf,⁶³ woran auch der heutige Straßename Zollstock erinnert (Abb. 2). Im Norden der Stadt, wo die alte Gemarkungsgrenze zwischen Gießen und Wieseck die Marburger Straße kreuzt (Höhe Lichtenauer Weg, Flurname „am Hunfeld neben dem Grenzweg“) gibt es erwartungsgemäß keinen Hinweis auf einen Schlag. Da die Landwehr wohl die Wiesecker Gemarkung miteingeschlossen hat, weist erst zwischen Badenburger Wäldchen und Gießener Nordkreuz, ca. 400 Meter westlich der Stelle, an der die Straße nach Daubringen (L3146) von der Marburger Straße abzweigt, der Flurname „Zollstock“ auf eine ehemalige Zollstation hin (Abb. 3).

Zumindest an der Frankfurter Straße haben wir mit der Lindeser Hege den Nachweis einer Landwehr, die ohne entsprechenden Durchlass an dieser Stelle kaum vorstellbar wäre. Einen eindeutigen Hinweis hierfür liefert der historische Ortsname „im Selzerfeld (Seltersfeld) beym Heber“ aus dem Jahr 1648,⁶⁴ dessen genaue Verortung im ehemaligen Seltersfeld heute nicht mehr möglich ist. Ob der Zollstock an der Marburger Straße ein Durchlass durch eine Landwehr war, muss vorerst offenbleiben.

Auch an der Landwehr am Ortseingang von Heuchelheim, Ecke Heuchelheimer Straße/ Gießener Straße, findet sich der Flurname „am Zollstock“ (erstmalig 1764).⁶⁵ Da an dieser Stelle der Landwehrdurchlass gewesen sein muss, ist hier eine entsprechende Verbindung des Flurnamens mit der Landwehr anzunehmen (Abb. 2).

Das östliche Pendant zu dieser Zollstation im Westen der Stadt liegt zwischen Grünberger Straße und Rödgener Straße: Das „Zollstockwäldchen“ westlich der Udersbergstraße und dort wo die Schienen der Vogelsbergbahn die Rödgener Straße queren (Flurname „auf dem Schlagacker“, Abb. 3). Eine Verbindung zur Landwehr kann hier aufgrund der fehlenden Belege nur vermutet werden.

63 Rahmenkarten der Gemarkung Gießen von 1930, Maßstab 1:2000, Nr. 28.

64 Wilhelmi 1940, 62, Nr. 399.

65 Ebd., 77, Nr. 505.

Nicht ganz einfach einzuordnen ist ein Flurstück am Bahnübergang vor dem Schiffenberger Weg zwischen Nahrungsberg und Bahnschiene mit dem Namen „am alten Schlag“. ⁶⁶ Karl Ebel, der sich schon 1902 mit den Gießener Flurnamen beschäftigte, schrieb, dass eine „Zollschranke [...] an dieser Stelle keinen Zweck gehabt hätte“ und deutete daher den „Schlag“ als „Holzschlag“, also als ehemaliges Waldstück. ⁶⁷ Allerdings irrte sich Ebel hier, da über eben jenen Schlag erstaunlich viele Nachrichten überliefert sind: So wurde der Schlagbaum an dieser Stelle beispielsweise 1598 erneuert und dem Pförtner des Neuenweger Tores laut Bauamtsrechnung von 1610 ein Lohn für das „uf und zu schlieszen“ dieses Schlagbaums gezahlt. ⁶⁸ Vermutlich wurden an dieser Stelle die regionalen Verkehrswege Richtung Lich, Steinbach, Leihgestern und Schiffenberg gebündelt. Jenseits der Bahnschiene beginnen der Heegstrauchweg und die Flure mit Namensteil „Heegstrauch“ (Abb. 2). Inwieweit dieser „Alte Schlag“ (oder „Langensteiner Schlag“ ⁶⁹) mit der Landwehr, deren Verlauf an dieser Stelle nicht gesichert ist, in Verbindung steht, kann nach derzeitigem Kenntnisstand nicht abschließend geklärt werden.

Warten

Die Flurnamen geben uns Hinweise auf zwei Warten: Eine auf dem Seltersberg und eine auf dem Rodtberg. ⁷⁰ An die Warte auf dem Seltersberg erinnert heute noch der Wartweg. Die Flur „auf der Wart“ aber befand sich weiter westlich, zwischen Frankfurter-, Klinik-, Gaffky- und Schubertstraße. Die Warte auf dem Rodtberg lässt sich ebenfalls noch durch Flurnamen in den Karten von 1930 nachweisen. ⁷¹ Wilhelmi berichtet, dass Reste eines Wartturms an dieser Stelle noch bis Ende des 18. Jahrhunderts vorhanden waren, verschweigt aber seine Quelle. ⁷² Vielleicht hat auch er die unscheinbare Markierung in den Eiffert'schen Flurkarten entdeckt, nach denen die Warte ungefähr auf dem freien Platz vor dem heutigen Eingang zum Vorhof der Friedhofskapelle zu suchen wäre (Abb. 4). ⁷³

Das bloße Vorhandensein des Flurnamens bedeutet jedoch nicht, dass sich an diesen Stellen auch ein entsprechender Wartturm befand. Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm definiert die Warte als „ort der ausschau“ (sic). ⁷⁴ Es ist also durchaus möglich, dass die Höhen, die heute den Namen „Warte“ tragen, nie einen Turm oder ein ähnliches Bauwerk beherbergten. Ein hölzerner Hochsitz, sogar ein Baum oder einfach die Höhenlage selbst reichten theoretisch aus, um von dort Aus-

66 Planatlas Urkarten der Gemarkung Gießen von 1930, Nr. 200.

67 Ebel 1902, 124.

68 Wilhelmi 1940, 57, Nr. 370.

69 Ebel 1902, 124 („Langensteiner slag“, Zinsregister von 1501).

70 Wilhelmi 1940, 72, Nr. 471.

71 Rahmenkarten der Gemarkung Gießen von 1930, Maßstab 1:2000, Nr. 10.

72 Wilhelmi 1940, 72, Nr. 471.

73 StdtAG, Eiffert'sche Flurkarten, Waldporther Feld, Tab. XXXIV (ohne Signatur).

74 „Warte, wart, f.“. In: DWB Bd. 27 (1922), Sp. 2111 bis 2124 (Zitiert nach der Onlineausgabe. URL: <<http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=warte>> [Stand: 14.09.2019]).



Abb. 4: Warte am Rodtberg in Gießen. Flurkarte von Johann Heinrich Eiffert 1749–1758, „Tab. XXXIII, Waldporther Feld“, Stadtarchiv Gießen (ohne Signatur). Ohne Maßstab, genordet, Detailausschnitt in Originalausrichtung.

schau zu halten. Ob Gießen wie das benachbarte Wetzlar tatsächlich zwei steinerne Warttürme besaß, ob es sich um hölzerne Bauwerke handelte oder ob es gar keine baulichen Anlagen gab, lässt sich daher in Ermangelung weiterer Quellen nicht nachweisen.

Für repräsentative, steinerne Warttürme könnte die Lage der Warten an der oben besprochenen großen Nord-Süd-Verkehrsachse sprechen. Ähnlich wie der Galgen, der sich im Übrigen in der Nähe der Warte auf dem Rodtberg befand (Flurname „Am Galgen auf die Chaussee und Marburger Straße“), diente die Warte als Symbol der herrschaftlichen Gewalt, eine gut sichtbare Positionierung an wichtigen Verkehrswegen wurde deshalb häufig bevorzugt. Ein Vergleichsbeispiel mit ähnlicher –

wenn auch weniger deutlichen – Lagebeziehung von Warte, Galgen und Straße findet sich mit der Brühlsbacher Warte in Wetzlar. Hier waren Galgen und Warte von der Frankfurter Straße aus deutlich zu sehen.⁷⁵

Die „selter-warthen“ auf dem Seltersberg an der Frankfurter Straße wurde erstmals 1484 erwähnt.⁷⁶ 1379 wird am „Rodenstrauch“ die Ortsbeschreibung „gein Wiske under der warth“ verwendet.⁷⁷ Die genaue Lage der Flur „Rodenstrauch“ und damit die Lage der genannten Warte wird in der Literatur unterschiedlich rekonstruiert. Während Wilhelmi und Knauß vermuteten, dass das beschriebene Gebiet in der Gemarkung Wieseck lag und Knauß sogar davon ausging, dass sich in der Nähe der „Wellersburg“ (ehem. Einzelhof und Gasthaus, heute Straßename „Wellersburgring“) eine weitere Warte befand⁷⁸ (noch 1963 vermutete er die Flur dagegen in der Gemarkung Gießen, nördlich des Friedhofs⁷⁹), lokalisierte Ebel die Flur 1902 am Rodtberg.⁸⁰ Dies ist nach Ansicht des Verfassers die plausible Erklärung, da eine weitere Warte bei der Wellersburg nur wenig sinnvoll erscheint. Die Warte auf dem Rodtberg wäre so bereits im 14. Jahrhundert nachgewiesen und entspräche damit ungefähr dem Alter der Wetzlarer Warten.⁸¹

Fazit

Die magere Quellenlage erlaubt leider nur eine lückenhafte Rekonstruktion der Gießener Landwehr. Dass die Landwehr eine Gießener ist, also dem Schutz der Stadt und ihres Umlands diene, ergibt sich aus der Lage der Verdachtsflächen. Legt man diese zusammen, so ergibt sich ein fast geschlossener Ring rund um das heutige Stadtgebiet, vielerorts den Gemarkungsgrenzen Gießens (inkl. OT Wieseck) folgend: Von der Lahn bei Kleinlinden bis zum Bergwerkswald und dann nach Nordosten abknickend bis zum Schiffenberger Weg, von dort aus ein Stück entlang des Hegstrauchs und Klingelbachs und dann durch den Stadtwald bis zum Ursulum/Gewerbegebiet Krebsacker bei Rödgen und weiter zur Wieseck, von dort den Hangelstein umgebend bis zur Lahn, dem Fluß abwärts folgend bis zum Lahnknie, dann entlang der Gemeindegrenze, über die Hardthöhe bis zum Kropbach und diesem bis zur Lahn folgend (Abb. 1). Interessant ist die Einbeziehung Wiesecks, die sich aus den vorhandenen Quellen nicht erklären lässt und wohl territorialpolitischen Gründen geschuldet ist.

Es ist unwahrscheinlich, dass der gesamte hier beschriebene Verlauf durch eine eigens angelegte Landwehr gesichert war. Wie eingangs beschrieben, sind Landwehren sehr heterogene Gebilde, die innerhalb derselben Anlage stark in Konstruktion

75 Seit Mitte des 14. Jahrhunderts befand sich der Wetzlarer Galgen auf dem Steinbühl an der Frankfurter Straße (Metz 1936, 5).

76 Wilhelmi 1940, 35, Nr. 218.

77 Ebd., 52, Nr. 341.

78 Knauß 1975, 59.

79 Knauß 1963, 29.

80 Ebel 1902, 115.

81 Ebel 1904, 89. Ersterwähnung 1391 (Böhmer 1868, 449).

und Funktion variieren können. Es ist aber wenigstens anzunehmen, dass zumindest Teile der Landwehr von landschaftsprägender Bedeutung waren. Dies lassen v. a. die Kartenvermerke der Landwehr bei Heuchelheim und im Stadtwald vermuten: Hier war die Landwehr noch im 19. Jahrhundert ein deutlich erkennbares Geländemerkmal. Während der Landwehrabschnitt bei Heuchelheim durch den Kropbach gesichert war, waren die Herrschaftliche und die Lindeser Hege breite Vegetationsstreifen.⁸² Der Flurname „Zaun“ wiederum lässt vermuten, dass die anzunehmende Landwehr zwischen Wieseck und Trohe durch eine Palisade befestigt war.

Die erste Erwähnung der Warte auf dem Rodtberg 1379 (und der mögliche Zusammenhang mit der Wüstwerdung des Ortes Kropbach) lässt den Ursprung der Sicherung der städtischen Gemarkung im 14. Jahrhundert vermuten und fällt damit in dieselbe Entstehungszeit wie sie für die Warten und Landwehren in Wetzlar und weitere Anlagen in Hessen und im Rest der Bundesrepublik anzunehmen ist. Anders als in Wetzlar, wo die Landwehr Ausdruck (reichs-)städtischen Selbstbewusstseins war und lange bleiben sollte, muss angenommen werden, dass die Gießener Landwehr wohl bereits am Ende des Spätmittelalters stark an Bedeutung verlor. Mit der veränderten Lage der Stadt innerhalb der Landgrafschaft durch die territorialen Zugewinne im 15. Jahrhundert, der allmählichen Einschränkung der städtischen Autonomie⁸³ und schließlich dem Bau der Festungsanlagen in Gießen muss ein Fortbestehen der fortifikatorischen und symbolischen Funktion der Landwehr in Frage gestellt werden.

Den Bergbautätigkeiten des 19. Jahrhunderts, der Zerstörung im zweiten Weltkrieg und dem enormen Flächenzuwachs der Stadt seit dem 20. Jahrhundert schließlich muss der schlechte Erhaltungszustand der Landwehr zugeschrieben werden. In Wetzlar haben sich neben den Warttürmen, die sich noch immer über der Stadt erheben, bis heute nicht nur Flurnamen und Flurstücke erhalten sondern auch zahlreiche obertägig sichtbare Reste, die heute noch leicht identifizierbar die Lage der einstigen Landwehr anzeigen.

Die wenigen verbliebenen Quellen der Gießener Landwehr lassen ihre weitere Erforschung und den Schutz oder zumindest die wissenschaftliche Ausgrabung und Dokumentation möglicher, noch im Boden befindlicher Reste umso dringlicher erscheinen. Dafür wäre eine weitere Eingrenzung der Verdachtsflächen und eine Sensibilisierung für den Umgang mit diesem Bodendenkmal wünschenswert. Eine tiefergehende Auswertung der Schriftquellen, welche die Landwehr oder Warten nennen und der darin enthaltenen Beschreibungen der Lagebeziehungen könnte möglicherweise weiter zur Klärung des Verlaufs beitragen.

82 Als die Lindeser Hege 1710 verkauft wurde, muss die bewaldete Fläche im Durchschnitt 25 m breit gewesen sein (Knauß 1963, 96).

83 Felschow 1997, 47 f.

Anhang

Abkürzungen

DGM	=	Digitales Geländemodell (Schummerung)
DWB	=	Deutsches Wörterbuch
HHSTAW	=	Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden
HSTAD	=	Hessisches Staatsarchiv Darmstadt
HVBG	=	Hessische Verwaltung für Bodenmanagement und Geoinformation
LAGIS	=	Landesgeschichtliches Informationssystem
MOHG	=	Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins
StdtAG	=	Stadtarchiv Gießen.

Verwendete Karten

Liegenschaftskarte Hessen. Online im Geoportal Hessen der HVBG. URL: <<https://hvbг. hessen.de/geoinformation/liegenschaftskataster/amtliches-liegenschaftskatasterinformationssystem-alkis%C2%AE>> [Stand: 19.08.2019], WMS-Server: <<http://www.gds-srv.hessen.de/cgi-bin/lika-services/ogc-free-maps.ows?language=ger&VERSION=1.1.1>> [Stand: 19.08.2019].

Open Street Map. URL: <www.openstreetmap.org> [Stand: 15.11.2021].

Topographische Karte Hessen, TK25 (1:25.000). Online im Geoportal Hessen der HVBG. URL: <<https://hvbг. hessen.de/geoinformation/landesvermessung/geotopographie/karten/digital-topographische-karte-dtk>> [Stand: 19.08.2019], WMS-Server: <<http://www.gds-srv. hessen.de/cgi-bin/likaservices/ogc-free-maps.ows?language=ger&VERSION=1.1.1>> [Stand: 19.08.2019].

Universitätsstadt Gießen, Stadtarchiv, Eiffert'sche Flurkarten (ohne Signatur).

Universitätsstadt Gießen, Vermessungsamt, Rahmenkarten der Gemarkung Gießen von 1930, Maßstab 1:2000.

Universitätsstadt Gießen, Vermessungsamt, Planatlas Urkarten der Gemarkung Gießen von 1930, Maßstab 1:1000 und 1:500.

Literatur

Baur, Ludwig, Urkundenbuch des Klosters Arnburg in der Wetterau 3. Die ungedruckten Urkunden des 12ten, 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts des Klosters enthaltend (Darmstadt 1851).

Biller, Thomas, Die mittelalterliche Stadtbefestigung im deutschsprachigen Raum. Ein Handbuch. 1. Systematischer Teil (Darmstadt 2016).

Böhmer, Johann Friedrich, Fontes rerum Germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands 4. Henricus de Dissenhofen und andere Geschichtsquellen Deutschlands im späten Mittelalter (Stuttgart 1868).

Budde, Thomas, Die Helmstedter Landwehr. Ein Beitrag zur Erforschung mittelalterlicher Grenzbefestigungen. Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 16 (Hameln 1998).

Cohausen, Karl August von, Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters (Augsburg 1995 = Unveränderter Nachdruck der Erstausgabe Wiesbaden 1898).

- Ebel, Friedrich, Die Wetzlarer Stadtbefestigung. *Der Burgwart* 5/11–12, 1904, 87–94.
- Ebel, Karl, Mitteilungen aus dem Archiv der Stadt Gießen. *MOHG* 7, 1898, 99–115.
- Ebel, Karl, Giessener Flurnamen vom Ende des 15. Jahrhunderts. *Hessische Blätter für Volkskunde* 1, Heft 2, 1902, 113–133.
- Eckhardt, Wilhelm A. (Hg.), *Das Arnsburger Urbar*. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 54, 2 (Marburg 2017).
- Fehring, Günter P., *Die Archäologie des Mittelalters* (3. Aufl., Darmstadt 2000).
- Felschow, Eva-Marie, Wirtschafts-, Sozial- und Verfassungsgeschichte vom Spätmittelalter bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. In: Brake, Ludwig/ Brinkmann, Heinrich (Hgg.), *800 Jahre Gießener Geschichte 1197–1997* (Gießen 1997), 24–64.
- Groos, Helmut (Hg.), *Mittenaar*. Ein Heimatbuch (Mittenaar 1988).
- Haupt, Peter, *Landschaftsarchäologie*. Eine Einführung (Darmstadt 2012).
- Hörpel, Leonhard, Beiträge zur Geschichte der Westerwälder Landesbewaffnung III. Die Beilsteiner Landwehren. *Nassauische Heimatblätter* 30, 1929, 5–12.
- Jendorff, Alexander, Condominium. Typen, Funktionsweisen und Entwicklungspotentiale von Herrschaftsgemeinschaften in Alteuropa anhand hessischer und thüringischer Beispiele. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 72 (Marburg 2010).
- Jung, Irene, Flurnamen an der Mittleren Lahn. Eine Untersuchung der historischen und sprachlichen Entwicklung mittelhessischer Flurnamen am Beispiel von 14 Gemarkungen im Gebiet zwischen Gießen und Wetzlar. *Beiträge zur deutschen Philologie* 61 (Gießen 1985).
- Knau, Hans Ludwig, Die Siegener Landhecke. In: Knepe, Cornelia (Hg.), *Landwehren*. Zu Erscheinungsbild, Funktion und Verbreitung spätmittelalterlicher Wehranlagen. Beiträge zum Kolloquium der Altertumskommission für Westfalen am 11. und 12. Mai 2012 in Münster. Veröff. Der Altertumskommission für Westfalen 20 (Münster 2014), 201–208.
- Knauß, Erwin, Gemarkungs- und Allmendentwicklung in Gießen. Ein Beitrag zur rechts- und verwaltungsgeschichtlichen Stadtopographie. *MOHG* 47, 1963, 1–210.
- Knauß, Erwin (Hg.), *Zwischen Kirche und Pforte*. 775–1975. 1200 Jahre Wieseck (Gießen 1975).
- Knepe, Cornelia, Aufbau und Funktion von westfälischen Landwehren. Ein Überblick. In: Dies. (Hg.), *Landwehren*. Zu Erscheinungsbild, Funktion und Verbreitung spätmittelalterlicher Wehranlagen. Beiträge zum Kolloquium der Altertumskommission für Westfalen am 11. und 12. Mai 2012 in Münster. Veröff. Der Altertumskommission für Westfalen 20 (Münster 2014), 13–24.
- Koch, Michael, Die Landwehr der Stadt Höxter, Kreis Höxter. *Landwehren in Westfalen* 2 (Münster 2016).
- Kraft, Friedrich, *Geschichte von Gießen und der Umgegend von der ältesten Zeit bis zum Jahr 1265* (Darmstadt 1876).
- Lindenstruth, Wilhelm, *Der Streit um das Busecker Tal*, Teil 1. Ein Beitrag zur Geschichte der Landeshoheit in Hessen. *MOHG* 18, 1910, 85–132.

Lorscheider, Frank/ Schnell, Guido, Bericht zur archäologischen Untersuchung (Voruntersuchung) im Kreuzungsbereich „Auf der Plank“, Wetzlar (unveröff. Grabungsbericht 2017, hessenArchäologie, EV 2017/44, Fundstelle Wetzlar 144).

Mattern, Hans/ Wolf, Reinhard, Die Haller Landheg. Ihr Verlauf und ihre Reste. Forschungen aus Württembergisch Franken 35 (Sigmaringen 1990).

Metz, Carl, Wetzlars Landwehr und Warten. Der Kampf um Aliso an der Lahn. Sonderabdruck aus dem „Wetzlarer Anzeiger“ 1936, in den Nr. 244, 247, 250, 255, 262, 268, 273, 279 (Wetzlar 1936).

Müller, Wolfgang, Die althessischen Ämter im Kreise Gießen. Geschichte ihrer territorialen Entwicklung. Schriften des Instituts für geschichtliche Landeskunde von Hessen und Nassau 19 (Marburg 1940).

Pelissier, Eduard, Die Landwehren der Reichsstadt Frankfurt am Main. Topographisch-historische Untersuchung (Frankfurt a. M. 1905).

Ramge, Hans (Hg.), Hessischer Flurnamenatlas. Arbeiten der hessischen historischen Kommission NF 3 (Darmstadt 1987).

Reidt, Konrad, Heuchelheim bei Giessen. Geschichte eines Dorfes im Lahnbogen (2. Aufl., erweitert von Otto Bepler, Heuchelheim 1986).

Schoenwerk, August, Geschichtliche Heimatkunde von Stadt und Kreis Wetzlar (Wetzlar 1954).

Scholkmann, Barbara, Das Mittelalter im Fokus der Archäologie (Stuttgart 2009).

Sippel, Klaus, Landwehren und Warten in Nordhessen. Erforschung, Aussehen und archäologisch-topografische Erfassung. In: Kneppel, Cornelia (Hg.), Landwehren. Zu Erscheinungsbild, Funktion und Verbreitung spätmittelalterlicher Wehranlagen. Beiträge zum Kolloquium der Altertumskommission für Westfalen am 11. und 12. Mai 2012 in Münster. Veröff. Der Altertumskommission für Westfalen 20 (Münster 2014), 277–306.

Wagner, Georg Wilhelm Justin, Die Wüstungen im Großherzogthum Hessen. Provinz Oberhessen (Darmstadt 1854).

Wilhelmi, Heinrich, Die Namen der Gemarkung Gießen. Hessisches Flurnamenbuch 18 (Marburg 1940).

Wolf, Dieter, Die Überformung des Limes im Mittelalter durch die Anlage von Landwehren. In: Schallmayer, Egon (Hg.), Limes imperii Romani. Beiträge zum Fachkolloquium „Weltkulturerbe Limes“ November 2001 in Lich-Arnsburg. Saalburg-Schriften 6, 2004, 147–161.

Wolf, Jürgen Rainer, Festung und Nebenresidenz in Oberhessen. In: Brake, Ludwig/ Brinkmann, Heinrich (Hgg.), 800 Jahre Gießener Geschichte 1197–1997 (Gießen 1997), 410–445.

Die oberhessische Pastoren- und Gelehrtenfamilie Hert anhand ihrer barocken Grabdenkmäler 1585–1760

RÜDIGER GRIMM

Wanderer, kommst du nach Niederkleen ...

... so halte inne und bedenke, was dieser Gedenkstein dir zu sagen hat. Mit dieser Mahnung beginnt die Inschrift des Epitaphs¹ für das Familiengrab der Pastoren Hert in Niederkleen von 1721. Es steht etwas abseits an der Ostwand der Pfarrscheune, die den Niederkleener Kirchhof begrenzt. Es ist blassgrau verwittert und doch zieht seine übermannshohe, barocke Gestalt mit der anmutig geschwungenen Kopfleiste die Blicke auf sich.



Abb. 1: Grabstein des Familiengrabs Hert von 1721 an der Pfarrscheune auf dem Kirchhof der Evangelischen Kirche in Niederkleen (Foto: Grimm).

Niederkleen gehört zur Region Hüttenberg und liegt elf Kilometer südlich von Gießen und acht Kilometer nördlich von Butzbach zwischen der nördlichen Wetterau und dem Gießener Becken im Kleebach-Tal. Über die milde Höhe des Hütten-

1 Ein Epitaph (von altgr. „am Grab“) ist ein Grabstein, der an einer Kirchenwand oder einem Kirchenpfeiler angebracht ist.

bergs im Osten hinweg gelangt man in das benachbarte Lang-Göns. In Niederkleen waren zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs und danach drei Generationen der Familie Hert im Pfarramt:

1611–1644:	Philipp Stipp (1589–1644)
1644–1683:	Johann David Hert (1618–1686), Stipps Schwiegersohn
1683–1724:	Philipp Jakob Hert (1646–1724), ältester Sohn von Johann David

Philipp Stipp und Johann David Hert waren meine neun- bzw. achtfachen Urgroßväter auf der weiblichen Alefeld-Avemann-Clotz-Hert-Linie. Philipp Jakobs jüngerer Bruder Johann Christoph Hert (1649–1731), Professor für Medizin in Gießen und Leibarzt am Darmstädter Hof, war mein siebenfacher Urgroßvater.

Der Grabstein in Niederkleen nennt die drei Pastoren, ihre Frauen und alle fünf Kinder von Johann David und berichtet, was aus ihnen beruflich geworden ist. Seine Inschrift liefert die Rahmenhandlung ihrer Familiengeschichte. Weiter ausgeführt wird sie durch weitere Grabdenkmäler. Es sind insgesamt nicht weniger als sechs Grabsteine der Familienmitglieder gut erhalten, die wie im Ensemble gemeinsam die Geschichte ihrer Familie erzählen. Sie sind heute nicht nur historisch interessant, sondern auch von hoher künstlerischer und literarischer Qualität. Ihre Sprache ist voller barocker Poesie.

Von drei Grabtexten sind Abschriften an anderer Stelle veröffentlicht,² die anderen drei sind unbeachtet geblieben. Übersetzungen habe ich nirgends gefunden und ihre Zusammengehörigkeit ist noch an keiner Stelle festgestellt worden. Das soll hier nachgeholt werden.

Vier Generationen der Familie Hert

Die oberhessische Pastoren- und Gelehrtenfamilie Hert, über deren Leben hier anhand zeitgenössischer Beobachtungen, vor allem aber anhand von sechs gut erhaltenen barocken Grabsteinen berichtet wird, lebte über vier Generationen hinweg, etwa 1585–1760, in der Region Gießen, Wetzlar und südlich davon am Hüttenberg und in Butzbach. Sie spielten für das religiöse, politische und wissenschaftliche Leben Oberhessens eine bedeutsame Rolle. Ihre Landesherrschaft war die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt,³ entsprechend wichtig für ihr Leben waren die Residenzstadt Darmstadt und die zugehörige Universität in Gießen.

-
- 2 (1) Wegmann, Jürgen, *Der Wetzlarer Dom – Epitaphien und Grabplatten*. Baden Baden 2018. Darin: Epitaph Nr. 18 von Jakob Hert S. 125–127. (2) Kulke, Ulrich, *Aus der Geschichte der Kirche in Niederkleen*. Sonderdruck der „Monatshefte für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes“, 27. Jahrgang 1978, „Epitaph Hert“, S. 22–23. (3) Kredel, Elisabeth, *Grabinschriften von Giessener Universitätsangehörigen*. In: *Nachrichten der Giessener Hochschulgemeinschaft*; Bd. 7, Heft 1, 1929, das Epitaph von Johann Nikolaus Hert, S. 37–39.
- 3 1703, also zur Zeit unserer Familiengeschichte, fiel der westliche Teil des Hüttenbergs mit Niederkleen an die Grafschaft Nassau-Weilburg. Über hundert Jahre später, nach dem

Die Orte ihres Lebens und Wirkens sind nur wenige Kilometer voneinander entfernt. Man übersieht diese Landschaft bis zur Hochtaunuslinie bequem von der Burg Gleiberg aus, nordwestlich von Gießen gelegen, oder umgekehrt, von Süden her, vom Aussichtsturm auf dem Butzbacher Hausberg. Beides sind sehr lohnende Ausflugsziele.

Die Großväter

Wir beginnen ihre Geschichte mit drei befreundeten „Großvätern“ Justus Geilfus (1590–1653), Philipp Stipp (1589–1644) und Jakob Hert (1585–1658), die zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1618–48) dort Pastoren waren: Geilfus in Lang-Göns und dann als Stadtprediger in Gießen, Stipp in Niederkleen und Hert in Wetzlar. Hert war gleichzeitig Senior des Pastorenkollegs, zu dem alle drei gehörten. Durch Verheiratung ihrer Kinder in der nächsten und übernächsten Generation wurden diese drei zu meinen neunfachen Urgroßvätern. Da Jakob Hert der älteste der drei und zudem der Namensgeber der Familie Hert ist, markiert sein Geburtsjahr 1585 den Anfang unserer Familiengeschichte hier.

Philipp Stipp starb 1644 im Alter von fünfundfünfzig Jahren von den drei „Großvätern“ als erster. Er wurde auf dem Niederkleener Kirchhof begraben und später auf dem Familiengrabstein von 1721 als Schwiegervater seines Nachfolgers ehrenvoll erwähnt. Sein Freund Justus Geilfus starb 1653 in Gießen. Ein Grabdenkmal von ihm ist mir nicht bekannt. Jakob Hert starb dann fünf Jahre später, 1658, mit immerhin dreiundsiebzig Jahren als Pastor in Wetzlar. Sein Epitaph hängt bis heute gut erhalten im Dom zu Wetzlar und bildet gewissermaßen den Prolog unseres Grabstein-Ensembles.

Die Eltern

Der Hert-Sohn Johann David (1618–1686) studierte in Gießen Theologie, heiratete die Stipptochter Catharina Margarethe (1625–1720) und wurde Nachfolger seines Schwiegervaters Stipp in Niederkleen. Sie lebten über vierzig Jahre gemeinsam in Niederkleen in dem Pfarrhaus neben der Kirche, das zwar heute nicht mehr steht, auf dessen Grund aber ein sehr schönes Nachfolgegebäude aus dem Baujahr 1864 erhalten ist.⁴ Johann David starb 1686 als Achtundsechzigjähriger, seine Frau, die Stipptochter Catharina Margarethe überlebte ihn um vierunddreißig Jahre und starb 1720 im seligen Alter von fünfundneunzig Jahren. In ihren letzten Lebensjahren lebte sie im Pfarrhause ihres ältesten Sohnes. Anlässlich ihres Todes wurde das Familienepitaph in Niederkleen 1721 errichtet.

Wiener Kongress 1816, wurde er dem Kreis Wetzlar und zusammen mit diesem der preußischen Rheinprovinz zugeschlagen. Diese politische Grenze zwischen Hessen und Preußen verlief mitten durch die Region Hüttenberg. Sie trennt bis heute die Landeskirchen.

⁴ Baujahr des Pastorats laut Kulke, Ulrich, Aus der Geschichte der Kirche in Niederkleen, 1978, S. 27, Spiegelpunkt 15.

Das „Elternpaar“ Johann David Hert und seine Frau Catharina Margarethe geb. Stipp bildet den Mittelpunkt dieses Epitaphs. Weiterhin sind darauf alle ihre fünf Kinder mit Namen, Lebensdaten und Beruf genannt. Wir nennen diese im Folgenden „die Hert-Geschwister“. Dem ältesten ist es ausdrücklich mit gewidmet, da dieser mit seiner Frau im selben Familiengrab beerdigt wurde.

Die fünf Hert-Geschwister

Die dritte Hert-Generation unserer Geschichte bilden „die fünf Hert-Geschwister“, vier Söhne und als Jüngstes eine Tochter, *filia unica*, wie sie auf dem Familiengrabstein mit spürbarer Freude hervorgehoben wird. Die Kinder wuchsen im Pfarrhause auf und erhielten dort ihre erste Ausbildung: „Seit 1657 hielt man ihn [den zweiten Sohn Johann Christoph] in der Schule zu Wetzlar, seit 1660 aber in seinem Geburtsorte [Niederkleen] unter Privatinformation, bis er mit seinen beyden Brüdern Johann Nikolaus und Johann Heinrich 1664 zum Pädagogio und 1667 zur Universität Giessen übergehen konnte.“⁵

Die fünf Geschwister Hert sind zwischen 1646 und 1659 geboren. Sie sind also Kinder der Nachkriegszeit des Dreißigjährigen Kriegs (1618–48), so wie die Älteren unter uns, die Jahrgänge 1945 und danach, Kinder der Nachkriegszeit nach dem 2. Weltkrieg sind.

Wie bei uns war auch bei ihnen die Nachkriegszeit eine Aufbauzeit. Sie war durchaus unruhig durch die neue Ausbalancierung der europäischen Mächte, damals besonders durch die Erstarkung Frankreichs unter Ludwig XIV. und seiner Ausdehnung in die Pfalz, man denke an die Zerstörung Heidelbergs in den 1690er Jahren, alles in unmittelbarer Nachbarschaft Hessens. Unruhe stiftete auch die Rivalität zwischen dem reformierten Hessen-Kassel und dem lutherischen Hessen-Darmstadt, die sich in der Aufspaltung Oberhessens manifestiert hatte: Marburg gehörte zu Kassel und Gießen zu Darmstadt. Aber es war eben doch auch eine lang anhaltende Zeit stetigen Aufbaus. Der Darmstädter Teil von Oberhessen, die Universitätsstadt Gießen und die fruchtbaren Landschaften des Hüttenbergs und der Wetterau südlich davon konnten sich in den folgenden Jahrhunderten bis zur französischen Revolution und selbst nach der Neuordnung des Wiener Kongresses 1815 friedlich entwickeln. Auch die Nachbarschaft zu den Nassauischen Grafschaften und dem späteren (ab 1806) Herzogtum Nassau war und blieb eine friedliche.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg erblühte der Hochbarock. In Frankreich herrschte der Sonnenkönig Ludwig XIV. mit seinem opulenten Hof, man sieht ihn in bunt wallender Kleidung unter prächtig aufgeputzter Lockenperücke. Das Schloss von Versailles mit seiner bis heute so genannten „französischen Gartenanlage“ war Vorbild für zahlreiche feudale Einrichtungen in Deutschland, nicht zuletzt für die Orangerie in Darmstadt mit der Architektur von Louis Remy de la Fosse (1659–

5 Strieder, Friedrich Wilhelm, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-geschichte. Band 5, 1782, S. 487. Aus dem Abschnitt über Hert (Johann Christoph, 1649–1731), S. 487–490.

1726). Man spielte in ganz Europa die Musik von Lully (1632–1687) und nur wenig später Vivaldi (1675–1741) und Händel (1685–1759). Johann Sebastian Bach (1685–1750) trat 1723 seinen Dienst als Thomaskantor in Leipzig an. Die hessische Autorität in Sachen Musik war der Darmstädter Hofkapellmeister Christoph Graupner (1683–1760).

Der älteste Bruder Philipp Jakob (1646–1724, mit den Vornamen seiner beiden Großväter) studierte Theologie und wurde in dritter Pastorengeneration 1683 Nachfolger seines Vaters in Niederkleen. Der zweite, unser siebenfacher Urgroßvater Johann Christoph Hert (1649–1731) studierte Medizin und wurde ein weithin berühmter fürstlicher Leibarzt und Medizinprofessor an der Universität Gießen mit Sitz in Darmstadt. Der dritte Bruder Johann Nikolaus Hert (1651–1710) studierte Jurisprudenz und wurde ein ebenfalls berühmter Wissenschaftler, ein Rechtsgelehrter, Juraprofessor und Kanzler der Universität Gießen. Der vierte Sohn Johann Heinrich (1653–1669) verstarb als 15- oder 16-jähriger Gymnasiast in Gießen an der damals in Gießen grassierenden Ruhr.⁶

Das Nesthäkchen Anna Margarethe (1659–1743) heiratete einen seinerseits überregional beachteten Mediziner namens Nikolaus Caspar Elwert (1649–1691) und wurde übrigens eine Vorfahrin des kommunistischen Revolutionärs Karl Liebknecht (1871–1919), indem ihre dritte Tochter Katharina Elisabeth einen Theologieprofessor namens Johann Georg Liebknecht geheiratet hatte, deren Urenkel Karl Liebknecht ist.

In der Generation ihrer Eltern gab es auch einen einflussreichen Geilfus-Sohn, nämlich Johann Gottfried (1619–1683), der natürlich mit dem gleichaltrigen Pastorenehepaar in Niederkleen, den „Eltern“ Johann David und Catharina Margarethe Hert, befreundet war. Er wurde Mediziner, Leibarzt in Butzbach und zog den zweiten Hertsohn Johann Christoph (1649–1731) als jungen Arzt und Sozium zu sich nach Butzbach. Dieser Johann Gottfried Geilfus hatte dreizehn Kinder, unter denen zwei hübsche Töchter waren, die zwei Hert söhne heirateten. 1674 heiratete zuerst unser junger Arzt in Butzbach die ältere Amalie Margarethe (1657–1731, mit hin meine siebenfache Urgroßmutter), und drei Jahre später, 1677, der ältere Bruder Philipp Jakob, der künftige Pastor von Niederkleen, die jüngere Catharina Susanne (1661–1717).

Die vierte Generation: Albertine Elisabeth Clotz geb. Hert und Katharina Elisabeth Liebknecht

Als der älteste Bruder der Hertgeschwister Philipp Jakob 1724 verstarb, lebten noch zwei seiner Geschwister, beide deutlich über sechzig Jahre alt: nämlich der zweite Johann Christoph Hert († 1731) mit seiner Frau Amalie Margarethe Geilfus († 1731), meine siebenfachen Urgroßeltern, und die Schwester Anna Margarethe verh. Elwert († 1743). Jetzt zu all ihren Kindern: In der Gedenkschrift von Pastor em. Kulke

6 Kulke: Aus der Geschichte der Kirche in Niederkleen. 1978, S. 25, Spiegelpunkt 7.

1978 sind zwei Kinder von Philipp Jakob Hert genannt,⁷ in den Hessischen Biografien LAGIS werden sechs Kinder von Johann Christoph Hert aufgeführt, fünf von Johann Nikolaus Hert und vier von Anna Margarethe und ihrem Mann Nikolaus Caspar Elwert (der allerdings selbst schon 1691 verstorben war – auch darauf weist die Grabinschrift hin).⁸ Die Eltern Johann David und Catharina Margarethe Hert hatten also mindestens *siebzehn* Enkel, die meisten von ihnen bereits ihrerseits Eltern. Von den siebzehn Enkeln sollen hier zwei hervorgehoben werden:

Erstens Katharina Elisabeth verh. Liebknecht (1686–1719), die dritte Tochter der Hertschwester Anna Margarethe Elwert. Sie ist schon als junge Frau vierundzwanzig Jahre vor ihrer Mutter verstorben. Ihr ist ein eigenes, sehr anrührendes Epitaph gewidmet, das gut erhalten an der Außenwand der Friedhofskapelle am Alten Friedhof in Gießen hängt. Es wird unten als sechstes Epitaph unseres Ensembles genauer besprochen.

Zweitens kam es aufseiten des Medizinprofessors Johann Christoph Hert, des zweiten unter den Hert-Geschwistern, in der nächsten Generation zu einer Verbindung zwischen der Familie Hert mit der befreundeten und für Oberhessen außerordentlich bedeutsamen Familie Clotz.⁹ Seine Tochter Albertine Elisabeth (1692–1759) heiratete nämlich 1712 in der Schlosskirche von Darmstadt, an deren Hof ihr Vater Leibarzt war, unter dem Orgelspiel des frisch eingestellten Kantors Christoph Graupner den Butzbacher Amtmann Anton Christian Clotz (1687–1760). Prof. Johann Christoph Hert war 1731 bei seiner Tochter in Butzbach zu Besuch, als er dort mit 82 Jahren, nur wenige Monate nach dem Tod seiner Frau in Darmstadt, verstarb.¹⁰ Deshalb befinden sich sein Grab und sein mächtiger Grabstein in der Markuskirche von Butzbach, s.u. Epitaph Nr. 4.

Das Todesdatum 1760 des Amtmanns Anton Clotz in der vierten Generation markiert das Ende unserer Familiengeschichte, soweit wir sie hier darstellen. In Wahrheit ging die Familiengeschichte natürlich weiter, und zwar in allen Linien der Hert-Geschwister, und ebenso in den Clotz- und Geilfus-Linien bis heute hin.

Die sechs Epitaphe

Sechs bedeutende barocke Epitaphe dieser Familie aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind bis heute erhalten, sie stehen an vier verschiedenen Standorten: das älteste sogar schon von 1658 im Dom von Wetzlar, das wichtigste auf dem Kirchhof der Ev. Kirche von Niederkleen am Hüttenberg, eines in der Markuskirche von

7 Ebd., Spiegelpunkt 8.

8 Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen (LAGIS): Hessische Biografie, www.lagis-hessen.de.

9 Strieder, Friedrich Wilhelm, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-geschichte. Band 2, 1782, über Clotz (Johann Helfrich/Helwig, 1642–1725) S. 232–239. Darin: von Anton (1520–1610, Ratsherr in Wetzlar) bis Anton Christian (1687–1760, Amtmann in Butzbach), mit Stammbaum und Lebensbeschreibungen.

10 Ebd., Band 5, 1781, S. 489.

Butzbach und drei weitere an der Friedhofskapelle des Alten Friedhofs in Gießen auf dem Nahrungsberg.

1. Epitaph für Jakob Hert † 1658 und Sabine geb. Gros † 1671 im Wetzlarer Dom.
2. Familienepitaph für Johann David Hert † 1686 und Catharina Margarethe geb. Stipp † 1720, und ihre Kinder, errichtet 1721 auf dem Kirchhof in Niederkleen, heute an der Ostwand der Pfarrscheune.
3. Epitaph für Johann Nikolaus Hert † 1710 an der Friedhofskapelle des Alten Friedhofs in Gießen, an der südlichen Außenwand.
4. Epitaph für Johann Christoph Hert † 1731 in der Markuskirche Butzbach.
5. Epitaph für Anna Margarethe Elwert † 1743 in der Friedhofskapelle des Alten Friedhofs in Gießen, Kircheninnenraum hinten.
6. Epitaph für Katharina Elisabeth Liebknecht geb. Elwert † 1719, Tochter von Anna Margarethe Elwert s.o., an der Friedhofskapelle des Alten Friedhofs in Gießen, an der nördlichen Außenwand, rechts neben dem Haupteingang zur Kirche.

Drei von ihnen, die Epitaph 2, 3 und 4, sind vielleicht zusammen beschafft worden und dann im Laufe der Todesfälle beschriftet und aufgestellt worden. Sie beziehen sich teilweise inhaltlich aufeinander. Alle zusammen geben ein lebendiges Bild dieser Familie ab, von ihrem Zusammenhalt und von ihrem beruflichen Wirken.

Das älteste Epitaph des Ensembles stammt von 1658 und hängt im Dom von Wetzlar. Es ist dem einen „Großvater“ Jakob Hert (1585–1658, Pastor in Wetzlar) und seiner Frau Sabine Gros („aus der berühmten Familie Landau“, wie das Familienepitaph in Niederkleen hervorhebt) gewidmet. Im Gegensatz zu den fünf anderen erhaltenen, späteren Epitaphen der Familie ist es schlicht gehalten. Es besteht aus einer sparsam geschmückten Sandsteinplatte und seine Inschrift enthält neben vier frommen Bibelsprüchen nur die Lebensdaten des verstorbenen Ehepaars und ihrer Kinder. Es gibt kein Lob der Verstorbenen und außer der allgemeinen Mahnung MEMENTO MORI keine Lebenspointe. Dieses Epitaph ist dankenswerterweise in Jürgen Wegmanns Buch über die Epitaph des Wetzlarer Doms mit Bild und Textabschrift aufgeführt.¹¹

Das zentrale Epitaph des Ensembles ist der oben als zweites genannte Familiengrabstein in Niederkleen von 1721. Bei der Recherche über den an vielen Stellen bezugten Arzt Johann Christoph Hert stößt man gleich auf seinen Geburtsort Niederkleen „am Hüttenberge“ bei Gießen, wo er als Pastorensohn aufgewachsen ist. Bei einem Besuch des Kirchhofs findet man das große Epitaph aufgrund seiner imposanten Gestalt leicht am Rande des Kirchhofs. Eine vollständige Entschlüsselung seiner Inschrift vor Ort kann aufgrund des verfallenen Zustandes des Steins nicht mehr gelingen. Der Pastor der Gemeinde und ein altgedientes und aktives Gemeindeglied konnten aber gute Hinweise geben: Es gibt nämlich eine (ebenfalls nicht ganz

11 Wegmann, Jürgen, *Der Wetzlarer Dom*, 2018. Darin: Epitaph Nr. 18 von Jakob Hert S. 125–127.

vollständige) Abschrift des Epitaphs von 1978 durch den damaligen Niederkleener Pastor Kulke.¹²

Das Familienepitaph ist in erster Linie dem Elternpaar der Hert-Professoren und ihrer Geschwister gewidmet, dem Pastor Johann David Hert (1618–86) und seiner Frau Catharina Margarethe geb. Stipp (1625–1720), sowie ihrem ältesten Bruder Philipp Jakob (1646–1724), der seinem Vater als Pastor von Niederkleen nachgefolgt war, und dessen Frau Catharina Susanne geb. Geilfus (*Geilfusia*, 1661–1717). Es wurde anlässlich des Todes der Mutter 1720 errichtet und ausdrücklich von den Kindern und Enkeln gestiftet, *superstites filii filia et nepotes posuerunt*. Es nennt alle Familienangehörigen und vermerkt, was beruflich aus diesen geworden ist.

Das Archiv der Rheinischen Landeskirche Boppard machte mich in diesem Zusammenhang auf Elisabeth Kredels sorgfältige Beschreibung von Grabsteinen Gießener Universitätsangehöriger auf dem Alten Friedhof in Gießen von 1929 aufmerksam. Sie enthält eine genaue Abschrift (allerdings ohne Übersetzung) der lateinischen Inschrift auf dem Epitaph des dritten Sohnes Johann Nikolaus Hert (1651–1710).¹³ Es gehört inhaltlich klar zum Niederkleener Familien-Epitaph. Es ist sogar älter als dieses, da Johann Nikolaus zehn Jahre vor seiner Mutter verstorben ist, ich ordne es dennoch nach diesem als das dritte Epitaph unseres Ensembles ein.

Es ist aus vornehm hellgrauem Lahnmarmor gefertigt und von einer prächtigen barocken Schmuckleiste aus weißem italienischem Marmor umfasst. Es steht an der südlichen Außenwand der Friedhofskapelle des Alten Friedhofs in Gießen. Seine Inschrift nimmt, außer der Nennung der Namen der Eltern, keinen Bezug auf die anderen (späteren!) Epitaphen. Möglicherweise sind zur Errichtung seines Epitaphs die beiden anderen Steine für das Familiengrab und für den älteren Bruder bereits mit angeschafft worden, worauf das Herstellungsjahr 1715 des Grabsteins des 1731 verstorbenen Johann Christoph in Butzbach hinzudeuten scheint. Beschriftet wurden sie vielleicht vorab, aber endgültig erst nach den jeweiligen Todesfällen.

Der zweite Hertsohn Johann Christoph Hert (1649–1731), der Darmstädter Medizinprofessor und Leibarzt, starb in Butzbach anlässlich eines Besuchs „bey den Seinigen, als er sein Leben beschließen mußte; es war am 22. Septemb. 1731“.¹⁴ Er ist also elf Jahre nach seiner Mutter verstorben. Der einzig mir bekannte Hinweis auf die Existenz des Epitaphs, aber ohne Abschrift oder gar Übersetzung, findet sich in dem Familienbuch Butzbach, Band III, von Hanno Müller, 2005, unter dem Eintrag „Herdt“. Dort wird die Gestalt des Epitaphs beschrieben: „Trauerengel über eine Urne gebeugt“, sowie sein Ort: „in der Markuskirche Butzbach“. In ihrem Innenraum ist es leicht zu finden und bildet als das viertälteste Epitaph die Nr. 4 unseres Ensembles.

12 Kulke, Ulrich, Aus der Geschichte der Kirche in Niederkleen, 1978, S. 22–23.

13 Kredel, Elisabeth, Grabinschriften von Gießener Universitätsangehörigen, 1929, S. 37–39.

14 Strieder, Friedrich Wilhelm, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-geschichte. Band 5, 1782, S. 489. Aus dem Abschnitt über Hert (Johann Christoph, 1649–1731), S. 487–490. Die „Seinigen“ waren seine oben genannte Tochter Albertina, verh. mit dem Butzbacher Amtmann Anton Christian Clotz.

Sein Epitaph ist das mächtigste des Ensembles, aus schwarz glänzendem Marmor und umgeben von weißen Engeln. Seine Inschrift nimmt mehrfach Bezug auf die beiden Epitaphe seiner Eltern und seines jüngeren Bruders. Es enthält zwei übereinstimmende Formulierungen mit dem Eltern-Epitaph, erstens seine Charakterisierung als „*omnibus suavis, nemini gravis*“ (allen eine Freude, niemandem eine Last), welche von ihrer Floskelhaftigkeit sofort befreit wird, indem sie mit konkreten Beispielen ausgeführt wird. Und zweitens wird die Formel zitiert, dass er seine Tugenden von den Eltern übernommen und weitergegeben habe, *virtutes parentibus traditas*. Sie wird hier aber weiter ausgeführt, nämlich dass er sie sogar noch vermehrt habe, *locupletavit*, und dann werden sie aufgezählt: seine Bildung, seine Hingabe zur Lehre und seine Gelassenheit im Umgang mit schwierigen Mitmenschen.

Zum jüngeren, zwanzig Jahre zuvor verstorbenen Bruder und professoralen Kollegen in Gießen gibt es einen ungewöhnlich prominenten Hinweis, mit dem die Inschrift sogar abschließt: „*Duos luget Hertios Hassia*.“ Er muss seinen Bruder sehr geliebt und verehrt haben.

Die Schrift von Kredel, die die Abschrift des dritten Epitaphs für Johann Nikolaus Hert enthält (s.o.), gibt Hinweise auf weitere Epitaphe der Familie Hert, unter denen sich die beiden Epitaphe Nummer 5 und 6 unseres Ensembles finden:¹⁵ das der Hert-Schwester Anna Margarethe (1659–1743) im Innenraum der Friedhofskapelle in Gießen und das ihrer – vor ihr verstorbenen – Tochter Katharina Elisabeth verh. Liebknecht (1686–1719) außen rechts neben dem Haupteingang zur Friedhofskapelle, buchstäblich Wand-an-Wand zum Epitaph ihrer Mutter.

Das fünfte Epitaph dieses Ensembles also ist der „kleinen Schwester“ Anna Margarethe gewidmet, sie hat ihren um zehn Jahre älteren Bruder Johann Christoph um zwölf Jahre überlebt und ist in Gießen 1743 im hohen Alter von vierundachtzig Jahren verstorben. Ihr Epitaph in der Friedhofskapelle in Gießen ist nicht so mächtig wie das Butzbacher Epitaph. Es ist eine reine Schriftplatte in anmutig-barocker Rahmenform, aber aus genauso schwarz glänzendem Marmor wie dieser. Seine Inschrift – im Gegensatz zu den anderen fünf Epitaphen auf deutsch – beschreibt in einundneunzig Zeilen ihr Leben, nennt ihre Eltern – nicht ihre Brüder –, ihre Kinder und Enkel und lobt in glänzenden Worten ihr gutes Wesen.

Das sechste Epitaph für ihre Tochter Catharina Elisabeth verh. Liebknecht ist allein schon deshalb besonders anrührend, weil es einer zweiunddreißig Jahre jungen Frau gewidmet ist, die, wie seine Inschrift hervorhebt, in der Schwangerschaft zu ihrem sechsten Kind verstorben ist. Sie sei gegenüber den Wechselfällen des Lebens besonders gelassen gewesen, sie habe durch ihren Tod ebendiesen überwunden, *mortem amisit*, und nicht etwa das Leben verloren, *non vitam amisit*.

Die vier Epitaphe der Eltern Hert und der drei Hert-Geschwister sind im Abstand von jeweils etwa zehn Jahren voneinander beschriftet und errichtet worden: 1710 (wohl etwas danach), 1721, 1731 und 1743. Angeschafft wurden sie dagegen vielleicht gemeinsam 1715, dann wäre Johann Nikolaus' Epitaph auch erst fünf Jahre

15 Kredel, Elisabeth. Grabinschriften von Gießener Universitätsangehörigen, 1929, S. 53.

nach seinem Tod errichtet worden. Das Großvater-Epitaph für Jakob Hert ist freilich ein halbes Jahrhundert älter, und das sechste Epitaph der früh verstorbenen Katharina Elisabeth Liebknecht von 1719 liegt noch deutlich vor dem ihrer Mutter und sogar vor dem Tod ihrer Großmutter, so dass sie als Enkelin, *nepos*, bei der Einweihung des Familienepitaphs in Niederkleen 1721 schon nicht mehr dabei gewesen sein kann.

Die Epitaphe in Gießen und Butzbach sind exzellent erhalten. Das Epitaph in Niederkleen dagegen, das wichtigste unter ihnen, ist durch Witterungseinflüsse und aufsteigende Feuchtigkeit vom Grund arg beschädigt und bedarf daher einer gründlichen Reinigung um es vor weiterem Verfall zu schützen.

Man kann alle sechs Grabsteine bequem bei einem einzigen Ausflug nacheinander besichtigen. Man kann dabei sogar auf dem Weg von Gießen nach Wetzlar zur Burg Gleiberg bei Gießen hinauffahren, die einen herrlichen Blick von Norden auf das Gießener Becken, den Hüttenberg und die nördliche Wetterau bietet.

1. Epitaph für Jakob Hert (1585–1658) und Sabine geb. Gros (1597–1671) in Wetzlar

Das Epitaph von Jakob Hert und seiner Frau Sabine geb. Gros befindet sich im Dom von Wetzlar an der hinteren Ecke des linken, lichtdurchfluteten Seitenschiffs. Es ist bei Jürgen Wegmann 2018 als Epitaph Nr. 18, S. 125–127, beschrieben. Sie sind die Eltern des Niederkleener Pastors Johann David Hert (1618–86), der mit seiner Frau Catharina Margarethe geb. Stipp (1625–1720) im Mittelpunkt des barocken Familienepitaphs in Niederkleen 1721 steht, s.u. Epitaph Nr. 2. Dort sind die Eltern Jakob und Sabine ausdrücklich genannt, wobei zusätzlich Sabines „berühmte mütterliche Herkunftsfamilie Landau“ hervorgehoben ist. Ebenfalls auf dem Epitaph in Niederkleen ist vermerkt, dass Jakob Hert Pastor in Wetzlar, sogar Oberpastor und Senior des Pastorenkollegiums der Region war, zu der Hüttenberg mit Niederkleen und Lang-Göns gehört hatten.

Das Epitaph von Jakob Hert wurde 1658 oder kurz danach errichtet – das Todesjahr 1671 von Sabine Gros wurde später eingefügt. Es ist also über sechzig Jahre älter als das von Niederkleen und von ganz anderer, nämlich schlichter Art mit nur wenigen barocken Schmuckelementen. Es ist in Gestalt und Wort zurückhaltend und bescheiden gehalten. Es besteht aus einer rechteckigen roten Sandsteinplatte im Hochformat mit einer leicht geschwungenen Dachform, aus der heraus ein Totenkopf über zwei Beinknochen gewissermaßen mahnend vom Epitaph herab auf den Betrachter blickt.

Der rechteckige Hauptteil besteht aus einem umrahmten Textfeld. Im Rahmen, der durch ein mit Schneckenmustern geschmücktes Band vom eigentlichen Textfeld abgesetzt ist, stehen rings herum vier fromme Gedenksprüche. Ganz oben unter dem Totenkopf und zu ihm passend steht: „Gedenke, dass du sterben wirst.“ Das Textfeld selbst teilt ganz sparsam nur die Lebensdaten des Ehepaars und aller acht Kinder mit. Es gibt kein Lob und keine persönliche Charakterisierung der Verstorbenen.

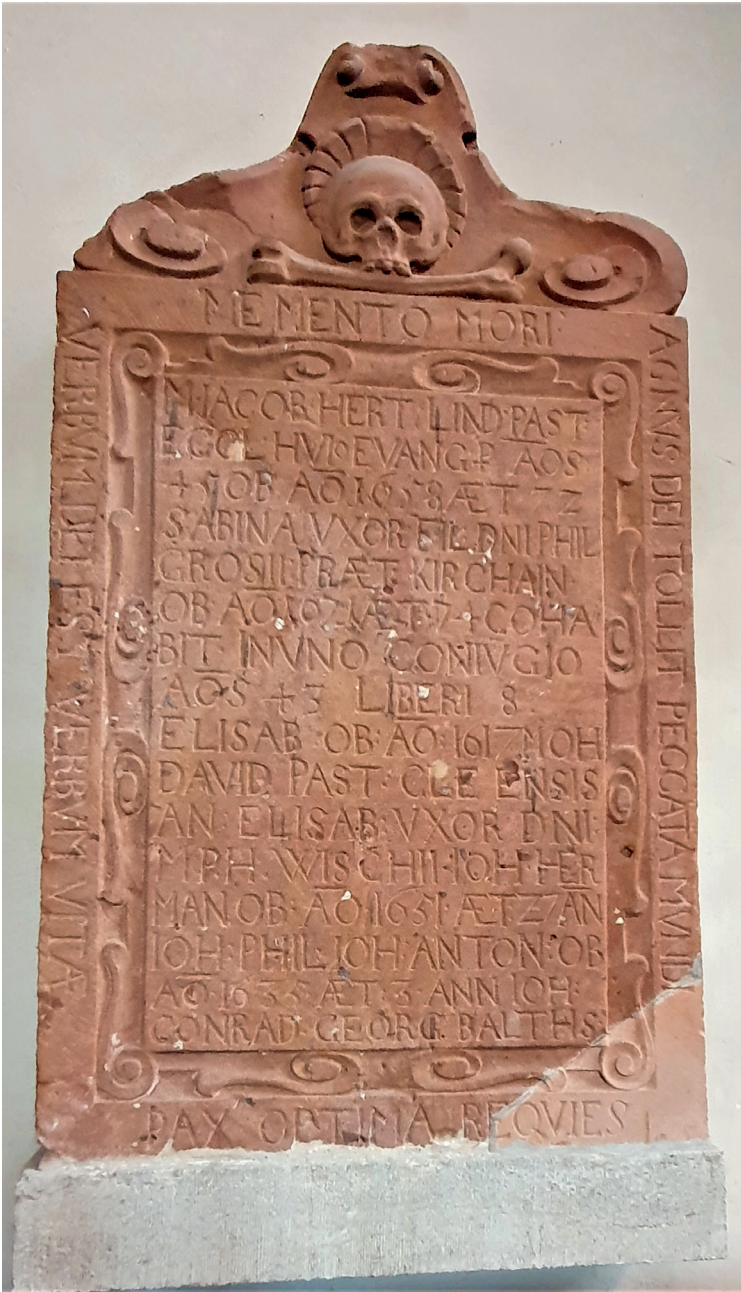


Abb. 2: Das Epitaph von Jakob Hert und Sabine geb. Gros
 von 1658 im Wetzlarer Dom (Foto: Grimm).

Die barocken Epitaphe des Ensembles der Familie Hert in Niederkleen und ihrer Kinder in Butzbach und Gießen sind dagegen persönlicher und poetischer und sie geben dem Leser eine Pointe mit, die sich aus dem Leben der Verstorbenen ergibt und aus der der Leser etwas lernen könne. In diesem Sinne ist der schlichte Stein von Jakob und Sabine Hert im Wetzlarer Dom unseren modernen Grabsteinen ähnlich, da diese außer den Lebensdaten und einem Gedenkspruch ebenfalls keine weiteren Informationen mehr enthalten.

Die Grabinschrift über Jakob Hert und seine Frau, 1658¹⁶

Rand oben: MEMENTO MORI – Denke daran, dass du sterben wirst
Rand rechts: AGNVS DEI TOLLIT PECCATA MVNDI – Das Lamm Gottes trägt die Sünde der Welt
Rand links: VERBVM DEI EST VERBVM VITAE – Das Wort Gottes ist das Wort des Lebens
Rand unten: PAX OPTIMA REQVIET – Frieden ist die beste Ruhestätte

Hauptbereich:

M IACOB HERT LIND[EN] PAST ECCL HVI EVANG ꝰ AOS 45 OB AO 1658
AET 72

SABINA VXOR FIL DNI PHIL GROSII PRAET KIRCHHAIN OB AO 1671
AET 74 COHABIT

IN VNO CONIVGIO AOS 43 LIBERI 8

ELISAB OB AO 1617

IOH DAVID PAST CLEENSIS

AN ELISAB VXOR DNI M PH WISCHII

IOH HER MAN OB AO 1651 AET 27 AN

IOH PHIL

IOH ANTON OB AO 1635¹⁷ AET 3 ANN

IOH CONRAD

GEORG BALTHS

Übersetzung:

Magister Jakob Hert aus Linden¹⁸ war Pastor in dieser evangelischen christlichen Kirche über 45 Jahre. Er starb im Jahre 1658 im Alter von 72 Jahren.

16 Abschrift und Übersetzung Grimm, 10.7.2021.

17 Wegmann liest hier falsch „1633“.

18 Linden ist ein kleiner Ort sechs Kilometer südlich vor Gießen. Er gehört zur Landschaft Hüttenberg und erwarb bereits 1605 das Stadtrecht.

Seine Frau Sabine, Tochter des Herrn Philipp Gros, Amtmann (*praetor*) von Kirchhain, starb im Jahre 1671 mit 74 Jahren und liegt hier mit im Grab.

In einer einzigen Ehe über 43 Jahre hatten sie 8 Kinder: (1) Elisabeth, gestorben im Jahre 1617; (2) Johann David, Pastor in (Nieder-)Kleens; (3) Anna Elisabeth, Ehefrau des Herrn Magister der Philosophie Philipp Wisch; (4) Johann Herman, gestorben im Jahre 1651 im Alter von 27 Jahren; (5) Johann Philipp; (6) Johann Anton, gestorben im Jahre 1635 im Alter von 3 Jahren; (7) Johann Konrad; (8) Georg Balthasar.

Daraus ergeben sich die Lebensdaten von Jakob Hert und seiner Frau Sabine, geb. Gros wie folgt:

Jakob Hert: * 1585 † 1658; Sabine geb. Gros: * 1597 † 1671, Heirat 1615

Kinder:

- (1) Elisabeth, * 1616/17 † 1617 – gest. mit oder unter 1 Jahr;
- (2) Johann David, Pastor in Niederkleen; der „Vater“ unserer Familiengeschichte hier, * 1618 † 1686
- (3) Anna Elisabeth, Ehefrau des Herrn Magister (Pastor) Philipp Wisch; * zwischen 1619 und 1623
- (4) Johann Herman, * 1624 † 1651, gestorben im Alter von 27 Jahren
- (5) Johann Philipp, * zwischen 1625 und 1631
- (6) Johann Anton, * 1632 † 1635, gestorben mit 3 Jahren
- (7) Johann Konrad, * 1633 oder später
- (8) Georg Balthasar, * 1634 oder später

2. Epitaph für das Familiengrab der Pastoren Hert in Niederkleen von 1721

Der Gedenkstein steht im Freien an der Ostwand der Pfarrscheune der Ev. Kirche in Niederkleen, die die westliche Begrenzung des kleinen Kirchhofs um die Dorfkirche herum bildet. Dahinter liegt das alte Pfarrhaus.

Dieses Epitaph aus grauem Lahn-Marmor mit zwei Säulenkapitellen aus italienischem Marmor ist ein Gedenkstein für vier Gräber und sieben Personen der Pastorenfamilie Hert in Niederkleen. Es wurde im Jahre 1721 an der Ostwand der Kirche errichtet und war ursprünglich ganz mit marmorweißer Farbe bemalt, wie man an den Überresten im oberen Bereich gut erkennen kann. 1989 wurde der Stein hierher an die Ostwand der Pfarrscheune verlegt und 1990 mit einem Schieferdach zum Schutz gegen Regen versehen.

Begraben sind hier sieben Mitglieder der Familie Hert: zunächst die drei einander nachfolgenden Pastoren der Ev. Kirche Niederkleen in und nach dem Dreißigjährigen Krieg Philipp Stipp † 1644, sein Schwiegersohn Johann David Hert † 1686 und dessen ältester Sohn Philipp Jakob Hert † 1724; sodann Johann David Herts Frau Catharina Margarethe geb. Stipp † 1720 und Philipp Jakob Herts Frau Catharina Susanne geb. Geilfus † 1717. Die Frau von Philipp Stipp, Anna Echzell, war bereits 1661 in der Kirche beigesetzt worden. Der vierte, früh verstorbene Sohn



Abb. 3: Das Epitaph von 1721 auf dem Kirchhof der Evangelischen Kirche in Niederkleen (Foto: Grimm).

Johann Heinrich Hert war 1669 „hierher geführt und in seines Altvaters Philipp Stipps Grab gelegt“ worden.¹⁹

Der Anlass zur Errichtung des Epitaphs ist im vorletzten Absatz der Inschrift genannt: der Tod der fünfundneunzigjährigen Catharina Margarethe, die 1720 in das Grab ihres 1686 verstorbenen Mannes, des Pastors Johann David Hert, gelegt wurde.

Die Inschrift ehrt und lobt mit poetischem Sinn und barocker Wortpracht das Pastorenehepaar Johann David Hert und Catharina Margarethe geb. Stipp und stellt sie, ihre Eltern und Kinder vor.

Nach einer Anrede des Betrachters, SISTE VIATOR GRESSUM ... RESPICE, wird der Pastor Hert sen. als erstes genannt: VIR DUM VIVERET PER REVERENDUS und danach – in gebührender Reihenfolge nach seinen Eltern – sie: DILECTISSIMA THORI SOCIA und ihr Vater Philipp Stipp.

Der zweite Teil ist ihren fünf Kindern gewidmet, von denen gesagt wird, was aus ihnen geworden ist. Zwei von diesen sind hier mit begraben.

Der dritte Teil der Inschrift beginnt mit einem Lob des Pastors Johann David Hert, VIXIT IN TERRA DEO..., gefolgt vom Ausdruck der Sehnsucht nach der verstorbenen Mutter und Großmutter, DESIDERIUM SUIS... Gestiftet wurde das Epitaph von ihren Kindern und Enkeln, wie im letzten Absatz der Inschrift ausgeführt wird, MONUMENTUM HOC POSUERUNT... Die letzte Zeile nennt das Errichtungsjahr 1721.

Bei der Errichtung des Epitaphs lebten noch drei der hier genannten Kinder: der älteste Sohn Philipp Jakob Hert (1724 nachträglich hier mit eingefügt), der zweite Johann Christoph Hert (mit seiner Frau Amalie Margarethe geb. Geilfus, übrigens eine Schwester der hier begrabenen Pastorenfrau jun.) und das fünfte Kind,

¹⁹ Kulke, Ulrich, Aus der Geschichte der Kirche in Niederkleen, 1978, Spiegelpunkt 7, S. 25.

die Tochter Anna Margarethe verh. Elwert, alle bereits weit über sechzig Jahre alt. Siebzehn Enkel sind genealogisch nachweisbar. Wir dürfen uns also vorstellen, dass zur Einweihung des Grabsteins 1721 der Pastor Hert jun., dessen jüngerer Bruder Johann Christoph mit seiner Frau Amalia Margarethe geb. Geilfus, die Schwester Anna Margarethe Elwert und mindestens siebzehn erwachsene Enkel mit ihren Ehepartnern und Kindern standen, eine stattliche Familie mit erheblicher beruflicher Prominenz. Unter ihnen haben sich unsere sechsfachen Urgroßeltern Anton Christian Clotz, Amtmann in Butzbach, und seine Frau Albertina, geb. Hert, mit ihren kleinen Töchtern befunden.

Die Inschrift des Familienepitaphs von Niederkleen, 1721²⁰

AETERNITATI SACRUM
 SISTE VIATOR GRESSUM
 ET AD TUMULUM HUNC RESPICE
 PRISCAE FIDEI ET INTEGRITATIS EXEMPLUM
 HIC TERRA TEGITUR
 IN MEMORIA OMNIUM BONORUM PERENNATURUM
 MORTALES NEMPE EXUVIAE HIC REPOSITAE SUNT
 VIRI DUM VIVERET PER REVERENDI
 M(AGISTRI) IOANN DAVIDIS HERT
 PASTORIS INFERIORIS CLEAE FIDELISSIMI
 QUI A^o MDCXVIII WETZLAR CLARIS PARENTIB(US) NATUS
 PATRE M(AGISTRO) IACOBO HERT
 MINISTERII IBIDEM SENIORE
 MATRE SABINA E(X) CLARA LANDAVIORE FAMILIA ORTA
 VIRTUTES A PARENTIBUS TRADITAS SUIS AUXIT
 ILLASQ^e IN IV FILIOS FILIAMQUE UNICAM PROPAGAVIT
 FELIX CONIUGIO ET OPTATA SOBOLE
 DILECTISSIMA ENIM THORI SOCIA
 CATHARINA MARGARETHA
 M(AGISTRI) PHILIPPI STIPPII
 PASTORIS CLEAE INFERIORIS FILIA ILLUM PATREM FECIT
 M(AGISTRI) PHILIPPI IACOBI HERT
 PATRIS IN MUNERE SUCCESSORIS
 NATI WETZLARIAE MDCXLVI DENATI MDCCXXIV
 AMISSA A^o MDCCXVII DILECTISS(IMA) CONIUGE
 CATHARINA SUSANNA GEILFUSIA

20 Nach den Entzifferungen des Pastor em. Ulrich Kulke 1978 und von mir 2021, vgl. auch eine Abschrift von 1900.

D(OCTORIS) IOANN CHRISTOPHORI HERT
ELECTORIS MOGUNTIN(I) ET HASS(IAE) LANDGRAV(IS) CONSIL(IARII)
ARCHIAT(RI)
AC PROFESS(ORIS) MED(ICINAE) IN ACADEM(IA) GISSEN PRIMAR(II)

D(OCTORIS) IOANN NICOLAI HERT
ICTI QUOND(AM) ET IURIS IN ACADEM(IA) GISSEN PROFESS(ORIS)
PRIMAR(II) EIUSQ^e ADCADEM(IAE) CANCELLARII NUNC BEATI

IOANN HENRICI HERT
IN FLORE AETATIS ANTE PARENTES GISSAE A_o MDCLXIX DENATI

ANNAE MARGARETH(AE) HERT
D(OCTORIS) ELWERT ELECTOR(IS) MOGUNT(INI) ET SUMM(I)
MAGISTR(I) ORDIN(ARII)
TEUTONIC(I) CONSILIAR(II) ET ARCHIATR(I) QUONDAM
CONIUGIS NUNC VIDUAE

VIXIT IN TERRA DEO
GERMANI CANDORIS ET INGENUAЕ PIETATIS AMANS
OMNIBUS SUAVIS NEMINI GRAVIS
DONEC A_o MDCLXXXVI VIRIBUS MORBO FRACTIS
VITAM HANC CADUCAM CUM MELIORE COMMUTARET
ET RE INTER MORTALES OPTIME GESTA
INTER IMMORTALES TRIUMPHUM AGERET

DESIDERIUM SUIS
MOESTISSIMAE IMPRIMIS VIDUAE
QUAE EUNDEM ANNO DEMUM MDCCXX
CUM ANNO AETATIS XCV IAM INGRESSA ESSET
PLACIDA MORTE SECUTA EST
RELINQUENS

MONUMENTUM HOC POSUERUNT
SUPERSTITES FILII FILIA ET NEPOTES
CUM PLURA NON POSSENT ET OMNIA DEBERENT
ANNO MDCCXXI²¹

21 Die Abschrift von 1900 fügt ein, vlt. erfundenes, „REQUIESCAT IN PACE“ hinzu, für das kein Platz erkennbar ist.

Übersetzung²²

Heiliger Gedenkstein für die Ewigkeit. Halte inne, Wanderer, und beachte dieses Grabmal: Ein Vorbild altehrwürdiger Treue und Redlichkeit wird hier von Erde bedeckt. In der Erinnerung aller Gutgesinnten bleibt es dauerhaft, sterblich hingegen sind die Überreste, die hier aufbewahrt sind.

Hier liegt der zu seinen Lebzeiten hoch geachtete Mann (die Überreste des ...), Magister Johann David Hert, getreuester Pastor von Niederkleen, der im Jahre 1618 in Wetzlar von berühmten Eltern geboren wurde:

vom Vater Magister Jakob Hert, dem Senior des hiesigen Pastorenkollegiums (wörtl. „des geistlichen Ministeriums“), von der Mutter Sabina aus der berühmten Familie Landau (ihre Mutter eine geb. Landau).

(Johann David Hert) hat die von seinen Eltern übernommen Tugenden vermehrt und diese an seine vier Söhne und seine einzige Tochter weitergegeben (s.u.).

Er war glücklich in seiner Ehe und mit dem erwünschten Nachwuchs, denn seine liebste Gefährtin im Totenbett (d.h. sie ist hier mit begraben) Catharina Margaretha, die Tochter des Magister Philipp Stipp, des Pastors von Niederkleen (s. Vorgängers), machte ihn (J. D. Hert) zum Vater folgender Kinder:

(erstens) des Magister Philipp Jakob Hert, des Nachfolgers seines Vaters im Amte (als Pastor von Niederkleen), geboren 1646 in Wetzlar, gestorben 1724 (vmtl. hier mit begraben), mit seiner im Jahre 1717 verlorenen liebsten Ehefrau Catharina Susanna Geilfus (vmtl. ebenfalls hier begraben);

(zweitens) des Doktor Johann Christoph Hert, des Rats und Leibarztes des Mainzer Kurfürsten und des Hessischen Landgrafen und ordentlichen Medizinprofessors der Universität Gießen;

(drittens) des Doktor Johann Nikolaus Hert, des ehemaligen Rechtsgelehrten und ordentlichen Jura-Professors der Universität Gießen und ihres Universitätskanzlers, nunmehr selig (verstorben);

(viertens) des Johann Heinrich Hert, in der Blüte seiner Jahre vor seinen Eltern 1669 in Gießen (als Schüler des Pädagogiums) verstorben;

(fünftens) der Anna Margarethe Hert, Witwe des Doktor Elwert, des ersten ordentlichen Magisters, deutschen Rats und Leibarztes des Mainzer Kurfürsten.

(Johann David Hert) lebte auf Erden für Gott, wahrer Lauterkeit und aufrichtiger Frömmigkeit liebevoll zugetan, allen zur Freude, niemandem zur Last, solange, bis er im Jahre 1686 mit durch Krankheit gebrochenen Kräften dieses vergängliche Leben gegen ein besseres eingetauscht hat und, weil er bei den Sterblichen seine Sache aufs Beste gemacht hat, bei den Unsterblichen im Triumph eingezogen ist.

Er hinterließ den Seinen die Sehnsucht nach seiner allertraurigsten Witwe, die ihm im Jahre 1720 schließlich, als sie erst im Lebensalter von 95 in dieses Grab eingetreten war, in sanftem Tode nachgefolgt ist.

22 Übersetzung von Grimm, mit Anregungen von Thomas Stäcker, 28.4.2021.

Errichtet haben dieses Denkmal die hinterbliebenen Söhne, die Tochter und die Enkel, weil sie mehr nicht vermögen und (ihren Eltern) doch alles verdanken, im Jahre 1721.

3. Epitaph für Johann Nikolaus Hert (1651–1710) in Gießen

Der nach des Großvaters Jakob Hert zweitälteste Grabstein im Ensemble steht auf dem Alten Friedhof am Nahrungsberg in Gießen. Er gehört zu dem Jura-Professor Johann Nikolaus Hert, der unter den vier erwachsen gewordenen Geschwistern zuerst und sogar vor seiner Mutter verstorben war. Sein Tod ist auf dem Niederkleener Familien-Epitaph ausdrücklich vermerkt. Auch das Butzbacher Epitaph seines zwanzig Jahre später verstorbenen älteren Bruders Johann Christoph verweist auf ihn.

Johann Nikolaus Hert war wie sein älterer Bruder Johann Christoph Hert (s. u. Epitaph Nr. 4) ein Wissenschaftler von internationalem Ruf. Seine Geschichte wird bei Strieder ausführlich erzählt.²³ Daraus erfährt man, dass Johann Nikolaus Hert nach seinem Studium der Jurisprudenz und Politik in Jena, Leipzig und Wittenberg 1683 ordentlicher Professor für Politik in Gießen wurde und kurz danach außerordentlicher Professor für Jura. 1686 erwarb er den Grad eines juristischen Doktors und wurde 1690 ordentlicher Professor für Jura. 1702 rückte er zur obersten Stelle der juristischen Fakultät auf (*antecessor*). In seinem Todesjahr 1710 wurde er zum Kanzler seiner Universität ernannt und erhielt gleichzeitig einen Ruf zum Geheimen Rat und Kanzler der Universität Halle, den er vielleicht angenommen hätte, nachdem er allerdings zuvor Rufe an die Universitäten Straßburg und Leipzig abgelehnt hatte.

Für seinen überregionalen Ruhm zeugt ein Nachruf von Leibniz²⁴ aus Strieders Geschichte:²⁵

Hertius multam certe omnigenae doctrinae copiam cum insigni juris peritia conjuxerat; sed plerumque tum demum homines nostra agnoscimus bona cum amisimus. (Epist. ad divers. T. III. p.249)

Hertius hatte ohne Zweifel eine übergroße universelle Bildung mit außerordentlicher juristischer Fachkenntnis verknüpft; nur leider pflegen wir Menschen den Wert unserer Dinge erst dann zu erkennen, wenn wir sie verloren haben.

Entsprechend fallen auch die Lobsprüche in seiner Grabinschrift über ihn aus, s. u.

23 Strieder, Friedrich Wilhelm, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte. Band 5, 1782, S. 490–514.

24 Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), Mathematiker und Philosoph der deutschen Aufklärung. Er lebte seit 1698 in Hannover.

25 Strieder 1782, S. 496.

Der Alte Friedhof in Gießen liegt am Nahrungsberg an der Licher Straße. Hinter einer alten Umgebungsmauer öffnet sich eine weitläufige, schön gepflegte Parkanlage, über die zahlreiche alte Grabsteine hingestreut sind. Den Blick nimmt gleich die pittoreske Fachwerk-Kapelle nahe dem Haupteingang ein, an dessen Außenwänden augenfällig rings herum alte Epitaphe stehen, die von ihren ursprünglichen Grabplätzen zum Schutz und zur weiteren Pflege hierher verlegt worden sind. Diese sind dem Besucher jederzeit zugänglich. Das ist bei den Epitaphen, die an den Innenwänden der Kapelle im Kirchenraum angebracht sind, anders, denn die Kapelle ist nur zu Gottesdienstzeiten und für besondere Führungen geöffnet.



Abb. 4: Die Kapelle auf dem Alten Friedhof in Gießen, Südseite (Foto: Grimm).

Das eindrucksvolle Epitaph für Johann Nikolaus Hert (1651–1710) steht an der südlichen Außenwand der Friedhofskapelle des Alten Friedhofs. Es ist aus vornehm hellgrauem Lahnmarmor gefertigt und von einer prächtigen barocken Schmuckleiste aus weißem italienischem Marmor umgeben.

Eine genaue Abschrift seiner Inschrift mit kenntnisreichen Kommentaren, aber ohne Übersetzung, findet sich bei Kredel 1929/2013, S. 37–39. Auf S. 37 f. heißt es dort:

Dicht neben dem Epitaph von Nitzsch befindet sich das stattliche Grabmal des bedeutenden Juristen Johann Nikolaus Hert († 1710), der nach dem Tod von Nitzsch in dessen Stelle aufrückte, eines Schülers von A. H. Mollenbeck, dessen Grabstein (s.o.) nicht weit von dem seinen steht. Seine Grabschrift lautet: [Es folgt die Abschrift mit kommentierenden Fußnoten]

Die Inschrift nimmt, außer der Nennung der Namen der Eltern, keinen Bezug auf die anderen (späteren!) Epitaphe. Im Mittelpunkt stehen sein Berufsweg, seine



Abb. 5: Das Epitaph für Johann Nikolaus Hert von 1710 (Foto: Grimm).

wissenschaftlichen Leistungen und sein großer internationaler Erfolg. Hinzu kommt das Lob seiner Fähigkeiten und seines starken Charakters.

Die Grabinschrift über Johann Nikolaus Hert, 1710²⁶

HIC SITUS
IOANNES NICOLAUS HERTIUS
IURIUM DOCTOR ET ANTECESSOR
SERENISS(IMI) HASSO-DARMSTADINAE DOMUI A CONSILIIIS
NEC NON AMPLISSIM(AE) ORDINIS IURIDICE PROF. PRIMARIUS
TOTIUSQUE ACADEMIAE GISSENAE
CANCELLARIUS
RESURRECTIONEM QUAE OMNES MANET
EXPECTAT
QUI OLIM
STATIM AC LUCI ERAT CONCESSUS
PATRE IO(ANNE) DAVIDE HERTIO ECCLESIAE NIEDERCLEENS PASTORE
FIDELISSIMO ET ANNA [es muss CATHARINA heißen] MARGARETHA
HONESTISSIMA
MATRE
NON UNI SED PLURIBUS VIDEBATUR LOCO NATUS
HINC FAUSTIS OMNIBUS INDE AB ANNO CHR. MDCLXXXII
PUBLICE DOCERE IUSSUS (EST)
PRAETER SOCIETATUM LEGES QUAS SORS HUMANA
ET ABSQUE LEGE NATURA TULIT
RECONDITISSIMA OMNIS HISTORIAE MONUMENTA
TENUIT ET PARI SIDERE
PRAEALTA LOCORUM DITIONUM AC FAMILIARUM IURA
MIRA SAGACITATE CONSILIO LIBERALITATE
CUNCTIS TOTO ORBE VERITATUM AMATORIBUS
APTIS VERBIS ADPERUIT
IM(M)O DOCTISSIMIS SAEPE INGENIIS QUAE EUROPA LEGIT
UNDE PROFICERENT MONSTRAVIT
ET QUA VIXIT
MAXIMIS PRINCIPIBUS REGIBUS QUOQUE SUMMIS
SUAS ITA PROBAVIT INGENII VIRES
UT PERMAGNIS SUBINDE FUNCTIONIBUS HABERETUR DIGNIOR

26 Abschrift Kredel 1929, S. 35–39, überprüft Grimm 17.5.2021.

NEC QUA VIVERE DESIIT
 SUA EMOTA DEFUIT OPERA
 QUI INSUPER
 BLANDIMENTA LENIORIS FORTUNAE FORTI SEMPER
 ANIMO VICIT

 E DUPLICI MATRIMONIO DUOS HABUIT FILIOS
 FILIASQUE TRES

 NEC ULLI LABORIS AUT INFORTUNII MOLI CEDERE
 POTUIT NEC CUM QUERELA
 ULTIMO FATO VOLVIT XVIII SEPT CHR MDCCX
 AETATIS SVAE ANNO LIX
 MIN. DIER. XVII (= MINUS DIERUM XVII)
 OPTIMO VIRO PIE AC BENE PRECARI
 OMNES DECET

Übersetzung²⁷

[Kredels Anmerkungen zur lateinischen Schrift sind in eckigen Klammern eingefügt]

Hier liegt Johann Nikolaus Hert Doktor der Rechte und vornehmster (*antecessor*) von dem durchlauchten Landgrafen für das Haus Hessen-Darmstadt berufener ordentlicher Professor der hoch angesehenen juristischen Fakultät [Anm. Kredel: seit 1702], sowie Kanzler der ganzen Universität Gießen.

Die Auferstehung, die allen Halt gibt, erwartet er, der einstens, sobald er in das Licht der Welt gebracht wurde

durch den Vater Johann David Hert, den getreuesten (*fidelissimo*) Pastor von Niederkleen, und durch die allerehrwürdigste Mutter Catharina Margarethe (geb. Stipp),

nicht nur *einem*, sondern *mehrerem* an seinem Geburtsort als begabt auffiel (*videbatur*). In der Folge davon wurde er beauftragt, von 1682 an zum Segen *aller* Menschen öffentlich zu lehren [Anm. Kredel: 1682 wurde er zum a.o. Prof. in Gießen berufen].

Außer den Gesetzen der Gemeinschaften, denen sich das menschliche Geschlecht auch ohne Naturgesetz unterwirft, war er im Besitz der verborgensten Zeugnisse der gesamten (Rechts-)Geschichte. Die hochbedeutenden Gesetze der örtlichen Gerichtsbarkeit und des Familienrechts legte er in wohlgesetzter Rede (*aptis verbis adperuit*) gleichermaßen glanzvoll (*pari sidere*) aus, und zwar mit wunderbarem Scharfsinn, mit Klugheit und Großzügigkeit für alle wahrheitsliebenden Forscher auf der ganzen Welt.

Sogar vor den gelehrtesten Geistern von Europa trug er oft vor [Anm. Kredel: Leibniz gehörte zu Herts Bewunderern]²⁸ und zeigte ihnen, von wo aus sie in ihrer Forschung fortschreiten könnten, und dafür setzte er sein ganzes Leben ein.

27 Übers. Grimm, 21.5.2021, mit Anregungen von Thomas Stäcker und Leo Kauter.

28 Das wird durch Strieder Band V, 1782, S. 496, dokumentiert, s.o.

Den größten Fürsten und höchsten Herrschern bewies er auf diese Weise seine Geisteskräfte so dass er wiederholt allerhöchster Aufgaben für würdiger gehalten wurde [Anm. Kredel: er erhielt Rufe nach Straßburg, Leipzig und Berlin].

Aber da er bis zum Lebensende rastlos weiterarbeitete, hinterließ er seine Arbeit unvollendet; er, der darüber hinaus den Verlockungen eines bequemen Lebens immer mit tapferem Herzen widerstanden hatte.

Aus zwei Ehen hatte er zwei Söhne und drei Töchter [Anm. Kredel: eine früh verstorbene Tochter ist hier nicht mitgezählt].

Keiner Arbeitslast und keinem Schicksalsschlag konnte er ausweichen, und ohne Klagen nahm er sein letztes Schicksal (den Tod) an, am 19. September 1710 im Alter von 59 Jahren minus 17 Tagen.²⁹

Dem besten Mann Gottes Segen zu wünschen gereicht allen zur Zierde.

4. Epitaph für Johann Christoph Hert (1649–1731) in Butzbach

Johann Christoph Hert war ab 1692 bis zu seinem Tode praktizierender Leibarzt des Landgrafen Ernst-Ludwig von Hessen-Darmstadt (1667–1739) und ordentlicher Professor der Medizin an der Universität Gießen von überregionalem Ruf. Geboren und aufgewachsen war er im Pastorenhaus in Niederkleen, hatte seine erste Schulausbildung zu Hause beim Vater und in Wetzlar beim Großvater und schließlich, zusammen mit seinen jüngeren Brüdern, am Pädagogium in Gießen. Er studierte Medizin in Gießen, Jena und Tübingen und wurde 1673 in Gießen zum Doktor der Medizin promoviert. Er begann seine berufliche Laufbahn als junger Arzt in Butzbach bei seinem Schwiegervater Johann Gottfried Geilfus (1619–1683), dem dortigen Stadtarzt, wo er 1674 die junge Witwe Amalie Clotz geb. Geilfus heiratete. Kurz darauf wurde er erst Leibarzt der Fürstin von Pfalz-Simmern in Holland und schließlich Leibarzt am landgräflichen Hof in Darmstadt und bei weiteren adeligen Herrschaften, unter anderem in Fulda, Mainz und Kassel.³⁰

Die Familie wohnte in Darmstadt, wo seine Frau 1731 nur wenige Monate vor ihm nach fast sechzig Jahren gemeinsamer Ehe verstarb. Er selbst starb bei einem Besuch in Butzbach und wurde dort begraben. Sein Epitaph ist das vierte unseres Ensembles und steht in der sehr schön erhaltenen dreischiffigen Markuskirche in der Altstadt von Butzbach. Darauf macht ein Vermerk im Familienband Butzbach unter dem Stichwort „2506. Herdt, Johann Christoffel“, Band III, S. 87, aufmerksam:

29 Er wäre 17 Tage später, am 6. Oktober 1710, 59 Jahre alt geworden; das Geburtsdatum ist hier also in Form einer kleinen Rechenaufgabe angegeben.

30 Siehe z. B. bei Strieder, Band 5, 1785, über Johann Christoph Hert, S. 487–490; sowie in Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen (LAGIS), Stichwort Johann Christoph Hert (1649–1731).

„[...] wurde ‚unter die Hall zwischen die hölzerne Säull und den Grabstein‘ in der Stadtkirche begraben. [...] Sein Epitaph mit dem Todesengel, der sich trauernd auf eine Urne stützt, befindet sich jetzt an der inneren Kirchturmwand der Markuskirche. Sie [d.h. seine Frau Amalie Margarethe geb. Geilfus] war die Witwe des Anthonius Klotz³¹ [2738], [...] sie starb in Darmstadt.“

Die Grabinschrift steht nicht im Familienband, und auch an keiner anderen Stelle habe ich etwas über ihren Inhalt gefunden. Das Epitaph hat eine eindrucksvolle Gestalt. Ein glänzend schwarzer Marmorstein in Form eines gerafften Tuches trägt die Inschrift. Er wird von einer hohen, schlanken Pyramide aus demselben schwarzen Marmor überragt. An der Pyramide schweben zwei leuchtend weiße Engel. Unter dem schwarzen Inschriftenblock beugt sich ein mächtiger weißer Trauerengel über eine Urne. Aufgrund seiner Größe und prominenten Stellung ist es im Kirchenraum leicht zu finden, es steht an der Rückwand des linken Seitenschiffs, des Südchors. Es ist gut erhalten und seine Inschrift daher leicht zu lesen.

Natürlich werden die Eltern genannt, wie es sich gehörte, sowie seine Frau, mit der zusammen er „die Tugenden, die er von seinen Eltern übernommen hatte, noch vermehrt und an ihre Kinder weitergegeben“ habe. Ungewöhnlich dagegen ist die ausdrückliche Nennung des jüngeren, zwanzig Jahre zuvor verstorbenen Bruders Johann Nikolaus, und zwar ganz am Schluss, so dass dieser Widmung ein ganz besonderes Gewicht zukommt. Diese beiden Brüder, die „Hertii“, wie sie auf dem Butzbacher Epitaph genannt werden, waren zu ihrer Zeit berühmte Professoren ihrer Fächer. Genau das ist auf dem Epitaph in den drei letzten Zeilen vor der Schlusszeile ausgedrückt:

DUOS LUGET HERTIOS HASSIA,
ALTERO IURIS PRUDENTIA NON VIDIT HOC AEVO MAIOREM,
ALTERO MEDICINA NON AGNOVIT PRIOREM.

Sie waren in einem behüteten Familienleben gemeinsam aufgewachsen. Gemeinsam mit ihrem jüngeren Bruder Johann Heinrich erhielten sie zu Hause Privatunterricht vom Vater, besuchten zusammen das Pädagogium in Gießen, wo dann der junge Heinrich 1669 an Ruhr starb, wie uns das Epitaph von Niederkleen berichtet. Die beiden älteren Christoph und Nikolaus studierten dann zusammen an der Universität Gießen, sie machten in ihren jeweiligen Fächern Medizin bzw. Jura Karriere und erlangten internationale Berühmtheit.³²

31 Johann Anton Clotz (1639–1673), nicht zu verwechseln mit ihrem Schwiegersohn Anton Christian Clotz (1687–1760), sondern dessen Onkel. Die Ehe dauerte aufgrund von J.A. Clotz' frühem Tod nur ein Jahr und blieb kinderlos.

32 Strieder, Friedrich Wilhelm, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-geschichte, Band 5, über Johann Christoph Hert S. 487–490, über Johann Nikolaus Hert S. 490–514.

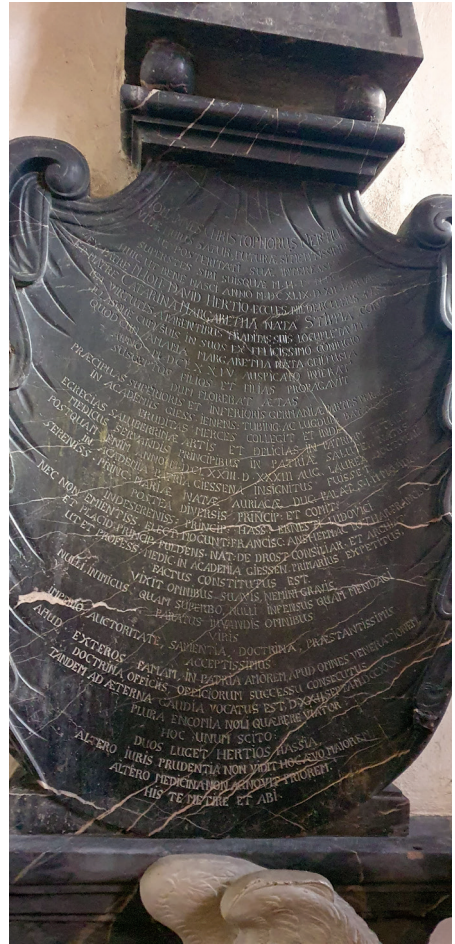


Abb. 6: Das Epitaph von 1715/1731 an der Rückwand des linken Seitenschiffs (Südchor) der Markuskirche in Butzbach (Foto: Grimm).

An die fünfzehn Jahre lang waren sie professorale Kollegen in Gießen gewesen. Johann Christoph Hert wurde 1694 zum ordentlichen Professor für Medizin an der Universität Gießen berufen. Sein jüngerer Bruder war bereits seit 1682 außerordentlicher Professor und 1702 dann ebenfalls ordentlicher Professor für Jurisprudenz, außerdem Universitätskanzler.

Ihre beiden Ölportraits hängen bis heute in der Professorengalerie im Senatssaal der Universität Gießen.



Abb. 7: Medizinprofessor Johann Christoph Hert, 1649 – 1731 (Foto: Bildarchiv der UB Gießen und des Universitätsarchivs Gießen, Signatur „HR A 263a“).



Abb. 8: Juraprofessor Johann Nikolaus Hert, 1651 – 1710 (Foto: Bildarchiv der UB Gießen und des Universitätsarchivs Gießen, Signatur „HR A 227b“).

Im Hauptteil beschreibt das Epitaph zunächst seinen beruflichen Werdegang, das Studium „im Ausland“ und seine Positionen an den verschiedenen Fürstenhöfen in Simmern, Mainz, Fulda und Darmstadt. Dann wird in enthusiastischen barocken Wendungen sein Charakter als gebildeter, gelassener und hingebungsvoller Lehrer beschrieben, bevor am Ende das Lob der Brüder gesungen wird.

Die Grabinschrift über Johann Christoph Hert, 1731³³

IOHANNES CHRISTOPHERUS HERTIUS
VITAE HUIUS SATUR, FUTURAE SITIENTISSIMUS
UT POSTERITATI SUAE INTERESSET
SUPERSTES SIBI SUISQUE M.H.F. M.DCCXV.³⁴

³³ Abschrift und Übersetzung Grimm 1.6.2021.

³⁴ „M.H.F. M.DCCXV“ markiert das Jahr der Herstellung bzw. Beschaffung des Steins als Stiftung der Erben: „*Monumentum heres* (d.i. der Erbe) *faciendum curavit 1715*“ (Capelli, Adriano, *Lexicon Abbreviatarum*, Leipzig 1928). 1715 lag fünf Jahre nach dem Tod seines Bruders Johann Nikolaus 1710 und sechzehn Jahre vor seinem eigenen Tod 1731. Vielleicht wurden diese beiden Steine zusammen erworben, möglicherweise sogar gemeinsam mit dem Familienepitaph von Niederkleen 1721.

HUIC UT BENE NASCĪ ANNO M.DCXLIX D. XII. IANUAR
EX PATRE M. IOH. DAVID HERTIO ECCLES. NĪDERCLEENS PASTORE
ET MATRE CATARĪNA MARGARETHA NATA STĪPPĪA CONTĪGĪT.

ITA VĪRTUTES PARENTĪBUS TRADĪTAS SUĪS LOCUPLETAVĪT
ILLASQUE CUM SUĪS ĪN SUOS EX FELĪCĪSSĪMO CONĪUGĪO
QUOD CUM AMALĪA MARGARETHA NATA GEĪLFUSĪA
ANNO M.DCLXXIV AUSPĪCATO ĪNERAT
SUSCEPTOS FĪLIOS ET FĪLIAS PROPAGAVĪT.

DUM FLOREBAT AETAS
PRAECĪPUAS SUPERĪORĪS ET ĪNFERĪORĪS GERMANĪAE PARTES
PERAGRAVĪT
ĪN ACADEMĪIS GIĒSS. ĪENENS. TUBĪNG. AC LUGDUN. BATAVOR.
ERUDĪTAS MERCES COLLEGĪT ET ĪNDE,
EGREGĪAS SALUBERRĪMAE ARTĪS ET DELĪCIAS ĪN PATRĪAM ĪNTULĪT
MEDĪCUS SERVANDĪS PRĪNCĪPIBUS ĪN PATRĪAE SALUTEM NATUS,
POSTQUAM ENĪM ANNO M.DCLXXIII D XXXIII³⁵ AUG. LAUREA
DOCTORALI
ĪN ACADEMĪA PATRĪA GIĒSSENA ĪNSĪGNĪTUS FUISSET.

SERENĪSS. PRĪNC. MARĪAE NATAE AURIACAЕ DUC. PALAT. SĪMM.
VĪDUAE

POSTEA DIVERSĪS PRĪCĪP. ET COMĪT.
ĪNDE SERENĪSS. PRĪNCĪP. HASS. ERNESTĪ LUDOVĪCĪ
NEC NON EMĪENTĪSS.³⁶ ELECT. MOGUNT. FRANCĪSC. ANSHELM AC
LOTHAR FRANCĪSC.

ET PLACĪD. PRĪNCĪP. FULDENS. NAT. DE DROST CONSĪLIAR.
ET ARCHĪAT.

UT ET PROFESS. MEDĪC. ĪN ACADEMĪA GIĒSSEN PRĪMARIUS
EXPETĪTUS,
FACTUS CONSTITUTUS EST.

VIXĪT OMNĪBUS SUAVIS, NEMĪNĪ GRAVIS.
NULLĪ ĪNĪMĪCUS QUAM SUPERBO NULLĪ ĪNFENSUS QUAM MENDACĪ
PARATUS ĪUVANDĪS OMNĪBUS
VĪRĪS

ĪMPERĪO, AUCTORĪTATE, SAPIENTĪA, DOCTRĪNA,
PRAESTANTĪSSĪMĪS(S)³⁷
ACCEPTĪSSĪMUS.

35 Druckfehler, einen 33. August gibt es nicht, es muss 23. August heißen.

36 Druckfehler, es muss „EMINENTISS.“(nämlich EMINENTISSIMI) heißen.

37 Das doppelte s ist offenbar ein Druckfehler der Inschrift, es ist farblich nicht ausgefüllt.

APUD EXTEROS FAMAM, IN PATRIA AMOREM, APUD OMNES
VENERATIONEM,
DOCTRINA, OFFICIIS, OFFICIORUM SUCCESSU CONSEUTUS,
TANDEM AD AETERNA GAUDIA VOCATUS EST, D. XXII SEPT. A.
M.DCCXXX³⁸.

PLURA ENCOMIA NOLI QUAERERE VIATOR
HOC UNUM SCITO:
DUOS LUGET HERTIOS HASSIA,
ALTERO IURIS PRUDENTIA NON VIDIT HOC AEVO MAIOREM,
ALTERO MEDICINA NON AGNOVIT PRIOREM.
HIS TE METIRE ET ABI.

Übersetzung

Johannes Christoph Hert, dieses Lebens satt, begierig dürstend nach dem zukünftigen Leben. Damit er Teilnahme in seiner Nachwelt finde, haben die Erben dieses Denkmal für ihn selbst und die seinen im Jahre 1715 in Auftrag gegeben.³⁹

Er wurde am 12. Januar 1649 glücklich (*bene*) geboren (wörtl. ihm geschah es, dass er ...) vom Vater Magister Johann David Hert, Pastor der Kirche von Niederkleen, und von der Mutter Catarina Margaretha geb. Stipp.

Die Tugenden, die er von seinen Eltern erworben hatte, vermehrte er reichlich und gab diese mit seinen eigenen Tugenden an seine Söhne und Töchter weiter, die er aus der allerglücklichsten Ehe bekommen hatte, in die er mit Amalia Margaretha geb. Geilfus im glückverheißenden Jahr 1674 eingetreten war.

In der Blüte seiner Jugend bereiste er hervorragende Regionen des Ober- und Unterthüringens (*superior et inferior Germania*) und besuchte die Universitäten Gießen, Jena, Tübingen und Leiden. Er sammelte dort Erkenntnisse und führte sie als wertvolle Schätze für die höchste Heilkunst in sein Vaterland ein. Ein Arzt wurde nach den erforderlichen Regeln zum Heil des Vaterlandes geboren, nachdem er nämlich am 23.⁴⁰ August 1673 in seiner heimatlichen Universität Gießen mit dem Doktorhut ausgezeichnet worden war.

Für folgende Personen wurde er zum Rat und Leibarzt berufen: für ihre Durchlaucht Prinzessin Maria von Oranien, verwitwete Pfalzgräfin von Simmern,⁴¹ hernach für verschiedene Fürsten und Gräfinnen und weiterhin für seine fürstliche Durchlaucht Ernst Ludwig von Hessen⁴² und für die außerordentlichsten Mainzer

38 Druckfehler in der orig. Inschrift: alle anderen Dokumente nennen das Todesjahr 1731 statt 1730.

39 M.H.F. = *Monumentum Heres Faciendum Curavit* = Der Erbe sorgte für die Errichtung des Denkmals.

40 Druckfehler in der orig. Inschrift „33. August“.

41 Marie von Oranien-Nassau (1642–1688), niederländische Prinzessin, durch Heirat Pfalzgräfin von Simmern, verwitwet 1674.

42 Ernst Ludwig, Landgraf von Hessen Darmstadt 1675–1739.

Kurfürsten Anselm Franz⁴³ und Lothar Franz⁴⁴ und für Placidus von Droste, den Fürstbischof von Fulda,⁴⁵ sowie auch auf die angestrebte ordentliche Medizinprofessur an der Universität Gießen⁴⁶.

Er lebte allen zur Freude, niemandem zur Last.⁴⁷ Er war weder einem Hochmütigen feindlich gesinnt, noch über einen Lügner erbittert, er war bereit allen Männern zu helfen, die seiner Unterstützung bedurften,

und zwar mit Strenge, Würde, Klugheit und Wissen, den Vortrefflichsten war er in höchstem Maße willkommen.

Im Ausland Ruhm, im Vaterland Liebe und bei allen Verehrung hat er durch seine Gelehrtheit und Pflichttreue, sowie durch seine erfolgreiche Arbeit erworben, endlich aber ist er am 22. September 1731⁴⁸ zu den ewigen Freuden gerufen worden.

Mehr Lobrede erfrage nicht, Wanderer, nur dieses eine noch zu deiner Kenntnis: Zwei Hert-Brüder (*Hertios*) betrauert Hessen, nie sah es in dieser Zeit einen besseren Juristen als den einen (Johann Nikolaus Hert † 1710), und es kannte keinen, der den anderen (Johann Christoph Hert † 1731) in der Medizin überragte. Wenn du weitergehst, nimm diese beiden als Vorbild mit (wörtl: miss dich mit diesen und gehe fort).

5. Epitaph für Anna Margarethe verh. Elwert (1659–1743) in Gießen

Anna Margarethe Hert, verh. Elwert, ist das Nesthäkchen und die einzige Tochter der Niederkleener Pastorenfamilie Hert, die *filia unica*, wie es auf dem Niederkleener Familienepitaph heißt. Sie hat von den fünf Geschwistern am längsten gelebt, und daher ist ihr Epitaph das jüngste des Ensembles. Es ist sogar jünger als das ihrer früher (1719) verstorbenen Tochter Catharina Elisabeth verh. Liebknecht, s. u. Epitaph Nr. 6.

Es hängt im Innenraum der Fachwerkkapelle des Alten Friedhofs am Nahrungsberg in Gießen, und zwar hinten links an der Rückwand des Kirchenraums. Leider ist die Kapelle nur zu Gottesdienstzeiten und zu besonderen Führungen geöffnet. Wenn man ihr Epitaph also besichtigen will, besucht man die Kapelle am besten Sonntagmorgens um 10 Uhr und verbleibt so lange in dem Innenraum der Kirche, wie die Kirchenhelfer aufräumen und die Kollekte auszählen.

Die Inschrift ist im Gegensatz zum Latein bei ihren Brüdern und Eltern in deutscher Sprache verfasst. Sie stellt ihre Familie und ihren Charakter in den Vordergrund. Sie führt die Lebens- und Berufsdaten ihrer Familienangehörigen im Detail

43 Anselm Franz von Ingelheim, Kurbischof Mainz 1679–1695.

44 Lothar Franz von Schönborn, Kurbischof Mainz 1695–1729.

45 Placidus von Droste, Fürstbischof von Fulda 1678–1700.

46 1694 zum ordentlichen Professor der Medizin der Universität Gießen mit Sitz Darmstadt berufen.

47 Wörtliches Zitat aus dem Epitaph seiner Eltern, Niederkleen 1721, Zeile 41, man beachte aber die nachfolgende Konkretisierung.

48 In der orig. Inschrift steht 1730, das ist vmtl. ein Druckfehler (fehlendes I), denn alle anderen Zeugnisse geben das Jahr 1731 als Todesdatum an. Seine Frau Amalie Margarethe geb. Geilfus war kurz zuvor, am 10.2.1731 in Darmstadt gestorben und ist dort begraben worden.

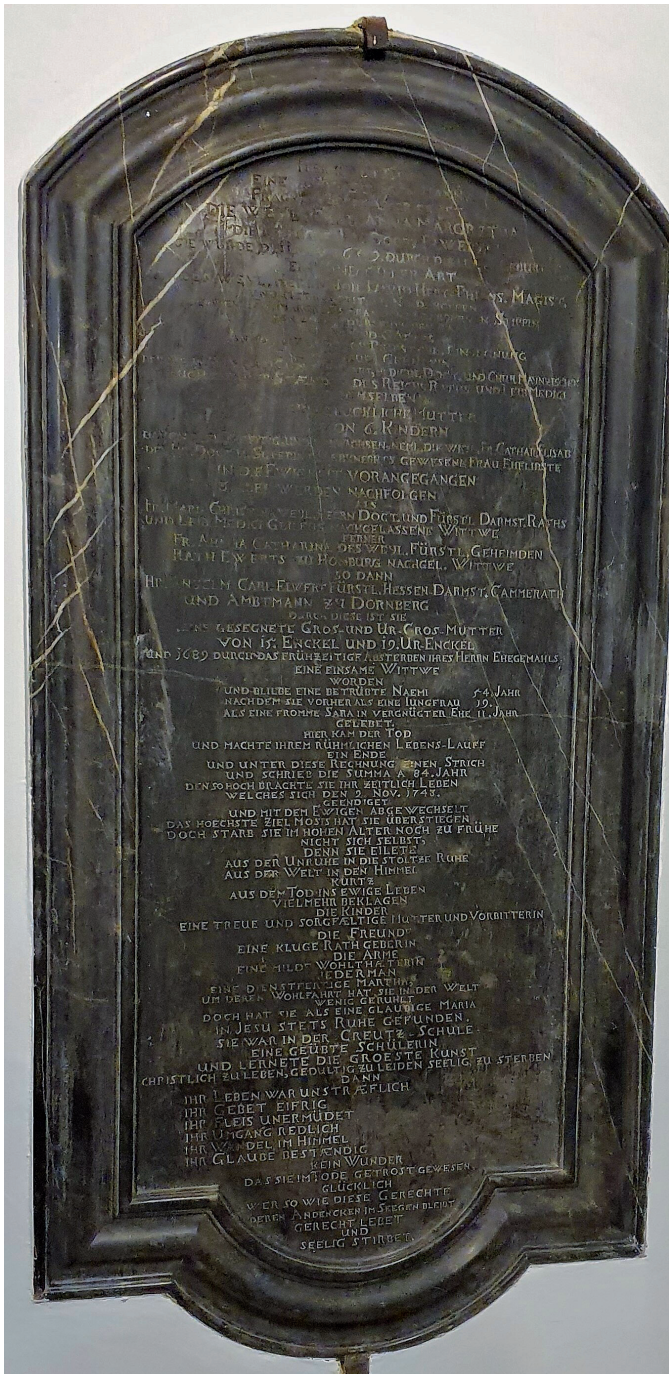


Abb. 9: Anna Margarethe Elwerts Epitaph von 1743 an der Rückwand des Innenraums der Friedhofskapelle von Gießen (Foto: Grimm).

aus, besonders ihrer Kinder. Sie erwähnt natürlich die Eltern, aber nicht die Brüder. Gleichwohl sei daran erinnert, dass ihr Bruder Johann Nikolaus mit seinem Epitaph draußen ebenfalls nur durch eine Kirchwand getrennt von ihr „wohnt“. Mit Vergleichen zu Figuren des Alten und Neuen Testaments werden ihre Leistungen und ihr Charakter gelobt: treue Witwe wie Naemi, vergnügte Ehefrau wie Sara, fleißig wie Martha und gläubig wie Magdalena. Am Ende wird sie „glücklich“ gepriesen, da sie „gerecht gelebt“ und „seelig gestorben“ sei.

Die Grabinschrift über Anna Margarethe Elwert geb. Hert, 1743⁴⁹

HIER IST DIE GRUFT
 EINER GOTTSSELIGEN HANNA.
 FRAGSTU LESER, WER ES IST:
 DIE WEYL. FRAU ANNA MARGARETHA
 DIE REDLICHE FR. DOCT. ELWERTIN,
 SIE WURDE D. II.NOV. 1659 DURCH DIE LEIBL. GEBURT
 EIN KIND GUTER ART
 DES WEYL. HERRN JOH. DAVID HERT PHILOS. MAGIST.
 UND METROPOLIT. ZU NIEDERCLEEN,
 DER WEYL. FR. MARGR. CATRAR. [es muss Cathar“ heißen], EINER GEBOHRNEN
 STIPPIN
 DEN 20. EJ.[D.H. „ebenjenes“, desselben Jahres] DURCH HEIL. TAUFF
 EIN KIND GOTTES
 ANNO 1678. DURCH PRIESTERL. EINSEGNUNG
 EINE GETREUE GEHÜFLIN
 DES WEYL. HR. NICOLAI CASPARI ELWERT, MEDICIN. DOCT. UND CHUR
 MAYNZISCHEN
 AUCH ANDEREN STAENDEN DES REICHS RATHS UND LEIB MEDICI
 MIT DEMSELBEN
 EINE GLÜCKLICHE MUTTER
 VON 6. KINDERN
 DAVON 2. FRÜHZEITIG, UND 1. ERWACHSEN, NEML. DIE WEYL. FR. CATHAR. ELISAB.
 DES HR. DOCT. U. SUPERINT. LIEBKNECHTS GEWESENE FRAU EHELIBSTE
 IN DIE EWIGKEIT VORANGEGANGEN⁵⁰

49 Abschrift Grimm 6.6.2021.

50 Das Epitaph dieser Tochter steht rechts vor dem Hauptportal der Friedhofskapelle, s.u. Epitaph Nr. 6.

3. ABER WERDEN NACHFOLGEN
 ALS
 FRAU MARIA CHRISTINA WEYL. HERRN DOCT. UND FÜRSTL. DARMST. RATHS
 UND LEIB MEDICI GEILFUS NACHGEL. WITWWE⁵¹
 FERNER
 FR. AMALIA CATHARINA DES WEYL. FÜRSTL. GEHEIMBDEN
 RATH EWERTS ZU HOMBURG NACHGEL. WITWWE
 SODANN
 HR. ANSELM CARL ELWERT FÜRSTL. HESSEN-DARMST. CAMMERATH
 UND AMBTMANN ZU DORNBERG.
 DURCH DIESE IST SIE
 EINE GESEGENETE GROS- UND UR-GROS-MUTTER
 VON 15. ENCKEL UND 19. UR-ENCKEL
 UND 1689 DURCH DAS FRÜHZEITIGE ABSTERBEN IHRES HERRN EHEGEMALS
 EINE EINSAME WITWWE
 WORDEN
 UND BLIEBE EINE BETRÜBTE NAEMI⁵² 54. JAHR
 NACHDEM SIE VORHER ALS EINE IUNGFRAU 19. JAHR
 ALS EINE FROMME SARA⁵³ IN VERGNÜGTER EHE 11. JAHR
 GELEBET.
 HIER KAM DER TOD
 UND MACHTE IHREM RÜHMLICHEN LEBENS-LAUFF
 EIN ENDE
 UND UNTER DIESE RECHNUNG EINEN STRICH⁵⁴
 UND SCHRIEB DIE SUMMA A 84. JAHR
 DEN SO HOCH BRACHTE SIE IHR ZETILICH LEBEN
 WELCHES SICH DEN 2. NOV. 1743.
 GEENDIGET
 UND MIT DEM EWIGEN ABGEWECHSELT

51 Maria Christina Elwert (1681–1760) war die zweite Frau von Albert Christoph Geilfus (1665–1726), eines Sohnes des Butzbacher Leibmedikus' Johann Gottfried Geilfus (1619–1683), der wiederum Schwiegervater der beiden Hertsöhne war.

52 Naemi, in anderer Schreibweise Naomi, ist die treue, verwitwete Schwiegermutter von Ruth aus dem gleichnamigen Buch des Alten Testaments.

53 Sara ist die Ehefrau des Patriarchen Abraham, Großmutter Jakobs (Israel) und dadurch Erzmutter Israels, Altes Testament, 1. Mose 12 ff. und Jesaja 51, 1–2.

54 Rechnung, s.o. $54+19+11=84$.

DAS HOECHSTE ZIEL MOSIS HAT SIE ÜBERSTIEGEN
 DOCH STARB SIE IM HOHEN ALTER NOCH ZU FRÜHE
 NICHT SICH SELBST,
 DENN SIE EILETE
 AUS DER UNRUHE IN DIE STOLTZE RUHE
 AUS DER WELT IN DEN HIMMEL
 KURTZ
 AUS DEM TOD INS EWIGE LEBEN

 VIELMEHR BEKLAGEN
 DIE KINDER
 EINE TREUE UND SORGFÄLTIGE MUTTER UND VORBITTERIN
 DIE FREUNDE
 EINE KLUGE RATHGEBERIN
 DIE ARME(N)
 EINE MILDE WOHLTHAETERIN
 JEDERMAN
 EINE DIENSTFERTIGE MARTHA⁵⁵,
 UM DEREN WOHLFAHRT HAT SIE IN DER WELT
 WENIG GERUHET
 DOCH HAT SIE ALS EINE GLAUBIGE MARIA⁵⁶
 IN JESU STETS RUHE GEFUNDEN.

 SIE WAR IN DER CREUTZ-SCHULE
 EINE GEÜBTE SCHÜLERIN
 UND LERNETE DIE GROESTE KUNST
 CHRISTLICH ZU LEBEN, GEDULTIG ZU LEIDEN SEELIG ZU STERBEN
 DANN
 IHR LEBEN WAR UNSTRAEFLICH
 IHR GEBET EIFRIG
 IHR FLEIS UNERMÜDET
 IHR UMGANG REDLICH
 IHR WANDEL IM HIMMEL
 IHR GLAUBE BESTAENDIG
 KEIN WUNDER
 DAS SIE IM TODE GETROST GEWESEN.

55 Die Schwestern Martha und Maria Magdalena waren Jüngerinnen Jesus' und stehen nach der Tradition des Neuen Testaments für die Dienstfertigkeit (Martha) bzw. die geistige Hingebung (Magdalena), Lukas 10, 35–42.

56 Maria Magdalena, die Schwester von Martha.

GLÜCKLICH
WER SO WIE DIESE GERECHTE
DEREN ANDENCKEN IM SEEGEN BLEIBT
GERECHT LEBET
UND
SEELIG STIRBET.

6. Epitaph für Katharina Elisabeth Liebknecht geb. Elwert (1686–1719) in Gießen

Ihr Epitaph ist ein oval geschnittener roter Sandstein umfasst von einer üppig barocken Schmuckleiste aus Laubzweigen. Es hängt an der Nordwand der Friedhofskapelle gleich rechts neben dem Haupteingang.

Katharina Elisabeth Elwert ist die dritte Tochter von Nikolaus Caspar Elwert (1649–1691) und Anna Margarethe geb. Hert (1659–1743). Sie ist ziemlich jung, mit zweiunddreißig Jahren, verstorben, da war sie bereits Mutter von fünf Kindern. Das Epitaph ihrer Mutter hängt im Kirchenraum der Friedhofskapelle, also nur durch eine Kirchenwand von ihrem getrennt. Darauf ist Katharina Elisabeth als die Tochter genannt, die vor ihrer Mutter verstorben ist, Zitat vom Epitaph ihrer Mutter: Diese war ...

eine glückliche Mutter
von 6 Kindern
davon 2 frühzeitig, und 1 erwachsen, neml. die weyl. Fr. Cathar. Elisabeth
des Hr. Doct. u. Superint. Liebknechts gewesene Frau Ehelibste
in die Ewigkeit vorangegangen
3 aber werden nachfolgen.

Damit ist Katharina Elisabeth eine Hert-Enkelin des Ehepaars Johann David Hert (1618–86) und Catharina Margarethe geb. Stipp (1625–1720), deren Epitaph in Niederkleen steht. Zur Errichtung des Niederkleener Epitaphs 1721 konnte sie allerdings nicht mehr unter den dort genannten Enkeln, *nepotes*, anwesend sein, da sie zwei Jahre zuvor verstorben war.

Dass sie vom „Stamm der Herts“ kommt, ist auf ihrem Epitaph ausdrücklich gesagt: EX STIRPE ELWERTORUM ET HERTIORUM.

Katharina ist außerdem mit der Geilfus-Familie verschwägert: Nicht nur sind ihre beiden Hert-Onkel Johann Christoph und Johann Nikolaus jeweils mit einer Geilfus-Schwester verheiratet gewesen, sondern ihre eigene Schwester Maria Christina Elwert (1681–1760) war die zweite Frau von dem erheblich älteren Albert Christoph Geilfus (1665–1726), einem Bruder ihrer – angeheirateten – Geilfus-Tanten.⁵⁷ Es handelt sich in keinem Fall um eine Verwandten-Ehe. Es zeigt nur die

57 z. B. in Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen – LAGIS: Hessische Biografie, Stichworte „Geilfuß, Johann Gottfried“ (darin seine Kinder) und „Geilfus, Albert Christoph“ (darin seine Ehen), www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/bio/.

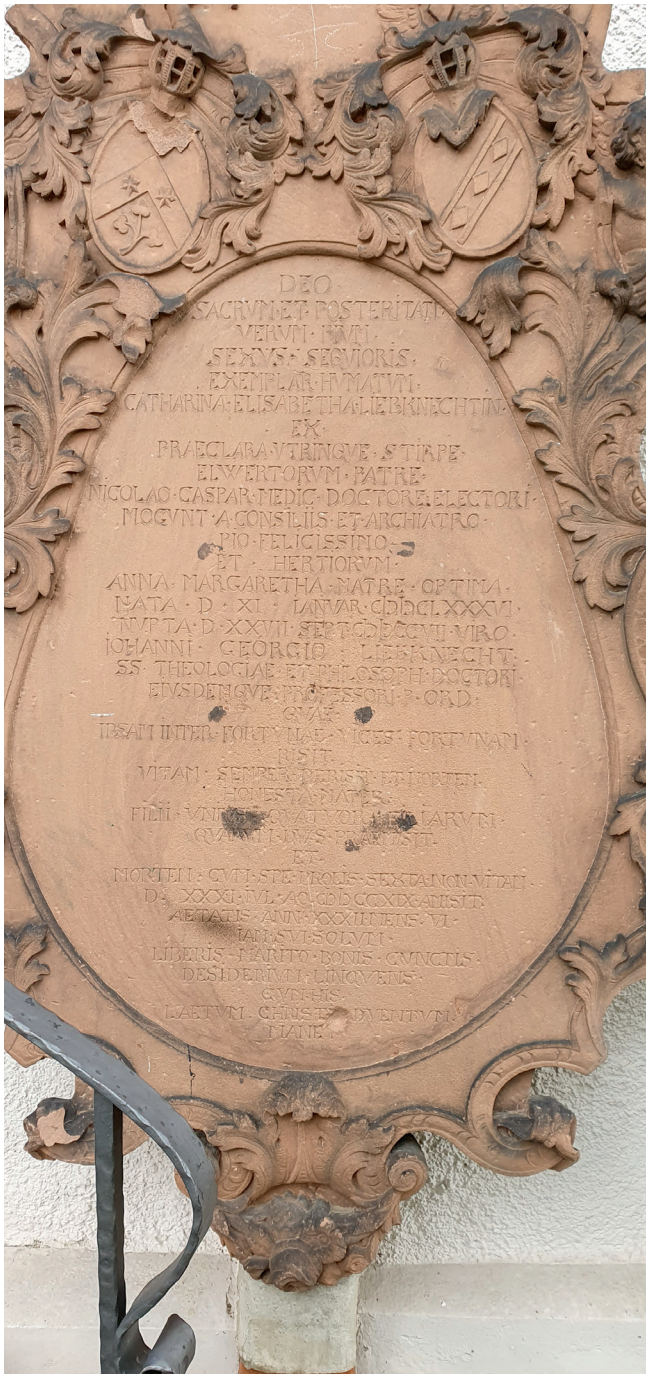


Abb. 10: Nordwand der Friedhofskapelle mit dem Epitaph von Katharina Elisabeth Liebnecht von 1719 (Foto: Grimm).

tiefe Verbundenheit der Familien Hert und Geilfus, die sich in diese nächste Generation fortgesetzt hat.

Ihr Familienname Liebknecht klingt uns heute prominent in den Ohren. Der kommunistische Revolutionär Karl Liebknecht (1871–1919) war Mitglied der SPD, wurde 1916 von dieser ausgeschlossen und gründete gemeinsam mit Rosa Luxemburg 1918 den Spartakusbund und 1919 die KPD. Kurz darauf wurden Luxemburg und Liebknecht von einer rechtsradikalen Terrorgruppe aus Soldaten der Garde-Kavallerie-Schützen-Division verschleppt, misshandelt und am Ufer des Landwehrkanals in Berlin ermordet. An der Stelle ihrer Ermordung ist eine Erinnerungsplakette installiert. Karl Liebknecht wird bis heute von allen Demokraten, wenn auch zum Teil kritisch, verehrt.⁵⁸ In der DDR war er geradezu ein Idol. Deshalb ist uns der Name nicht nur aus den Geschichtsbüchern vertraut.

Wie ist Katharina Elisabeth Liebknecht geb. Elwert nun mit Karl Liebknecht verwandt? Katharina Elisabeth Elwert hat 1707 den Superintendenten Johann Georg Liebknecht (1679–1749)⁵⁹ aus Gießen geheiratet und ist damit in die hessische Gelehrtenfamilie Liebknecht eingetreten. Der spätere KPD-Gründer Karl Liebknecht ist ihr Urenkel.

Die Liebknechts waren über Generationen hinweg Pastoren und Juristen, Karls Vater Wilhelm Liebknecht (1826–1900) war noch in Gießen, also „zu Hause in Hessen“, geboren worden, hatte in Gießen und Marburg studiert und war seinerseits bereits ein radikaler Demokrat der 1848er Bewegung und 1869 Mitgründer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei SDAP. Mit ihm zog die Familie nach Leipzig, wo Karl geboren wurde, und Berlin, wo Karl hauptsächlich lebte und wirkte.

Die Inschrift des Grabsteins ist, wie ich finde, sehr persönlich im Inhalt, würdig im Ton und poetisch in ihrer bildhaften und sinnreichen Aussage. Nach der üblichen Herkunftsbeschreibung, der Angabe ihrer Lebensdaten und der Nennung ihres Ehemannes und ihrer Kinderzahl kommt die Hauptaussage über ihr Wesen: Sie habe die Wechselfälle des Lebens gelassen ertragen, ja sogar Leben und Tod verspottet, VITAM SEMPER DERISIT ET MORTEM. Das wird konkret mit ihrer glänzenden Herkunft und dem glücklichen Leben einerseits und dem frühen Tod bei der sechsten Schwangerschaft andererseits ausgeführt.

Der Kernsatz der Inschrift, das Lehrstück, das der Leser mitnehmen soll (SEXUS SEQUIORIS EXEMPLAR), scheint mir deshalb der Satz zu sein, mit dem ihr Tod bezeichnet wird: nicht als ein Verlieren des Lebens, sondern als ein Überwinden des Todes, in unnachahmlicher Kürze des doppeldeutigen *amittere* = verlieren und überwinden: MORTEM NON VITAM AMISIT, wörtlich auf Deutsch: den Tod, nicht das Leben hat sie fortgeschickt. Es folgt die Verbindung zwischen ihr im Tode und den im Leben Hinterbliebenen, dem „mit all den guten Kindern“ allein gelassenen Vater: Sie wartet gemeinsam mit ihnen auf Christus' Wiederkehr – CUM HIS LAETUM CHRISTI ADVENTUM MANET. Damit endet die Inschrift. Es wird

58 z. B. Christoph Dieckmann: „Ich werde nicht schießen“, eine Würdigung Karl Liebknechts zu seinem 150. Geburtstag. Die ZEIT Nr. 30, 22.7.2021, Rubrik „Geschichte“, S. 19.

59 LAGIS, Stichwort „Liebknecht, Johann Georg“.

nicht ausgesprochen, aber es klingt doch nach, dass auf diese Weise Tod und Leben nicht mehr so schrecklich getrennt sind. Das begründet ihren „Spott über Leben und Tod“ und das „Fortschicken des Todes“ als die Gewissheit der tröstlichen Verbindung zwischen ihnen.

Die Grabinschrift über Katharina Elisabeth Liebknecht geb. Elwert, 1719⁶⁰

DEO
SACRVM ET POSTERITATI
VERVM PIVM
SEXVS SEQVIORIS
EXEMPLAR HVMATVM

CATHARINA ELISABETHA LIEBKNECHTIN
EX
PRAECLARA VTRINQVE STIRPE
ELWERTORVM PATRE
NICOLO CASPAR MEDIC DOCTORE ELECTORI
MOGVNT A CONSILIIS ET ARCHIATRO
PIO FELICISSIMO
ET HERTIORVM
ANNA MARGARETHA MATRE OPTIMA

NATA D XI IANVAR MDCLXXXVI
NVPTA D XXVII SEPT MDCCVII VIRO
JOHANNI GEORGIO LIEBKNECHT
SS⁶¹ THEOLOGIAE ET PHILISOPH DOCTORI
EIVSDEMQUE PROFESSORI P ORD⁶²

QVAE
IPSAM INTER FORTVNAE VICES FORTVNAM
RISIT
VITAM SEMPER DERISIT ET MORTEM

HONESTA MATER
FILII VNIVS QVATVOR FILIARVM
QVARVM DVAS PRAEMISIT
ET
MORTEM CVM SPE PROLIS SEXTA NON VITAM
D XXXI IVL AO MDCCXIX AMISIT
AETATIS ANN XXXII MENS VI

60 Abschrift und Übersetzung Grimm, 17.5.2021.

61 SS = Sacrosanctae.

62 P ORD Abk. für PRIMARIUS ORDINARIUS, d.h. ordentlicher Professor.

IAM SVI SOLVM
LIBERIS MARITO BONIS CVNCTIS
DESIDERIVM LINQVENS
CVM HIS
LAETVM CHRIST(I A)DVENTVM
MANE(T)

Übersetzung

Vor Gott ein heiliges und vor der Nachwelt ein wahrhaft frommes und gütiges (*pius*) Vorbild (*exemplar*) für das nachfolgende Menschengeschlecht ist (hier) begraben.

Catharina Elisabeth Liebknecht aus berühmtem Familienstamm von beiden Seiten: väterlicherseits der Familie Elwert von dem Vater Nikolaus Caspar, dem medizinischen Doktor und Leibarzt des Mainzer Kurfürsten, der in höchstem Maß glücklich und pflichtbewusst war, und mütterlicherseits der Familie Hert, von der allerbesten Mutter Anna Margarethe⁶³.

Sie wurde am 11. Januar 1686 geboren, hat am 27. September 1707 den Mann Johann Georg Liebknecht geheiratet, den Doktor der allerheiligsten Theologie und Philosophie und ordentlichen Professor ebendieses Faches.

Sie lachte (*risit*) bei den Wechselfällen des Schicksals selbst über das Glück und verspottete (*derisit*) geradezu das Leben und den Tod.

Sie war die würdige Mutter eines Sohnes und vierer Töchter, von denen sie zwei vorausgeschickt hatte (d.h. sie sind vor ihr verstorben), und mit der sechsten Hoffnung auf Nachwuchs überwand (*amisit*) sie den Tod und verlor (*amisit*) nicht das Leben am 31. Juli 1719 im Alter von 32 Jahren und 6 Monaten.

So früh bereits (*iam*) hinterließ sie (*linquens*) ihrem Mann mit all den guten Kindern allein die Sehnsucht. Gemeinsam mit diesen (ihrem Mann und ihren Kindern) erwartet (*manet*) sie die glückliche Wiederkunft von Christus.

Quellen

Abb. 1–6 und 9–10: eigene Fotos März und April 2021. Abb. 11 eigene Gestaltung.

Abb. 7 und 8: mit freundlicher Genehmigung von: Bildarchiv der UB Gießen und des Universitätsarchivs Gießen, Signaturen „HR A 227 b“ (Johann Nikolaus Hert), bzw. „HR A 263 a“ (Johann Christoph Hert).

Cappelli, Adriano. Lexicon Abbreviaturarum. Dizionario di Abbreviature latine ed italiane. Hoepli, Mailand Deutsche Ausgaben J. J. Weber, Leipzig 1901 und 1928. Persönlicher Hinweis von Trautmann, Lutz, Universitätsarchiv Gießen, über die lateinische Abkürzung „M.H.F.(C.)“.

Dieckmann, Christoph. „Ich werde nicht schießen“, eine Würdigung Karl Liebknechts zu seinem 150. Geburtstag. In: Die ZEIT Nr. 30, 22.7.2021, Rubrik „Geschichte“, S. 19.

63 die ihre Tochter um vierundzwanzig Jahre überlebt hat und deren Epitaph im Innenraum derselben Friedhofskapelle hängt, s.o. Epitaph Nr. 5.

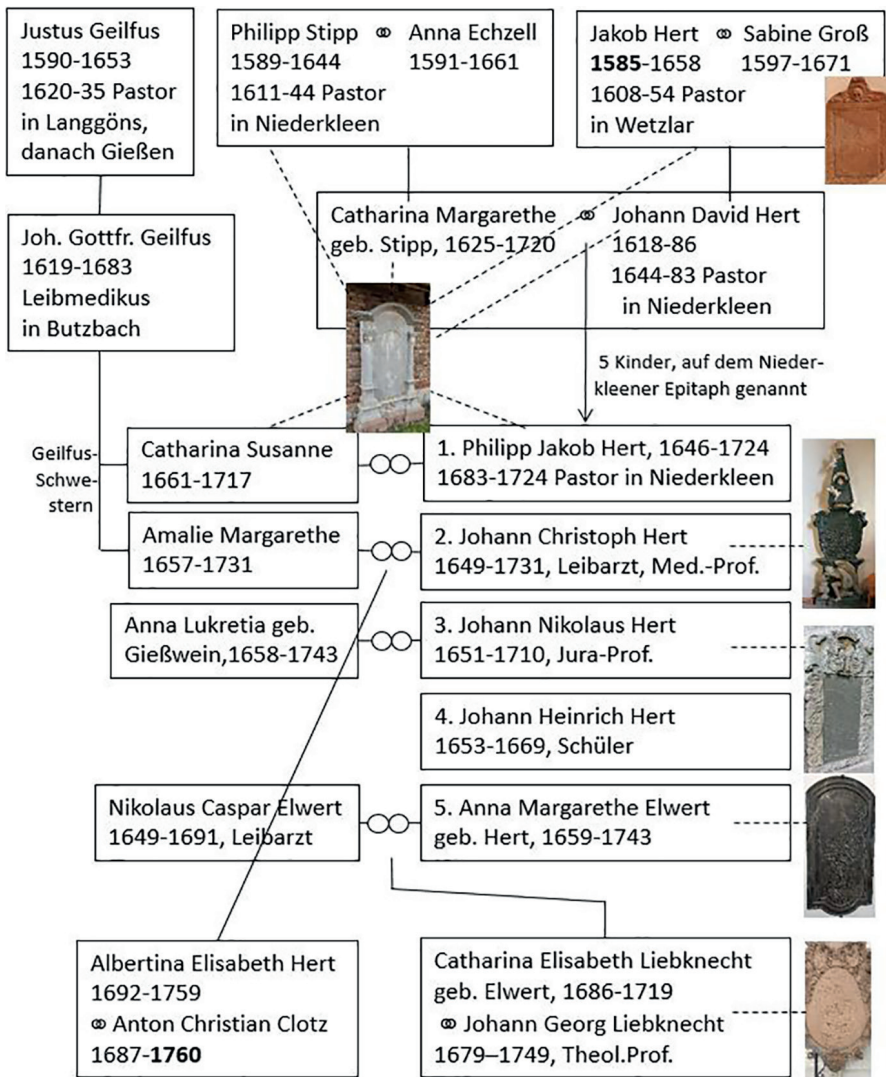


Abb. 11: Verwandtschaftsbeziehungen unter den Widmungsträgern der sechs Epitaphe der Familie Hert.

Kirchenarchiv Boppard, „Kirchengemeinde Niederkleen, Nr. 23“, Handschriftliche Abschrift des Epitaphs, ca. 1900.

Kredel, Elisabeth. Grabinschriften von Gießener Universitätsangehörigen (aus dem 17. und 18. Jahrhundert). In: Nachrichten der Giessener Hochschulgesellschaft, Bd. 7, Heft 1, S. 21–56; 1929. Publiziert 2013 in der GEB – Giessener Elektronische Bibliothek. Darin die Inschrift des Epitaphs von Johann Nikolaus Hert (1651–1710), S. 37–39, und Hinweise auf Epitaphe von Anna Margarethe Elwert geb. Hert (1659–1743) und Catharina Elisabeth Liebknecht geb. Elwert (1686–1719), S. 53.

Kulke, Ulrich. Aus der Geschichte der Kirche in Niederkleen. Sonderdruck der „Monatshefte für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes“, 27. Jahrgang 1978. 53 Seiten. Darin: „Epitaph Hert“, Transkription nach dem Grabstein an der Kirche in Niederkleen, S. 22–23.

Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen (LAGIS). Hessische Biografie, Stichworte Jakob Hert (1685–1658), Johann David Hert (1618–1686), Johann Christoph Hert (1649–1731), Johann Nikolaus Hert (1651–1710), Nikolaus Caspar Elwert (1649–1691), Johann Gottfried Geilfus (1619–83), www.lagis-hessen.de, gelesen 16.9.2021.

Müller, Hanno / Ev. Markus-Kirchengemeinde Butzbach. Familienbuch Butzbach Familien; Band III, 1626 bis 1692. Butzbach, 2005, 384 Seiten. Darin „Gottfried Geilfuß“ Nr. 2348 S. 64, „Johann Christoffel Herdt“ Nr. 2506 S. 87–88, „Johann Helfried Klotz“ Nr. 2735 S. 118.

Srieder, Friedrich Wilhelm, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-geschichte. Band 5, Göddäus-Hertius. Kassel 1785, 540 Seiten. Online über www.google.de/books/. Darin: Hert (Johann Christoph, 1649–1731), S. 487–490; Hert (Johann Nikolaus, 1651–1710), S. 490–512.

Wegmann, Jürgen, Der Wetzlarer Dom – Epitaphien und Grabplatten. Baden Baden 2018, 263 Seiten. Darin: Epitaph Nr. 18 von Jakob Hert S. 125–127.

Wetzlarer Dombau-Verein e.V., Epitaphien mit Bildern und Lageplan. Online unter www.dbv-wetzlar.de/bootstrap/epitaphien.html.

WWW: Homepages der Gemeinden und ihrer Kirchen.

Die Anfänge und der künstlerische Aufstieg des Kupferstechers J. G. Wille in Paris

Anhand der Datierung seiner Kupferstiche
und Radierungen (1737–1745)

TILMAN JUST

Johann Georg Will (französiert: Jean George(s) Wille) war – wie auch *Georg Friedrich Schmidt* (1712–1776), mit dem er in besonderer Freundschaft verbunden war – einer der bedeutendsten und berühmtesten Kupferstecher des achtzehnten Jahrhunderts. Beide begründeten ihre Karriere in Paris. Während Schmidt 1744 zurück in seine Heimatstadt Berlin ging und von Friedrich dem Großen zum Hofkupferstecher bestellt wurde, wirkte Wille sein ganzes Leben lang in Paris.

J. G. Wille wurde am 5. November 1715 im hessischen Biebental zwischen Wetzlar und Gießen geboren. Nach einer Ausbildung zum Waffengraveur begab er sich auf eine Gesellenwanderung nach Süddeutschland, wo er im Juni 1736 in Straßburg G. F. Schmidt traf, dem er sich auf dem Weg nach Paris anschloss, dem Zentrum der im 18. Jahrhundert in Europa alles dominierenden französischen Kultur. Er nahm Zeichenunterricht an der Akademie und übte sich im Gravieren. Seinen Lebensunterhalt bestritt er anfangs mit Gelegenheitsarbeiten als Ziseleur. Ab 1739 arbeitete er für G. F. Schmidt bei dessen Porträtstichen, wobei er das Beiwerk, Umrahmungen, Inventar und Rüstungen, stach, während Schmidt sich die Fleischpartien vorbehielt und das fertige Werk allein signierte. Erst Ende 1739 erhielt er eigene Aufträge von dem Verleger Odeuvre, für den er bis Ende 1743 insgesamt 23 Porträtstiche im kleinen Format anfertigte. Dieser zahlte nicht viel, Wille durfte aber die Stiche mit seinem Namen versehen und hoffen, dadurch allmählich bekannt zu werden. Zwischen 1741 und 1744 erfolgte die weitere Ausbildung bei dem Kupferstecher Jean Daullé (1703–1763), für den er Porträts stach, die dieser überarbeitete und dann unter seinem Namen herausgab. 1743 gelang Wille der künstlerische Durchbruch mit dem Porträtstich des Herzogs von Belle-Isle nach einem Gemälde von Hyacinthe Rigaud, der ihn bekannt machte und ihm zu weiteren Aufträgen zur Anfertigung von Porträtstichen hoher Persönlichkeiten verhalf. 1745 gründete er seine eigene Werkstatt am *Quay des Augustins* und verlegte danach seine Arbeiten selbst. 1755 wurde Wille in die *Académie royale de peinture et de sculpture*, verbunden mit dem Titel eines *Graveur du Roi*, aufgenommen, zunächst als *Agréé* (assoziiertes Mitglied) und 1761 als Vollmitglied. Er wurde ein wohlhabender Bürger und autonomer Künstler und betätigte sich auch als Kunsthändler und Sammler. 1801 gab er noch eine Sammlung von bisher unveröffentlichten Radierungen: *Variétés de Gravures* aus den Jahren 1738 bis 1770 heraus. Anfang April 1808 verstarb Wille im Alter von 92 Jahren und wurde am 5. April 1808 begraben.

Zu seinen Lebzeiten hatte Wille, wie es in einer Eloge von 1776 heißt, in ganz Europa als erster Kupferstecher seiner Zeit gegolten¹:

„M. Wille, quai des Augustins, Graveur du Roi, de plusieurs Académies, est au-dessus des éloges que nous pourrions donner à ses rares talents. Il nous suffira de dire, qu'il est connu dans toute l'Europe pour le premier Graveur au burin de notre âge. (M. Wille, Quai des Augustins, Graveur des Königs, Mitglied mehrerer Akademien, steht über dem Lob, das wir seinen seltenen Talenten geben können. Es genügt zu sagen, dass er in ganz Europa als der erste Kupferstecher unserer Zeit bekannt ist)“.

1847 erschien ein sehr ausführlicher, die verschiedenen Zustände der einzelnen Drucke beschreibender Werkkatalog von *Charles Le Blanc*. Zehn Jahre später veröffentlichte *Georges Duplessis* Willes im Jahre 1803 eigenhändig verfasste Memoiren und sein Tagebuch.

Danach verblasste sein Ruhm. Erst ab Mitte der 1960er Jahre zeichnete sich eine Wende in der Bewertung der künstlerischen Bedeutung Willes ab, die vor allem auf ein neues Verständnis seiner Rolle als Kunstvermittler und als Kunsttheoretiker zurückging.

Ein neuer Ansatz in der Bewertung erfolgte zum 250. Geburtstag Willes in den *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (MOHG)*. 1965 erschien *Wolf Erich Kellners* Beitrag: *Neues aus dem schriftlichen Nachlaß des Jean Georges Wille*. Darin beschreibt er den Inhalt von Briefen an und von Wille zwischen 1746 und 1770 und veröffentlicht ein Tagebuchfragment des Zeitraums zwischen August und Dezember 1751. Ebenfalls 1965 veröffentlichte *H. Krüger* eine detailreiche Biographie des Künstlers: *Zum 250jährigen Geburtstag des französischen Kupferstechers Jean Georges Wille, des Müllersohns aus Oberbessen (15.11.1715 bis 5.4.1808)*.

H. Krüger und *P. Merck* veröffentlichten dann in den Jahren 1966 (Teil 1) und 1967 (Teil 2): *Die Memoiren des Kupferstechers Jean Georges Wille (1715–1808) übersetzt nach Georges Duplessis: „Mémoires et Journal de J. G. Willé“, 2 Bde., Paris 1857*. Damit lag erstmals eine Übersetzung in deutscher Sprache vor.

1987 erschien eine umfangreiche Monographie über Willes künstlerisches Schaffen und seine Wirkung als Lehrer: *„Le Voltaire de l'Art“. Johann Georg Wille (1715–1808) und seine Schule in Paris* von *Hein-Thomas Schulze Altcapenberg*. Es enthält ein 278 Nummern umfassendes Werkverzeichnis der Zeichnungen von J. G. Wille – davon 92 Landschaftszeichnungen –, eine Liste der Schüler von Wille mit einem Auswahlkatalog ihrer zeichnerischen und druckgraphischen Arbeiten sowie im Anhang IV eine *Ergänzungsliste zu Le Blanc: Druckgraphische Arbeiten von Wille*, die 16 Werke aufzählt.

Elisabeth Décultot, Michel Espagne und *Michael Werner* gaben 1999 den Briefwechsel Willes heraus. Das Buch enthält 409 Briefe an und von Wille zwischen 1746 und 1793. Sie zeigen die herausragende Rolle Willes als Vertreter der deutschen Kultur in Frankreich und seine europaweiten Verbindungen zu Künstlern, Kunstsammlern

1 Abbé Le Brun. 1776, p. 161f.

und Kunsthändlern. Einen detaillierten Abriss der Rezeptionsgeschichte Willes geben T. Bergmann 2015 und M. Baumgartner 2016 in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (MOHG). Beide Veröffentlichungen enthalten auch nützliche Hinweise zu den in digitalisierter Form greifbaren Quellen.

Zuletzt erschien 2018 ein umfangreicher Katalog zu der Ausstellung in Wetzlar: *Mythos Wille, Johann Georg Wille (1715–1808). Ein deutscher Kupferstecher in Paris*, herausgegeben von Stephan Brakensiek und Anja Eichler. Dieser Katalog ist opulent bebildert und fasst den neusten Stand der Wille-Forschung zusammen.²

Alles, was wir über Willes Jugend und künstlerische Anfänge wissen, verdanken wir seinen *Mémoires*. Er verfasste sie 1803 im Alter von 88 Jahren für seinen Sohn Alexandre Pierre. Dort beschreibt er Erlebnisse aus frühester Jugend, sein seit jeher bestehendes Kunstinteresse, seine Ausbildung zum Waffengraveur und schließlich sein Leben als unbekümmerter, aufstrebender Künstler in Paris. Die Aufzeichnungen reichen nur bis in das Jahr 1743, als ihm mit dem Porträt des *Herzogs von Belle-Isle* der erste große Erfolg gelang. Die *Mémoires* sind literarisch recht anspruchsvoll und amüsant geschrieben. Sie verdecken aber seine eher prekären Lebensumstände, die mindestens bis zum Jahr 1740 reichen. Die angegebenen Daten der Herstellung seiner Arbeiten sind ungenau oder stimmen oft nicht. Man mag diese Erinnerungslücken seinem hohen Alter zuschreiben, oder aber, wie Schulze Altcapenberg es ausdrückt, dass Willes Memoiren ein Konstrukt aus Dichtung und Wahrheit seien, die jenes „Stereotyp der Künstlerlegende“ bediene, „das sich bis in die antike Biographik zurückverfolgen läßt“.³

Le Blanc glaubte, dass Wille sich nach seiner Ausbildung als Ziseleur bereits vor der Ankunft in Paris zu einem Künstler entwickelt hatte und datierte die 17 Kupferstiche fränkischer und französischer Könige, die Wille für den Verleger *Odieuvre* angefertigt hatte, in das Jahr 1738. Auch das schon meisterliche Porträt des Malers *Largillière* und das seiner Tochter soll er ebenfalls in dem betreffenden Jahr angefertigt haben. Diese Datangaben sind seither von den Wille-Forschern so übernommen und nicht hinterfragt worden. Dieses soll im Folgenden nun richtiggestellt werden, denn für die von *Odieuvre* verlegten Porträts liegen genaue Daten vor:

Der Kupferstecher und Verleger *Michel Odieuvre* (1687–1756) hatte sich auf die Herausgabe von Porträts berühmter Personen spezialisiert, von denen er gravierte Kupferplatten besaß oder deren Porträts er von jungen Künstlern stechen ließ. Er hatte die Porträts als Suites (Porträtsammlungen) herausgegeben, aber auch einzeln verkauft. Die Reihen sind: *Portraits des personnes illustres de l'un et l'autre sexe*, die von 1735 bis 1745 veröffentlicht wurden, sowie: *Recueil de portraits des rois de France depuis Pharamond jusqu'à Louis XV.* und *Suite des Empereurs d'Allemagne*, die ab 1738 bzw. 1747 erschienen sind.

2 Siehe dazu auch die Rezension von M. Baumgartner (2018).

3 Schulze Altcapenberg (1987), S. 15–16.

APPENDICE

*Suite des Portraits que M. Odieuvre a commencé de
mettre au jour, en Janvier 1735*

PORTRAITS

Les titres sont :

- Les deux Enfans et la Teste de mort 1.
- Recueil V. Rois V. sur une draperie 2.
- Portraits. Personnes illustrés dans un cartouche.
- Un évêque dans le ciel 1.
- Aux amateurs, discours de trois feuilles 3.

Entre les dits portraits il y en a neuf gravés par le sieur Schmit, savoir : Le Roy de Prusse, Charles XII, Searon, Law, Parossel, l'abbé Bignon, M^{me} de Sévigné, M^{lle} Le Couvreur, Ninon Lenclos.

JANVIER

- 1 Louis XIV.
- 2 Louis XV.
- 3 La reine, femme de Louis XV.
- 4 Le Roy Stanislas.

FÉVRIER

- 5 Le Prince Eugène.
- 6 La Czarine régnante.

MARS

- 7 L'Electeur de Saxe.
- 8 Le Père Avrillon.

AVRIL

- 9 Boileau.
- 10 Molière.

*Abb. 1: Erste Seite von Guéry's Liste Suite des Portraits.
Source gallica.bnf.fr / BnF*

180 Rollin de l'Université (gravé par Dupuis, p. 1,367).

JUILLET

181 Clotaire I^{er}, 7^e roy de France, mort en 561 (de Boizot, gravé par Duchange, p. 1,620).

182 M. Carles Vanloo (Anne-Antoinette-Christine Somis, épouse de Carles Vanloo, peinte par Vanloo fils, gravée par Dupuis).

AOUST

183 Cherebert, 8^e roy de France, mort en 570 (c'est Caribert, de Boizot, par Duchange, p. 1,833).

184 Thomas Kouliken (de Riquart, gravé par Dupuis).

185 P^r Aretin.

SEPTEMBRE

186 Chilpéric, 9^e roy de France, mort en 584 (Le tome IV du Mercure manque à la collection de Rouen et à Paris : les années 1738, 39, 40, 41, 42 et 1743).

187 Mazarin, Cardinal.

188 Cassini.

OCTOBRE

189 Clotaire II, 10^e roy de France, mort en 628.

190 Venceslas Hollar.

191 Regnault de Segrais.

NOVEMBRE

192 Dagobert, 11^e roy de France, mort en 698.

193 Blaize de Monluc.

194 Callot.

Clovis II, 12^e roy de France, 653.

DÉCEMBRE

195 Thyerry, 15^e roy de France, 670 (p. 9 du manuscrit).

196 Champagne, peintre.

197 Machiavel, florentin.

198 Paracels.

1740 — JANVIER

199 Childéric II, 14^e roy de France, 673 (de Boizot, gravé par J.-G. Wille).

200 Malherbe (de Dumontier, gravé par C. E.)

201 De Toiras (de L. E., gravé par D. E.)

202 M^r Cornuel (de Ferdinand, gravé par Fessard).

Abb. 2: Seite 29 von Guéry's Liste mit den Daten der ersten beiden von Wille gestochenen Porträts Nr. 195 und 199. Source gallica.bnf.fr / BnF

Die insgesamt 600 Porträts wurden später in dem sechsbändigen Buch *L'Europe illustre, contenant l'Histoire abrégée des Souverains, des Princes, des Prélats, des Ministres, des grands Capitaines, des Magistrats, des Savans, des Artistes, et des Dames célèbres en Europe* (Paris, 1755–1765) verwendet.

Abbé *Charles Guéry* hatte 1899 eine Biographie *Michel Odieuvre, Peintre et Marchand d'Estampes (1687–1756)* verfasst. Aus den Aufzeichnungen Odieuvres, worin dieser den Erhalt und die Bezahlung der einzelnen Kupferstiche notiert hatte, stellte er eine chronologische und nummerierte Liste der Porträts zusammen: (Guéry (1899), S. 21–39. *Appendice / Suite des Portraits que M. Odieuvre a commencé de mettre au jour, en Janvier 1735*). Beispielhaft sind in den Abbildungen 1 und 2 die Anfangsseite und die Seite 29 abgebildet.

<i>Recueil de portraits des rois de France:</i>					
Nr.	Portrait	Abbé Ch. Guéry	Nr.	Mercure de France ⁴	Seite
6	Thierry I.	1739 Décembre	195	–	–
7	Childeric II.	1740 Janvier	199	1740 Janvier	113
8	Clovis III.	Mars	206	Mars	553
9	Dagobert II.	Avril	209	Avril	734
10	Chilperic II.	Juin	217	Juillet	1623
11	Thierry II.	Juillet	220	Août	1819
12	Childeric III.	Septembre	224	Septembre	2069
13	Charlemagne.	Novembre	229	Novembre	2516
14	Louis I. le Debonnaire.	Décembre	231	Décembre	2712
15	Louis II. le Bègue.	1741 Février	237	1741 Février	359
16	Charles III. le Gras.	Avril	244	Avril	777
17	Charles IV. le Simple.	Juin	252	Juillet	1647
18	Lothaire.	Septembre	264	Septembre	2049
19	Hugues Capet.	Novembre	272	Novembre	2457
20	Henri I.	1742 Janvier	280	1742 Janvier	156
21	Philippe I.	Février	286	Février	352
22	Louis VI. le Gros.	Mars	292	Mars	564
<i>Portraits des personnes illustres de l'un et l'autre sexe:</i>					
23	De Catinat.	1740 Février	204	1740 Février	328
24	Cromwel.	Juillet	258	Juillet	1647
29	Largillière.	1741 Septembre	267	1741 Septembre	2049
33	L. d'Anhalt-Dessau.	1742 Février	289	1742 Février	353
34	Wolff.	Juillet	307	Juillet	1613
45	Scudéri.	1743 Novembre	367	1744 Janvier	140

Tabelle 1: Die von Wille für Odieuvre angefertigten 23 Porträts mit den Nummern in diesem Verzeichnis.

4 Die genannten Daten erschließen sich aus dem Index du Mercure de France (1910).

Zum anderen hatte *Odièvre* selbst die Veröffentlichung der Porträts in der monatlich erschienenen Zeitschrift *Mercure de France* annonciert (siehe Tabelle 1).

Willes künstlerischer Werdegang ist anhand dieser Daten daher neu zu beschreiben. Im folgenden werden die Kupferstiche und Radierungen auf der Basis des Katalogs von *Le Blanc* von 1847 in zeitlicher Reihenfolge aufgelistet, nur die Königsporträts sind wegen der einheitlichen Bildmuster ab dem frühesten Porträt nacheinander und zusammen aufgeführt. Einige Kupferstiche und Radierungen sind ohne eine Jahreszahl. Bei der Ermittlung eines plausiblen Entstehungsdatums wurde folgendermaßen vorgegangen: In einer Reihe von Fällen wurden neuerschienene Drucke in der monatlich erscheinenden Zeitschrift *Mercure de France* annonciert. Einige Porträts wurden als Frontispiz in Büchern verwendet, und es wurde deren Erscheinungsjahr angegeben. In anderen Fällen wurde aus der in den Porträts angegebenen Titulatur auf den besonderen Anlass und auf eine plausible Jahreszahl aus den biographischen Daten der Porträtierten geschlossen. In eckigen Klammern sind hinter *Le Blancs* Nummern dessen Jahreszahlen angegeben. In der Tabelle 2 sind zu den Nummern des Werkverzeichnisses von *Le Blanc* jeweils die Nummern dieser Aufstellung angegeben.

1737–1739

Erste Radierungen

Das früheste signierte Werk Willes ist eine Radierung aus dem Jahr 1737 und zeigt einen blinden Drehleierspieler.

1. Un aveugle jouant de la vielle

Drehleierspieler, in ganzer Figur, in Holzschuhen, vor weißem Hintergrund. Links neben den Füßen in Spiegelschrift: *I. G. W. 1737*. Radierung.

Höhe: 137 mm, Breite: 72 mm.

Le Blanc, p. XII : N° 2 ; Schulze Altcapenberg, Ergänzungsliste, Nr. 1.

Le Blanc hat dieses Blatt nicht in sein Verzeichnis übernommen, da er die Authentizität bezweifelte.



Abb. 3: Ein Blinder spielt die Drebleier. 1737.

© *British Museum* N° 1845,0906.205.

(CC BY-NC-SA 4.0).

2. Le Christ en Croix

Ein Blatt in einem kleinen Format mit französischem Text in zwei Zeilen:

„*Ab! que ton Cœur est insensible si | tu me vois souffrir sans m'aymer.*“

Ohne Namen des Künstlers und ohne Jahr (1738).

Höhe: 125 mm, Breite: 67 mm.

Le Blanc 3. [ohne Datum].

Le Blanc nennt als Vorlage einen Stich aus dem 17. Jahrhundert mit der gleichen Inschrift nach einem Gemälde von *Le Brun*. Das Blatt scheint eine frühe Übung Willes im Kupferstechen zu sein. Anlass war vielleicht ein Stich mit gleichem Motiv von *Georg Friedrich Schmidt* aus dem Jahr 1738 (siehe Crayen, No. 102).

Zwei Radierungen aus der Sammlung *Variétés de Gravures*

Es gibt von Wille zwei weitere datierte Radierungen, die er aber erst 1801 in der Sammlung *Variétés de Gravures* veröffentlicht hatte. Die Beschriftung mit Willes Namen und mit einer Jahreszahl ist auf vielen dieser Blätter erst 1801 oder noch später, wie Le Blanc schreibt, durch den Verleger *D. B. Jean* erfolgt.

3. La Récureuse

Ein Hof, mit einer Mauer rechts und mit strohgedeckten Hütten; links kniet eine Frau und schrubbt einen Kessel. Unter dem Bild steht: *I. G. W 1738*. Blatt 2 der Sammlung *Variétés de gravures*.

Höhe: 103 mm, Breite: 162 mm.

Le Blanc 16.

4. Les six Grimaces

Sechs Büsten von Männern und Frauen. Die grotesken Gesichter lassen sie wie Karikaturen aussehen.

Unten links: *Fait à la pointe Seche, par Wille, 1739*. Blatt 15 der Sammlung *Variétés de gravures*.

Die französisierte Form seines Namens *Wille* verwendete er erst ab 1754. Die Beschriftung ist daher später erfolgt, entweder 1801 von Wille, oder noch später durch den Verleger *D. B. Jean*. Das Entstehungsdatum 1739 ist daher fraglich. Es gibt auch eine Variante ohne Inschrift (British Museum No. 1851,0712.92).

Höhe: 172 mm, Breite: 67 mm.

Le Blanc 29.

Erste Mitarbeit an einem Porträtstich von Georg Friedrich Schmidt

Ab 1739 arbeitete Wille für G. F. Schmidt. Le Blanc führt sechs Porträts auf, an denen er zwischen 1739 und 1743 mitgewirkt hat; siehe die Nr. 5, 25, 26, 35, 36 und 37. Wille stach das Beiwerk und Schmidt die Gesichter und signierte allein. Le Blanc hat die Datierungen und die Informationen zum Anteil Willes von *August Wilhelm Crayen* (1750–1803) übernommen. Dieser hatte 1789 einen *Catalogue raisonné de l'œuvre de feu George Frédéric Schmidt* herausgegeben. Wille schrieb dazu in seinem Journal am 7. Oktober 1788:

„J'ay reçu le catalogue, supérieurement imprimé, de l'œuvre de mon ancien ami Schmidt. Il a été composé par M. Crayen, négociant à Leipzig, qui m'a fait l'honneur, à mon insu, de me le dédier, apparemment en reconnaissance de ce que j'avois rectifié différentes fautes sur son manuscrit, ainsi que des renseignements que je lui avois donnés sur la vie de M. Schmidt.“

(Ich erhielt den hervorragend gedruckten Katalog der Arbeiten meines alten Freundes Schmidt. Er wurde von M. Crayen, einem Kaufmann in Leipzig, verfasst, der mir der mir die Ehre erwies, ihn mir ohne mein Wissen zu widmen, offenbar in Anerkennung dessen, dass ich verschiedene Fehler in seinem Manuskript korrigiert hatte, sowie der Informationen, die ich ihm über das Leben von M. Schmid gegeben hatte.)

In seinen *Memoires* hat Wille eine Mitarbeit bei seinen Freund Schmidt oder gar eine Ausbildung durch ihn nicht erwähnt.

5. Charles Gabriel de Tubieres de Caylus

Der Bischof sitzt in einem Sessel vor einem Tisch. Unter dem Bild, geteilt durch das Wappen, die Inschrift: *Charles Gabriel de – Tubieres de Caylus, | Evêque – d' Auxerre.*

In der Einrahmung steht unten links: *Fontaine Pinxit*, rechts: *Schmidt Sculptsit.*

Le Blanc: „Wille n'a gravé, dans cette estampe, que les accessoires posés sur la table, et le fauteuil dans lequel est assis le personnage.“ (Wille gravierte nur die Gegenstände auf dem Tisch und den Sessel). Ohne Jahr (1739).

Der Bischof lebte von 1669 bis 1754.

Höhe: 475 mm, Breite: 348 mm.

Crayen/Jacoby 40 [1739]; Le Blanc 113. [1739]; Just (2021), Nr. 74.

1739–1742

Siebzehn Stiche für Michel Odieuvre, Portraits des Rois de France

G. F. Schmidt hatte von Juni 1737 bis Mai 1739 für *Odieuvre* gearbeitet und insgesamt 20 Porträts für die Reihe *Portraits des personnes illustres ...* gestochen (Just (2021), Nr. 43–62). Er beendete seine Zusammenarbeit mit *Odieuvre* im Mai 1739, nachdem er mit dem Porträt des *Comte d'Evreux* großes Aufsehen erregt und fortan als freier Künstler sein Auskommen hatte. Wille begann nun kurz darauf, vielleicht auf Vermittlung von Schmidt, ebenfalls für *Odieuvre* zu arbeiten, und im Dezember 1739 erhielt er das Honorar für seinen ersten Kupferstich des französischen Königs *Thierry I.* Bis März 1742 folgten 16 weitere Königporträts, und außerdem stach er sechs *Portraits des personnes illustres...*. Das Honorar betrug bis zu 24 Livres pro Stück. Allein bis Ende 1740 fertigte er neun Porträts, sodass er wohl sein Auskommen hatte. Als letzte Arbeit für *Odieuvre* lieferte er im November 1743 das Porträt der *Magdeleine de Scudéri* ab.

Die siebzehn Porträts, Nr. 6–22, werden wegen der Einheitlichkeit der Darstellung hier nacheinander aufgeführt. Sie zeigen jeweils im Profil ein Brustbild des

Königs in einer ovalen Einfassung auf einem Sockel. Darauf die Namen der Künstler: *A Boizot del. – J. G. Will. Sculp.* ; ohne Jahreszahl.

Am Sockel jeweils die Inschrift und unten die Adresse von Odieuvre:

- *A Paris chez Odieuvre (M.d d'Estampes), quai de l'Ecole, (vis à vis la Samaritane à la belle Image).*
- *A Paris chez Odieuvre M.d d'estampes rue d'Anjou la dernière P. Cochere à gauche entrant par la rue Dauph.^e (ab September 1741).*

Höhe: 149 mm, Breite: 109 mm.

Die Abbildungen 4 und 5 zeigen die um die Jahreswende 1739/1740 an Odieuvre abgelieferten ersten beiden Königsbilder.



Abb. 4: Childeric II. XIV.^e Roy de France.
1740. Privatbesitz.



Abb. 5: Thierry I. XV.^e Roy de France.
1739. Privatbesitz.

Dezember 1739:

6. THIERRY I.

XV.^e Roy de France, | Mort en 690. Après 16 ans de regne.

Theuderich I. lebte von ca. 653 bis 690.

Le Blanc 88 [1738]; Guéry 195 [Dezember 1739].

1740:

7. CHILDERIC II.

XIV.^e *Roy de France* | *Mort près de Rouen. en 673 après 5 ans de regne.*

Childerich II. lebte von ca. 653 bis 673.

Le Blanc 87 [1738]; Guéry 199 [Januar 1740].

8. CLOVIS III.

XVI.^e *Roy de France* | *Mort en 695. après 4 ans de régne.*

Chlodwig III. lebte von 677 bis 695.

Le Blanc 89 [1738]; Guéry 206 [März 1740].

9. DAGOBERT II.

XVIII.^e *Roy de France* | *Mort en 715. après 4 ans de regne.*

Dagobert II. lebte von 699 bis 715.

Le Blanc 90 [1738]; Guéry 209 [April 1740].

10. CHILPERIC II.

XIX.^e *Roy de France* | *Mort a Noyon en 721. après 5 ans et demi de regne.*

Chilperich II. lebte von 670 bis 721.

Le Blanc 91 [1738]; Guéry 217 [Juni 1740].

11. THIERRY II.

XX.^e *Roy de France*, | *Mort en 738. après 17 ans de régne.*

Theuderich II. lebte von ca. 711 bis 738.

Le Blanc 92 [1738]; Guéry 220 [Juli 1740].

12. CHILDERIC III.

XXI.^e *Roy de France*, | *Détrôné en 751. après 8 ans de régne.* | *Mort à l'Abbaïe de S.^t Bertin, en 754.*

Childerich III. lebte von 714 bis 754.

Le Blanc 93 [1738]; Guéry 224 [September 1740].

13. CHARLEMAGNE

XXIII.^e *Roy de France*, | *et Empereur* | *Mort à Aix la Chapelle, le 28. Janvier 814.*
Après 48 ans de regne.

Karl der Große lebte von 747 bis 814.

Le Blanc 94 [1738]; Guéry 229 [November 1740].

14. LOUIS I , dit LE DEBONNAIRE

Empereur | XXIV.^e *Roy de France.* | *Mort à Ingelheim, près Mayence, le 20 Juin. 840* |
Après 27 ans de regne.

Ludwig der Gutmütige (auch genannt: der Fromme) lebte von 778 bis 840.

Le Blanc 95 [1738]; Guéry 231 [Dezember 1740].

1741:

15. LOUIS II, dit le BEGUE

XXVI.^e *Roy de France*, | *Mort à Compiègne, le 10 Avril en 879. âgé | de 30 a 35 ans,*
après un an et 7 mois de regne.

Ludwig der Stammer lebte von 846 bis 879.

Le Blanc 96 [1738]; Guéry 237 [Februar 1741].

16. CHARLES III, dit LE GRAS

Empereur | XXVIII.^e *Roy de France*. | *Mort en Souabe le 8. Janvier 888. après 3 ans de regne.*

Karl der Dicke lebte von 839 bis 888.

Le Blanc 97 [1738]; Guéry 244 [April 1741].

17. CHARLES IV. dit le SIMPLE

XXX.^e *Roy de France*. | *Mort a Peronne le 7 Oct. 929. après 30 ans de* | *regne.*

Karl der Simple (der Geradlinige) lebte von 879 bis 929.

Le Blanc 98 [1738]; Guéry 252 [Juni 1741].

18. LOTHAIRE

XXXIII.^e *Roy de France*, | *Mort à Rheims le 2 Mars. 986. Après 32 ans de régne.*

Lothar lebte von 941 bis 986.

Le Blanc 99 [1738]; Guéry 264 [September 1741].

19. HUGUES, dit CAPET

XXXV.^e *Roy de France*, | *Mort à Paris, en 996. Après 9 ans de regne.*

Hugo Capet lebte von 939 bis 996.

Le Blanc 100 [1738]; Guéry 272 [November 1741]. }

1742:

20. HENRI I.

XXXVII.^e *Roy de France* | *Mort a Vitry près Paris, le 4 Août 1060. Après 29 ans de regne.*

Henri I. lebte von 1008 bis 1060.

Le Blanc 101 [1738]; Guéry 280 [Januar 1742].

21. PHILIPPE I.

XXXVIII.^e *Roy de France*, | *Mort a Melun, le 25 Juillet 1108. Après* | *48 ans de regne.*

Philipp I. lebte von 1052 bis 1108.

Le Blanc 102 [1738]; Guéry 286 [Februar 1742].

22. LOUIS VI. dit LE GROS

XXXIX.^e *Roy de France*, | *Mort à l'Abbaie St. Victor en 1137. après* | *29 ans de régne.*

Ludwig der Dicke lebte von 1081 bis 1137.

Le Blanc 103 [1738]; Guéry 292 [März 1742].

1740

Weitere Arbeiten für Odieuvre:

Wille stach zwischen 1740 und 1743 im gleichen Format noch sechs Porträts für die Reihe *Portraits des personnes illustres ...*, siehe die Nr. 23, 24, 29, 33, 34 und 45.

Zwei Stiche für Michel Odieuvre, *Portraits des Personnes illustres ...*

23. Nicolas De Catinat

Brustbild in einem Oval auf einem Sockel, mit der Inschrift:

N Pinx. – J. G. Will sculp.*

NICOLAS DE CATINAT | *Maréchal de France*. | *Né à Paris le 1.er Septembre 1637.* | *Mort a sa Terre de S.^t Gratien le 25 Février, 1712*

und unten die Adresse von Odieuvre: *A Paris chez Odieuvre, M.^d d'Estampes quai de l'Ecole vis-à-vis la Samaritaine, a la belle Image. C. P. R. .* Ohne Jahreszahl.

Höhe: 148 mm, Breite: 110 mm.

Le Blanc 118. [1738]; Guéry 204 [Februar 1740].

24. Olivier Cromwel

Brustbild in einem Oval auf einem Sockel; mit der Inschrift:

Lomba(r)d del. ad Vivum – J. G. Will Sculp.

OLIVIER CROMWEL | *Né en 1603. Mort à Londres, le 13. | Septembre, 1658.*

und unten die Adresse von Odieuvre: *A Paris chez Odieuvre, M.^d d'Estampes, quai de l'Ecole, vis a vis la Samarit.^e à la belle Image. C. P. R. .* Ohne Jahreszahl.

Nach Abschaffung der Monarchie wurde Oliver Cromwell 1653 Lord Protector.

Höhe: 140 mm, Breite: 100 mm.

Le Blanc 165. [1739]; Guéry 258 [Juli 1740].

Mitarbeit an einem Porträtstich von Georg Friedrich Schmidt

25. Le Comte de La Marche

Brustbild in ovaler Einfassung auf einem Sockel. Darauf steht:

Son Altesse Serenissime | Monseigneur Le Comte Dela Marche. | P. De Lorme pinx – Schmidt sculp.

Le Blanc: „Wille n'a gravé qu'une partie de cette estampe“.

Das Porträt zeigt Louis François II. de Bourbon, Graf de la Marche und Prinz von Conti (1734–1814) als Kind. Ohne Jahr (1740).

Höhe: 463 mm, Breite: 342 mm.

Crayen/Jacoby 43 [1740]; Le Blanc 106bis. [ohne Datum]; Just (2021), Nr. 75.

1741

Mitarbeit an einem Porträtstich von Georg Friedrich Schmidt

26. Charles d'Orléans de S.^t Albin

Kniestück in einer rechteckigen Einfassung; sitzend, im bischöflichen Gewand.

Darunter, geteilt durch das Wappen, die Inschrift: *Carolus. Archiepiscopus – Dux Cameracensis. | Par Franciae, Sacri – Romani Imperii Princeps. | Comes – Cameracensii.*

Am unteren Rand steht: *Pinxit Hyacintus Rigaud, S.^{ti} Michaelis Eques, Rector nec non Regiae Academiae Pictoriae ex Moderator. 1724 — Georgius Fridericus Schmidt. Sculp-sit Parisiis. 1741.*

Le Blanc: „Wille n'a gravé que le rideau, le fauteuil, le livre et le manteau du personnage“. (Wille gravierte nur den Vorhang, den Sessel, das Buch und den Mantel).

Der Erzbischof lebte von 1697 bis 1764.

Höhe: 513 mm, Breite: 374 mm.

Crayen/Jacoby 47 [1741]; Le Blanc 112bis. [1741]; Just (2021), Nr. 77.

Zwei weitere Blätter aus der Sammlung *Variétés de gravures*

27. Le Fumeur

Ein Raucher sitzt in einer Landschaft. Rechts bringt ihm eine alte Frau eine Vase, aus der Rauch aufsteigt. Oben links steht: *J. G. Will. fecit. 1741* . Blatt 3 der Sammlung *Variétés de gravures*.

Höhe: 84 mm, Breite: 54 mm.

Le Blanc 17.

28. L'Homme au casque

Brustbild eines Mannes mit Bart. Er trägt einen pelzbesetzten Mantel und einen Helm.

Links unten: *Will fecit. 1741* . Blatt 4 der Sammlung *Variétés de gravures*.

Höhe: 110 mm, Breite: 85 mm.

Le Blanc 18.

Ein Stich für Michel Odieuvre, *Portraits des Personnes illustres* mit einer Variante aus eigenem Antrieb

Sein erreichtes Können zeigt sich eindrucksvoll in dem im September 1741 an Odieuvre abgelieferten Porträt des Malers Nicolas de Largillière (1656–1746).

29. Nicolas de Largillière

Brustbild in ovaler Einfassung, mit Perücke und im Mantel. Links im Hintergrund ist eine Staffelei zu sehen. Am Oval sieht man links Palette, Pinsel und Skizzenbuch. Auf dem Sockel steht:



Abb. 6: Nicolas de Largillière. *Se ipsum pinx.*, *J. G. Will Sculpsit* . 1741. Privatbesitz.



Abb. 7: Nicolas de Largillière. (o. Namen und Jahr). Privatbesitz.

Se ipsum pinx. – *J. G. Will Sculpsit*. Am Sockel die Inschrift:
 NICOLAS DE LARGILLIERRE. | *Peintre ordinaire du Roi, |*
Recteur Chancelier et Directeur de | L'Académie Royale de Peint.^{re} et Sculpt.^{re}.
 und unten die neue Adresse von Odieuvre:
A Paris chez Odieuvre M.^d d'Est. rue d'Anjou de la dernière porte Coch.^a main gauche,
entrant par la rue Dauph.^e C.P.R.
 Höhe: 151 mm, Breite: 106 mm.
 Le Blanc 129. [1738] ; Guéry 267 [September 1741]; Just (2021), Nr. 329.

Es gibt noch eine weitere Version des Porträts nach dem Selbstbildnis des Malers aus dem Jahr 1726. Wille schreibt dazu in den *Mémoires*, er habe dieses Porträt zunächst nur für sich angefertigt und es dann *Largillière* gezeigt, der ihn vor Freude umarmt hätte.⁵ Wille erzählt weiter, dass zu diesem Zeitpunkt Schmidt gerade mit der Herstellung des Porträts des *Comte d'Evreux* beschäftigt war, das war 1739 und nicht 1741. Es könnte sich um einen Erinnerungsfehler handeln, oder wiederum um die von Wille gewollte Selbstdarstellung als eines geniebegabten Autodidakten.

30. Nicolas de Largillière

Porträt des Nicolas de Largillière nach einem Selbstbildnis des Malers von 1726; mit Perücke und Mantel. Links im Hintergrund ist eine Staffelei zu sehen. Die Ansicht ist seitenverkehrt zu der Darstellung im Gemälde. Brustbild in ovaler Einfassung auf einem Sockel; das Oval ist jedoch ohne die Verzierung mit Palette, Pinsel und Skizzenbuch; bisher unbeschrieben.

Ohne Inschrift, Namen und Jahr.

Höhe: 144 mm, Breite: 107 mm.

Le Blanc – .

Es handelt sich um einen eigenständigen Kupferstich. Der Faltenwurf des Mantels, die fehlenden Löcher in der Staffelei und vor allem die um 7 mm geringere Höhe der Platte unterscheiden sich in dem Stich, den er für Odieuvre angefertigt hat. Die Gesichtszüge sind weicher und dem Original ähnlicher (siehe die Abbildung in der Online-Sammlung des Art Institute of Chicago).

Die beiden Porträts *Largillières* Nr. 29 und Nr. 30 sind sehr ähnlich und von gleich hoher Kunstfertigkeit, was dafür spricht, dass beide Stiche von Wille angefertigt worden sind; der eine speziell für *Largillière*, der als Reproduktion seines Gemäldes sich streng an die Vorlage hält, denn es war nach damaligem Kunstverständnis einer der wichtigsten Punkte eines Reproduktionsstiches, dass die Gravur den besonderen Charakter des Gemäldes getreu wiedergibt. Eine Verzierung des Rahmens mit Palette, Pinsel und Skizzenbuch wäre unnötig und sogar unpassend gewesen. In der Sammlung der Albertina, Wien befindet sich dieser Stich ebenfalls, sowie ein weiteres, gleichartiges Porträt in einem eckigen Rahmen (Inventarnr. D/I/47/83). Die Variante mit der Verzierung am Oval war für Odieuvres *Portraits des personnes illustres* ... und somit für ein breiteres Publikum bestimmt.

5 Duplessis, *Mémoires* T.1, p. 71, Krüger und Merck, 1967, S. 97.

Willes erster eigenständiger Kupferstich im großen Format

31. Marguerite Elisabeth de Largilliere

Bildnis der Tochter von N. de Largillière in einem Steinoval auf einem Sockel mit der Inschrift:

N. De Largilliere Pinx. – J. G. Will Sculp.

MARGUERITE ELISABETH DE LARGILLIERE | *fille de Nicolas De Largilliere
Directeur, Recteur & | Chancelier de l'Academie Royale de Peinture et Sculpture.*

Sie lebte von 1701 bis 1756. Ohne Jahr (1741).

Höhe: 326 mm, Breite: 235 mm.

Le Blanc 146. [1738].

Mitarbeit an einem Porträtstich von Jean Daullé

Noch bedeutsamer für Willes künstlerische Entwicklung scheint *Jean Daullé* (1703–1763) gewesen zu sein, für den er von 1741 bis 1744 arbeitete. Le Blanc führt fünf Werke auf, alle mit Daullés Signatur, an denen Wille nach Daullés Vorgabe beteiligt war (siehe die Nr. 32, 47, 48, 49 und 50). Nagler führt in seinem Künstlerlexikon⁶ darüberhinaus weitere elf Werke von Daullé auf, an denen Wille einen mehr oder weniger großen Anteil gehabt haben soll. In seinen *Mémoires* verschweigt Wille, wie schon bei Schmidt, seine Ausbildung und die mehrjährige Zusammenarbeit, die 1741 mit dem Porträt des Pierre Louis Moreau de Maupertuis begann. Wille schreibt (in der Übersetzung von Krüger und Merck):⁷

„... Ich nahm meine Arbeit wieder auf, doch wurde ich noch einmal gestört. Monsieur Daullé kam erneut und schlug mir eine andere Arbeit vor, die ich höflich ablehnte. Aber nach einigen Beschwörungen und ebenso freundlichen wie schmeichelhaften Worten, die er mir sagte, willigte ich endlich ein, ihm zu helfen. Es handelte sich um das Porträt von Monsieur Maupertuis, das Monsieur Daullé zu stechen versprochen hatte. Dieser Gelehrte kam von einer Reise zum Nordpol zurück, wo er mit Erdmessungen beschäftigt gewesen war, und hatte sich malen lassen, vollständig in Tierfelle gekleidet nach der Tracht und den Erfordernissen der äußerst armen Lappen, den Bewohnern dieser kalten Landstriche, die so weit entfernt auf unserer Erdkugel liegen. Dieses Bild wurde mir ausgehändigt und ich stach nach dieser Vorlage die Teile, die ich übernommen hatte, womit Monsieur Daullé offenbar so zufrieden schien, wie ich selber unzufrieden war.“

32. Pierre Louis Moreau de Maupertuis

Hinter einem Fenstersims stehend, in ein Pelzgewand gekleidet, legt Maupertuis die rechte Hand auf die Erdkugel. Unter dem Fensterbrett ist ein Flachrelief zu sehen, auf dem er auf einem Schlitten dargestellt ist, um an seine Expedition nach Lappland zu erinnern. Dazwischen vier Verse von Voltaire und darunter der Name *Pierre Louis Moreau de Maupertuis*. und ganz unten die Namen der Künstler:

6 Nagler, Künstlerlexikon (Bd. 21. S. 465 – 496, 1852). In Naglers Aufstellung sind dies die Nr. 36, 41, 42, 55, 66, 70, 73, 95, 100, 109 und 178.

7 Duplessis, *Mémoires* T.1, p. 99, Krüger und Merck, 1967, S. 115.

Peint par R.Tourniere. – Gravé par J. Daullé. 1741.

Maupertuis war Mathematiker und Naturforscher. Er lebte von 1698 bis 1758.

Höhe: 502 mm, Breite: 346 mm.

Le Blanc 132. [1741]; Delignières 44.

1742

Zwei Stiche für Michel Odieuvre, *Portraits des Personnes illustres...*

33. Léopold, Prince d'Anhalt-Dessau

Brustbild in einem Oval auf einem Sockel, dort die Inschrift:

Pesne pinx. A Berlin. – I. G. Will sculp A Paris.

LEOPOLD PRINCE D'ANHALT | DESSAU |

Généralissime des Armées du Roi de Prusse et Gen[ér]al | Feldt Marschall | de l'Empire.

und unten die Adresse von Odieuvre: *A Paris chez Odieuvre M.^d d'estampes rue d'Anjou la dernière P. Cochere a gauche entrant par la rue Dauph.^c C. P. R.*

Leopold, genannt der alte Dessauer, lebte von 1676 bis 1747.

Höhe: 142 mm, Breite: 102 mm.

Le Blanc 157. [1738]; Guéry 289 [Februar 1742].

34. Christian Wolff

Brustbild in einem Oval auf einem Sockel, dort die Inschrift: *AD. Pinxit. – J. G. Will Sculptit.*

CHRISTIAN WOLFF | *Professeur des Mathématiq. Philosophie à Marbourg, des Aca-*
dem. | de Paris et Berlin.

und unten die Adresse von Odieuvre:

A Paris chez Odieuvre M.^d d'Est. rue d'Anjou la dernière P. Cochere à gauche entrant par la rue Dauphine. C. P. R.

Wolff lebte von 1679 bis 1754.

Höhe: 140 mm, Breite: 99 mm.

Le Blanc 169. [1741]; Guéry 307 [Juli 1742].

Mitarbeit an zwei Porträtstichen von Georg Friedrich Schmidt

35. Daniel le Chambrier

Halbfigur in ovaler Einfassung auf einem Sockel. An dem Oval unten neben dem Wappen steht:

Né en Juin 1665. – Mort en Fevrier 1728. Am Sockel die Inschrift:

G. F. Schmidt Sculp. – à Paris.

Mess.^{re} DANIEL LE CHAMBRIER, | Chev.^{er} Général Major et Colonel d'un Re-
gim.^t Suisse | au Serv.^{ce} de LL. HH. PP. Les Etats Gén.^{aux} des Prov.^{tes} Unies.

Le Blanc: *„Cette estampe est entièrement gravée par Wille, à l'exception de la tête du personnage.“*

(Das Porträt ist, mit Ausnahme des Kopfes, vollständig von Wille gestochen).

Ohne Jahr (1742).

Daniel le Chambrier lebte von 1665 bis 1728.

Höhe: 360 mm, Breite: 256 mm.

Crayen/Jacoby 51 [1742]; Le Blanc 141. [1742]; Just (2021), Nr. 84.

36. Philippe V.

Oval. Hüftbild, im Brustpanzer mit Kommandostab. In dem 1. Zustand ohne Einfassung steht unter dem Oval: *Schmidt effigiem Sculp. 1742.*

Le Blanc: „*Cette estampe est entièrement gravée par Wille, à l'exception de la tête du personnage.*“ (Das Porträt ist vollständig, mit Ausnahme des Kopfes, von Wille gestochen).

In dem späteren Zustand mit einer ovalen Einfassung; darin steht: PHILIPPUS QUINTUS HISPANIARUM ET INDIARUM REX. Unter dieser das Wappen, und zu beiden Seiten im Sockel die Inschrift: *Vanloo Effig. Pinx. – Schmidt sculp.*; darunter: *Oferebat Antonius Josephus Diaz Hispalensis.* Was außerhalb der Einfassung ist, sowie diese selbst, ist von fremder Hand gestochen.

Der König lebte von 1683 bis 1746.

Höhe: 463 mm, Breite: 345 mm (mit Einfassung).

Crayen/Jacoby 60 [1744]; Le Blanc 147bis. [1744]; Just (2021), Nr. 85.

1743

Mitarbeit an einem Porträtstich von Georg Friedrich Schmidt

37. Jean Baptiste Rousseau

Mehr als Kniestück. Unter dem Bild steht: *Aved pinxit – G. F. Schmidt Sculpsit . Joannes Baptista Rousseau, | Natus Anno 1670. | Certior in nostro carmine vultus erit. | Mart. I. 7. Ep. 8 4.*

Le Blanc: „*Wille n'a gravé que des parties accessoires.*“ Wille gravierte nur das Beiwerk. Das Blatt diente als Frontispiz für: *Œvres de Jean Baptiste Rousseau. Nouvelle Edition, {par Abbé Seguy} Tome Premier. A Bruxelles. MD CC XLIII.*

Das Porträt ist eine seitenverkehrte Kopie eines Stiches von *J. Daullé* aus dem Jahr 1740 (Delignières 71).

Der Dichter Jean Baptiste Rousseau lebte von 1670 bis 1741.

Höhe: 301 mm, Breite: 213 mm.

Crayen/Jacoby 44 [1740]; Le Blanc 131bis. [1740]; Just (2021), Nr. 88 [1742].

Ein Porträtstich für Laurent Cars

38. Nerée Marie Corsini

Brustbild in einem Oval auf einem Sockel. Im Oval steht:

NERIUS SR. E. TIT. S. EUSTACHII DIAC. CARDINALIS CORSINUS CLEMENTIS PP. XII EX FRA. NEP .

Unten am Sockel, durch das Wappen geteilt, steht: *Offerebat R. D. Ludovicus – Coltau, Cameras, Ecclesiae | Collegiatae S.^{tae} Crucis – Cameraci Canonicus.*

Links darunter: *L. Cars* Am unteren Rand, zart gerissen: *J. G. Willf. .* Ohne Jahr. Willes Signatur ist zart gerissen.

Der Kardinal Corsini lebte von 1685 bis 1770.

Höhe: 296 mm, Breite: 222 mm.

Le Blanc 159 [ohne Jahreszahl].

Ein Porträtstich für Claude-Augustin Dufflos

39. Pierre Boudou

Ovales Medaillon, auf einem Sockel. Am oberen Rand in der Mitte das Monogramm *W* in Spiegelschrift. Rund um das Medaillon steht: PETRUS BOUDOU CHIRURGUS NOSOCOMII PARIISIENSIS PRIMARIUS. Auf dem Sockel rechts: *C. L. Dufflos Sculp.* und darunter in der Kartusche eine dreizeilige Inschrift und die Jahreszahl 1743. Der Chirurg lebte von 1676 bis 1751.

Höhe: 167 mm, Breite: 118 mm.

Le Blanc 136. [1743].

Ein Porträtstich in Zusammenarbeit mit Pierre Soubeyran

40. Pierre I.

Brustbild. Unten in der Mitte bezeichnet:

Petrus – Magnus | Russorum – Imperator | Pater – Patriae.

Unten links: *Dessiné d'après nature en 1723 deux ans avant la mort de sa Majesté Impériale par Monsieur | Cravac son Peintre* und unten rechts:

Gravé à Paris en 1743 par P. Soubeyran d'après l'original, communiqué par Monseigneur le | Prince Cantemir Ambassadeur à la Cour de France.

Le Blanc: „*La tête seule de ce portrait a été gravé par Soubeyran, le reste est dû au burin de Wille.*“ (Allein der Kopf dieses Porträts wurde von Soubeyran graviert, der Rest ist Willes Arbeit).

Zar Peter der Große lebte von 1672 bis 1725.

Höhe: 404 mm, Breite: 272 mm.

Le Blanc 147. [1743].

Arbeiten aus eigenem Antrieb

41. Saïd Pacha Beglierbey de Roumely

Brustbild im Stein oval auf einem Sockel. Am oberen Rand steht die Jahreszahl 1743. Auf dem Sockel die Inschrift: *J. Aved. Pinx. – J. G. Will Sculp. Paris.* und darunter: *HIC EST.*

Ohne Namen des Porträtierten. Es handelt sich vielleicht um einen Entwurf für Odieuvre, den dieser nicht abgenommen hat. Stattdessen veröffentlichte Odieuvre ein Porträt, welches von [Louis Philippe] *Boitard* gestochen wurde (Guéry 364, September 1743).

Saïd Pascha Beglierbey de Roumely war 1742 als Außerordentlicher Botschafter des Osmanischen Reiches bei Seiner Christlichen Majestät in Paris.

Höhe: 132 mm, Breite: 79 mm.

Le Blanc 170. [1743].

1743 stach Will[e] das ansprechende Porträt seines Kollegen und Freundes Johann Martin Preisler (1715–1794), der 1739 nach Paris gekommen und in der Werkstatt von Laurent Cars tätig war.



*Abb. 8. Johann Martin Preisler, Graveur.
Dessiné et Gravé par son Ami J. G. Will. à Paris 1743. Privatbesitz.*

42. Jean Martin Preisler

Brustbild in einem Oval. Darunter ein Medaillon mit einer ovalen Kartusche, dort die Inschrift:

JEAN MARTIN | PREISLER, | *Graveur, | Né à Nuremberg, le | 14 Mars 1715. | Dessiné et Gravé | Par son Ami | J. G. Will. | à Paris | 1743.*

Johann Martin Preisler war ab 1744 Hofkupferstecher in Kopenhagen. Er starb dort 1794.

Höhe: 181 mm, Breite: 126 mm.

Le Blanc 168. [1743].

43. Charles Louis Auguste Foucquet de Belle-isle

Kniestück. stehend; er stützt sich auf seinen Marschallstab und trägt einen Brustpanzer. Im Hintergrund ist ein Scharmützel dargestellt Unten die Inschrift, durch das Wappen getrennt:

Peint par Hy.^{the} Rigaud Ecuier Chef de l'Ordre de S^t Michel – Et gravé par Johann Georges Will, à Paris 1743. |

Charles Louis Auguste – Foucquet de Belle-isle, |

Duc de Gisors, Prince du S.t Empire, Maréchal de Fr.^{ce} – Chevalier des ordres du Roy, et de la Toison d'Or, |

Gouverneur de Metz, et Pays Messin, Gén(er)al des Armées du Roy, – Ambassadeur Extraord.^{re} près l'Emp.^r et Plenip.^{re} en Allemagne. | Présenté à Monseigneur Le Maréchal de Belle-isle. – Par son très humble et très Obéissant Serv. Will. .

Der Marschall lebte von 1684 bis 1761.

Höhe: 436 mm, Breite: 327 mm.

Le Blanc 120. [1743].

Wille beschreibt ausführlich die Förderung, die er durch Hyacinthe Rigaud (1659–1743) erfahren hatte.⁸ Danach hat Schmidt, als er gerade dessen Porträt des Herzogs von Evreux stach (1739 !), ihm das Entree bei dem berühmten Maler verschafft. Dieser habe ihn freundlich empfangen, seine mitgebrachten Stiche von Largillière und dessen Tochter gelobt und ihn ermuntert, das Porträt des Herzogs von Belle-Isle zu stechen. Rigaud habe dann dafür die Erlaubnis des Herzogs eingeholt und Wille das Gemälde übergeben. Wille berichtet weiter, das gestochene Porträt habe dem Herzog außerordentlich gefallen, und dieser habe ihn fürstlich belohnt. Er habe 600 Livres als Honorar und weitere 300 Livres für einhundert Drucke erhalten.

Wiederum schildert Wille sehr viele Einzelheiten, aber die Daten, die er nennt, sind unklar. Er bringt das Porträt des Herzogs von Evreux von Schmidt und seines, des Herzogs von Belle-Isle – beide nach Gemälden von Rigaud gestochen – in einen unmittelbaren zeitlichen Zusammenhang und lässt den Leser glauben, dass er schon in seinen Anfangsjahren in Paris auf einer Kunsthöhe vergleichbar mit der von Schmidt gewesen sei. Damit pflegt er wiederum seine Künstlerlegende. Hier enden seine Mémoires. Das Porträt wurde 1743 fertiggestellt. Mit diesem Werk wurde er

8 Duplessis, Mémoires T.1, p. 71–73 et 106–109, Krüger und Merck, 1967, S. 97–99, 119–121.

bekannt, und es begann sein künstlerischer Aufstieg. Allerdings arbeitete er weiterhin für andere Stecher, ohne dass sein Name auf den Drucken als Stecher genannt wurde.

44. Elisabeth de Gouy

Hüftbild in einem Steinrahmen. Sie trägt ein mit Spitze besetztes Kleid. Am oberen Rand steht in der Mitte in Spiegelschrift: *Will*. Unter dem Rahmen in einer Kartusche:

*Elizabth de Gouy | Femme de Hyacinthe Rigaud, |
Ecuier noble Cito.^{en} de Perpignan, | Chev.^{er} de l'ordre de S.^t Michel, |
Rect.^r et ancien Direct.^r de l'Ac.^{ie} Royale | de Peint.^{re} et de Sculp.^{re}. Am unteren Rand:
Peint par Hya.^{the} Rigaud Chevalier de l'ordre de S.^t Michel – Gravé par Jean Georges
Will à Paris 1743.*

Elisabeth de Gouy lebte von 1688 bis 1743.

Höhe: 454 mm, Breite: 339 mm.

Le Blanc 145. [1743].

Letzte Arbeit für Michel Odieuvre: *Portraits des Personnes illustres...*

45. Magdeleine de Scudéri

Brustbild in einem Oval. Am Sockel steht:

P. Elizab. Cheron pinx – J. G Will Sculp.

MAGD.^{NE} DE SCUDERI. | *Morte à Paris le 2 Juin 1701. | Agée de 95 ans.*

und unten die Adresse von Odieuvre:

*A Paris chez Odieuvre M.^d d'Est. rue d'Anjou de la dernière porte Coch. a main gauche,
entrant par la rue Dauph.^e C.P.R.*

Die Dichterin lebte von 1607 bis 1701.

Höhe: 142 mm, Breite: 100 mm.

Le Blanc 144. [1739]; Guéry 367 [November 1743].

Eine Arbeit für den Verleger Petit

46. Charles Frederic, Roi de Prusse

Brustbild in einem ovalen Steinrahmen. Der König trägt einen Brustpanzer. Auf dem Oval die Inschrift:

CHARLES FREDERIC, ROY DE PRUSSE ELECTEUR DE BRANDEBOURG
Né à Berlin le 24 Janvier 1712.

Auf dem Sockel steht: *Pesne pin.^t à Berlin – J. G. Will S. à Paris.*

Am Sockel fünf Verse von M.^r le Chevalier de Neufville. Am Unterrand die Adresse:

a Paris chez Petit rue S. Jacques à la Couronne d'épines près les Mathurins.

Ohne Jahr (1743).

Höhe: 148 mm, Breite: 104 mm.

Le Blanc 153. [1743].

Wille schreibt in seinen *Mémoires*,⁹ er habe diesen Stich Odieuvre angeboten; dieser habe ihm aber nur 24 Livre bezahlen wollen. Daraufhin ging er zu *Gilles Edme Petit*, der ihm 40 Livres anbot. Odieuvre hat dann offenbar Etienne Ficquet, einen Schüler Schmidts, beauftragt. Dieser lieferte sein Porträt Friedrich II. im Mai 1744 bei ihm ab (Guéry, Nr. 382).

1744

Porträtstiche für Jean Daullé

Noch 1744 stach Wille Porträts im Auftrag von *Daullé*, die dieser unter seinem Namen herausgab. Le Blanc führt die vier folgenden Porträts als Werke von Wille auf: 47. Emmanuel Pinto

Brustbild in einem ovalen Medaillon, auf einem Sockel mit der Inschrift:

FR. D. EMMANUEL PINTO | DELLA VENERANDA LINGUA DI CASTIOLIA | E PORTOGALLO, ELETTO GRAN MAESTRO | DELLA SACRA RELIGIONE GIEROSOLIMITANA | LI 18. GENNAJO L'ANNO 1741.

Am Rand unten: *Gravé par J. Daullé Graveur du Roy. 1744.*

Pinto war Großmeister des Malteserordens und lebte von 1681 bis 1773.

Höhe: 276 mm, Breite: 203 mm.

Le Blanc 161. [1744]; Delignières 60.

48. Claude de Saint-Simon

Der Bischof von Metz sitzt in einem Sessel. Durch das Wappen getrennt die Inschrift:

CLAUDIUS DE – SAINT SIMON, | *Episcopus Princeps – Metensis Par Franciae.*

Am Unterrand: Peint par Hya.^{ibe} Rigaud Ecuier Chev.^{er} de l'Ordre de S.^t Michel. – Gravé par J. Daullé, Grav.^r du Roy, à Paris en 1744.

Claude de Saint-Simon lebte von 1695 bis 1760.

Höhe: 524 mm, Breite: 390 mm.

Le Blanc 112. [1744]; Delignières 74.

Wille stach 1744 auch die Porträts der beiden Stuarts, Charles Edouard le Pretendent und Henri Benoist, Duc de Yorck. Daullé behielt sich die Gravur der Köpfe vor und signierte wiederum mit seinem Namen. In seinen Memoires schreibt Wille dazu:¹⁰

„Monsieur Daullé, ein Kupferstecher, mit dem ich bekannt war, kam zu mir und bat mich, ihm beim Stechen von zwei Porträts zu helfen: vom Kronprätendenten und vom Herzog von York, seinem Bruder. Er hätte die Aufträge bereits angenommen, gab aber an, dass er mit anderen Arbeiten überlastet sei. Ich stimmte seiner Bitte gern zu, mehr, um eine Gelegenheit zu haben, mich zu üben, als um Geld zu verdienen, obgleich ich durchaus von der Nützlichkeit und dem Wert dieses Metalles überzeugt war, besonders, wenn ich es nicht besaß. Nachdem ich Monsieur Daullé meine Bereitwilligkeit zugesichert hatte,

9 Duplessis, *Mémoires* T.1, p. 105, Krüger und Merck, 1967, S. 118.

10 Duplessis, *Mémoires* T.1, p. 98 f., Krüger und Merck, 1967, S. 114 f.

schickte er mir die Bilder der beiden Fürstlichkeiten zu, an denen ich mit solchem Eifer arbeitete, daß in ganz kurzer Frist mein Arbeitsanteil beendet war. Allerdings waren diese Stiche nach meiner Meinung weder schön noch gut, es war lediglich die Arbeit eines jungen Mannes, der über sich selbst zu urteilen versteht, der aber in der Folge es besser zu machen hofft. Ich muß hier bemerken, daß sich Herr Daullé die Gravur der Köpfe dieser Fürsten selbst vorbehalten hatte. Nachdem er sie vollendet hatte, setzte er seinen Namen auf die so zusammengestoppelten Platten, worüber ich hätte ärgerlich sein können. Doch Monsieur Daullé hatte mich bezahlt, ich war damit zufrieden; er wurde von den Fürsten bezahlt (ich war damit zufrieden, er war es ebenfalls); er hatte guten Grund, damit zufrieden zu sein.“

49. Charles Edouard, dit le Prétendant

Brustbild in einem ovalen Medaillon auf einem Sockel. Um dieses Medaillon steht:

CHARLES EDOUARD, FILS AINÉ DE JACQUES STUARD, NÉ A ROME,
LE 31 Décembre 1720.

Am unteren Rand: *Gravé par J. Daullé graveur du Roy. 1744.*

Charles Edward, auch genannt *Bonnie Prince Charlie*, war der Enkel des 1688 abgesetzten Jakob II. Stuart. Er starb 1788 in Rom.

Höhe: 253 mm, Breite: 187 mm.

Le Blanc 149. [1744] ; Delignières 78.

50. Henri Benoit, Duc d'York

Brustbild in einem ovalen Medaillon auf einem Sockel. Darauf steht rechts:

Gravé à Paris par Will. und darunter:

HENRI BENOIST, | 2.^d *Fils de* JACQUES STUARD, | *né à Rome le 25. Mars 1725.*

Henry Benedict Stuart; Papst Benedict XIV. ernannte ihn 1747 zum Kardinaldiakon und 1748 zum Kardinalpriester. Er starb 1807.

Höhe: 240 mm, Breite: 175 mm. Ohne Jahr (1744).

Le Blanc 150. [ohne Jahreszahl].

Von *Charles Edouard* und von *Henri Benoit* gibt je ein weiteres Porträt von *Daullé*, die bei Le Blanc nicht erwähnt sind. Diese werden wegen ihrer großen Ähnlichkeit mit den beiden vorigen im Folgendem ebenfalls aufgeführt (siehe Abbildungen in der Online-Sammlung des Rijksmuseums, RP-P-OB-63.744 und -63.738). Wie Wille schreibt, waren die Porträts von den Fürsten in Auftrag gegeben worden, so sind wohl diese beiden Blätter im Folioformat gemeint. Sie scheinen aber nicht vollendet worden zu sein, denn es fehlen die Namen der Porträtierten. Möglich ist, dass die *Stuarts* nach der 1745 gescheiterten Invasion Großbritanniens kein Interesse mehr daran hatten. Überaus verständlich erscheint Willes Enttäuschung darüber, derartige Aufträge noch immer nicht direkt erhalten und sie signieren zu können.

51. Stuart, Charles Edouard
 Porträt in einem viereckigen Steinrahmen, rechts unten am Rahmen steht:
J. Daullé sculp .
 Ohne Namen des Porträtierten und ohne Jahr (1744).
 Höhe: 428 mm, Breite: 302 mm.
 Le Blanc – ; Delignières 77.
52. Stuart, Henri Benoit
 Porträt in einem viereckigen Steinrahmen, rechts unten am Rand: *J. Daullé sculp .*
 Ohne Namen des Porträtierten und ohne Jahr (1744).
 Höhe: 426 mm, Breite: 298 mm.
 Le Blanc – ; Delignières 79.

Ab 1744 erhielt Wille aber vermehrt auch eigene Aufträge für Porträts, die er mit seinem Namen signierte:

53. Gaspard-César-Charles Lescalopier.
 Brustbild in einem Oval. Unten im Oval steht: *J. G. Wille Sc. .*
 Ohne Namen des Porträtierten und Jahr (1744).
 Höhe: 153 mm, Breite: 124 mm (Oval).
 Le Blanc 143. [ohne Jahreszahl].

Gaspard-César-Charles de Lescalopier (1706–1792) war von 1740 bis 1756 *Intendant de la Généralité de Montauban*. Am 19. Juli 1744 wurde die *Académie des Belles-lettres de Montauban* mit königlichem Patent gegründet. Die Akademie hatte 27 Mitglieder der vorherigen *Société littéraire de Montauban* und von Amts wegen drei weitere wichtige Persönlichkeiten der Stadt, wie z. B. den Intendanten *Lescalopier*; siehe die Internetseite: <http://www.academiemontauban.fr>. Es erscheint plausibel, dass das Porträt aus diesem Anlass für eine Druckschrift angefertigt worden ist.

54. Evêque de Bâle
 Ovale Medaillon, Am Rande des Ovals unten steht: *J. G. Will. Sc.*
 Höhe: 220 mm, Breite: 176 mm. Ohne Namen des Porträtierten und Jahr (1744).
 Le Blanc 160. [ohne Jahreszahl].

Abgebildet ist *Georg Joseph Wilhelm Aloys Rinck von Baldenstein* (1704–1762). Er wurde 1744 von Papst Benedikt XIV. zum Fürstbischof von Basel ernannt; siehe: <http://www.catholic-hierarchy.org>. Es erscheint plausibel, dass das Porträt aus diesem Anlass für eine Druckschrift angefertigt worden ist.

Le Blanc nannte den Bischof irrtümlich Henri Benoit.

55. Jacques de Chabanees
 Der Graf ist bis zu den Knien zu sehen. Unter dem Bild in einer Kartusche die Inschrift:
Jacques de Chabanees Comte de la Palisse. | Grand Maitre et M.^{al} de France. |
Ch.^{er} des Ordres du Roy, Capitaine de 100 Ho.^{es} d'Armes. Gouverneur du |

Bourbonnois, Auvergne, Lionnois, Fores, Roanois Dombes, Beaujolois, La Marche, Combrailes. Lieutenant General pour le Roy en Italie et Guyene.

Ganz unten : *Dessiné par A. Comte de Chabanees d'après le Mausolé – et grave par Will.*
Jacques de Chabanees (1470–1525) fiel in der Schlacht von Pavia 1525. Sein Nachkomme François-Antoine de Chabannes (1686–1754), der die Vorlage für diesen Stich zeichnete, wurde am 2. Mai 1744 zum *Lieutenant-Général des Armées du Roi* ernannt. Vielleicht war dieses der Anlass, an seinen ruhmreichen Vorfahren zu erinnern. Ohne Jahr.

Höhe: 171 mm, Breite: 108 mm.

Le Blanc 116. [ohne Jahreszahl].

56. François Chicoyneau

Kniestück. Chicoyneau sitzt in einem Sessel. Er wird in einem Arztkittel dargestellt. Am oberen Rand steht in der Mitte das Monogramm *W*. Unter dem Bild steht:

P. le Sueur Pinxit – J. G. Will Sculp. 1744.

Franciscus Chicoyneau, | Régi a Sanctioribus Consiliis | Archiatrorum Comes.

Der Arzt lebte von 1672 bis 1752.

Höhe: 228 mm, Breite: 155 mm.

Le Blanc 140. [1744].

57. Joseph Parrocel

Brustbild in einem ovalen Medaillon auf einem Sockel mit der Inschrift:

Peint par H.^{ibe} Rigaud Ch. de l'ord. S. Michel. – Gravé par J. G. Will en 1744.

JOSEPH – PARROCEL | de Brignolles en Provence, Peintre de Bat.^{lles} |

Con.^{er} de l'Acad.^{ie} Royale de Peint.^{re} et Sculp.^{re} né en 1648 | mort à Paris, le 1.^{er} Mars 1704 Agé de 56. ans 6. mois.

Joseph Parrocel, berühmt als Schlachtenmaler, lebte von 1648 bis 1704.

Höhe: 377 mm, Breite: 260 mm.

Le Blanc 128. [1744].

58. François de Neufville

Brustbild in einem ovalen Medaillon, auf einem Sockel. Am oberen Bildrand in der Mitte steht in Spiegelschrift das Monogramm: *W*. Am Sockel steht:

Jean Chevalier Pinxit – J. G. Will Sculpsit 1744.

FRANCOIS-LOUIS-ANNE de NEUFVILLE, | Duc de Villeroy, Pair de Fr.^{ce} Maréchal des Camps |

et Armées de S. M. Chev.^{er} des Ordres du Roy, Cap.^{ne} de la prem.^{re} | et plus anc.^{ne} Comp.^e Fr.^{ce} des Gardes du Corps, Gouv.^{eur} et L.^{ant} G(é)n(ér)al | pour S. M. des Ville de Lion, Prov.^{ce} de Lionnois, Forêt, et Beaujolois.

Ganz unten rechts die Dedikation: *Q.[uesnay] Off.[erebat].*

Der Marschall lebte von 1644 bis 1730.

Höhe: 383 mm, Breite: 262 mm.

Le Blanc 119. [1744].



Abb. 9: Joseph Parrocel, Peintre des Batailles. Peint par H.the Rigaud, Gravé par J. G. Will en 1744. Rijksmuseum RP-P-OB-56.168. (CC0 1.0).

1745

59. De Garsault

Büste in ovaler Einfassung in dreiviertel Ansicht nach rechts. Nagler beschreibt das Blatt so: „Am oberen Rande steht die Jahrzahl 1745, unten nach rechts: J. G. Wille sc. , 4^o“.

Es ist mir nicht gelungen, dieses Blatt aufzufinden.

Le Blanc 142 [ohne Jahreszahl]; Nagler 43.

60. Antoine de Singlin

Ovales Medaillon auf einem Sockel. Am oberen Rand steht in der Mitte: *Will* (in Spiegelschrift) und rechts: 1745. Am Sockel die Beschriftung:

Gravé par Jean Georges Will d'après – l'original peint par Phi. Champagne.

MESSIRE ANTOINE DE SINGLIN | *Pretre, Confesseur et à Paris Supérieur des Religieuses de | Port Royal des Champs mort à Paris le 17. Avril 1664 .*

Antoine de Singlin, Anhänger der jansenistischen Gemeinschaft, lebte von 1607 bis 1664.

Höhe: 268 mm, Breite: 195 mm.

Le Blanc 113bis. [1745].

Die drei folgenden Porträts wurden in dem Werk von Tycho Hofman verwendet: *Portraits historiques des hommes illustres de Dannemark. Remarquables par leur merite, leurs charges, leur noblesse. Avec leurs tables généalogiques, mit dem Anhang: Memoires du-ci-devant Grand-Chancelier de Dannemark Comte de Griffenfeld, de Lamiral-General Adeler, et du Vice-Amiral Tordenskiold.* Godiche Kopenhagen 1746, 2 vol. in-4^o.

61. Tycho Hofman

Brustbild in einem ovalen Medaillon auf einem Sockel. In einer Kartusche die Inschrift:

TYCHO HOFMAN. | *Secrétaire de la Chancellerie du Roi | de Dannemark et de Norvegue &c. &c. |*

Membre de la Société Roiale de Londres. . Am unteren Rand steht:

Peint par L. Tocque Profess. De l'Acad. De Peint. Roil. de Paris & y Gravé p. J. G. Will en 1745.

Tycho Hofman lebte von 1714 bis 1754.

Höhe: 178 mm, Breite: 125 mm.

Le Blanc 163. [1745].

62. Frideric Berregaard

Brustbild in einem ovalen Medaillon. Ohne Namen. Am inneren Rand des Medaillons steht:

Peint p. L. Toqué, gr. p. J. G. Will und über dem Oval die Jahrzahl: 1745.

Am Rand links unten: *L'orn. d. par C. N. Cochin.* und in der Mitte: *Gravé par S. Fokke .*

Frederik Berregaard (1724–1757) war Kammerherr des dänischen Königs.

Höhe: 133 mm, Breite: 85 mm.

Le Blanc 164. [1745].

63. Cort Siverson Adeler

Halbfigur, stehend, von Ornamenten umgeben; darin steht: CORT. | ADELER und am unteren Rand: *Will ef: Sculp: .* Ohne Jahr (1745).

Adeler (1622–1675) war Admiral in der Marine des Königreichs Dänemark-Norwegen.

Höhe: 166 mm, Breite: 108 mm.

Le Blanc 162. [1745?].

Die folgenden beiden Porträts wurden in dem Werk verwendet: *Essai sur l'Homme par Monsieur Alexandre Pope. Traduction Française en Prose par M.^r S***** [Silhouette]. A Lausanne & Geneve, Chez Marc-Michel Bousquet & Compagnie. M. DCCXLV.

64. Charles Frédéric, Margrave de Bade

Brustbild. Am oberen Rand in der Mitte steht in Spiegelschrift: *Will* . Im Oval die Inschrift:

CHARLES FREDERIC. – *Margrave de Bade et Hachberg &c. &c. &c. âgé de XVII. ans.*

Auf dem Sockel: *Peint par J. F. Guillibaud – Gravé par Will* .

Darunter in vier Zeilen Verse. Am unteren Rand die Adresse:

A Lausanne et à Genève, chez MARC MICHEL BOUSQUET et Comp.^e 1745.

Der Markgraf (1728–1811) erhielt seine höhere Ausbildung an der *Académie de Lausanne* von 1743 bis 1745. Höhe: 235 mm, Breite: 172 mm.

Le Blanc 156. [1745].

65. Alexandre Pope

Der Dichter ist in einem Medaillon dargestellt, welches von zwei gekreuzten Palmwedeln getragen wird. Oben ist ein Banner mit der Inschrift: ALEX.^e – POPE.

Darunter steht: *Peint en 1722 par Kneller, – gravé par Will en 1745.*

Der Dichter lebte von 1688 bis 1744.

Höhe: 126 mm, Breite: 74 mm.

Le Blanc 166. [1745].

Im Jahre 1745 bezog Wille ein eigenes Atelier. Von nun an vermarktete er seine Kupferstiche unter seiner neuen Adresse selbst:

*A Paris chez l'Auteur Quai des Augustins entre les Rues Pavée et Gille-cœur,
au logis de M. Emery.*

Damit begann sein Aufstieg als berühmter und gut bezahlter Stecher von Porträts hochgestellter Personen. Im Februar 1746 annoncierte er zum ersten Male selbst im *Mercure de France* ein Porträt, nämlich das des *Maurice de Saxe*, welches unter dieser Adresse zum Preis von 3 Livres zu kaufen war.



Abb. 10: Maurice de Saxe, Maréchal de France. Peint par Hiacinthe Rigaud, Gravé par J. G. Will 1745. Rijksmuseum RP-P-OB-56.537. (CC0 1.0).

66. Maurice de Saxe

Hüftbild in einer fensterartigen Steinumrandung, in einem Kürass, darüber ein Tigerfellmantel. An der Unterseite des Fenster, durch das Wappen geteilt, die Inschrift:

Maurice – de Saxe. | Duc de Curlande – et de Semigallie | Maréchal – de France.

Peint par Hyacinthe Rigaud Chev. de l'Ord. de S.^t Michel. – Et gravé par J. G. Will 1745.

A Paris chez l'Auteur Quai des Augustins entre les Rües Pavée et Gile – coeur, au logis de M. Emery.

Der *Maréchal* lebte von 1696 bis 1750.

Höhe: 465 mm, Breite: 337 mm.

Le Blanc 121. [1745].

Resümee

J. G. Wille beschreibt in seinen Memoiren sein Leben als unbekümmerter, aufstrebender Künstler in Paris, ohne konkrete Daten seiner künstlerischen Entwicklung zu nennen. Sein Aufstieg war mühsam und langwierig. Er läßt sich, wie hier dargestellt wird, so zusammenfassen: Nach seiner Ankunft in Paris im Sommer 1736 schlug er sich bis 1738 mit Gelegenheitsarbeiten in seinem erlernten Beruf als Ziseleur durch. Ab 1739 arbeitete und lernte er bei seinem Freund, dem Kupferstecher *Georg Friedrich Schmidt*, und half ihm bei dessen Porträtstichen. Erst Ende 1739 erhielt er eigene Aufträge von dem Verleger *Odieuvre*, für den er bis Ende 1743 insgesamt 23 Porträtstiche im kleinen Format anfertigte. Ab 1741 erhielt er eine weitere Ausbildung durch *Jean Daullé*, der in den von Wille vorbereiteten Porträtstichen die Gesichter stach und diese signierte, ohne Willes Namen zu nennen. Um bekannt zu werden, wendete er sich an die hochangesehenen Maler *Nicolas de Largillière* und *Hyacinthe Rigaud*. Für Largillière stach er dessen Selbstporträt und das Porträt seiner Tochter. Beide Stiche zeigen sein inzwischen erworbenes meisterhaftes Können. Sehr wichtig für Willes Karriere war die Förderung durch *Hyacinthe Rigaud* (1659–1743), der ihm gestattete, sein Porträt des *Herzogs von Belle-Isle* zu stechen und dafür die Erlaubnis des Herzogs einholte. Mit diesem Werk wurde er bekannt. Hier enden seine *Mémoires*. Im Jahre 1745 bezog Wille ein eigenes Atelier *Quai des Augustins*. Von nun an vermarktete er seine Kupferstiche selbst. Damit begann sein Aufstieg als berühmter und gut bezahlter Stecher von Porträts hochgestellter Personen.

Le Blanc Nr. und Name	Nr. in dieser Zusammenstellung
3. Le Christ en Croix	2
16. La Récureuse	3
17. Le Fumeur	27
18. L'Homme au casque	28
29. Les six Grimaces	4
87. Childéric II.	6
88. Thierry I.	7

Le Blanc Nr. und Name	Nr. in dieser Zusammenstellung
89. Clovis III.	8
90. Dagobert II.	9
91. Chilpéric II.	10
92. Thierry II.	11
93. Childéric III.	12
94. Charlemagne	13
95. Louis I. ; dit le débonnaire	14
96. Louis II. ; dit le bègue	15
97. Charles III. ; dit le gras.	16
98. Charles IV. ; dit le Simple.	17
99. Lothaire.	18
100. Hugues - Capet	19
101. Henri I.	20
102. Philippe I.	21
103. Louis VI. ; dit le gros.	22
106 <i>bis.</i> Le Comte de la Marche	25
112. Claude de Saint-Simon, Evêque	49
112 <i>bis.</i> Charles d'Orléans de S.t Albin, Archevêque.	26
113. Charles Gabriel de Tubieres de Caylus, Evêque	5
113 <i>bis.</i> Antoine de Singelin, Supérieur	59
116. Jacques de Chabanes, Comte de la Palisse	63
118. Nicolas de Catinat, Maréchal de France	23
119. François de Neufville, Maréchal de France	57
120. Charles Louis Auguste Fouquet de Belle – Isle	43
121. Maurice de Saxe, Maréchal de France	66
128. Joseph Parrocel, Peintre.	57
129. Nicolas de Largilliere, Peintre	29
131 <i>bis.</i> Jean-Baptiste Rousseau, Poète	37
132. Pierre Louis Moreau de Maupertuis, Geomètre	32
136. Pierre Boudou, Chirurgien	39
140. François Chicoyneau, Médecin	56
141. Daniel le Chambrier	35
142. De Garsault	59
143. Lescalopier, Intendant de Montauban	53
144. Magdeleine de Scudéri	45
145. Elisabeth de Gouy, femme de H. Rigaud	44
146. Marguerite Elisabeth de Largilliere	31
147. Pierre I , Empereur de Russie	40
147 <i>bis.</i> Philippe V, Roi d'Espagne	36
149. Charles Edouard, dit le Prétendant	49
150. Henri Benoît, Duc d'Yorck	50
153. Frédéric II , Roi de Prusse	46
156. Charles Frédéric, Margrave de Bade	64
157. Léopold, Prince d'Anhalt - Dessau	33
159. Nerée Marie Corsini, Cardinal	38
160. Henry Benoist, Évêque de Bâle	54

Le Blanc Nr. und Name	Nr. in dieser Zusammenstellung
161. Emmanuel Pinto, Grand-Maitre de Malte	47
162. Cort Siverson Adeler, Grand-Amiral de Dannemarck	63
163. Tycho Hofman, Gentilhomme danois	61
164. F. Berregard, Gentilhomme danois	62
165. Olivier Cromwell	24
166. Alexandre Pope, Poëte	65
168. Jean Martin Preisler, Graveur	42
169. Christian Wolff, Mathématicien et Philosophe	34
170. Said Pacha Beglierbey de Roumely, Ambassadeur	41

Tabelle 2: Konkordanz zwischen den Werknummern von Le Blanc und denen dieser Zusammenstellung.

Literatur

Baumgartner, Marcel: Johann Georg Wille (1715-1808). – Kupferstecher aus Oberhessen und Gestalt der europäischen Geistesgeschichte, Rezeptionsgeschichte, Probleme und Perspektiven der Forschung. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Band 101, 2016, S. 93–120.

Baumgartner, Marcel: Rezension: Stephan Brakensiek/Anja Eichler (Hrsg.), Mythos Wille. Johann Georg Wille/Jean Georges Wille (1715-1808). Ein deutscher Kupferstecher in Paris, Petersberg: Imhof, 2018. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Band 103, 2018, S. 283–290.

Bergmann, Tjark: Zum 300. Geburtstag des Kupferstechers Johann Georg Wille (1715–1808). In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Band 100, 2015, S. 294–303.

Brakensiek, Stephan, Anja Eichler (Hrsg.): Mythos Wille, Johann Georg Wille Jean Georges Wille (1715–1808). Ein deutscher Kupferstecher in Paris. 2018, Michael Imhof Verlag, Petersberg.

Crayen, August Wilhelm: Catalogue raisonné de l'œuvre de feu George Frédéric Schmidt, graveur du roi de Prusse, membre des Académies royales de peinture de Berlin et de Paris, et de l'Académie impériale de St. Petersbourg, 1789, Londres.

Décultot, Elisabeth, Michel Espagne und Michael Werner (Hrsg.): Johann Georg Wille (1715–1808). Briefwechsel. 1999. Tübingen, Niemeyer. (Frühe Neuzeit Band 44. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext).

Delignières, Emile : Catalogue Raisonné de l'Œuvre gravé de Jean Daulé d'Abbeville. Imprimerie Briez, C. Paillart et Retaux, 1872, Abbeville.

Duplessis, Georges (Hrsg.) : Mémoires et journal de J.-G. Wille. Graveur du Roi. Publiés d'après les manuscrits autographes de la Bibliothèque Impériale avec une préface par Edmond et Jules de Goncourt. Tome premier. 1857, Paris, V Jules Renouard. (<http://archive.org/details/mmoiresetjournal01will>).

Duplessis, Georges (Hrsg.) : Mémoires et journal de J.-G. Wille. Graveur du Roi. Publiés d'après les manuscrits autographes de la Bibliothèque Impériale avec une préface par Edmond

et Jules de Goncourt. Tome second. 1857, Paris, V Jules Renouard. (<http://archive.org/details/mmoiresetjournal02will>).

Guéry, Charles : Michel Odieuvre, Peintre et Marchand d'Estampes (1687–1756), par M. L'Abbé C. Guéry, Aumonier du Lycée d'Evreux, Brionne, 1899, Imprimerie-Libraire E. Amelot.

Jacoby, Ludwig David: Schmidt's Werke, oder Beschreibendes Verzeichniss sämtlicher Kupferstiche und Radirungen welche der berühmte Künstler George Friedrich Schmidt, Königl. Preuss. Hofkupferstecher, Mitglied der Königl. Academien zu Berlin, Paris, und der Kaiserlichen zu St. Petersburg von Anno 1729. bis zu seinem Tode 1775. verfertigt hat. Jacoby's Kunsthandlung, Berlin, 1815, und I. B. G. Fleischer, Leipzig. (Übersetzung von Crayens Catalogue raisonné).

Just, Tilman: Georg Friedrich Schmidt. Chronologisches Verzeichnis seiner Kupferstiche und Radierungen. arthistoricum.net, 2021, Heidelberg. (<http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2021/7398>).

Kellner, Wolf Erich: Neues aus dem schriftlichen Nachlaß des Jean Georges Wille (Bericht über die vom Pariser Nationalarchiv im Jahr 1961 erworbenen Stücke). In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Neue Folge, Doppelband 49/50. 1965. S. 144–189., Gießen, Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft mbH.

Krüger, Herbert: Zum 250jährigen Geburtstag des französischen Kupferstechers Jean Georges Wille, des Müllersohns aus Oberhessen (15.11.1715 bis 5.4.1808). In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Neue Folge, Doppelband 49/50. 1965. S. 190–206, 227–232. Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft mbH.

Krüger, Herbert und Peter Merck: Die Memoiren des Kupferstechers Jean Georges Wille (1715–1808) übersetzt nach Georges Duplessis: „Mémoires et Journal de J. G. Wille“, 2 Bde., Paris 1857. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Teil I. Neue Folge 51. Band. 1966. S. 36–74, 145–149. Gießen. Teil II. Neue Folge 52. Band. 1967. S. 79–130, 174–176. Gießen. Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft mbH.

Le Blanc, Charles: Catalogue de l'œuvre de Jean Georges Wille graveur, avec une notice biographique. Leipzig. Rudolphe Weigel. (Le graveur en taille douce ou catalogues raisonnés des estampes dues aux graveurs les plus célèbres. Par M. Charles Le Blanc de la Bibliothèque Royale de Paris. I. Jean Georges Wille). 1847, Digitalisat: <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10477020-8>.

Le Brun, Abbé : Almanach historique et raisonné des architectes, peintres, sculpteurs, graveurs et cizeleurs. Par l'abbé Le Brun., 1776. Paris. p. 161f. <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k6557007v/f5.item.texteImage>.

Mercure de France (1910) : Index du Mercure de France 1672–1832, par Etienne Deville, 1910, Paris. Jean Schemit, Libraire, 52. rue Laffitte.

Nagler, Georg Kaspar: Wille, Johann Georg. In: Neues allgemeines Künstler-Lexicon oder Nachrichten aus dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Lithographen, Zeichner, Medailleure, Elfenbeinarbeiter, etc. Bd. 21. 1851. S. 465–496. München: E. A. Fleischmann. Digitalisat: <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10258658-3> [25.03.2015].

Odieuvre, Michel : L'Europe illustre, contenant l'Histoire abrégée des Souverains, des Princes, des Prélats, des Ministres, des grands Capitaines, des Magistrats, des Savans, des Artistes, et

des Dames célèbres en Europe. Par M. Dreux du Radier Avocat, Ouvrage enrichi de Portraits, gravés par les soins du Sieur Odieuvre. 6 Bde. 4^o, Paris, 1755–1765, 2. Auflage 1777.

Schulze Altcapenberg, Hein-Th.: „Le Voltaire de l’art“. Johann Georg Wille (1715–1808) und seine Schule in Paris. Studien zur Künstler- und Kunstgeschichte der Aufklärung. Mit einem Werkverzeichnis der Zeichnungen von J. G. Wille und einem Auswahlkatalog der Arbeiten seiner Schüler von Aberli bis Zingg. 1987, Münster, LIT Verlag. (Kunstgeschichte: Form und Interesse, Bd. 16).

Wille, Jean Georges : Variétés de gravures, Faites en différentes époques, et terminées en l’an 8. et 9. de la république, Par Jean Georges Wille, de plusieurs Académies, Conseiller de la ci-devant Académie de Peinture de Paris, actuellement Doyen des Graveurs de l’Europe. An 1801. A Paris chez l’Auteur, Quay des Augustins, N^o 35. .Auch veröffentlicht unter dem Titel: Recueil de paysages et autres figures dessinées et artistement gravées, par Jean Georges Wille, de plusieurs Académies, Conseiller de la ci-devant Académie de Peinture de Paris, actuellement Doyen des Graveurs de l’Europe. An 1801. A Paris, chez Jean, M.^d d’Estampes, Rue S.^t Jean de Beauvais, N^o 10.

Ich danke sehr herzlich Herrn Professor Marcel Baumgartner für die kritische Durchsicht und für viele wertvolle Hinweise.

Unterwasserarchäologische Belege einer Vorgängerbrücke der „Alten Steinbrücke“ über die Dill zwischen Dillheim und Daubhausen

JÜRGEN REITZ, DETLEF PEUKERT¹, MATTHIAS BUDDE²
UND THORSTEN WESTPHAL

Einleitung

Trotz der Corona-Pandemie konnte im Jahr 2020 eine flussarchäologische Prospektion an der Dill in kleinem personellen Rahmen durch Mitglieder der Bayerischen Gesellschaft für Unterwasserarchäologie (BGfU) durchgeführt werden. Das Ergebnis liefert einen Beitrag die „Alte Steinbrücke“ über die Dill zwischen den Ortsteilen von Ehringshausen, Dillheim und Daubhausen, die sich bis 2021 in Restaurierung befand, in eine historische Entwicklung von Kreuzungsbauwerken sowie ihre kulturhistorische Bedeutung an dieser Stelle einzuordnen (s. Kap. Kreuzungsbauwerke über die Dill). Wir danken Frau Dr. Sandra Sosnowski, Bezirksarchäologin des Landesamts für Denkmalpflege Hessen, für die freundliche Erteilung einer Nachforschungsgenehmigung (NFG 199/2021).

Geschichtlicher Abriss

Daubhausen ist ein Ortsteil von Ehringshausen im Lahn-Dill-Kreis, auf einer Höhe von 228 m NN und ca. 12 km von Wetzlar entfernt. „Duphusen“ wird 1255 u. a. mit Besitzungen des Klosters Altenberg erwähnt.³ Die Gegend um Daubhausen war bereits während der Hallstatt- bzw. Latènezeit besiedelt.

Im Gründungsvertrag vom 12. August 1685 und im Freiheitsbrief vom 26. August 1722 verlieh Graf Wilhelm Moritz von Greifenstein (später zu Solms-Braunfels) der Hugenottenkolonie Daubhausen Freiheitsrechte. Er siedelte 190 Glaubensflüchtlinge in Daubhausen und Greifenthal an. Die deutschen Einwohner wurden umgesiedelt und erhielten Abfindungen für ihren Besitz. Die französisch-reformierte Gemeinde wurde 1685 gegründet. Sie hatte bis 1825 einen französischen Pfarrer. Die Hugenotten konnten ca. 130–140 Jahre bis zu ihrer Integration um die Zeit 1850–1860 ihre französische Lebensform bewahren.⁴

1 Korrespondierender Autor: detlefpeukert@gmx.de.

2 Schuhdesigner, B.A.

3 Meinhard Sponheimer (Hrsg.): Das Zinsregister des Klosters Altenberg von 1349. – Wetzlar (1939). Wetzlarer Geschichtsquellen 3., 135–162.

4 Horst Geis: Portrait eines Dorfes, Daubhausen. o.J. <https://www.ehringshausen.de/pdfs/geschichte/portrait-daubhausen.pdf?cid=di> Zugriff: 28.12.2020.

Im Jahr 1873 wurde eine heute denkmalgeschützte Brücke aus Naturstein über die Dill dem Verkehr übergeben. „Vorher bestand bei Dillheim eine hölzerne Fahrbrücke, die im Jahre 1839 an Stelle eines Dillstegs errichtet worden war“.⁵ Die schadhafte Steinbrücke wird derzeit restauriert. Während auf Karten des 18. Jahrhunderts und 1796 eine Brücke über die Dill bei Dillheim fehlt, ist eine auf Karten von 1823–1850 und 1841–1855 eingetragen (Abb. 13).

Fundumstände und Datierung

Am 16.11.2020 wurde ein Pfahlrest (Probe 1) mit Pfahlschuh von Dipl.-Ing. Hans Martin Spehr aus Daubhausen nach Arbeiten an der „Alten Steinbrücke“ auf einem Abraumphaufen am Daubhäuser Ufer geborgen (Abb. 4). Der Eichenpfahlrest mit 148 Jahresringen wurde einschließlich der Waldkante auf einen Wachstumsbeginn im Jahr 1707 und ein Fälldatum von 1854 datiert.⁶ Ein weiterer Eichenpfahlrest (Probe 2) von 79 cm Länge und einem Durchmesser von 31 cm, der auf der Abraumphalbe gefunden wurde, die von der Pfeilerrekonstruktion der Steinernen Brücke verblieben war, erwies sich durch die dendrochronologische Analyse als zeitgleich mit dem ersten Pfahlrest (Abb. 1).

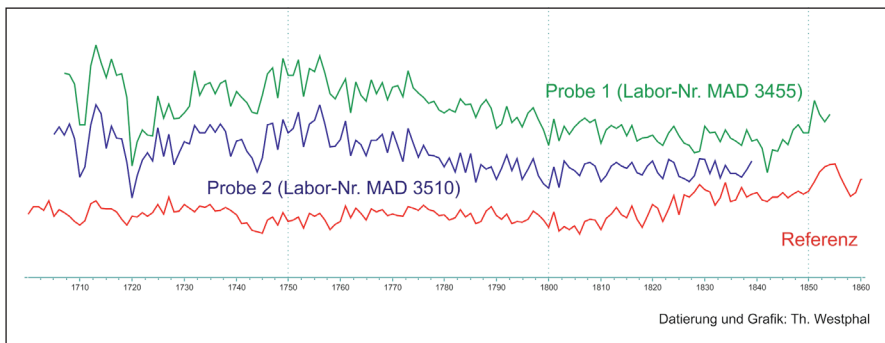


Abb. 1: Messreihen der Jahresringproben zweier Pfahlproben der Holzbrücke Probe 1: Pfahl Nr. 1 mit und Probe 2: Pfahl Nr. 2 ohne Pfahlschuh in Synchronlage zur Referenzreihe zum Vergleich (Datierung und Grafik: Thorsten Westphal).

- 5 Hans Erich Hahn: Beiträge zur Geschichte der Brücken an der unteren Dill. 83–92. In: Landrat des Kreises Wetzlar (Hrsg.): Heimatkalender des Kreises Wetzlar. Wetzlar 1953.
- 6 Dendrochronologische Altersbestimmungen für Ehringshausen, zw. OT Daubhausen und Dillheim am Dendrochronologischen Labor des Curt-Engelhorn-Zentrums Archäometrie gGmbH Mannheim (Bearbeiter: Dr. Th. Westphal): Gutachten vom 9.12.2020 für Probe 1, Lab-Nr. MAD 3455, Holzart: Eiche; Ringe: 148, Beginn: 1707; Ende: 1854; Fälldatum: 1854; Zusatz: Waldkante; Gutachten vom 28.01.2021 für Probe 2, Lab-Nr. MAD 3510, Holzart: Eiche, Ringe: 135, Beginn: 1705; Ende: 1839; Fälldatum: 1859 Zusatz: +/-10

Bericht eines Zeitzeugen

Unser Zeitzeuge, Walter Diehl aus Dillheim (geb. 1931) berichtete, dass er als Junge die Holzpfähle noch gesehen habe. Es hätten mindestens drei in einer Reihe über die Dill gestanden. An eine zweite Pfahlreihe könne er sich nicht erinnern. Die Pfahlreste hätten nur bei sehr niedrigem Wasserstand aus dem Wasser geschaut. Als Kinder seien sie beim Baden von den Pfahlresten aus ins Wasser gesprungen. Sein im Jahr 1856 geborener Großvater habe die Holzbrücke noch gesehen.

Unterhalb der Steinbrücke hätte es einen „tiefen Kumpen“ gegeben. Dorthin hätten die Fischer des Ortes einmal im Jahr Fische mit Netzen, die sie quer über die Dill gespannt hätten, den Fluss hinaufgetrieben. In dem Kumpen hätten sie die Netze unter den Fischen hochgezogen und diese darin gefangen. Den Fang hätten sie auf der Steinbrücke verkauft.

Im Winter 1940–41 hätte es starken Eisgang gegeben. Die Eisschollen seien an den Eisbrechern der Brückenpfeiler der „Alten Steinbrücke“ hängen geblieben. Gelegentlich habe es auch „um die Dreschzeit herum“ Hochwasser an der Dill gegeben. Um das Jahr 1968 seien amerikanische Panzer unterhalb der Steinbrücke durch die Dill gefahren. Möglicherweise seien dabei Pfahlreste zerstört worden.

Beschreibung des 1. Pfahlrests

Der massive ursprünglich als Rundholz geschlagene, ungeschlichtete, d.h. ungeglättete Eichenpfahl war vierseitig gesägt und zugespitzt. Der schwarz gefärbte Pfahlrest hatte eine Länge von 112 cm und einen Durchmesser von 25,5 cm. Die Kanten der vier Seiten waren gefast, so dass der Pfahlrest vier breitere und vier schmalere Flächen trug. Diese waren verschieden lang und breit und nur annähernd symmetrisch. So fiel auch die durch einen Pfahlschuh geschützte Pfahlspitze ungleich aus. Der Pfahlkopf fehlte, sein Ende war zerborsten. Das Feuchtgewicht mit Pfahlschuh betrug 30,3 kg. Insgesamt war sein Zustand bis auf einige Baggerspuren im oberen Viertel gut erhalten. Sein Zweck an dieser Fundstelle entsprach einem Rostpfahl, der den betreffenden Baukörper zu tragen hatte. Bei diesem handelte es sich vermutlich um eine Pfahljochbrücke.



Abb. 2: Unser 89-jähriger Zeitzeuge, Herr Walter Diehl aus Dillheim (geb. 1931) (Foto: Detlef Peukert).

Wohl durch die Rammarbeit ergaben sich im Pfahl Längsrisse, die im Querschnitt schwarz erschienen. Darin verlief ein radialer Riss diagonal von der oberen zur unteren Lappenseite durch das Kernholzzentrum (Blick spitzwärts, Seitendefinition gemäß Zeichnungen, Abb. 5). Zwei weitere Risse erstreckten sich vom linken und rechten Rand in die Nähe des Zentrums. Dabei traf der linke Riss oberhalb des Zentrums und der rechte unterhalb auf den radialen Diagonalriss. Die Risse zogen sich in einer Länge von ca. 50 cm in Faserrichtung durch den am Ende gelegenen Pfahlrest (Abb. 4 und 5). Der oben am Ende gelegene, nicht mehr vorhandene Pfahlrest war abgebrochen. Der verbliebene Pfahlrest zerfiel in vier Teile. Im Bereich der Pfahlschuhlappen blieb er trotz der Längsrisse zusammen.

Beschreibung der Holzoberflächen dreier Sägeflächen

Auf zwei Sägeflächen waren Reste des Splintholzes stehen geblieben. Die übrigen Oberflächen befanden sich bereits im Kernholz. Diese wiesen einige Astabzweigungen auf. Der Pfahl war durch zwei bis drei Facetten pro Sägefläche zugespitzt, die übereinander oder nebeneinander geschlagen waren. Auf der unteren Facette waren die Lappen des Pfahlschuhs aufgenagelt.

Im am Ende gelegenen, oberen Bereich war ein Teil des Pfahlrests quer zur Faserrichtung gebrochen und war auch in Faserrichtung gesplittert, was vermutlich durch

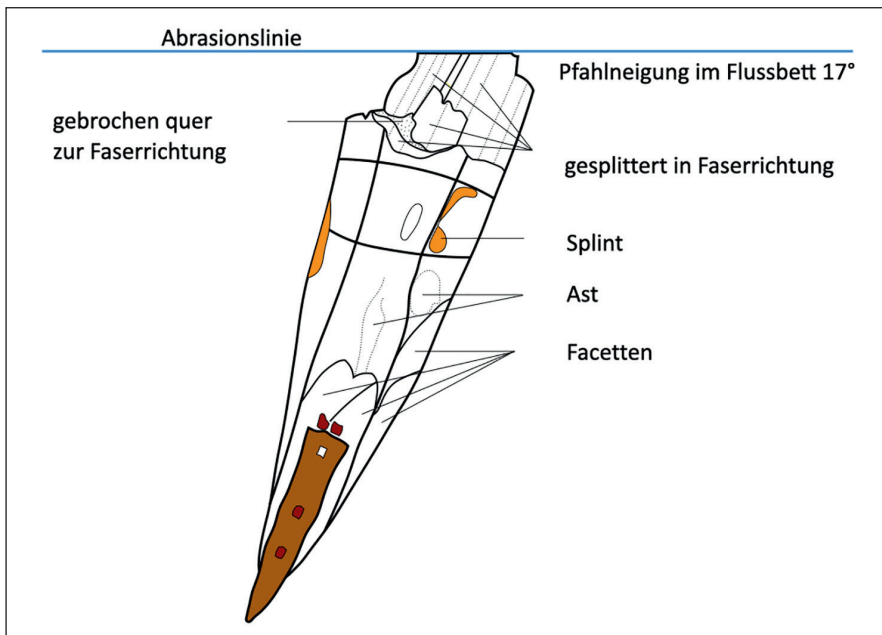


Abb. 3: Pfahlrest 1: Holzoberflächen dreier der acht Sägeflächen: Kartierung der Bearbeitungsmerkmale und Verwitterungsspuren (Zeichnung: Detlef Peukert).

die alten Rammverletzungen begünstigt wurde. Die am Ende gelegene durch Flussarbeit bedingte Abrasionslinie des ungesplitterten Teils verlief in einem Winkel von 17° schräg zum Pfahl. Daraus lässt sich schließen, dass der Pfahl ursprünglich im Flussbett vermutlich eine entsprechende Position mit dieser Pfahlneigung inne hatte (Abb. 3).

Beschreibung des Pfahlschuhs von Pfahl 1

Der Pfahlschuh hatte eine Gesamtlänge von 43,5–45 cm, die sich aus einer pyramidenförmigen vierseitigen Spitze und zwei Lappen zusammensetzte. Die beiden Lappen wiesen eine Länge von 33 und 31,3 cm, eine Dicke von 1–1,1 und 1,2–1,3 cm



Abb. 4a–c: a (oben): Pfahlquerschnitt mit alten Rissen (schwarz) durch Einrammen mit dem Rammknecht; b und c (mitte und unten): Pfahlschuh Oberseite (oben) und Unterseite (unten) (Foto: Jürgen Reitz).



sowie eine Breite von 5,8–7,0 cm und 6,3–7,7 cm auf. Am Spreizwinkel der Lappen betrug die Lappenbreite 4,6 cm und erreichte an der Spitze 0,7 cm. Der Spreizwinkel der Lappen betrug 18–22°, während der Winkel zur Pfahlachse um 9–11° abgewinkelt war. Die Lappen bestanden aus geschmiedetem Flacheisen, das an die Spitze geschmiedet war (Abb. 12). Die 12 cm lange Spitze bestand aus Volleisen, war vierkantig, kräftig, aus beiden Lappen zusammenschmiedet und geformt. Das geschichtete Eisen an der Spitze wies auf eine Schweißverbindung durch Feuerschweißung hin (s. Exkurs zur Herstellungstechnik der Pfahlschuhe). Die Lappen trugen jeweils drei viereckig eingestanzte Nagellöcher. Von denen fiel das oberste des Lappens als angeschnittene, unvollständige Nagelstanzung aus. Auf beiden Seiten waren zwei geschmiedete Nägel eingeschlagen, während jeweils ein Nagelloch frei blieb. Auf der Seite des oberen Lappens waren diese in den unteren beiden Nagellöchern

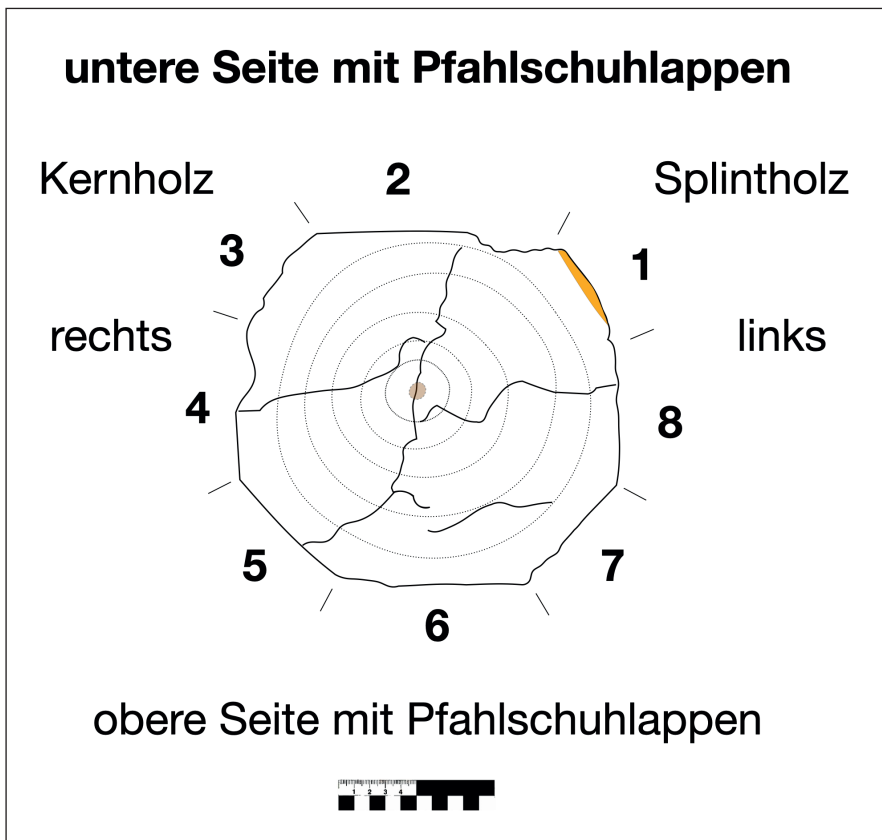


Abb. 5: Pfahlrest quer mit Blick nach apikal mit alten, radial verlaufenden Rissen in Faserrichtung – vermutlich bereits beim Einrammen des Pfahls entstanden (Zeichnung: Detlef Peukert).

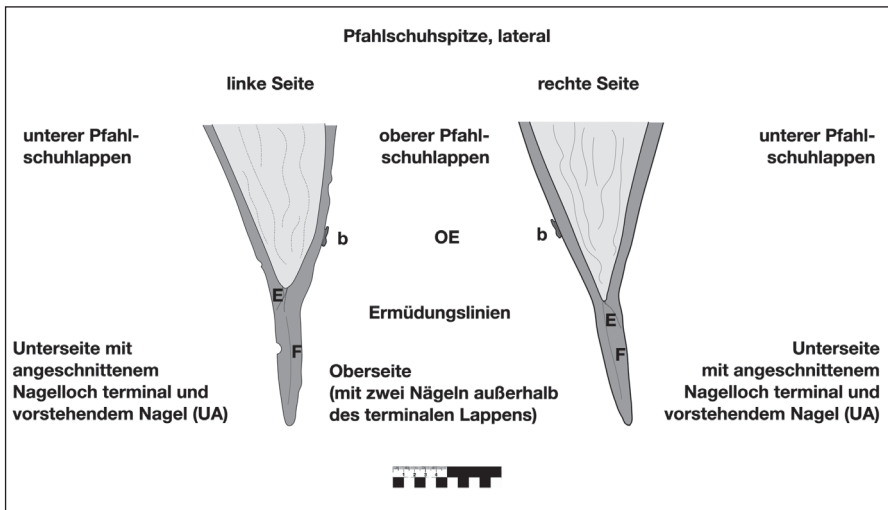


Abb. 6: Pfahlschuhspitze lateral: Ermüdungsrisse (E) und mittig längs verlaufende Schweißverbindung durch Feuerschweißung (F), Nagelkopf (b) vgl. Abb. 12 (Zeichnung: Detlef Peukert).

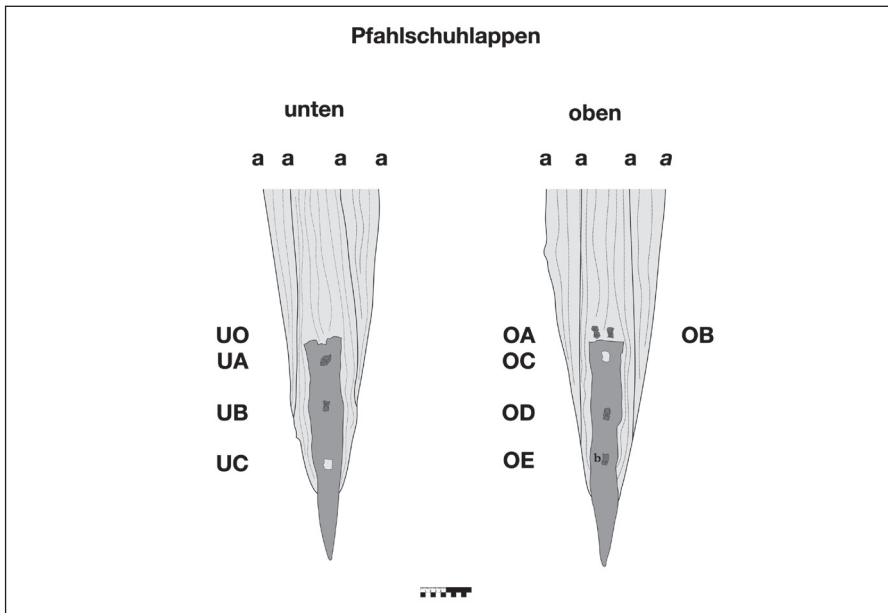


Abb. 7: Pfahlschuhlappen mit einer Serie von Nagellöchern mit und ohne Nägel (U: Unterseite: UO, UA–UC); (O: Oberseite: OA–OE); a: Kanten der Sägeflächen) Aufsicht (Zeichnung: Detlef Peukert).

eingeschlagen. Dort wurde die Lappenkante zusätzlich durch zwei Nägel befestigt. Auf der Seite des unteren Lappens dagegen waren die Nägel in den beiden oberen Nagellöchern angebracht. (Abb. 4 b, c und Abb. 7). Die viereckigen Nagellöcher maßen zwischen 1,3 x 1,5 und 1,7 x 1,8 cm.

Der Zustand des Pfahlschuhs war gut erhalten mit einigen Rostflecken. Die Pfahlschuhspitze war leicht abgenickt. Sein Zweck ist im Schutz des Rostpfahls beim Einrammen zu sehen, der den betreffenden Baukörper zu tragen hatte.

Beschreibung der Nägel

Die noch im Holz steckenden Nagelschäfte, deren Länge nicht ermittelt werden konnte, waren quadratisch geschmiedet. Die Köpfe mit unregelmäßigen Rändern hatten individuelle rechteckige Form. Die Kopfunterseite war flach, die -oberseite fast kegelstumpfförmig.



Abb. 8a–b: Geschmiedete Nägel des Pfahlschuhs in quadratisch gestanzten Löchern. a (oben): Nagelkopf Oberseite, b (unten): erkennbarer Nagelschaft (Foto: Detlef Peukert).

Prospektions-Tauchgang am 12.12.2020

11,80 m flussabwärts des östlichen Pfeilers der Steinbrücke und 7,80 m vom Dillheimer Ufer entfernt wurde ein weiterer Holzpfahlrest in situ (Nr. 3) dokumentiert. Der Pfahlrest Nr. 3 war vierkantig mit fast quadratischem Querschnitt. Die Seiten maßen ca. 25 cm. Sein aus dem Flussbett ragendes Ende war zerfranst. Er stand schräg Richtung flussabwärts geneigt und war im Boden verankert.



Abb. 9: Pfahlrest in situ im Grund der Dill (Foto: Jürgen Reitz).

Bandeisenfund im Umfeld des In-situ-Pfahlrests Nr. 3

In der Nähe des Pfahlrests Nr. 3 wurde ein halbrundes geschmiedetes Bandeisen von 37,5 cm Länge, 5,7 cm Breite und 9–10 mm Dicke gefunden, das eventuell als Pfahlring diente. In das Bandeisen waren drei 8 x 8 mm große Nagellöcher im Abstand von ca. 16 cm gestanzt. Ein geschmiedeter 8 cm langer und 8–10 mm breiter Nagel, der umgeschlagen war, steckte noch. Der rechteckige Nagelkopf maß 2,1 x 1 cm und war 6 mm hoch (Abb. 10).



Abb. 10: Geschmiedetes Bandedisen, vermutlich als Pfahlring genutzt mit geschmiedetem, umgeschlagenen Nagel (Foto: Detlef Peukert)

Exkurs zur Herstellungstechnik der Pfahlschuhe:

„(Man) schmiedete (...) vier 20–40 cm lange, trapezförmige Flachbeisen aus, deren schmalste Seite an eine Seite der Pyramide passte. Nachdem die Flachbeisen grob an die Oberfläche der Pfahlspitze angepasst waren, wurden die etwa 5 mm dicken Stücke nochmals zur Glut gebracht und mit rechteckigen, eingestanzten Nagellöchern versehen. Die 4 Laschen wurden schliesslich mittels der sog. einfachen Feuerschweissung mit der Pyramide verbunden. Diese Technik beherrschte bis vor einigen Jahrzehnten noch jeder Schmied. Dabei wird der Umstand genutzt, dass Eisen einen Haltepunkt zwischen 1100–1300° C aufweist. (Der Haltepunkt bezeichnet die Temperaturspanne zwischen Festigkeit und Flüssigkeit eines Metalles). Die zu verschweisenden Eisen werden in die Glut gelegt und mit glühender Holzkohle zugedeckt. Die Kunst besteht darin, das Eisen langsam, ohne dass es durch Sauerstoffeinwirkung oxydiert, auf Schweisstemperatur zu erhitzen. Sobald das Eisen zu «schwitzen» beginnt, streut der Schmied Quarzsand auf die Oberfläche. Der geschmolzene Sand erzeugt eine sauerstoffabbaltende Glashaut auf der Eisenoberfläche. Wenn die Schweisstemperatur von 1250–1300° C erreicht ist, wird das Eisen aus dem Feuer genommen und mit einem kurzen Anschlag von der Schlacke befreit. Mit schnellen Hammerschlägen muss der Schmied nun innerhalb von ein paar Sekunden die Schweissverbindung herstellen. Diese anspruchsvolle Technik erfordert grosse Sorgfalt und Erfahrung, um eine gelungene, stabile Verschweissung

zu erhalten. Nachdem die vier Laschen an jeder Grundseite der Pyramide angeschweisst waren, wurde der Pfahlschub in der Glut noch einmal erbitzt und dem Pfahl soweit angepasst, dass keinerlei Spiel mehr übrig blieb, weil dies beim Rammen nachteilig gewesen wäre. Zuletzt wurde der gut sitzende Schub mit Nägeln, die durch die vorgestanzten Löcher geschlagen wurden, am Pfahl befestigt“.⁷

Beendigung schmiedeeiserner Pfahlschuhherstellung

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die üblichen gusseisernen und geschmiedeten Pfahlschuhe ersetzt, die bis dahin zur Armierung von Rammpfählen verwendet wurden. „Der Bauunternehmer Camusat in Paris hat einen blecheren Pfahlschuh konstruiert, der die guß- oder schmiedeeisernen Schuhe ersetzen soll, deren man sich bisher zur Armierung von Rammpfählen bediente“.⁸ „Es dürfte unnütz setzen, eine Vergleichung zwischen den Schuhen von Blech und denen von Gußeisen aufzustellen, da man die letzteren beinahe ganz aufgegeben hat“.⁹

*„Beim Einrammen der Pfähle in leicht zu durchdringendem Erdreich begnügt man sich damit, ihre Spitzen am Feuer zu Härten; in festem Terrain aber oder in abwechselndem hat man bisher diese Spitze mit einem gußeisernen oder mit einem solchen schmiedeeisernen Schub armirt, wie er in (Abb. 4b–c, 6–7 und 12) dargestellt ist. Die gußeisernen Schuhe aber zerbrechen und die schmiedeeisernen mit ihren Lappen umschließen die Pfahlspitze nicht vollständig; auch lösen sich die letzteren beim Einrammen leicht ab, was zur Folge hat, daß der Pfahl, wenn er ein Hinderniß findet, seinen Schub verliert, sich spaltet und umlegt“.*¹⁰

„Müssen die Pfähle unter die Schlagtiefe des Rammjärens oder unter den Wasserspiegel geschlagen werden, wird auf den Pfahl eine Verlängerung, die Rammjungfer, aufgesetzt, wodurch aber die Schlagwirkung geschwächt wird“.¹¹ Die Verlängerung des Brückenpfahls wird ‚Rammknecht‘, auch ‚Jungfer‘ oder ‚Aufsetzer‘ genannt. Dieser, meist aus Eichenholz bestehend, ist oben und unten stark mit Eisen beschlagen, hat in der untern Stirnfläche einen eisernen Dorn, der in den Pfahlkopf ein-

7 Christian Bing und Kaspar Richner: 10.2 Ausgrabungen und Funde im Jahre 2000 – 1999/4 St. Jakobs-Strasse 395–397 – Stadion St. Jakob. In: Peter-A. Schwarz: Tätigkeitsbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt für das Jahr 2000. (mit Beiträgen zur Fundchronik von Christian Bing, Guido Helmig, Bernard Jaggi, Urs Leuzinger, Christoph Ph. Matt, Kaspar Richner, Sylvia Rodel, Peter-A. Schwarz, Norbert Spichtig, Christian Stegmüller und Udo Schön). 50–54; Exkurs zur Herstellungstechnik der Pfahlschuhe: 53–54.

8 Anonymus: XXVI. Camusat's Pfahlschuhe von Blech und Apparat zum Anspitzen der Pfähle. Förster's allgemeiner Bauzeitung, 1861 Heft 2 und 3, S. 52. Mit Abbildungen auf Tab. II.

9 Anonymus 1861, 91 <http://dingler.culture.hu-berlin.de/article/pj161/ar161026> Zugriff: 4.12.2020.

10 Anonymus 1861, 90 <http://dingler.culture.hu-berlin.de/article/pj161/ar161026> Zugriff: 4.12.2020.

11 Konrad Simmer: Grundbau 2 – Baugruben und Gründungen. Stuttgart, 1999, 252.

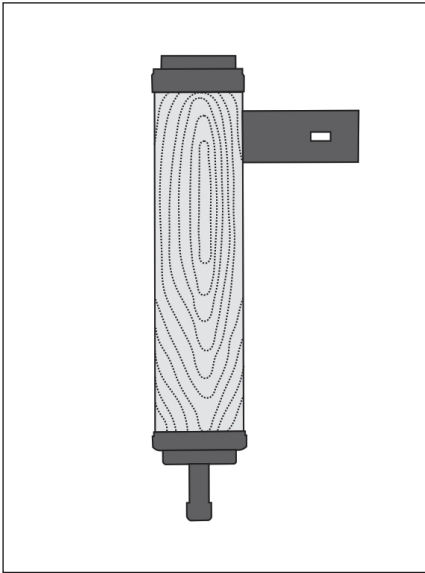


Abb. 11: Rammjungfer mit Verbindungsarm zur Führungsschiene zum Einrammen der Brückenpfähle (Umzeichnung nach Brennecke 1906 Fig. 46: Detlef Peukert).



Abb. 12: Ermüdungsriß (E) im angeschliffenen Pfahlschub vermutlich durch Rammstätigkeit sowie eine mittig längs verlaufende Schweißverbindung durch Feuerschweißung (F) (Pfeile) (Foto: Detlef Peukert).

gesenkt wird, und oben einen Arm zur Führung in der Läuferfute”.¹² Der eiserne Dorn des Rammknechts führte oft zur Längsspaltung des Pfahls beim Einrammen.

Es wurden auch Pfahlringe aus mehreren über einander gelegten Lagen Bandeisen verwendet. Der Ring wurde leicht konisch gestaltet. Nach einigen Schlägen des Rammjärens kam er zum festen Aufsitzen. Dann wurden die Fasern im Pfahlkopf (die „Perücke“) zusammengedrückt, damit sie sich nicht so schnell lösten und die Perücke am Kopf seltener nachgeschnitten werden musste. Die Stärke des Ringeisen hing von der Schwere und Fallhöhe des Järens ab. Die Stärke des Ringes musste mindestens 2,5 bis 3 cm und die Breite 6 bis 10 cm betragen. Der Bandeisenfund könnte daher durchaus für kleinere Pfähle verwendet worden sein.¹³ Die im Querschnitt älteren schwarzen Längsrisse des Pfahlrests waren vermutlich so durch die Rammstätigkeit verursacht worden. Außerdem war die Pfahlschuhspitze gebogen, wodurch dort ein Ermüdungsriß entstanden war. Der Pfahlrest ist daher vor

12 Ludwig Brennecke: Deutsches Bauhandbuch Baukunde des Ingenieurs – Der Grundbau. Berlin S.W., 1906, 26, Fig. 46.

13 Brennecke 1906, 26–27

Beendigung der Verwendung geschmiedeter Pfahlschuhe also um die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zu datieren, was durch die dendrochronologische Datierung bestätigt wird.

Kreuzungsbauwerke über die Dill

Zu einem Übergang über die Dill Richtung Dillheim lassen sich einige Hinweise finden. Allerdings ließen sich konkrete Quellen auf eine Holzbrücke, ihren möglichen Zweck, die dahinter stehenden Interessen sowie von wem die Initiative ihrer Errichtung ausging, leider bislang nicht recherchieren.

Die „besondere Gewerbewirtschaftliche Bedeutung von Daubhausen-Greifenthal [...] aber auch die Zahl der Einwohner“ war Grundlage für die „Verleihung von Stadtrechten“ an die „Communität“. Weiterhin erfreute sich der Ort des „Marktrechts“, der „Einsetzung des Stadtgerichts, [...] das zugleich die Angelegenheiten der Stadtverwaltung wahrnahm“. Damit war das „Recht zur Führung eines Stadtgerichts-Siegels, das vom Heraldiker des Landesherrn entworfen worden war“, verbunden. „Die damalige Bevölkerung von Daubhausen-Greifenthal (mit verliehenen Stadtrechten) übertraf die vieler Dörfer des Solmser Landes zahlenmäßig bei weitem, auch solcher Orte, die ihrer dank anders verlaufenden Entwicklung heute das Vielfache an Einwohnern aufzuweisen haben als Daubhausen-Greifenthal“.¹⁴

Ort	Jahr	Einwohner	Bemerkungen
Daubhausen-Greifenthal	1698	202	
Daubhausen-Greifenthal	1703	218	Hugenotten (ohne verbliebene deutsche Ortsansässige)
Ehringshausen	1695	164	33 Männer, 34 Frauen, 97 Kinder
Dillheim	1695	53	Kirchengemeinde Dillheim, Archiv

Tab. 1: Vergleich der Bevölkerung benachbarter Gemeinden mit der von Daubhausen-Greifenthal (Daten: Arabin 1985).

Somit hatte Daubhausen-Greifenthal gegenüber den umliegenden Ortschaften bedeutende Funktion von der zu erwarten ist, dass es seine Interessen – auch hinsichtlich des Typs eines Kreuzungsbauwerks über die Dill – zu artikulieren wusste.

In dem Regest vom 15.2.1708 wird ein Weg genannt, der von Daubhausen nach Dillheim führt: „au dessous du chemin allant de Daubhausen a Tillem“.¹⁵ Da in

14 Wilhelm Arabin: Hugenottensiedlung Daubhausen-Greifenthal seit 1685 – Ursprung und Entwicklung. Festschrift zum 300-jährigen Bestehen der Siedlung. Evangelische Kirchengemeinde Daubhausen Kirchenkreis Braunsfeld (Hg.) 1985, 120, Fußnote 103.

15 III. Regesten Verträge aus Heft 3 (Bernard Greffier): 15.2.1708, p. 73–75: „Jaques Gout (63) u. Judith Rondeau, s. Frau, überlassen Jean Ebruy (?), Réf. in Usingen, Güter, mit Ausnahme einer Bierbrauerei („brasserie qui est au dessous du chemin allant de Daubhausen a Tillem

der französischen Karte aus dem 18. Jahrhundert¹⁶ sowie der von Brand und Thum, 1796¹⁷ keine Brücke zwischen Daubhausen und Dillheim eingezeichnet ist, kann davon ausgegangen werden, dass der in dem Regest genannte Weg über die Dill durch eine Furt führte. Man konnte die Dill lediglich ober- und unterhalb bei „Catzenfurth“ und „Werdorf“ auf einer Brücke queren.

„Graf Wilhelm Moritz förderte die französischen Ansiedler“ u. a. durch den im „Freiheitsbrief von 1722“ genannten Artikel 8. Dieser lautete: „Zum Beßeren Aufkommen dieses Orths, und Beförderung der Commerciens (Handel) concidiren (be-willigen) Wir Ihnen drey bis vier Jahrmärkte zu halten, und sollen dießelben drey Jahre gantz freye Märkte seyn“.¹⁸ „Das Marktleben hat sich im wesentlichen dort abgespielt, wo die Straße von Katzenfurt her und die von Dillheim im Ort zusam-mentreffen. Dieser Verkehrsraum auf dem „landwirtschaftliche (und) gewerbliche Produkte feilgehalten“ wurden, hatte „den Namen ‚Buttermarkt‘ erhalten“.¹⁹ Diese Ortsbeschreibung enthält den Hinweis auf eine Straße nach Dillheim, die offensichtlich bereits einen Ausbau des Weges, der in o.g. Regest genannt ist, erfahren hatte und somit auf eine höhere Frequenz der Furtnutzung hindeutet.

„Mit der Einsetzung des Stadtgerichts schied Daubhausen-Greifenthal aus dem Land- bzw. Vogtgericht in Dillheim aus, dem Daubhausen schon lange vor der Ein-wanderung der Hugenotten angehörte. Die bis dahin (1722) zu den Gerichtstagen nach Dillheim entsandten Schöffen wurden bevorrechtigt in das Stadtgericht Daub-hausen-Greifenthal übernommen“.²⁰ Damit gab es für von der östlichen Dillseite ge-ladene Parteien des Stadtgerichts einen weiteren Grund die Furt zu nutzen.

Während der Zeit des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) [...] in dem Daub-hausen-Greifenthal von kriegerischen Auseinandersetzungen verschont blieb, muss-te jedoch „die Gemeinde Fuhr- und Troßleistungen erbringen“. Dazu musste sie „in Daubhausen-Greifenthal requiriertes Futter (Hafer, Heu, Stroh) in das ‚Magasin de Ehringshausen‘, [...] „Munition und sonstiges Kriegsmaterial nach Dillenburg, Gießen, Schiffenberg, Kirchvers [...] (und) Mehl nach Marburg“ transportieren. Auch mussten „drei Irländer [...] zu Pferd nach Werdorf geleitet werden“.²¹ Somit dürfte die bis dahin genutzte Furt eine wichtige Verbindungsfunktion gehabt haben, um in südöstliche Richtungen einen langen, bergigen Umweg über die bereits beste-hende Brücke von „Catzenfurth“ zu vermeiden.

(= Dillheim) et les seise verges (= 16 Ruten) de pre ou lad'(ite) brasserie est bastie'). – Pierre Reynaud Réf. in Gr.“. In: Arabin 1985, 184.

16 Les Environs de la Lahn depuis Marburg jusqu'à Ems avec les pais adjacents. Lahnverlauf mit Nassau, Dietz, Limburg, Weilburg, Wetzlar und Giessen 18. Jh., https://langen.ykom.de/serverlocal/diys_files//hessen/fr_lahn18jhd_gross.jpg. Zugriff: 30.12.2020.

17 Neue topographische Carte der Lahn von Marburg bis zu ihrem Einflus in den Rhein mit Kriegsbegebenheiten von 1795 und 1796. Mainz: Brand und Thum, 1796 https://langen.ykom.de/serverlocal/diys_files//karten/fr_lahn_1795_gross.jpg. Zugriff: 30.12.2020.

18 Arabin 1985, 97.

19 Arabin 1985, 97 Fußnote 97.

20 Arabin 1985, 121.

21 Arabin 1985, 129.

Außerdem sollte (um 1794) ein „in neueren Zeiten zu den Landbrücken oder zu den Kriegerfuhren“ erhobener Beitrag von „Landkosten“ weiterhin durch die Zahlung der „Pauschale von 800 Gulden jährlich (Freiheitsgeld, gemäß dem Vertrag von 1722, dem Freiheitsbrief“ [...] „die Befreiung von ‚allen Frondiensten‘ [...] ‚Räumung von Wassergräben‘“ abgegolten werden.²² Daraus lässt sich schließen, dass an den Landbrücken, wie z. B. von „Catzenfurth“ direkt oder indirekt ein Brückenzoll erhoben worden war. Bei Fahrten in Richtung Süden und Südosten nach Wetzlar, Gießen und Frankfurt kann davon ausgegangen werden, dass aus geografischen und wirtschaftlichen Gründen eine Furtnutzung bevorzugt wurde.

Die inzwischen höheren „Abgabenforderungen des Herzogtums Nassau (erreichten in der Folge) die Höhe von über 1.500 Gulden jährlich, eingeschlossen die vorher erwähnten 800 Gulden (Rente nach Artikel 21 Freiheitsbrief). [...] Die Folgen waren katastrophal. [...] Das Wirtschaftsleben stagnierte. Die Not steigerte sich. Hunger breitete sich aus“.²³ Am 21. Juni 1815 hatte Preußen vom Solmsmer Land Besitz ergriffen in dessen Folge „es nicht mehr zu einer Rückkehr zum freiheitsbrieflichen Recht gekommen“ war.²⁴

*„Die Ereignisse um die Zeit der Befreiungskriege 1813/15 brachten die Wende. (...) Es verstärkten und vertieften sich (...) die losen persönlichen, sozialen und kulturellen Kontakte zur deutschen Umwelt. Diese Entwicklung wurde verstärkt durch die Eingliederung von Solms-Braunfels in den preußischen Staat 1815/16“.*²⁵

In der Zeit nach 1825 reisten die Hugenotten nach dem 1. Sonntag im September, an dem sie das vorgezogene Abendmahl feierten, „zu den Herbstmessen nach Frankfurt, Hanau und Leipzig“.²⁶ Die Ziele dieser Reisen sowie der von Preußen neugebildete Kreis Wetzlar, der mit dem Kreis Braunfels aus dem Solmsmer Land zusammengelegt war, dürften die intensivere Nutzung der Furt, die Planung oder schon den Bau einer Holzbrücke über die Dill nahe gelegt haben. So weist die Karte des Großherzogtums Hessen von 1823–1850 bereits eine Dillbrücke zwischen Daubhausen und Dillheim aus,²⁷ die als eine Vorgängerbrücke der „Alten Steinbrücke“ angesehen werden muss; denn die bis 2021 als Denkmal sanierte Brücke wurde erst im Jahr 1873 errichtet.

22 Ein Gutachten bzw. „Hauptbericht, datiert vom 15. Juli 1794, (...) 52seitig, übergab Hofrat Bene am 30. Juli 1794 der fürstlichen Landesregierung“ (...) in dem er u. a. darauf hinweist, dass mit der Zahlung der „Pauschale von 800 Gulden jährlich (Freiheitsgeld)“ (...) „die Befreiung von ‚allen Frondiensten‘ (...) ‚Räumung von Wassergräben‘“ abgegolten waren. Weiterhin stellt er fest: „Es also gegen den Vertrag von 1722 (Freiheitsbrief) zu laufen, folglich unrecht zu seyn scheine, wenn man in neueren Zeiten zu den Landbrücken oder zu den Kriegerfuhren oder andere Landkosten hat beitragen laßen wollen“. Arabin 1985, 133.

23 Arabin 1985, 135.

24 Arabin 1985, 141.

25 Arabin 1985, 52–53.

26 Arabin 1985, 54.

27 Großherzogtum Hessen 1823–1850 (Übersichtskarte mit handschriftlichen Ergänzungen) – 6. Gladenbach“, in: Historische Kartenwerke <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/hkw/id/59> Dillheim. Zugriff: 30.12.2020.

Vermutlich stammen die untersuchten Pfähle von dieser hölzernen Vorgängerbrücke, die eine Jochbrücke gewesen sein dürfte. Das dendrochronologische Datum des Pfahls Nr. 3 mit geschmiedetem Pfahlschuh sowie des zweiten Pfahls Nr. 2, der aus dem gleichen Baumstamm zu stammen scheint, mit dem Fälldatum von 1854 lässt allerdings auch die Interpretation als Reparaturpfahl zu. Die schräge, flussabwärts orientierte Stellung des abrazierten Pfahls mit Pfahlschuh (Nr. 1) aber auch des Pfahls in situ (Nr. 3), der eine ähnliche Neigung aufwies, deuten darauf hin, dass es eine zweite Pfahlreihe gegeben haben müsste, die eine gegengleiche Neigung aufgewiesen haben dürfte um der Brücke über die Joche Stabilität zu geben.

*„Am 23. Juli 1845 wurde“ (...) die „Gemeindeordnung für die Rheinprovinz“ erlassen. Dadurch wurde „die Gemeinde Daubhausen-Greifenthal ihrer Sonderstellung als freibeitbrieflich privilegierte Stadt-Gemeinde rechtlich entkleidet. (...) Der Sitz der Bürgermeisterei Greifenstein blieb bis 1864 in Daubhausen. Dann wurde er nach Ebringshausen und 1876 nach Ulm verlegt“.*²⁸

Spätestens während dieser Umzugsmaßnahmen der Bürgermeisterei Greifenstein nach Ehringshausen und Ulm wurde der Pfahl mit Pfahlschuh mit dem Fälldatum von 1854 vermutlich als Ausbesserungsmaßnahme eingerammt. Im Jahr 1873 folgte ihr dann der Bau der „Alten Steinbrücke“.

Aus den Karten des Großherzogtums Hessen von 1823–1850 und der des Königreichs Preußen aus den Jahren 1841–1855 lässt sich ein Ansatz zur Nutzungsdauer der Holzbrücke über die Dill erkennen, der durch die gewonnenen Dendrodatierungen präzisiert wird.²⁹

Die relativ kurze Lebensdauer der Holzbrücke von 34 Jahren zwischen 1839 und 1873 bis zum Bau der Steinbrücke 1873 (s.u.) könnte mit den Folgen der letzten Jahre der „Kleinen Eiszeit“ zusammenhängen.³⁰ Sigl et al. 2018 erstellten für Mitteleuropa die erste ununterbrochene Datenreihe zur industriellen Rußmenge in der Atmosphäre von den 1740er Jahren bis heute, die in Eisbohrkernen konserviert war. Diese Daten zeigen, dass industrieller Ruß kaum für die Schmelze der Alpengletscher zwischen 1850 und 1875 verantwortlich sein kann. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war von mehreren großen Vulkanausbrüchen in den Tropen geprägt, deren ausgestoßene Schwefelpartikel zu einer vorübergehenden globalen Abkühlung führten. In dieser finalen Kaltphase der sogenannten Kleinen Eiszeit wuchsen bis Mitte des 19. Jahrhunderts die Alpengletscher stark an.³¹ Ab 1815 wurde

28 Arabin 1985, 128.

29 Königreich Preußen – 1. Wetzlar, Kraftsolms, Greifenstein [östlicher Teil] „Königreich Preußen 1841–1855 – 1. Wetzlar, Kraftsolms, Greifenstein [östlicher Teil]“, in: Historische Kartenwerke <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/hkw/id/202>. Zugriff: 30.12.2020.

30 Laura Henemann und Dagmar Baroke: Warum die Kleine Eiszeit Mitte des 19. Jahrhunderts endete. 17.10.2018 14:11, Paul Scherrer Institut <https://idw-online.de/de/news704187> Zugriff: 29.12.2020.

31 Michael Sigl, Nerilie J. Abram, Jacopo Gabrieli, Theo M. Jenk, Dimitri Osmont, and Margit Schwikowski: 19th century glacier retreat in the Alps preceded the emergence of industrial

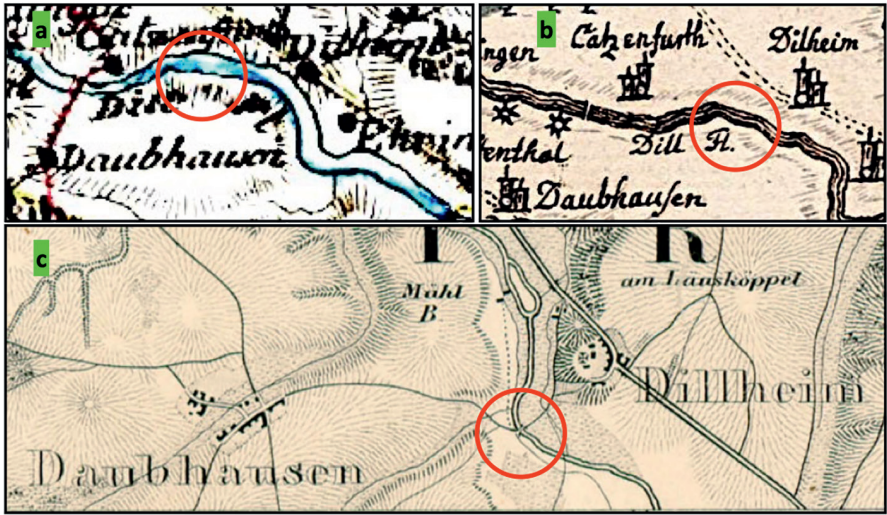


Abb. 13 a–c: a Karte von 1796: *Neue topographische Carte der Lahn von Marburg bis zu ihrem Einflus in den Rhein mit Kriegsbegebenheiten von 1795 und 1796.*
 Mainz: Brand und Thum,
 b Karte aus dem 18. Jahrhundert: *Les Environs de la Lahne depuis Marburg jusqu'à Ems avec les pais adjacents. Lahnverlauf mit Nassau, Dietz, Limburg, Weilburg, Wetzlar und Giessen*
 c Karte von 1823-1850: „*Großherzogtum Hessen 1823-1850 (Übersichtskarte mit handschriftlichen Ergänzungen) – 6. Gladenbach*“, in: *Historische Kartenwerke Dillheim* (Bearbeitung: Jürgen Reitz).

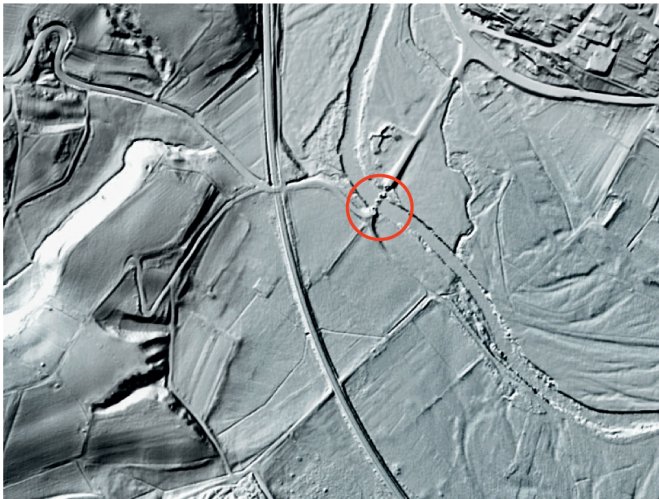


Abb. 14: Schummerungsbild Dillheim von Dill und Steinbrücke. Der direkte Weg über die Brücke mündet auf der SW-Seite in den ehemaligen Weg, der nach Süden führt. (Quelle: Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Bearbeitung: Jürgen Reitz).

knapp 20 Mal eine geschlossene Eisdecke auf dem Rhein gezählt.³² Es ist naheliegend, dass diese extremen Wetterereignisse die Holzbrücke zerstörten und die Entscheidung zum Neubau der gegen Eisgang stabileren „Alten Steinbrücke“ über die Dill begünstigten.

Riemann 1878 gibt für die auf die „Kleine Eiszeit“ folgende Zeit die Durchflussmenge von Dill und Lahn bei Wetzlar an: „Die Wassermenge der Lahn beträgt beim niedrigsten Wasserstande 4,64 cbm, beim mittleren 83,4 cbm und beim höchsten 470 cbm pro Secunde. Die Wassermenge der Dill ist zu resp. 0,62, 3,71 und 185,5 [...] pro Secunde ermittelt worden. Als für den Verkehr mit Pferdefuhrwerk geeignete Brücken über die Dill nennt er Katzenfurt, Dillheim, Ehringshausen, Asslar, Hermannstein und Wetzlar.³³ Zum Vergleich: Der Abfluss der Dill hatte Stand Januar 2021 einen MNQ von 1,137 m³/s, bezogen auf das Einzugsgebiet von 717,357 km² einen MQ von 9,514 m³/s und an der Mündung einen MQ von 13,3 l/s km².³⁴ Somit ist die Dill der zweitlängste und mit 9513,9 l/s wasserreichste Nebenfluss der Lahn.³⁵

Auch Starkregenereignisse mit Hochwasser und anzunehmendem Schwemmholtz in der eisfreien Jahreszeit dürften für die Errichtung der Steinbrücke gesprochen haben, so dass die Überreste der Holzbrücke nur noch in Erinnerung der damals Jugendlichen geblieben war, die die Pfahlreste beim Baden zum Sprung in den Kumpen nutzten.

Ein überliefertes Foto von etwa 1869 zeigt die „leichte Holzbrücke“ über die Dill im Ortsteil Ehringshausen vor der ersten Dillregulierung von 1870/71. „Diese etwa 1840 gebaute Brücke, ursprünglich nur für leichte landwirtschaftliche Transporte ausgelegt, war aber seit 1862 durch den Transport von schweren mit Eisenerz beladenen Pferdefuhrwerken, auf dem Weg zu der neuen Eisenbahnlinie, an die Grenze ihrer Belastbarkeit gestoßen und musste nun durch eine neue und höher belastbare

black carbon deposition on high-alpine glaciers. *The Cryosphere*, 12, 3311–3331, 17. Oktober 2018 (online) <https://tc.copernicus.org/articles/12/3311/2018/tc-12-3311-2018.pdf> Zugriff: 29.12.2020.

32 SWR: Vor 90 Jahren: Als der Rhein zugefroren war. Deutsche Presseagentur (20. Januar 1963) 15.2.2019, 8:25 h <https://www.swr.de/swraktuell/rheinland-pfalz/rhein-zugefroren-100.html> Zugriff: 29.12.2020.

33 Wilhelm Riemann: Beschreibung des Bergreviers Wetzlar. Im Auftrage des Königlichen Oberbergamts zu Bonn. Bonn, Adolph Marcus 1878, 2.

34 Der mittlere Niedrigwasserabfluss MNQ ist das arithmetische Mittel aus den niedrigsten Abflüssen NQ gleichartiger Zeitabschnitte für die Jahre des Betrachtungszeitraums. Der mittlere Abfluss MQ eines Entwässerungssystems errechnet sich als zeitliches Mittel der Regelmessermenge über das Jahr.

35 Land Hessen: Steckbrief Oberflächenwasserkörper. Wasserkörper: untere Dill (DEHE_2584.1) Stand 19.11.2009 https://archive.vn/20130211081657/http://wrrl.hessen.de/ergebnis_massnahmenprogramm_ow.php?MS_CD_RW=DEHE_2584.1 in Verbindung mit: Maßnahmenprogramm Hessen. Anhang 3–1: Ergebnistabelle Maßnahmenprogramm Oberflächengewässer, Datenstand: 24. November 2008 https://flussgebiete.hessen.de/fileadmin/dokumente/4_oeffentlichkeitsbeteiligung/e_massnahmenprogramm/13_mp_anhang3_1_vers03.pdf Zugriff: 7.2.2022.

Steinbrücke ersetzt werden“. Entsprechendes darf auch für die Dillheimer Holzbrücke angenommen werden, die ein Jahr zuvor oder fast zeitgleich gebaut wurde.³⁶

In Anlehnung an die Erinnerung unseres Zeitzeugen mag die Aussage von Heinzerling 1886 zu einer einfachen Jochbrücke Erhellung geben: „Einfache, aus einer Pfahlreihe bestehende Joche sind nur bei niedrigen, im Damme steckenden Endjochen oder für Zwischenjoche von Brücken mit geringen Höhenlagen, Breiten und Spannweiten anwendbar“.³⁷ Die Dillheimer ließen also anstelle ihrer Holzbrücke eine neue steinerne Brücke bauen, die ab Dezember 1873 befahren werden konnte. Hahn 1953 stellt allerdings dazu fest: „Vorher bestand bei Dillheim eine



Abb. 15: Hölzerner Brückensteg bei Dillheim im Juli 1952: Links mit Schäferstab Heinz Garry, der bei Karl Debus, Hauptstraße Dillheim wohnte. Rechts Detlef Manche aus Frankfurt, der nach seiner Ausbombung im Krieg in der Steinmühle wohnte (Foto: Anonymus, 1940).³⁸

36 Gerhard Müller: Die Dill – Erinnerungen an einen Fluss 1-. <https://www.ehringshausen.de/pdfs/geschichte/die-dill-erinnerungen-an-einen-fluss.pdf?cid=df>, 1. Zugriff: 28.12.2020.

37 Friedrich Heinzerling: Hölzerne Brücken. In: Handbuch der Ingenieurwissenschaften: Der Brückenbau; herausgegeben von Th. Schäffer, Ed. Sonne [und Th. Landsberg] Verlag W. Engelmann, Leipzig 1886–90. 5 Abt, 375–458 hier: §9. Die Joche der Balken-, Hängwerk- und Fachwerkbrücken, 420–421.

38 Abb. 15 und 16 wurden uns freundlicherweise von Herrn Michael Weimer zur Verfügung gestellt.

hölzerne Fahrbrücke, die im Jahre 1839 an Stelle eines Dillstegs errichtet worden war" (Abb. 15).³⁹

Schlussfolgerungen und Zusammenfassung

Die relativ kurze Lebensdauer der Holzbrücke von 34 Jahren zwischen 1839–1873, zu der vermutlich die drei aufgefundenen Pfahlreste gehörten, die bei den taucharchäologischen Untersuchungen der BGfU festgestellt wurden und die vermutlich bereits nach 15 Jahren eine Reparatur nötig hatte, könnte mit den Folgen der letzten Jahre der „Kleinen Eiszeit“ zusammenhängen. Die finale Kaltphase in der Mitte des 19. Jahrhunderts war durch regelmäßige, strenge Winter charakterisiert. „Ab 1815 zählen Heimatforscher knapp 20 Mal eine geschlossene Eisdecke. Besonders frostig aber war das Jahr 1929 (mit) bis zu minus 25 Grad Celsius und wochenlangem Dauerfrost“.⁴⁰ Es ist daher naheliegend, dass diese Extremereignisse die Holzbrücke vermutlich zerstörten und den Entschluss zum Neubau der gegen Eisgang stabileren „Alten Steinbrücke“ über die Dill begünstigten.



Abb. 16: Der im Jahr 1940 von Pionieren der deutschen Wehrmacht errichtete Dillheimer Steg nach Wills-Mühle bei Eisgang mit Blick auf Dillheim (im Hintergrund rechts die Steinmühle in Dillheim). (Foto: Anonymus, 1940)

39 Hans Erich Hahn: Beiträge zur Geschichte der Brücken an der unteren Dill. 83–92. In: Landrat des Kreises Wetzlar (Hrsg.): Heimatkalender des Kreises Wetzlar. Wetzlar 1953, 92.

40 SWR: Vor 90 Jahren: Als der Rhein zugefroren war. – Geschlossene Eisdecken zwischen Koblenz und Ludwigshafen. Deutsche Presseagentur (20. Januar 1963) Stand 15.2.2019, 8:25 h <https://www.swr.de/swraktuell/rheinland-pfalz/rhein-zugefroren-100.html> Zugriff: 29.12.2020.



*Abb. 17: Im Jahr 1873 fertig gestellte „Alte Steinbrücke“ bei Dillheim
(Foto: Lehrer Erich Hahn aus Berghausen 1952-07).⁴¹*

Die im Jahr 1873 fertiggestellte Steinbrücke zwischen Dillheim und dem Hugenottendorf Daubhausen, die die Holzbrücke ersetzte, wurde von Maurermeister Peter Weimer errichtet. Sie bestand aus drei flachen Segmentbögen, die auf zwei abgerundeten Flusspfeilern ohne Eisbrecher ruhten. Der in Oberbiel geborene Peter Weimer wohnte in Breitenbach. Er errichtete zu dieser Zeit zahlreiche Gebäude und Brücken, unter anderem auch die ehemalige Dillbrücke in Ehringshausen. Im Jahr 1874 baute er in Ehringshausen ein kleines Dampfsägewerk. 1884 floh Peter Weimer, wahrscheinlich unter falschen Namen, zusammen mit seinem ältesten Sohn Henry nach Texas / USA. Ein Jahr später folgte seine Familie. Peter Weimer sollte wegen betrügerischem Bankrott und Wechselfälschung bestraft werden. Seine Schulden betrugen 200.000 Mark, eine für die damalige Zeit hohe Summe. Auch viele Ehringshäuser Bürger gehörten zu den Geschädigten.⁴¹

Die von uns archäologisch nachgewiesene Holzbrücke kann man sich ähnlich wie den Hölzerner Brückensteg bei Dillheim (Abb. 15) oder den von Pionieren der deutschen Wehrmacht errichteten Dillheimer Steg nach Wills-Mühle (Abb. 16) nur als Fahrbrücke konstruiert, vorstellen. Letzterer wurde im Jahr 1940 von Pionieren der deutschen Wehrmacht zu Übungszwecken über die Dill errichtet. Diese hatten vor dem Frankreichfeldzug in der Nähe von Katzenfurt Quartier genommen. Der

⁴¹ Michael Weimer: Die Steinmühle in Dillheim. Mitteilungsblatt der Genealogischen AG Lahn-Dill Heft 18, 29–47, 2021.

Steg befand sich etwa auf Höhe der ehemaligen Steinmühle. Im Laufe der folgenden Jahre wurde der Steg mehrfach durch Hochwasser beschädigt oder ganz weggerissen und später wieder neu aufgebaut. Heute ist allerdings kein Fußgängersteg mehr vorhanden.⁴²

Zusammenfassend lässt sich die Situation um die Holzbrücke als ein zeitlich begrenztes Bauwerk auffassen, das mit dem Bau der Bahnverbindung zwischen Deutz im Rheinland und Gießen für das Rhein-Main-Gebiet Kohle und Eisen zusammenbringen sowie gleichermaßen die preußische Exklave Wetzlar mit seinem Umland ans Kernland anbinden sollte. Dazu wurden Arbeitskräfte und Baumaterialien benötigt. Somit haben unter anderem Bahn und Brücke zur endgültigen Integration der Hugenotten nach ca. 1850–1860 beigetragen nachdem sie ihre bis dahin in der „Colonie“ Daubhausen-Greifenthal gepflegte französische Lebensform und Handwerke aus dem Textilbereich aufgegeben hatten.

Vermutlich durch Wetterereignisse bedingt existierte die Holzbrücke nur 34 Jahre bis sie durch die „Alte Steinbrücke“ ersetzt wurde.



*Abb. 18: Tauchuntersuchung zu einer Vorgängerbrücke der „Alten Steinbrücke“:
Archäologischer Schuhfund (Foto: Bernard Weese).*

42 Michael Weimer: Mündliche Mitteilung vom 14.2.2022 über seinen Vorfahren Peter Weimer sowie die Holzstege.

Ein Arbeitsschuh mit genagelter Sohle als historischer Beifund

Am Dillheimer Ufer unweit des Pfahlrests in situ (Nr. 3) wurde im Schlamm der Mündung eines Entwässerungsgrabens in die Dill ein Schuh gefunden, der eine holzgenagelte Sohle aufwies. Der linke „Pinneschuh“ gehörte vermutlich einem Kind.⁴³

Industrielle Revolution und ihr Einfluss auf die Schuhproduktion

Vor dem 17. Jahrhundert waren Schuhe absatzlos. Während des 17. Jahrhunderts setzten sich Schuhe mit Absätzen für beide Geschlechter durch. Diese wurden von beiden Geschlechtern gern aufgegriffen. Männer erschienen durch Absätze größer und kampfstärker, was besonders Militärstiefel zum Ausdruck brachten, Frauen verschaffte der Absatz durch veränderte Körperhaltung und Beckenstellung eine Betonung von Dekolletee und erotischerem Gang. Im 18. und 19. Jahrhundert erlebte das Schuhmacherhandwerk durch den gesellschaftlichen Wandel einen Umbruch. Die eingeführte Handels- und Gewerbefreiheit führte zur Auflösung der Zünfte.⁴⁴ Mit der Industrialisierung ab 1830 war eine Serienproduktion im Schuhbereich möglich. Die Erfindung und der Einsatz von Nähmaschinen in der Schuhproduktion ermöglichten den Aufbau einer Schuhindustrie. Aus der Einzelanfertigung in Werkstätten entstand jetzt eine Schuhindustrie die kostengünstig Schuhe in Serie und in Masse produzierte und preisgünstig zum Verkauf anbot. Somit wurden Schuhe für die breite Bevölkerung finanziell erschwinglich.⁴⁵ Bevor es die neuartigen Arbeitsschuhe und Anfang des 20. Jahrhunderts auch Sicherheitsschuhe mit verstärktem Zehenbereich gab, hatten die Arbeiter in den Fabriken und in der Landwirtschaft robuste Lederschuhe oder Clogs aus der Einzelproduktion getragen oder liefen barfuß.⁴⁶

43 Anonymus: Bewährt, „geliebt“ und unvergessen: Oos Pinneschuh. Erstellt 21.3.2009, 22:49 h <https://www.gebenich.com/cms/historie/spurensuche-listenansicht/114-bewahrt-geliebt-und-unvergessen.html> Zugriff: 19.12.2020

44 Josephine Barbe und Franz Kälin: Schuhwerk: Geschichte, Techniken, Projekte. Bern 2013, 14 ff.

45 Anonymus: Schuhgeschichte – Erfahren Sie historisches und historisches Wissen zu Schuhen <https://www.sioux.de/cms/schuhwissen/schuhgeschichte/> sowie <https://www.sioux.de/cms/schuhwissen/alles-ueber-herrenschuhe/die-schuhherstellung/andere-macharten/der-holzgenagelte-schuh/> Sioux Germany since 1954. Zugriff: 30.12.2020. Dieser Umbruch fand auch in einem der vielen Stilleben mit einem Holz- oder Lederschuhmotiv von Vincent van Gogh (1887) seinen Niederschlag. Dabei setzte er den eisernen Sohlenbeschlag für eine haltbarere Ledersohle erkennbar in Szene. Link: Stilleben mit einem Lederschuhmotiv von Vincent van Gogh (1887) (Foto: Vincent van Gogh – ein Paar Schuhe (1887), Abb.: <https://www.vincent-van-gogh-gallery.org/Pair-Of-Shoes-A-IV.html>) Zugriff: 30.12.2020

46 Anonymus: Sicherheitsschuhe: die Entstehungsgeschichte eines Jahrhunderts 25 Okt 2017 7:00 <https://aboutwork.modyf.de/entstehungsgeschichte-sicherheitsschuhe/> Zugriff 26.09.2021.

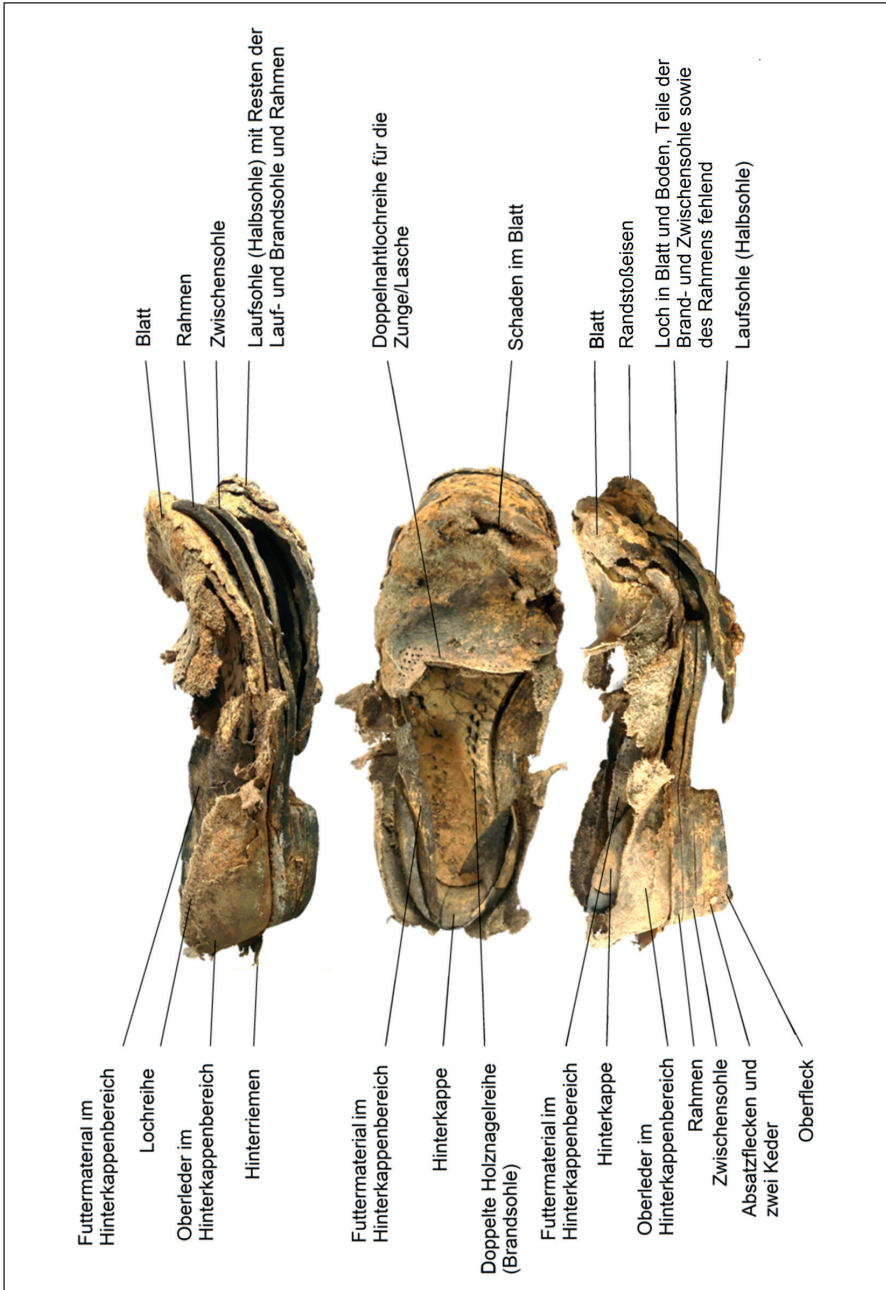


Abb. 19: Fragmentierter linker Schub nach der Reinigung mit Fachbezeichnungen der Teile (Foto: Detlef Peukert, Beschriftung Matthias Budde).



Abb. 20: a: Sohle mit Metallnagelköpfen b: (gespiegelt): Die Eisennagelung scheint nach einem System konzentrischer Halbkreise gefertigt zu sein (Foto: Detlef Peukert).

Beschreibung des Schuhfonds

Bei dem Schuhfund handelte es sich um einen linken Schuh, der stark fragmentiert und nur im Bodenbereich vollständig erhalten war (Abb. 18–19). Ein Schuh besteht aus einem Schaft (Quartier und Blatt) und einem Boden (Sohle und Absatz), die miteinander verbunden werden. Leder war im 19. Jahrhundert ein günstiges Material für die Schuhherstellung. Für die Herstellung des Schaftes wurde alternativ auch Filz verwendet – wäre aber für den oben genannten Anwendungsbereich ungeeignet. Bei der „Einleistenvariante“ wurden der linke und rechte Schuh über einen Leisten hergestellt. Der Träger musste wochenlang die Schuhe tragen, bis sich die Schuhe dem rechten und linken Fuß angepasst hatten. Die Schuhe wurden nicht passend gekauft sondern passend gelaufen.

Auf den ersten Blick schien die Nagelung im Bereich der Laufsohle (Halbsohle) kein System ihrer Anordnung auszuweisen. Allerdings lässt sich bei näherer Betrachtung eine Nagelanordnung mit Zentrum auf der Innenseite in konzentrischen Halbkreisen erkennen. Wenn sich deren Halbkreise an ihrem Ende zu weit öffnen, oder der Halbkreis zu eng würde, wurden offenbar zwischen den Halbkreisen weitere Kurznagelreihen begonnen (Abb. 20b).

Die Brandsohle hatte sich am Rand nach oben gewölbt und im Ballenbereich von der Zwischensohle getrennt (Abb. 21). Die Brandsohle war offensichtlich auf Grund von Umwelteinflüssen geschrumpft und wahrscheinlich zusätzlich durch den verwendeten Kleber ausgehärtet und somit irreparabel beschädigt. Sie hatte eine Stärke von 4 mm, die Zwischensohle eine Stärke von 6 mm und der Rahmen eine Stärke von 4–6 mm.

Die erhaltene Länge der Brandsohle betrug 19 cm und entsprach einer heutigen Schuhgröße EU 30.⁴⁷ Auf Grund der verformten Brandsohle war die mögliche Ausprägung der Pelotte, d.h. des ballenförmigen Polsters für den Mittelfuß, das zum

47 <https://schuhgroessentabelle.de/schuhgroessen-in-cm-und-fusslaenge-in-schuhgroesse-um-rechnen/> Zugriff 24.08.2021.



Abb. 21: Außenseite Ausschnitt (Foto: Matthias Budde)

Abstützen von Gewebe genutzt wird, im Fersenbereich nicht mehr eindeutig rekonstruierbar.

Auf der Brandsohle war eine Doppelreihe Holznägel zu erkennen, mit der sie mit dem Schaft, dem nicht mehr vollständig erhaltenen Rahmen und der Zwischensohle verbunden war (Abb. 22a–b). Holzgenagelte Schuhe deuten auf die Schuhgattungen Arbeitsschuhe, Marsch- und Bergschuhe hin. Die Eigenschaften dabei sind die Versteifung des Bodens und eine solide Verbindung des Schaftes mit dem Boden. Da bei holzgenagelten Schuhen keine Deckbrandsohle notwendig ist, sind die Holznägel auf der Brandsohle sichtbar.⁴⁸ Holznägel werden mit entsprechendem Kleber in die vorgestochenen Löcher der feuchten Sohle geschlagen. Die feuchten und verklebten Holznägel quellen auf. Nach dem Trocknen der Holznägel sollten sie durch den Kleber nicht schrumpfen und in den Löchern halten. Wenn die Ledersohle dann trocknet, sich zusammenzieht und der Schuh nicht gepflegt wird, kann es vorkommen, dass die Holznägel herausfallen.

Der Schuh hatte im vorderen Bereich der Laufsohle ein aufgenageltes, halbmondförmiges Randstoßeisen. An dieser Stelle waren Teile der Zwischensohle und des Rahmens im Block abgerissen. Dieser Block befand sich mit dem Randstoßeisen auf der noch vollständig erhaltenen Laufsohle (Halbsohle), die teilweise an der Zwischensohle befestigt war.

⁴⁸ Placidus Maissen: Der Schuh. Fachbuch für die Schuhbranche. Geschichte. Materialkunde. Warenkunde. Berufskunde. Verkaufskunde. Zürich 1953. 78, 302–303, 309.



*Abb. 22a-b: Holznagelreihen Brandsoble (oben) und
Zwischensoble mit Rahmen (unten) (Fotos: Matthias Budde).*



*Abb. 23: Beschädigte Zwischen- und Laufsohle mit beschädigtem Rahmen
(Foto: Matthias Budde)*

Auf der Laufsohle befanden sich Metallnagelköpfe. Von den 35 Nägeln auf der Laufsohle waren 13 Nagelköpfe mit einem Durchmesser von 10 mm und einer runden Kuppe von 3 mm erhalten. Von den restlichen 22 Nägeln fehlten die Köpfe (Abb. 20).

Im Bereich der großen Zehe waren Brandsohle und Zwischensohle beschädigt und es fehlte ein Teil des Rahmens (Abb 16). An dieser Stelle befand sich auch ein Loch im Schaft (Blatt) (Abb. 18).

Der Absatz war schräg nach außen abgelaufen und könnte auf eine Fehlstellung des linken Beines bzw. auf einen Gehfehler des Trägers hinweisen. Auch eine Reparatur am Absatz wäre möglich, bei dem ein neuer zu hoher Nagelkopf verwendet wurde. Dieser Nagelkopf könnte dazu geführt haben, dass der Schuh nicht plan auflag und somit die Person beim Laufen im Absatz schräg nach außen abkippte.

Der 10 mm hohe Absatz war 55 mm lang und 60 mm breit. Er bestand aus zwei Absatzflecken und einem genagelten Oberfleck. Zwischen den Absatzflecken waren zwei Keder zu erkennen. Da der Absatz schräg nach außen abgelaufen war, waren die Nagelköpfe entsprechend schräg abgeschliffen und es fehlte in diesem Bereich auch ein Teil des Randstoßeisens. Der Rest des C-förmigen Randstoßeisens hatte die Maße von 8 mm Breite und 60 mm Länge. Der Oberfleck wies zwei von drei vollständig erhaltenen Metallnagelköpfen auf. Der Absatz mit den zwei Absatzflecken, den beiden Kedern, dem Oberfleck sowie die Brand-, Zwischen- und Laufsohle waren erhalten, so dass der Boden des Schuhfundes rekonstruierbar war.

Vom Schaft des Schuhs waren nur noch Reste des Blattes, des Oberleders und des Futtermaterials der Hinterkappe, des hinteren Kappenmaterials und des Hinter-

riemens vorhanden. Das Oberleder und das Futtermaterial hatten sich vom Kappenmaterial gelöst und wurden nur noch über die Holznägel zwischen der Brandsohle und dem Rahmen festgehalten. Der Hinterriemen hatte die beiden Hälften des Oberleders der Hinterkappe verbunden. Wahrscheinlich hatte diese Naht auch die beiden Hälften des Futtermaterials der Hinterkappe verbunden.

Das Oberleder in den Bereichen des Blattes und der Hinterkappe waren so beschädigt, dass stellenweise die Oberhaut und Papillarschicht fehlten und somit die Retikularschicht zu erkennen war.⁴⁹ Ob die Schäden bereits während der Nutzung oder später im Wasser entstanden waren, kann heute nicht mehr eindeutig nachgewiesen werden.

Auf Grund der Nahtlöcher kann davon ausgegangen werden, dass die Hinterkappe separat am Quartier angebracht war. Auch war anhand der Dreierlochreihe im Blatt und der Hinterkappe zu erkennen, dass diese miteinander vernäht waren. Des Weiteren könnte an der Doppellochreihe im vorderen Bereich des Blattes eine Zunge/Lasche angenäht worden sein.

Der stark fragmentierte Schaft ließ keine eindeutige Zuordnung zu einem Schuhtyp zu. Daher ist eine Rekonstruktion des Schaftes nur in Verbindung mit dem genagelten Boden und mit Vergleichsfunden möglich. Der vorliegende Vergleichschuh (Abb. 24a–c) wies viele Gemeinsamkeiten mit dem Schuhfund auf, so dass die fehlenden Schaftteile rekonstruiert werden konnten. Es fehlten Reste des Quartiers und somit auch die Schaftabschlusskante, die möglichen Haken/Agraffen und die Ösen/Löcher für Schnürsenkel, Schnürsenkel und Zunge/Lasche. Es kann durchaus möglich sein, dass mehrere Besitzer den Schuh getragen haben. Nach Betrachtung der Position der Löcher im Schaft und der Beschädigung an den Sohlen war es wahrscheinlich, dass der Schaden nicht durch einen zu großen Fuß bzw. Zeh entstanden war. Die Löcher waren an der Seite des großen Zehs entstanden (Abb. 12 sowie 14–16). Der Schaden könnte von außen verursacht worden sein. Der Schuhträger hatte neben einer sitzenden Tätigkeit wahrscheinlich schwere Transportwagen geschoben und sich dabei abstoßen müssen.

Auf Grund der Nahtlöcher im hinteren Kappenbereich kann davon ausgegangen werden, dass dieser vom restlichen Quartier getrennt war. Das Oberleder und das Futtermaterial des hinteren Kappenbereiches bildeten somit eine Art Tasche für das Kappenmaterial (Leder), die an dem fehlenden Rest des Quartiers angenäht war. Der Rest eines Hinterriemens war vorhanden, der wahrscheinlich bis zur Schaftabschlusskante reichte. Weitere Reihen von Nahtlöchern deuteten darauf hin, dass das Blatt mit dem hinteren Kappenbereich und dem fehlenden Rest des Quartiers vernäht war. Vermutlich war die Zunge/Lasche am Blatt befestigt.

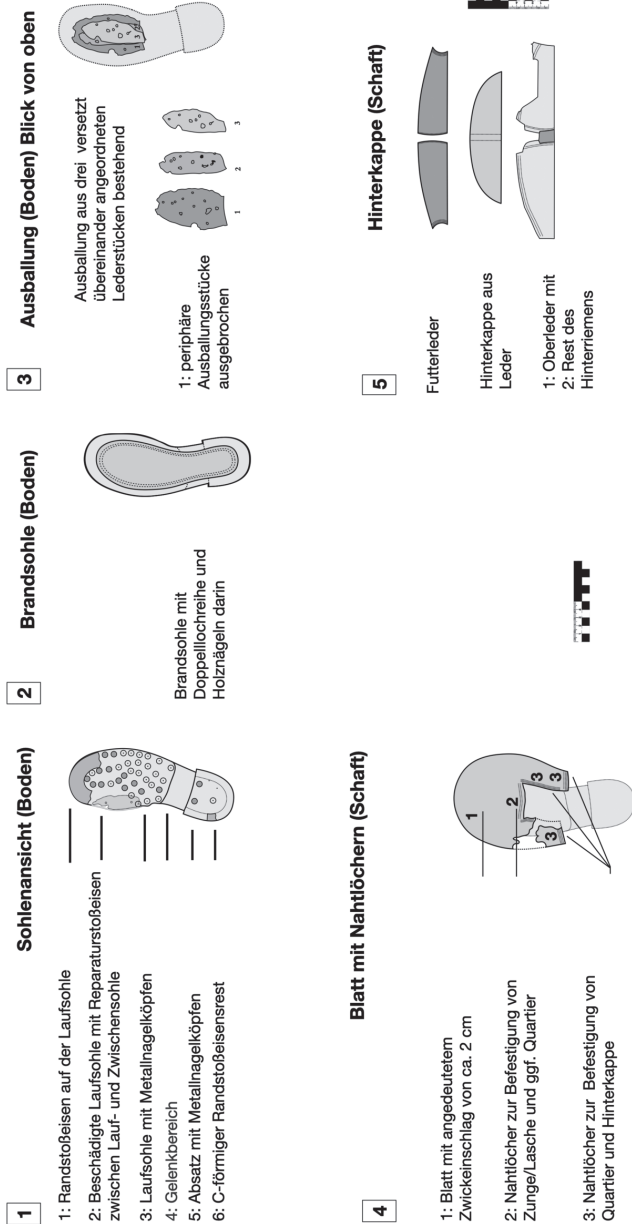
Auf Grund der Schäden an den Brand- und Zwischensohlen und entsprechend im Blattbereich wird vermutet, dass die Person auf dem Boden sitzend ihre Arbeit z. B. im Bergwerk verrichtete. Wahrscheinlich hatte der Schuh dadurch seine Stabilität verloren und während der Arbeit war dann die Spitze des Schuhs abgerissen.

49 Maissen 1953 78.



*Abb. 24a–c: Vergleichsschuh aus dem Fundus des Schuhmachermeisters
(Fotos: Matthias Budde).*

Aufbau und verbliebene Überreste des Schuhfunds



Zeichnung: Detlef Peukert; Beschriftung Matthias Budde

Abb. 25: Aufbau und verbliebene Überreste des Arbeitsschuhs. 1–3: Aufbau von Boden/Sohlen (Aufsicht) und 4–5: des Schafts (Materialflächen aufgeklappt dargestellt) (Zeichnung: Detlef Peukert; Beschriftung Matthias Budde).



*Abb. 26: Gelenkfeder
(Foto: Matthias Budde)*

scheinlich wurde der Schuh lange getragen und nicht gepflegt, so dass sich die Nägel bis zur Ausbaltung durchgedrückt haben (Abb. 25.3).

Zur weiteren Analyse wurde der Schuhfund in Absprache mit den Beteiligten in seine Einzelteile zerlegt, gereinigt, fotografiert und dokumentiert. Dabei stellte sich heraus, dass ein flacher Holzspatel als Gelenkfeder (Abb. 26) verwendet wurde und auf der Zwischensohle, verdeckt durch den Absatz, folgende Zeichen in das Leder geprägt waren: „III 1 . 9 . B“ (Abb. 27).

Die eingepprägten Zeichen könnten darauf hindeuten, dass es sich bei der Zwischensohle um ein halbfertiges und maschinell hergestelltes Produkt gehandelt hat. Die Mechanisierung in der Schuhproduktion hat erst in den 1860er-Jahren ein-

Die entsprechenden Reste des Schaftes, der holzgenagelte Boden, die Schäden im Schaft- und Bodenbereich und die Nahtlöcher deuten in Verbindung mit dem Vergleichsfund auf einen Halbstiefel hin, der als Arbeits-, Marsch- oder Bergschuh genutzt wurde.⁵⁰

Die holzgenagelten Schuhe wurden ausschließlich in handwerklicher Tätigkeit in der Zeit von ca. 1835 bis Mitte der 1920-er Jahre in Deutschland gefertigt. Für billige Schuhreparaturen wurden Holznägel sogar noch bis nach dem 2. Weltkrieg eingesetzt.⁵¹ Die beiden Schuhe eines Paares wurden bei der industriellen Herstellung üblicherweise bis Ende des 19. Jahrhunderts über demselben Schuhleisten gefertigt. Die industrielle Herstellung von asymmetrischen Schuhen eines Paares hat sich erst Anfang des 20. Jahrhundert durchgesetzt.⁵²

Die Ausbaltung ist aus Leder oder Kork. Ihre Aufgabe ist die Flexibilität im Vorderfuß zu erreichen, die Aufnahme von Feuchtigkeit und die Federrung. Sie füllt nicht die gesamte Fläche im Ballenbereich aus und kann daher keinen Schutz übernehmen. Wahr-

50 Maissen 1953 302–303.

51 Anne Sudrow: Der Schuh im Nationalsozialismus. Eine Produktgeschichte im deutsch-britisch-amerikanischen Vergleich. Göttingen 2010. 182–184.

52 Sudrow 2010, 100.



*Abb. 27: Eingeprägte Zeichen „III 1 · 9 · B“ auf der Zwischensohle
(Foto: Matthias Budde).*

gesetzt.⁵³ Wahrscheinlich wurden beim Stanzvorgang der Zwischensohle die Zeichen eingeprägt, um sie besser von anderen Zwischensohlen zu unterscheiden oder den jeweiligen Kundenbestellungen zuzuordnen. Ob die eingeprägten Zeichen einen Bezug auf die Größe der Sohle hatten, sich auf die Einstellungen an der Maschine bezogen oder die Zahl 19 sich auf das Jahr 1919 bezog, kann ohne Vergleichsfunde nicht eindeutig geklärt werden.

Datierung des Schuhs

Die entsprechenden Reste des Schaftes, der holzgenagelte Boden, die Schäden im Schaft- und Bodenbereich und die Nahtlöcher deuten in Verbindung mit dem Vergleichsschuh auf einen Halbstiefel hin, der als Arbeits-, Marsch- oder Bergschuh genutzt wurde.⁵⁴ Immerhin befindet sich auch die Grube Fortuna in Aßlar-Berghausen in nur 5,5 km Entfernung vom Fundort. In dieser wurde zu dieser Zeit Eisenerz gefördert und 1878 fand der Bau der 3,6 km langen Seilbahn zum Hochofenwerk „Georgshütte“ in Burgsolms statt, die sich im Besitz des Fürsten zu Solms Braunfels befand und 1901 wurde der erste Schacht bis 44,8 m unter die Stollensohle abgeteuft. Es ist nicht auszuschließen, dass ein Träger des Schuhs ihn dort bei der Arbeit im Bergwerk getragen und zerschossen haben könnte.⁵⁵ Die holzgenagelten Schuhe wurden ausschließlich in handwerklicher Tätigkeit in der Zeit von ca. 1835 bis Mitte der 1920er Jahre in Deutschland gefertigt. Für billige Schuhreparaturen wurden Holznägel sogar noch bis nach dem 2. Weltkrieg eingesetzt.⁵⁶ Die

53 Sudrow 2010, 100.

54 Maissen 1953 302–303.

55 Grube Fortuna, Besucherbergwerk: Historie Die Jahre 1600 bis 1900. <https://grube-fortuna.de/wir-uber-uns/historie/> Zugriff: 20.2.2022

56 Sudrow-2010, 182–184. Zu Fußnote 21) Sudrow 2010, 182–184.

beiden Schuhe eines Paares wurden bei der industriellen Herstellung üblicherweise bis Mitte/Ende des 19. Jahrhunderts über demselben Schuhleisten gefertigt. Die industrielle Herstellung von asymmetrischen Schuhen eines Paares hat sich erst Anfang des 20. Jahrhundert durchgesetzt.⁵⁷ Die Mechanisierung in der Schuhproduktion hat erst in den 1860er Jahren eingesetzt.⁵⁸ Eine Datierung des Schuhfundes kann aufgrund der Merkmale in die Zeitspanne zwischen 1860 und 1925 vorgenommen werden. Ein ungefährer zeitlicher Zusammenhang zwischen dem Ende der Holzbrücke und der neubauten Steinbrücke rückt daher in den Bereich des Möglichen. Allerdings ist es nicht auszuschließen, dass der Schuh auch vom Oberlauf angeschwemmt worden war.

Zusammenfassend lässt sich vermuten, dass die Pfahlreste um die Jahrhundertwende des 19.–20. Jahrhunderts der Dorfjugend zum Springen beim Baden dienten. Dabei verlor vermutlich ein Kind oder Jugendlicher seinen linken Arbeitsschuh im Morast des Gleithangs vor den Überresten der alten Holzbrücke in den auch ein Entwässerungsgraben mündete, oder fiel sogar in die Dill und ertrank in dem nahe gelegenen Kumpen, wie es bedauerlicherweise für Ehringshausen mehrfach berichtet worden war.

Nach seiner Restaurierung ist es geplant, den Schuh dem 1. Vorsitzenden Herrn Alexander Kleber, Heimatmuseum der Stadt Aßlar im Schloss zu Werdorf gemeinsam mit dieser Publikation zu überreichen. Dort befindet sich im Turmzimmer eine Schusterwerkstatt, in die der Schuh aufgenommen werden soll.⁵⁹ Die Restaurierungsarbeiten werden freundlicherweise von Herrn Christian Schwarz, Bürgermeister der Stadt Aßlar unterstützt.

57 Sudrow 2010, 100.

58 Sudrow 2010,100.

59 Heimatmuseum der Stadt Aßlar im Schloss zu Werdorf https://museen-in-hessen.de/de/museen/heimatmuseum_der_stadt_asslar_

Anhang

Merkmal	Qualität
Nägel	geschmiedet
Kopfform	± rechteckig, durch geschmiedeten Ränder ausgefranst, Kopffoberseite dick. Grundfläche auf der Kopffunterseite flach, Deckfläche flach, Seitenflächen abfallend und schmaler werdend, dadurch Profil prismenförmig. Z. T. lange Seitenflächen ebenso geschmiedet, dann Profil kegeltumpfförmig.
Nagelschaft (cm)	± quadratisch geschmiedet, 1,0 x 1,0; 1,0 x 1,1; 1,2 x 1,2
OA: rechter Nagelkopf des oberseitigen Lappens, oberhalb des Lappens (Blick nach apikal) Länge Breite Dicke (cm)	2,5 x 1,9 x 0,8
OB: linker Nagelkopf des oberseitigen Lappens, oberhalb des Lappens (Blick nach apikal) Länge Breite Dicke (cm)	2,1 x 1,6 x 0,9
OC: Nagelloch des oberseitigen Lappens, terminal (cm)	1,5 x 1,3 x 0,9
OD: Nagelkopf des oberseitigen Lappens, Lappenmitte (Blick nach apikal) Länge Breite Dicke (cm)	2,5 x 1,4 x 0,7
OE: Nagelkopf des oberseitigen Lappens, apikal Länge Breite Dicke (cm)	2,6 x 1,3 x 0,6
U0: Nagelloch des unterseitigen Lappens, angeschnittenes Loch am terminalen Lappenende Länge Breite Dicke (cm)	1,7 x 1,3 x 0,8
UA: Nagelkopf des unterseitigen Lappens, terminal Länge Breite Dicke (cm)	3 x 1,2 x 0,7
UB: Nagelkopf des unterseitigen Lappens, Mitte Länge Breite Dicke (cm)	2,2 x 1,2 x 0,5
UC: Nagelloch des unterseitigen Lappens, Länge Breite Dicke (cm)	1,7 x 1,2 x 1,0

Tab. 2: Beschreibung der Nägel und Nagellöcher.

Literatur

Anonymus: Bewährt, „geliebt“ und unvergessen: Oos Pinneschuh. Erstellt 21.3.2009, 22:49 h. <https://www.gevenich.com/cms/historie/spurensuche-listenansicht/114-bewaehrt-geliebt-und-unvergessen.html> Zugriff: 19.12.2020.

Anonymus: Sicherheitsschuhe: die Entstehungsgeschichte eines Jahrhunderts 25.10.2017 7:00 <https://aboutwork.modify.de/entstehungsgeschichte-sicherheitsschuhe/> Zugriff 26.09.2021.

Anonymus: Schuhgeschichte – Erfahren Sie historisches und historisches Wissen zu Schuhen <https://www.sioux.de/cms/schuhwissen/schuhgeschichte/> sowie <https://www.sioux.de/cms/schuhwissen/alles-ueber-herrenschuhe/die-schuhherstellung/andere-macharten/der-holzgenagelte-schuh/> Sioux Germany since 1954. Zugriff: 22.6.2021.

Anonymus 1861, 91 <http://dingler.culture.hu-berlin.de/article/pj161/ar161026> Zugriff: 4.12.2020.

Anonymus: XXVI. Camusat's Pfahlschuhe von Blech und Apparat zum Anspitzen der Pfähle. Förster's allgemeiner Bauzeitung, 1861 Heft 2 und 3, S. 52. Mit Abbildungen auf Tab. II.

Anonymus: Schuhe. o.J. nach https://deacademic.com/dic.nsf/dewiki/1257807#Trippen.2C_Stelzschuhe_und_das_Aufkommen_des_Absatzes Zugriff: 15.12.2020.

Arabin, Wilhelm: Hugenottensiedlung Daubhausen-Greifenthal seit 1685 – Ursprung und Entwicklung. Festschrift zum 300-jährigen Bestehen der Siedlung. Evangelische Kirchengemeinde Daubhausen Kirchenkreis Braunfels (Hrsg.) 1985, 120, Fußnote 103.

Barbe, Josephine und Franz Kälin: Schuhwerk: Geschichte, Techniken, Projekte. Bern 2013. 14 ff.

Bing, Christian und Kaspar Richner: 10.2 Ausgrabungen und Funde im Jahre 2000–1999/4 St. Jakobs-Strasse 395–397 – Stadion St. Jakob. In: Peter-A. Schwarz: Tätigkeitsbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt für das Jahr 2000. (mit Beiträgen zur Fundchronik von Christian Bing, Guido Helmig, Bernard Jaggi, Urs Leuzinger, Christoph Ph. Matt, Kaspar Richner, Sylvia Rodel, Peter-A. Schwarz, Norbert Spichtig, Christian Stegmüller und Udo Schön). 50–54; Exkurs zur Herstellungstechnik der Pfahlschuhe: 53–54.

Brennecke, Ludwig und Nathaniel August: Deutsches Bauhandbuch Baukunde des Ingenieurs – Der Grundbau. Berlin S.W., 1906, 26, Fig. 46.

Geis, Horst: Portrait eines Dorfes, Daubhausen. o.J. <https://www.ehringshausen.de/pdfs/geschichte/portrait-daubhausen.pdf?cid=di> Zugriff: 28.12.2020.

Hahn, Hans Erich: Beiträge zur Geschichte der Brücken an der unteren Dill. 83–92. In: Landrat des Kreises Wetzlar (Hrsg.): Heimatkalender des Kreises Wetzlar. Wetzlar 1953.

Heinzerling, Friedrich: Hölzerne Brücken. In: Handbuch der Ingenieurwissenschaften: Der Brückenbau; herausgegeben von Theodor Schäffer, Ed. Sonne [und Th. Landsberg] Verlag W. Engelmann, Leipzig 1886–90. 5 Abt, 375–458 hier: §9. Die Joche der Balken-, Hängwerk- und Fachwerkbrücken, 420–421.

Hennemann, Laura und Dagmar Baroke: Warum die Kleine Eiszeit Mitte des 19. Jahrhunderts endete. 17.10.2018 14:11, Paul Scherrer Institut <https://idw-online.de/de/news704187> Zugriff: 29.12.2020.

Land Hessen: Steckbrief Oberflächenwasserkörper. Wasserkörper: untere Dill (DEHE_2584.1) Stand 19.11.2009 https://archive.vn/20130211081657/http://wrrl.hessen.de/ergebnis-massnahmenprogramm_ow.php?MS_CD_RW=DEHE_2584.1 in Verbindung mit: Maßnahmenprogramm Hessen. Anhang 3–1: Ergebnistabelle Maßnahmenprogramm Oberflächengewässer, Datenstand: 24. November 2008 https://flussgebiete.hessen.de/fileadmin/dokumente/4_oeffentlichkeitsbeteiligung/e_massnahmenprogramm/13_mp_anhang3_1_vers03.pdf Zugriff: 7.2.2022.

Maissen, Placidus: Der Schuh. Fachbuch für die Schuhbranche. Geschichte. Materialkunde. Warenkunde. Berufskunde. Verkaufskunde. Zürich 1953. 78, 302–303, 309.

Müller, Gerhard: Die Dill – Erinnerungen an einen Fluss. <https://www.ehringshausen.de/pdfs/geschichte/die-dill-erinnerungen-an-einen-fluss.pdf?cid=df,1>. Zugriff: 28.12.2020.

Riemann, Wilhelm: Beschreibung des Bergreviers Wetzlar. Im Auftrage des Königlichen Oberbergamts zu Bonn. Bonn, Adolph Marcus 1878, 2.

Sigl, Michael, Nerilie J. Abram, Jacopo Gabrieli, Theo M. Jenk, Dimitri Osmont, and Margit Schwikowski: 19th century glacier retreat in the Alps preceded the emergence of industrial black carbon deposition on high-alpine glaciers. *The Cryosphere*, 12, 3311–3331, 17. Oktober 2018 (online) <https://tc.copernicus.org/articles/12/3311/2018/tc-12-3311-2018.pdf> Zugriff: 29.12.2020.

Konrad Simmer: Grundbau 2 – Baugruben und Gründungen. Stuttgart, 1999, 252.

Sponheimer, Meinhard (Hrsg.): Das Zinsregister des Klosters Altenberg von 1349. – Wetzlar (1939). *Wetzlarer Geschichtsquellen* 3., 135–162.

Sudrow, Anne: Der Schuh im Nationalsozialismus. Eine Produktgeschichte im deutsch-britisch-amerikanischen Vergleich. Göttingen 2010, 182–184.

SWR: Vor 90 Jahren: Als der Rhein zugefroren war. – Geschlossene Eisdecken zwischen Koblenz und Ludwigshafen. Deutsche Presseagentur (20. Januar 1963) Stand 15.2.2019, 8:25 h <https://www.swr.de/swraktuell/rheinland-pfalz/rhein-zugefroren-100.html> Zugriff: 29.12.2020.

Michael Weimer: Die Steinmühle in Dillheim. *Mitteilungsblatt der Genealogischen AG Lahn-Dill* Heft 18, 29–47, 2021.

Westphal, Thorsten: Dendrochronologische Altersbestimmung, Auftragsnr.: 200746, MA-Nr. MA-206312, Lab-Nr.: MAD 3455 Berichtsdatum 9.12.2020, Curt-Engelhorn-Zentrum Archäometrie, Mannheim.

Historische Karten

Les Environs de la Lahn depuis Marburg jusqu'à Ems avec les pais adjacents. Lahnverlauf mit Nassau, Dietz, Limburg, Weilburg, Wetzlar und Giessen 18. Jh., https://langen.ykom.de/serverlocal/diys_files//hessen/fr_lahn18jhd_gross.jpg Ausschnitt aus der Karte, Bearbeitung Jürgen Reitz 30.12.2020.

Neue topographische Carte der Lahn von Marburg bis zu ihrem Einflus in den Rhein mit Kriegsbegebenheiten von 1795 und 1796. Mainz: Brand und Thum, 1796 https://langen.ykom.de/serverlocal/diys_files//karten/fr_lahn_1795_gross.jpg Ausschnitt aus der Karte, Bearbeitung Jürgen Reitz 30.12.2020.

„Großherzogtum Hessen 1823–1850 (Übersichtskarte mit handschriftlichen Ergänzungen) – 6. Gladenbach“, in: Historische Kartenwerke <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/hkw/id/59> Dillheim, Zitierhinweis alter Karten aus Lagis, Bearbeitung Jürgen Reitz 30.12.2020.

Königreich Preußen – 1. Wetzlar, Kraftsolms, Greifenstein [östlicher Teil] „Königreich Preußen 1841–1855 – 1. Wetzlar, Kraftsolms, Greifenstein [östlicher Teil]“, in: Historische Kartenwerke <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/hkw/id/202> Bearbeitung Jürgen Reitz 30.12.2020.

Schummerungs Bild Dillheim, Zitierhinweis: Datengrundlage: Hessische Verwaltung für Bodenmanagement und Geoinformation/Datenaufbereitung und -bereitstellung; Hessisches Landesamt für Naturschutz, Umwelt und Geologie <http://bodenviewer.hessen.de/mapapps/resources/apps/bodenviewer/index.html?lang=de>

Darstellung Schummerung Bearbeitung Jürgen Reitz 30.12.2020.

Internetseiten

<https://schuhgroesentabelle.de/schuhgroessen-in-cm-und-fusslaenge-in-schuhgroesse-um-rechnen/> Zugriff 24.08.2021.

Das Stilleben mit einem Lederschuhmotiv von Vincent van Gogh zeigt ein mit dem vorliegend beschriebenen Schuh vergleichbares Paar Schuhe: <https://www.vincent-van-gogh-gallery.org/Pair-Of-Shoes-A-IV.html> Zugriff 28.12.2020.

Grube Fortuna, Besucherbergwerk: Historie Die Jahre 1600 bis 1900. <https://grube-fortuna.de/wir-uber-uns/historie/> Zugriff: 20.2.2022

Zum Kanalbau an der Chaussee auf Gießens Seltersberg

CHRISTIAN PÖPKEN UND WERNER SCHMIDT

I. Teil: Eine Eingabe Justus Liebigs und ihre Bescheidung durch die Stadt 1842/43 (Christian Pöpken)

1. Brief Justus Liebigs an den Bürgermeister vom 13. August 1842

a) Einleitung und inhaltliche Kurzbeschreibung

Mit dem hier beschriebenen, transkribierten und historisch eingeordneten Brief von Justus Liebig (1803–1873) an den Bürgermeister der Stadt Gießen vom 13. August 1842 wird ein kleiner Archivalschatz aus dem Stadtarchiv Gießen gehoben – womöglich zum ersten Mal. Denn bisher scheint das Schriftstück aus der Feder des bedeutenden Gießener Professors weder von der Forschung noch von der Öffentlichkeit wahrgenommen, geschweige denn gewürdigt worden zu sein. Grund hierfür könnte sein, dass es keiner Korrespondenz mit Weggefährten, Geschäftspartnern oder Verwandten entstammt, sondern der Zweckbestimmung nach einem amtlichen Vorgang zugeordnet gewesen sein dürfte. Als historische Quelle beleuchtet es einen Ausschnitt aus dem persönlichen Leben und Umfeld des Chemikers in seiner Gießener Zeit (1824–1852).¹ So wendet sich der Petent vor dem Hintergrund seines Vorhabens, ein Wohnhaus auf dem Seltersberg zu errichten,² an die Stadtverwaltung, um ihrerseits einen Beschluss zur Fortsetzung der Kanalisierung der Chaussee (heute: Frankfurter Straße) in Richtung des Flusses Wieseck zu erwirken.³

-
- 1 Zu diesem Thema allgemein Brake, Ludwig/Ehlers, Eckard/Häring, Friedhelm (Dokumentation), Liebig in Gießen. Vom Außenseiter zum Ehrenbürger. Hrsg. vom Magistrat der Universitätsstadt Gießen, Gießen 2003.
 - 2 Zu Liebigs 1843/44 errichtetem Wohnhaus auf dem Seltersberg vgl. Schmidt, Werner, Liebigs Gießener Wohnhaus, in: Liebig Museum (Hrsg.), Liebig lebt! 100 Jahre Liebig Museum im Laboratorium. Gemeinsam zum Weltkulturerbe, Gießen 2020, S. 28 f., sowie Brake/Ehlers/Häring (Dokumentation), Liebig in Gießen (wie FN 1), S. 10 f.
 - 3 Zur Planung der Kanalisierung bzw. Wasserversorgung im Neubaugebiet auf dem Seltersberg sowie zur von vielen Widrigkeiten behinderten Durchführung der Baumaßnahmen 1835 bis 1838 vgl. II. Teil: Von Stolleneinbrüchen und Grabenkämpfen (Werner Schmidt). Ergänzend sei erwähnt, dass neben technisch-geologischen Schwierigkeiten ein administrativer Kompetenzstreit das Bauprojekt gefährdete oder doch zumindest in die Länge zog. So hatte die (staatliche) Kreisverwaltung die Planung und Durchführung an sich gerissen, um ihre weiterreichenden Ziele zu verwirklichen. Das wiederum rief den Widerstand der Stadt hervor, welche das Projekt finanzieren musste, aber auch immer selbstbewusster für die eigene Selbstverwaltung eintrat. Am Ende wurde gleichwohl ein Kompromiss erzielt, vgl. Brake, Ludwig, Auf dem Weg zur modernen Stadt. 1850 bis 1914, in: Ders. u. Heinrich Brinkmann (Hrsg.), 800 Jahre Gießener Geschichte. 1197–1997. Hrsg. im Auftrag des Magistrats der

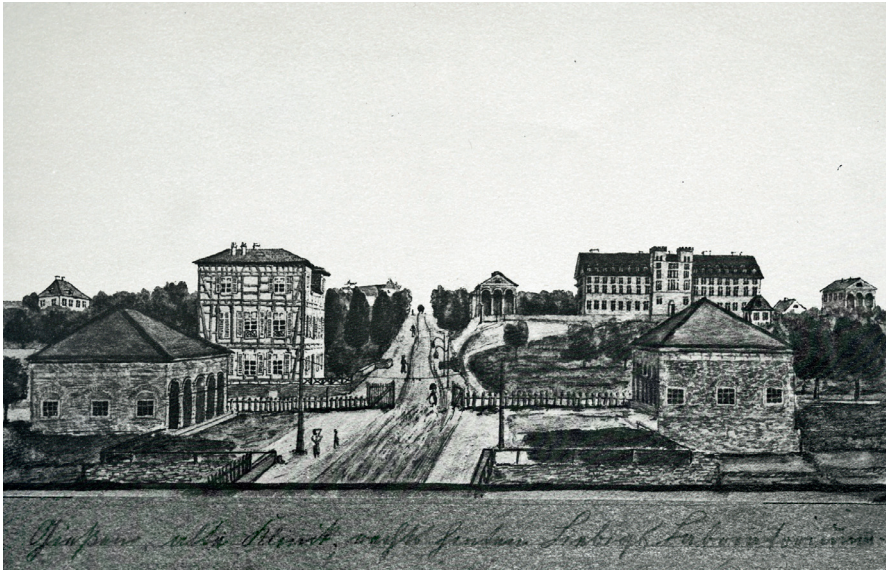


Abb. 1: Ansicht des Seltersberges, ca. 1825, mit Chaussee in der Mitte und Kaserne rechts vom Seltersweg aus (StadtAG, Foto- und Bildersammlung).

b) Transkription (orientiert an der Transkriptionsrichtlinie der Archivschule Marburg)⁴

[S. 1]

Wohlgeborner

hochgeehrtester Herr Bürgermeister⁵

An dem Hauße des Herrn Professor Adrian⁶ und längs der Chaussee

Universitätsstadt Gießen, Gießen 1997, S. 182–214, hier: S. 188–190. Liebigs Schreiben zeigt freilich, dass der Kanalbau auch im August 1842 noch nicht alle Anrainer zufriedenstellte.

4 Vgl. https://www.archivschule.de/uploads/Ausbildung/Grundsaeetze_fuer_die_Textbearbeitung_2009.pdf. Für wertvolle Hinweise zur Klärung einiger paläographischer Zweifelsfälle sei Herrn Dr. Wilhelm Bingsohn und Frau Diplom-Archivarin Wiebke Lutze herzlich gedankt.

5 Bürgermeister der Stadt Gießen war damals Georg Reiber, der laut städtischem Adressbuch im Jahr zuvor, 1841, Gemeinderat und von Beruf Gastwirt war, vgl. Adreß-Buch der Stadt Gießen 1841, Gießen [1841].

6 Johann Valentin Adrian, Professor an der Philosophischen Fakultät der Universität Gießen, Erster Bibliothekar der Vereinigten Universitäts- und Senckenbergischen Bibliothek sowie Direktor des Kunst-, Münz- und Antiken-Kabinetts, vgl. ebd. Adrian wohnte in einem der beiden Wachhäuser der früheren Kaserne, vgl. Bingsohn, Wilhelm/Brake, Ludwig/Brinkmann, Heinrich, Von der Burg zur modernen Stadt. 800 Jahre Gießener Stadtentwicklung. 1197–1997. Hrsg. im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen von Ludwig Brake, Gießen 1998, S. 52.

auf dem Selzersberge⁷ ist, soviel mir bekannt, ein^a überwölber Graben auf Kosten der Stadt gebaut worden, durch welchen das sich oben sammelnde Wasser, an dem Hauße des Herrn Geheimenraths^b Dietz⁸ vorbeig, in einen zweiten Graben geleitet wird, der die Straße quer durchschneidet.

Dem natürlichen Laufe dieses Wassers gemäß sollte es in einem Graben oder Kanal, längs der Chaussee hin, der Wieseck zugeführt^c werden, allein dieser Abzug war bis jetzt nicht regulirt.

Der Grund hiervon lag darin, daß der Gastwirth Müller⁹ von hier an dem Ausfluß der beiden vereinigten Kanäle ein Wiesenstück besaß, dem die Zuführung dieses Wassers von Nutzen war.

Wäre dieses Wiesenstück, zur Zeit der Erbauung dieser Kanäle, zu Bauplätzen verwendet gewesen, so würden ohne Zweifel die Besizer dieser Häußer Ansprüche auf eine weitere Fortsetzung derselben geltend gemacht haben, indem zum Schutze der Fundamente ihrer Häuser gegen das im Frühjahr und Herbst eindringende Wasser die nemlichen Gründe vorlagen, welche die Fortsetzung des Kanals langs dem Hauße des Geheimenraths^d Dietz hin motivirten.

Dieser Zustand ist nun in diesem Augenblick eingetreten.

Das Wiesenstück ist nemlich an den Herrn Kaufmann Müller¹⁰ von hier käuflich übergegangen,^e ich habe einen Theil davon als Bauplatz an mich gebracht¹¹ und stehe im Begriff ein Haus auf demselben^f

7 Gemeint ist die heutige Frankfurter Straße.

a Im Original offenbar korrigiert – mutmaßlich aus dem Buchstaben „d“; vielleicht wollte Liebig zunächst den bestimmten Artikel „der“ verwenden.

b Zwischen den Begriffsbestandteilen „Geheimen“ und „raths“ wurde im Original eine kleine Lücke gelassen. Da für unwahrscheinlich gehalten wird, dass der Verfasser das zweite Wort kleinschreiben wollte, entscheidet sich die Transkription für die Zusammenschreibung.

8 Geheimrat Georg Friedrich Franz Dietz, Direktor am Hofgericht der Provinz Oberhessen, vgl. Adreß-Buch 1841 (wie FN 5). Hinweise zu seinem Haus (heute: Liebigstraße 19) bieten Bingsohn/Brake/Brinkmann, Von der Burg (wie FN 6), S. 53, sowie Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmäler in Hessen. Universitätsstadt Gießen. Herausgegeben vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen. Karlheinz Lang unter Mitwirkung von Christel Wagner-Niedner, Braunschweig/Wiesbaden 1993, S. 346.

c Im Original folgt ein Gedankenstrich („–“), der hier nicht übernommen wurde, weil er die Lesbarkeit stört.

9 Justus Balthasar Müller, Gastwirt, vgl. StdtAG, Erster Theil des Grundbuchs der Gemeinde Giessen. 2. Band (ohne Signatur), S. 210.

d Wie FN b.

10 Johann Carl Müller II, Kaufmann, vgl. Adreß-Buch 1841 (wie FN 5). Zu seinem wohl vor 1840 erbauten Wohnhaus (heute: Liebigstraße 13) vgl. Bingsohn/Brake/Brinkmann, Von der Burg (wie FN 6), S. 53, und Denkmaltopographie (wie FN 8), S. 346.

e Nach dem Komma wurde im Original das Wort „wie“ gestrichen.

11 Vgl. StdtAG, N 2748 (= Brandkataster der Stadt Gießen, 1838–1863), S. 433.

f Es folgt am unteren Seitenrand mittig die Paginierung der Briefvorderseite mit „1“.

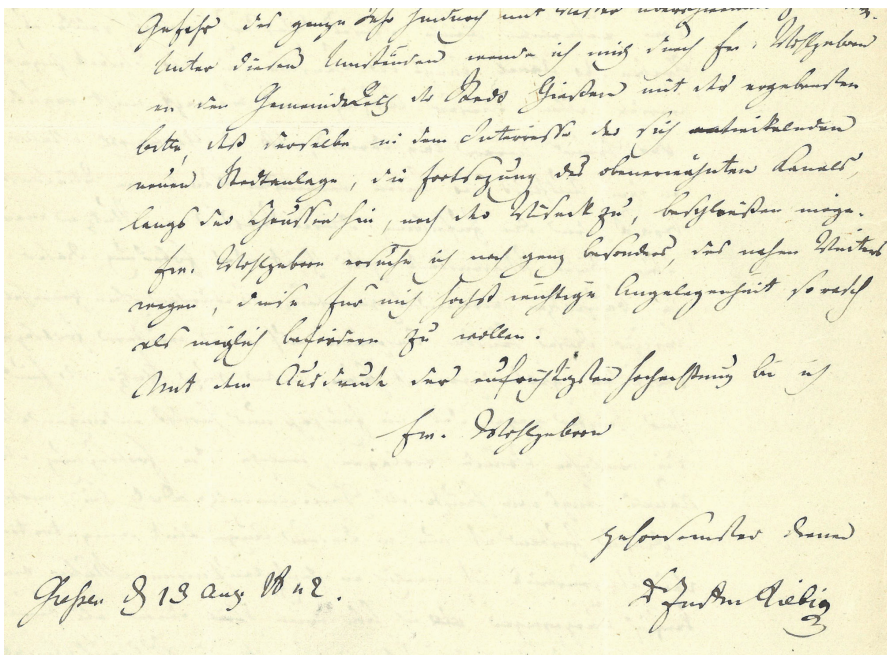


Abb. 2: Schlussteil des Liebig-Briefs (StdtAG, Autographen-Sammlung).

[S. 2]

zu errichten. Dieses Haus schließt sich unmittelbar an die Hofreithe des Geheimen Raths Dietz an und die Kellerwände desselben haben den ganzen Druck des aus beiden Kanälen sich ergießenden Wassers zu tragen, wenn ihm der fehlende Abfluß nicht verschafft wird. Meine Keller stehen ferner in Gefahr, das ganze Jahr hindurch mit Wasser überschwemmt zu werden. Unter diesen Umständen wende ich mich durch Euer Wohlgeborn an den Gemeinde-Rath^g der Stadt Gießen mit der ergebensten Bitte, daß derselbe in dem Interesse der sich entwickelnden neuen Stadtanlage die Fortsetzung des obenerwähnten Kanals langs der Chaussee, nach der Wieseck zu, beschließen möge. Euer Wohlgeborn ersuche ich noch ganz besonders des nahen Winters wegen diese für mich höchst wichtige Angelegenheit so rasch als möglich befördern zu wollen.

^g Wort ist im Original zusammengeschrieben: „GemeindeRath“.

Mit dem Ausdruck der aufrichtigsten Hochachtung bin ich
Euer Wohlgeborn
gehorsamster Diener
Gießen, den 13. August 1842. Dr. Justus Liebig

c) Formalbeschreibung mit einigen archivischen und aktenkundlichen Erläuterungen

Das transkribierte Schriftstück wird seit unbestimmter Zeit in der Autographensammlung des Stadtarchivs Gießen aufbewahrt. Die behördeninterne Bearbeitung lässt sich nur durch den Eingangsvermerk (Präsentatum) nachvollziehen, der oberhalb der Anrede platziert wurde. Neben der zuständigen Stelle dokumentiert er sowohl die im Zuge der Registrierung vergebene Journalnummer als auch das Eingangsdatum. Durch Auflösung der Abkürzungen ergibt sich der Wortlaut: „Bürgermeisterei Gießen[,] 1007[,] präsentiert 13/8 42“.

Liebigs Schreiben wurde demnach nachträglich aus seinem Überlieferungszusammenhang herausgenommen. Unklar bleibt indes, auf welchem Weg es ins Stadtarchiv kam. Wahrscheinlich ist, dass es erst dort einer Akte entnommen wurde. Da auf ihm keine Archivsignatur notiert wurde und auch kein Entnahmevermerk in einer einschlägigen Akte bekannt ist, kann allerdings nicht ausgeschlossen werden, dass das Schreiben unabhängig vom Behördengang durch eine Amts- oder Privatperson übergeben wurde. Aktenkundlich handelt es sich bei dem handschriftlich auf Papier verfassten, datierten und unterschriebenen Brief um eine Eingabe – richtet hier doch ein Bürger seine (nicht auf einem Rechtsanspruch gründende) Bitte um Beschluss einer Baumaßnahme an die Obrigkeit bzw. die Selbstverwaltung einer großherzoglich-hessischen Provinzialhauptstadt.

2. Behandlung des Liebigschen Ersuchens im Gemeinderat 1842/43

Bereits am 16. August 1842 beriet Gießens Gemeinderat über die Eingabe. Deren Duktus und Drängen zur Eile lassen erkennen, dass Liebig die eigene Geltung hoch veranschlagte – kein Wunder, war er doch 1840 Ehrenbürger geworden. Vor der Beschlussfassung waren aber die Zuständigkeiten zu klären. So hält das Protokoll den verwaltungsinternen Arbeitsauftrag fest: „Es wäre bey der Baubehörde dahier nähere Erkundigung darüber einzuziehen[,] ob die Stadt die Verbindlichkeit habe, den begehrten Abzugscanal anzulegen“.¹² Bei besagter Baubehörde handelt es um eine staatliche Stelle, die für den Zivil-, Wasser- und Straßenbau zuständig war. Als Provinzialhauptstadt Oberhessens war Gießen Verwaltungssitz nicht nur eines lokalen Baubezirks mit einem Kreisbaumeister an der Spitze, sondern auch Wirkungsort eines Provinzialbaumeisters. Beide Ämter wurden von Carl (Karl) Müller¹³ in Personalunion ausgeübt; man darf annehmen, dass die besagte Eingabe über seinen

12 Ebd., N 2841 (im Folgenden: Ratsprotokolle 1840–1843), S. 234.

13 Carl (Karl) Müller, seit 1842 Provinzialbaumeister für die Provinz Oberhessen, vgl. HLA, StAD, Bestand S1, Nr. Nachweis1, Müller, Karl (+ 1849). Als Kreisbaumeister ist er in Gießen schon früher (spätestens 1840) tätig gewesen, vgl. Adress-Kalender der Stadt Giessen. Erster Jahrgang 1840, Gießen [1840].

Schreibtisch ging. Indes zerschlug sich Liebigs Hoffnung auf rasche Fertigstellung des Kanals entlang der Chaussee (und die Möglichkeit, mit dem dortigen Hausbau vor Wintereinbruch beginnen zu können), da die Entscheidung der Stadtvertretung in vier weiteren Ratssitzungen vertagt werden musste.¹⁴

Erst ein halbes Jahr darauf, am 30. März 1843, befasste sich das Stadtparlament wieder mit der Causa. Laut Protokoll war das Gremium „für den Abschluß eines Vertrags in der von der Commission¹⁵ eingeleiteten und nach dem mitgetheilten Entwurf projectirten Weise[,] beschloß jedoch den Vergleichsentwurf dem Gemeinderathsmitglied Hofger[ichts] Adv[okat] Löber¹⁶ zur Prüfung besonders in rechtlicher Beziehung vor erst noch mitzuteilen“.¹⁷ Tatsächlich waren die befassten Stellen tätig geworden und hatten einen Entwurf für einen Vertrag bzw. einen Vergleich ausgearbeitet. Über dessen Inhalt verraten diese Zeilen allerdings kaum etwas. Das mit der Prüfung beauftragte Ratsmitglied legte den Kollegen seine Expertise am 27. April vor. Das Parlament beschloss nun noch die Rückgabe des Vergleichsentwurfs, verbunden mit dem Antrag, ihn gemäß den Änderungswünschen der Gutachten anzupassen.¹⁸ Letztmalig steht Liebigs Initiative am 10. Juli 1843 auf der Tagesordnung. Der Niederschrift zufolge hätte der Gemeinderat im Anschluss an eine Verfügung des Kreisrats¹⁹ vom 23. Juni und ein Schreiben von Provinzialbaumeister Müller vom 20. Juni erklärt, „dass er bey der Regulirung dieser Angelegenheit nichts mehr zu eruiieren fände, es jedoch für nöthig halte[,] dass das Recht der Stadt[,] über das Abfallwasser des Brunnens jederzeit zu verfügen, in dem betreffenden Vertrag gewahrt werde“.²⁰ Neben dem Anliegen des berühmten Professors aus dem transkribierten Schriftstück eröffnet sich hier also auch die Perspektive der Stadt Gießen auf das geplante Kanalprojekt.

Zu welchem Ergebnis führten Liebigs Eingabe, die Gemeinderatsberatungen und die Vorgaben der staatlichen Verwaltung? Der Chemiker dürfte zufrieden gewesen sein, schloss die Stadt mit ihm und dem im Brief erwähnten Kaufmann Müller am 15. Juli 1843 doch einen Vertrag, worin sie den Bau des gewünschten Ableitungs-

14 Vgl. Ratsprotokolle 1840–1843 [wie FN 12], S. 235 (23.08.1842), S. 244 (19.09.1842), S. 247 (28.09.1842) und S. 249 (10.10.1842).

15 Dabei könnte es sich um jene Kommission gehandelt haben, die seitens der Stadt angesichts der Auseinandersetzung mit der Kreisverwaltung um den Bau der Wasserleitung (vgl. FN 3) eingerichtet worden war, um verfassungsrechtliche Fragen zu klären, vgl. Brake, Auf dem Weg (wie FN 3), S. 190 und 212 (dort: FN 30).

16 Wilhelm August Casimir Löber, Hofgerichtsadvokat, vgl. Adreß-Buch 1841 [wie FN 5].

17 StdtAG, N 2842 (im Folgenden: Ratsprotokolle 1843–1844), S. 30.

18 Vgl. ebd., S. 41.

19 In den 1832 im Großherzogtum Hessen-Darmstadt eingerichteten staatlichen Verwaltungseinheiten der Kreise fungierten Kreisräte als Behördenleitung. Zum Zeitpunkt der erwähnten Verfügung bekleidete Christian Prinz (1801–1849) dieses Amt, vgl. Raßner, Sabine/Euler, Thomas, Kreisjubiläum 2021. 200 Jahre Landkreis Gießen und 75 Jahre Kreistag. Hrsg. vom Kreisausschuss des Landkreises Gießen in Kooperation mit dem Oberhessischen Geschichtsverein, Gießen 2021, S. 73.

20 Ratsprotokolle 1843–1844 [wie FN 17], S. 75.



*Abb. 3: Frankfurter
Straße 12, ca. 1935, Liebig's
ehemaliges Wohnhaus,
bearbeitet (Liebig Museum)*

kanals in Richtung des Wieseck-Flusses in Aussicht stellte. Demnach sollte durch die Liebig'sche Hofreite ein gewölbter Kanal fließen, der in einen offenen Graben mündet. Zu dessen Offenhaltung verpflichteten sich die beiden privaten Vertragspartner; als Gegenleistung versprach ihnen die Stadt je 200 Gulden.²¹

II. Teil: Von Stolleneinbrüchen und Grabenkämpfen (Werner Schmidt)

Der im I. Teil detailliert vorgestellte von Justus Liebig geschriebene Brief stellte einen Etappenstein auf einer langen, kostenintensiven Wegstrecke dar, der wohl von der Verwaltung der Stadt Gießen und der Kreisverwaltung als „never ending story“ empfunden wurde. Auch Otto Buchner deutete 1885 den „Fall Jughardtbrunnen“ im 19. Jahrhundert an:

²¹ Vgl. Blechschmidt, Manfred, Eine archäologische Entdeckung in Gießen: Der Liebig-Brunnen zum Liebig-Jahr 2003, in: MOHG 90 (2005), S. 217–219, hier: S. 218 f. Hier wird auch ausführlich aus dem Vertragswortlaut zitiert.

„die zweite [Periode] beginnt erst im Laufe unseres Jahrhunderts [Anm.: 19. Jahrhundert] und ist weit schwieriger zu verfolgen, als die erste, weil bis jetzt darüber noch keine zusammenhängenden Akten vorliegen. Doch ist auch die zweite Periode nicht ohne alle drastische Scene“.²² Im Folgenden sollen diese drastischen Szenen etwas beleuchtet werden.

1. Planung der Wasserversorgung im Neubaugebiet des Seltersbergs

Der alte, 1736 erstmals erwähnte Jughardtbrunnen ist auch auf der Pronnerschen Karte von 1754 eingetragen und lag damals weit vor dem Seltersberger Tor an der Chaussee nach Butzbach, die steil über die Anhöhe des Seltersbergs führte.²³ Einige Jahre nach dem Schleifen der Festung begann die Expansion der Stadt auf die Hänge des Seltersbergs mit dem Bau der Kaserne 1818. Anfang 1829 wurde im Gießener Anzeigenblatt der Bauplan für Bauvorhaben zur Vergrößerung der Stadt auf dem Seltersberg veröffentlicht.²⁴ In diesem ist für den darzustellenden Zusammenhang der Passus „die projectirte Wasserleitung wird vor der Hand unterbleiben“ besonders hervorzuheben.²⁵

Die Neuerschließung war für die Gießener ein völlig ungewohntes Terrain, galt doch bis dahin der Kampf der Baumeister dem nassen Untergrund im Mündungsgebiet der Ur-Wieseck. An den Hängen des Seltersbergs dagegen war fast jede Baumaßnahme mit einem Nivellement des felsigen Untergrunds verbunden. Der dortige geologische Befund aus Grauwacke und Lahnterrassensediment stellte für verschiedene Bauprojekte eine neue Herausforderung dar, so auch für die anzusprechende Verrohrung des Jughardtbrunnens.²⁶ Während sich an der Quelle des Jughardtbrunnens weicherer Lahnterrassensediment fand, herrschte stadtwärts ab dem heutigen Alten Wetzlarer Weg die festere Grauwacke vor.²⁷ Beachtenswert für die weitere Betrachtung war eine markante Abbruchkante des Seltersbergs nordöstlich der späteren Universitätsstraße (heutige Liebigstraße zwischen Bahnhof- und Frankfurter Straße), die auf verschiedenen Karten des 18. Jahrhunderts eingezeichnet war und später

22 Buchner, Otto, *Aus Gießens Vergangenheit – Kulturhistorische Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten*, Gießen 1885, S. 54.

23 Vgl. HLHB HS 209, „Pronnerscher Atlas“ von 1754, abgebildet in: Brake, Ludwig/Brinkmann, Heinrich (Hrsg.): *800 Jahre Gießener Geschichte*. 1197–1997, Gießen 1997, Farbabb. 9.

24 Vgl. Gießener Anzeigenblatt vom 03.01.1829, abgebildet in: Bingsohn/Brake/Brinkmann, *Von der Burg* (wie FN 6), S. 57.

25 Ebd., unter Nr. 2 im Text.

26 Vgl. Karte „Untergrundaufbau im Stadtgebiet von Gießen“, erstellt durch: Amt für Umwelt und Natur der Stadt Gießen, https://www.giessen.de/media/custom/684_450_1_g.JPG?1524057126, letzter Zugriff: 08.11.2021.

27 Vgl. ebd.

auch hinter Liebigs Haus lag.²⁸ Die dortige Grundstücksgrenze spiegelte mit ihrem bogenförmigen Verlauf diese topografische Gegebenheit wider.²⁹

Der Ursprungsbrunnen der Jughardtquelle befand sich an der heutigen Ecke Frankfurter Straße / Friedrichstraße.³⁰ Als mit der Konversion der Kaserne auf dem Seltersberg die „Neue Stadtanlage“ mit einer universitären Ausrichtung konzipiert wurde, siedelten sich dort vor allem Universitätsangehörige und Wohlstuierte an.³¹ Der Wunsch des ortsansässigen Klientels nach einer Brunnenwasserversorgung in der unmittelbaren Nähe führte zu der Idee einer Weiterleitung des Quellwassers aus dem Jughardtbrunnen bis nahe der eigenen Haustür. Darauf zielte ein am 10. Februar 1835 durch den Geheimen Rat Dietz auf den Weg gebrachter Antrag ab, der von weiteren prominenten Mitbürgern unterzeichnet wurde.³²

Die entschlüsselten Signaturen der Petenten weisen auf herausragende Gießener Persönlichkeiten vor allem aus der „Neuen Stadtanlage“ hin (Adressangaben von 1840, heutige Standorte in Klammern):

1. Adrian, Prof. Dr. Johann Valentin, erster Bibliothekar der Ludwigs-Universität, E. 11 (ursprünglich Wachgebäude der Kaserne, heute Parkplatz, Frankfurter Str./Liebigstr.),
2. Balsler, Prof. Dr. Friedrich, Leiter des Academischen Hospitals, E. 5 (Frankfurter Str. 17/Liebigstr.),
3. Credner, Prof. Dr. Carl August, Professor der Theologie, E. 8, „Russischer Hof“, später E. 3 (Frankfurter Str. 11; die am Haus Frankfurter Str. 11 angebrachte Tafel gibt das Haus unrichtig ab 1832 als Wohnsitz an),
4. Dietz, Georg Friedrich Franz, 1833 Hofgerichts-Direktor, E. 16 (Frankfurter Str. 14/Liebigstr.), späterer Nachbar Justus Liebigs,
5. Eckstein, Carl, Kaufmann in Wollwaren und Tüchern, E. 6 (Liebigstr. 24; das Haus 24 wurde 1858 von der Witwe an den Bergwerksbesitzer Ebenezar Wough Fernie verkauft und diente der katholischen Bonifatiusgemeinde

28 Vgl. für Karten: HLHB, Mappe 4/17, Karte „Plan de la Ville et Forteresse de Giess“, Juli 1759, auch HLHB, Planabteilung 4/15, Karte „Plan von Der Stadt und Vestung Giessen“, C. B. Meurer, Mitte 18. Jh. Zum Wohnhaus: vgl. Schmidt, Liebigs Gießener Wohnhaus (wie FN 2). Infolge der Neuordnung der Hausnummernvergabe wechselte wiederholt die Adressangabe. 1844: Neue Stadtanlage Lit. E. 16 ^{1/4}, 1868: Seltersberg E. 81, ab 1883 bis zur Zerstörung 1944: Frankfurter Straße 12.

29 Vgl. StdtAG, Karten- und Planabteilung, Geometrischer Plan der Provinzial Hauptstadt Giessen, 1888. Hinter dem ehemaligen Haus Liebigs führt eine Treppe in dieses Senkungsgebiet.

30 Vor dem heutigen Gebäude Friedrichstr. 14. Dort befindet sich zurzeit auf einem Steinsockel eine auf den Jughardtbrunnen hinweisende Informationstafel.

31 Vgl. Adress-Kalender 1840 (wie FN 13) und Adreß-Buch 1841 (wie FN 5). Die Auswertung der Adressbücher der Stadt Gießen ergab für „Hausmiether“ 660 Eintragungen, davon lassen sich für die „Neue Stadtanlage“ nur zwei Namen finden, die keinem Amtsträger oder Studenten gehören. Insgesamt sind 26 Gebäude angeführt, von denen neben vier Bewirtungsbetrieben und der katholischen Kirche St. Bonifatius bei 14 Gebäuden als Eigentümer der großherzogliche Fiskus, Universitätsangehörige oder Staatsbedienstete eingetragen sind.

32 Vgl. StdtAG, L 1060, Petition Dietz an Bürgermeister vom 10.02.1835.

von 1898 bis zu dem Neubau 1929 als Pfarrhaus, in der Nachkriegszeit durch Erweiterungsmaßnahmen des dortigen Krankenhauses Richtung Südosten überbaut.),

6. Ferber, Gastwirt im „Hessischen Hof“, E. 2 (Frankfurter Str. 7, heute Gasthaus „Justus“),
7. Gebhardt, Conrad Christoph, Stallmeister, E. 10 (Frankfurter Str. 22),
8. Groos, Friedrich Carl, Hofgerichtsrat zu Gießen, E. 7 (ehemals Liebigstr. 22; das Haus diente 1856 bis 1898 als Pfarrhaus der katholischen Bonifatiusgemeinde; in der Nachkriegszeit durch Erweiterungsmaßnahmen des dortigen Krankenhauses Richtung Nordwesten überbaut),
9. Hofmann, Johann Philipp, Provinzialbaumeister, E. 1 (später Café Hettler, heute in Gebäude Frankfurter Straße 1 aufgegangen),
10. Klipstein, Prof. Dr. August Wilhelm von, Professor für Geologie, Paläontologie und Mineralogie, E. 4 (Frankfurter Str. 13),
11. Liebig, Prof. Dr. Justus, Professor der Chemie, E. 11 (Liebigstr. 12, im I. Stock über dem Laboratorium),
12. Moter, Friedrich Christian Alexander, Major, E. 3 (Frankfurter Str. 11),
13. Sonnemann (sehr wahrscheinlich der Baukonduktor Friedrich Ludwig Sonnemann, der zusammen mit seinem Vater, dem Landbaumeister Friedrich Sonnemann, die Gießener Stadtkirche 1808 neu plante, dann aber für die endgültige Ausführung nicht zum Zuge kam. Im bis 1838 geführten ersten Brandkataster wird unter lfd. Nr. 749 der „BauConducteur Sonnemann“ mit einem „Wohnhaus am Selzerberg“ ab 1832 geführt.³³ Dieses Haus ist bisher nicht identifiziert).

Von dieser an die Stadt gerichteten Bitte erhielt der Bergmann Kirchdörfer aus Schwäbisch-Hall durch seine Arbeit bei Major Moter Kenntnis und bot zeitnah seine Dienste für das Projekt zu günstigen Konditionen an.³⁴

Ein nicht mehr vorhandenes Antwortschreiben der Stadt erfolgte bereits acht Tage nach der Petition an den Geheimen Rat Dietz, wie aus einer zweiten Eingabe vom 25. Februar 1835 hervorgeht, die von denselben Petenten signiert wurde.³⁵

Die respektierliche Liste von Persönlichkeiten aus der „Neuen Stadtanlage“ zeigte sicherlich Wirkung auf den Bürgermeister Carl Silbereisen, denn schon drei Wochen später legte der Provinzialbaumeister Hofmann eine Machbarkeitsstudie im Sinne eines Kostenvoranschlages für einen „Röhrenbrunnen vom Jughardsbrunnen bis vor das Dietzische Haus“ vor.³⁶ Er berücksichtigte dabei zwei Szenarien hinsicht-

33 StdtAG, N 2747 (= Brandkataster der Stadt Gießen, 1819–1838), S. 11.

34 Vgl. ebd., L 1060, Bericht vom 12.02.1835, Schneider zu Angebot des Bergmannes Friedrich Kirchdörfer.

35 Vgl. ebd., Petition Dietz an Bürgermeister vom 25.02.1835. Aus diesem zweiten „Pro memoria“ geht die positive Beschlussfassung des Gemeinderats zur Anlegung eines Röhrenbrunnens hervor.

36 Ebd., Brief Hofmann an Bürgermeister Silbereisen vom 03.03.1835. Das Haus Dietz befand sich an der Ecke Frankfurter Straße/Liebigstraße (heute: „Liebig-Hotel“) direkt gegenüber dem ehemaligen linken Wachgebäude.

lich der erwünschten Wassermenge, wobei er die einfachere Variante „wenn keine besondere Elegance und kein besonderes Wasserreservoir verlangt wird“ ohne Vertiefung der Originalquelle mit 530 Gulden bezifferte und für die aufwendigere mit Vertiefung für eine größere Wassermenge zusätzliche 590 Gulden ansetzte. Der weitere Verlauf der Geschichte zeigte die Fehleinschätzung dieser Kalkulation, die weit unter den tatsächlichen Endkosten lag.

2. Beginn der Baumaßnahmen für die erste Gießener Wasserleitung – eine Geschichte voller Widrigkeiten

Erste Aktivitäten sind ab dem 23. April 1835 durch eine Rechnung des Bürger-Hospitals „für die von Hospitaliten beim Jughardsbrunnen geleisteten Handarbeiten“ nachweisbar.³⁷ In dieser wurden 47 Tagessätze von 24 Kreuzern pro Mann angesetzt und „für Oel, welches zum Jughardsbrunnen abgegeben wurde“, berechnete die Armenkommission insgesamt 14 Schoppen.³⁸

Man darf annehmen, dass die durchschnittliche Tagesmenge von 670 ml verbrauchtem Öl im Frühjahr und Sommer 1835 für Arbeiten in einem Schacht oder Stollen spricht. Geplant war für die erste Gießener Wasserleitung vom Jughardsbrunnen in die „Neue Stadtanlage“ ein wohl mannshoher Tunnel von 1200 Fuß Länge, der durch den Bergmann Kirchdörfer ausgeführt werden sollte.³⁹ Allerdings war am 6. September des gleichen Jahres erst eine Länge von 28,5 Fuß erreicht. Kirchdörfer führt als Erklärung an, dass „3/4 Tag erforderlich gewesen wäre, nur zum Wasserziehen [= Abpumpen, W. S.], waß den Tag über zulief und nur 1/4 Tag zur Hauptarbeit übrig blieb“. Zusätzlich zu den zwei bewilligten Männern erbat er daher weitere Arbeitskräfte, da „die Arbeiter abwechselnd ins Wasser mußten“.⁴⁰

Eine dreimalige Mengenummessung des entschuldigenden Wasserzulaufs wurde durch den Bürgermeister Silbereisen beauftragt und gibt Aufschluss über die Ergiebigkeit der Ursprungsquelle. In seinem Bericht an Hofmann gibt er an: „so erscheinen 185 Ohm Zufluss in 24 Stunden“.⁴¹ Umgerechnet auf das heutige Hohlmaßsystem würde dies einen minütlichen Quellwassernachfluss von 20,5 Litern bedeuten, eine doch respektable Menge, die das Problem von Kirchdörfer unterstreicht.⁴²

37 Ebd., L 1061, Rechnung der Großherzoglich Hessischen Armen-Kommission zu Gießen vom 23.03.1837.

38 Vgl. Adressbuch der Provinzial-Hauptstadt Giessen für das Jahr 1886, S. 121: Hier findet sich die „Vergleichung der neuen Maase und Gewichte mit den alten Großherzoglich Hessischen“. 1 Schoppen = 0,5 Liter. Demnach ging es in der Rechnung um 7 Liter Öl.

39 Vgl. StdtAG, L 1060, Einholung Angebot der Friedrichshütte für Röhren vom 26.05.1835: „ca. 1200 lfd. Fuß ineinander gesteckt“ (1 Meter = 4 Fuß). Eine eigene Vermessung ergab für die zu überbrückende Strecke eine Distanz von 349 Metern (= 1396 Fuß alten Maßes).

40 Ebd., Bericht und Rechnung Kirchdörfer wohl an Bürgermeister vom 16.09.1835.

41 Ebd., L 1061, Brief des Bürgermeisters Silbereisen an Provinzial-Baumeister Hofmann vom 15.09.1835.

42 Vgl. Adressbuch 1886 (wie FN 38), 1 Ohm = 160 Liter. Damit laufen pro Tag 29600 Liter bzw. pro Minute 20,5 Liter Wasser nach.

Allerdings kommt Hofmann bei seinen Nachberechnungen auf einen sehr viel geringeren Wert von 11,8 Litern pro Minute.⁴³

Möglicherweise witterungsbedingt wurde erst im März 1836 die Weiterverfolgung des Brunnenprojektes im Gemeinderat aufgegriffen. Der dabei ergangene Beschluss für einen neuen Kostenvoranschlag wurde zwei Monate später durch Hofmann umgesetzt, der die Kosten mit 1500 Gulden bezifferte.⁴⁴ Unter Hinweis auf laufende Arbeiten u. a. zur Wieseckvertiefung wurde in diesem Bericht die missliche Finanzsituation der Stadt dargelegt und ein Aufruf an die wohlhabenden Bewohner der „Neuen Stadtanlage“ zur Unterstützung des Vorhabens eingebunden.

Man darf annehmen, dass dieser Bericht Justus Liebig wenige Tage später zu einem Angebot an die Stadt veranlasste. Er trat an den Gemeinderat heran und schilderte den status quo der Versorgung mit Brunnenwasser für die Bewohner des Seltersbergs. „Schon viele Häuserbesitzer auf dem Selzersberg haben Brunnen in ihren Häusern, es sind im Ganzen etwa 10 Familien, welche nicht wissen, wo sie ihr Wasser holen sollen, wenn ihre Nachbarn, was schon vorgekommen ist, die Erlaubnis versagen, ihre Brunnen benutzen zu dürfen.“⁴⁵ In Kenntnis der beanspruchten Stadtkasse bot er für die Weiterführung der Arbeiten ein mit 3 % verzinstes Darlehen in Höhe von 1500 Gulden an, das dann auch in Anspruch genommen wurde.

Im weiteren Verlauf der Arbeiten zeichneten sich immer wieder Schwierigkeiten ab, die eine fachliche Herausforderung des beauftragten Bergmanns Kirchdörfer offenbarten.

„Die Erfahrung hat gelehrt, daß das vermeintlich milde Gestein sich nicht so leicht bearbeiten ließ, wie die Direction dieser Brunnenleitung [Kirchdörfer spricht von seiner Person, W. S.] es anfangs glaubte. Daß Gestein wurde immer fester so daß ich täglich sprengen mußte“. Weiter heißt es hier: „so wird daß Gestein auch abwechselnd in dem unterirdischen Canal Vorkommen, wo immer faules Gestein mit festerem und in diesem wieder keilartige Einlagerungen von mehreren Klaffern, nur mit Pulver zu sprengendes Gestein (Grauwacke) vorkommen. Während der faule Schiefer gut verbaut werden muß, wo in einem Tag unter keinem Fall mehr als 1 Fuß höchstens 1 1/2 herausgeschlagen werden kann; und also zu den noch mehr als 600 Fuß unterirdisch zu betreibenden Canals wenigstens 400 Arbeitstage dazu gehören bis der Jughardsbrunnen durchbrochen ist“.⁴⁶

Diese atmosphärische Beschreibung untermauerte den vorhergehend beschriebenen geologischen Befund. Immer noch wurde von einem „unterirdischen Canal“ gesprochen, während im Fortgang der Geschichte die Beschreibungen „Jughardtstollen“ und „Jughardtgraben“ Verwendung fanden.

43 Vgl. StdtAG, L 1061, Brief des Provinzial-Baumeisters Hofmann an Bürgermeister Silbereisen vom 17.09.1835.

44 Vgl. ebd., L 1060, Bericht des Bürgermeister Silbereisen zu dem Kostenvoranschlag des Provinzial-Baumeisters Hofmann vom 25.05.1836.

45 Ebd., L 1061, Brief Liebigs an den Bürgermeister vom 12.06.1836.

46 Ebd., L 1060, Bericht Kirchdörfer an Bürgermeister Schneider vom 27.09.1837.

Daher fand wohl ein Wechsel der Herangehensweise statt, und das Projekt wurde wegen des terminlichen Verzuges in einigen Abschnitten dann zugleich mit einem offenen Graben vorangetrieben. Untermauert wird dies auch durch die wiederholten Beschwerden von Professor Balsler über die Behinderung seines Dienstweges. Für ihn musste der tägliche Gang in seine Klinik mit nicht zumutbaren Passagen verbunden gewesen sein, und er bat „um Herstellung eines gangbaren Weges vor meinem Hause bis zum akademischen Hospital“.⁴⁷

Im September 1835 war eine Streckenlänge von nicht ganz 30 Fuß erreicht, während aus obigem Bericht, also zwei Jahre später, eine bisher erreichte Länge von ca. 800 Fuß hervorgeht.

Trotz aller Widrigkeiten hielt man weiterhin an der bisherigen „Direction der Brunnenleitung“ fest und erweiterte im gleichen Monat den Kontrakt mit Kirchdörfer auf das Legen der eisernen Brunnenröhren „bis nach dem Jughardtsbrunnen (...) bis zum Ausfluß in den Müllerschen Garten“.⁴⁸ Die zu verlegenden 117 Röhren mit einem Durchmesser von zwei Zoll der Friedrichshütte-Solms-Laubach, J.B. Buderus Söhne, waren bereits im Juli geliefert worden.⁴⁹ In dem für diese Arbeiten erstellten Kostenvoranschlag unterscheidet Kirchdörfer ausdrücklich zwischen den Kosten für den „Canal welcher am Tag zu machen ist im Durchschnitt 6 Fuß tief 3 Fuß breit“ und dem „Stollen 6 Fuß breit, 53“ [= Zoll, W. S.] hoch unter der Erde“.⁵⁰

Immerhin waren nach drei Monaten die notwendigen Röhren verlegt und erstaunlicherweise blieben nach einem Bericht des Provinzialbaumeisters Hofmann noch Röhren übrig. Dieser führte auch die notwendige Ausführung von drei ausgemauerten Spundkammern an, deren Öffnungen mit 3 Zoll dicken Eichenbohlen abgedeckt werden mussten, da sie sich im Bereich der öffentlichen Wege befanden.⁵¹

Nach der als vollzogen gemeldeten Röhrenverlegung stellt sich die Frage, warum der Provinzialbaumeister Hofmann drei Wochen später von weiteren Stollenarbeiten berichtete, die zur Beschleunigung jetzt von zwei Seiten her betrieben wurden.⁵²

47 Ebd., Beschwerde Prof. Balsler vom 20.11.1837.

48 Ebd., Übereinkunft mit Obersteiger Kirchdörfer über das Legen der eisernen Brunnenröhren vom 07.09.1837. Beachtenswert der „Ausfluß in den Müllerschen Garten“, der auch in Liebigs Brief vom 13. August 1842 erwähnt wird. Vgl. dazu I. Teil des Beitrags.

49 Vgl. StdtAG, L 1060, Übereinkunft mit Obersteiger Kirchdörfer über das Legen der eisernen Brunnenröhren vom 07.09.1837 sowie Adressbuch 1886 (wie FN 38), 1 Zoll = 2,5 cm; hiermit betrug der (Innen-)Durchmesser 5 cm.

50 StdtAG, L 1060, Voranschlag über die bey Leitung des Jughardtbrunnen nöthigen Canal und Stollen Arbeit vom 26.07.1837. Hier sind genaue Werte zu den durchgeführten Erdarbeiten zu entnehmen, die wohl nahe an der Realität lagen. Nach diesen Angaben war der Kanal in offener Tagebauweise 150 cm tief und 75 cm breit. Der Stollen hingegen 150 cm breit und 132 cm hoch.

51 Vgl. ebd., Bericht des Provinzial-Baumeisters Hofmann an Bürgermeister Schneider vom 31.10.1837.

52 Vgl. ebd., Bericht des Provinzial-Baumeisters Hofmann an Bürgermeister Schneider vom 20.11.1837.

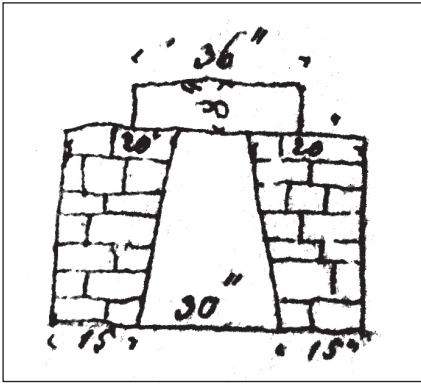


Abb. 4: Hofmanns Skizze der Ausmauerung vom 20.11.1837. Er plante am Stollenboden eine Breite von 150 cm ein. Der lichte Schachtboden sollte dann 75 cm breit werden und sich nach oben auf 50 cm verjüngen. Die Gesamthöhe geht nicht aus der Bemaßung hervor. Das beidseitige Auflager des 90 cm breiten Decksteins auf der Aufmauerung betrug jeweils 20 cm.

Dies erforderte nach Hofmann zwei zusätzliche Abteufungsschächte mit darüberstehenden Schachthütten.⁵³

Des Weiteren führte er massive Lieferschwierigkeiten für Holz an, sodass er für die Stollenversteifung stellenweise und nach seinen Vorgaben eine Steinmauerung und eine Abdeckung mit Basaltsteinen empfahl. Es erfolgte damit eine weitere Änderung des Vorgehens, aber immer noch unter der Leitung des Obersteigers Kirchdörfer, der für den laufenden Fuß ausgebauten Stollens einen Festpreis vereinbarte. Seine Vorstellung der Schachtausmauerung skizzierte Hofmann in seinem Bericht mit Maßangaben.

Im öffentlichen Verkehrsraum waren Mitte Dezember 1837 die im Projektverlauf beschriebenen offenen Gräben wieder verschlossen und gepflastert. Konkret bezog sich diese Maßnahme auf die „Überfahrten in der Universitätsstraße“

und betraf damit den von dem Kliniksleiter Balsler angesprochenen Dienstweg.⁵⁴

Nach den ohnehin schon zeitaufwendigen und unstenen Arbeitsschritten für die Umsetzung des Röhrenbrunnenprojektes erreichte den Bürgermeister wenige Tage nach Weihnachten die Hiobsbotschaft: „Dem Obersteiger Kirchdörfer ist ein beträchtlicher Theil des Stollens eingestürzt und zwar so nahe an der Chaussee, daß die öffentliche Passage, wenn nicht schleunige Vorkehrungen getroffen werden, gefährdet ist“.⁵⁵

Hofmann hielt Rücksprache mit seinem Dienstherrn, dem Kreisrat Knorr, der in seinem Schreiben deutlich von der schlechten und leichtsinnig durchgeführten Arbeit des Obersteigers Kirchdörfer sprach und die sofortige Beendigung der Zusammenarbeit mit ihm einschließlich einer zu stellenden Regressforderung erklärte.⁵⁶

53 Vgl. Lexikoneintrag „Abteufen“, in: Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, 1811, S. 123, Digitalisat: https://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/seite/bsb00009131_00070: „bey den Bergleuten, in die Teufe, das ist Tiefe, arbeiten, für abtiefen. Einen Schacht abteufen, graben, absinken“, letzter Zugriff: 05.11.2021.

54 StdtAG, L 1060, Bitte des Bürgermeisters Schneider um Zahlung der in Tagelohn ausgeführten Chaussierungsarbeiten in der Universitätsstraße vom 13.12.1837.

55 Ebd., Bericht des Provinzial-Baumeisters Hofmann an Bürgermeister Schneider vom 27.12.1837.

56 Vgl. ebd., Brief des Kreisrats Knorr an den Bürgermeister Schneider vom 05.01.1838.

3. Fortführung durch einen neuen Projektleiter

In dieser Zeit nahm der Ton im Schriftverkehr zwischen der Stadt und der Kreisverwaltung an Deutlichkeit zu, wie bereits ausführlich bei Brake erörtert wurde.⁵⁷

Die Suche nach neuen erfahrenen Bauleitern war im April 1838 vorerst erfolgreich und eine Übereinkunft konnte mit zwei Berghauern geschlossen werden. Aufgrund der bisherigen Erfahrungen erfolgte dieser Vertrag in gemeinsamer Abstimmung zwischen Kommune und Kreisverwaltung. Leider schützte diese Maßnahme wohl nicht vor dem schnellen Verschwinden der beiden Berghauer, die möglicherweise die vereinbarte 14-tägige Kündigungsfrist in Anspruch nahmen oder unbenannt unter der Ägide des „Bergpraktikanten“ Königer arbeiteten.⁵⁸

Königer war wohl der neue Mann, der alles richten sollte. In seinem sieben-seitigen Bericht legte er neben einer Bestandsaufnahme des vorgefundenen Stollenzustandes auch sehr detailliert weitere geplante Maßnahmen für den Fortgang der Arbeiten und seine Kostenkalkulation vor.⁵⁹

„Die Länge der durchgetriebenen Stollenstrecke bis zum Schachte beträgt etwa 42 Klafter, wovon beiläufig noch 20 Klafter zu mauern sind. Um den Gang dieser Arbeit zu befördern, wurden dieselben von dem Stollenmundloch in dem Schachte betrieben und zur nöthigen Förderung (Herbeischaffung) der Mauersteine und der Berge (Schutt) u. hauptsächlich zum Schließen der Mauerung ein Schacht abgeteuft (angelegt), die Sohlenpflasterung erstreckt sich soweit wie die Mauerung“.⁶⁰

In seiner angehängten Kalkulation beziffert Königer den finanziellen Aufwand auf knapp über 2200 Gulden einschließlich der Materialien. Vier Tage später wurden Buntsandsteine aus Staufenberg und Basaltsteine aus dem Klingischen Bruch im Hangelstein mit fest vorgegebenen Abmessungen bestellt.⁶¹

Erstaunlicherweise liegen für die Zeit bis zu dem Abschluss der Bauarbeiten keine erwähnenswerten Dokumente vor. Vielleicht ist diese Tatsache dem ziel-

57 Vgl. Brake, Auf dem Weg (wie FN 3), S. 189.

58 Vgl. StdtAG, L 1060, Vertragsabschluss mit den Berghauern Gottlieb Boettcher aus Danke-
rode (Harz) im Herzogthum Lauenburg und Gottlieb Gille aus Neudorf. Neben den beiden
Berghauern haben der Bürgermeister Schneider, der Kreisrat Knorr und der Provinzialbau-
meister Hofmann den Vertrag vom 28.04.1838 unterzeichnet. Es kann nur vermutet werden,
dass mit Neudorf der heutige Ortsteil in Harzgerode (Sachsen-Anhalt) gemeint ist. Zumin-
dest wäre die Gemeinsamkeit der Herkunft aus dem Harzbergbau gegeben.

59 Vgl. ebd., L 1061, Bericht und Kostenkalkulation des Bergpraktikanten Königer an Bürger-
meister Schneider vom 14.06.1838.

60 Ebd. Die Klammern im Text wurden von dem Bergpraktikanten Königer eingesetzt, wahr-
scheinlich zur Vermeidung von Fehlinterpretationen für die in der bergmännischen Sprache
eher ungeübten Gießener. 1 Klafter = 250 cm. Damit bestand zu dieser Zeit ein noch nicht
fertiggestelltes Stollenstück von 112,5 Metern und es fehlte noch ein Drittel der ursprüng-
lichen Projektstrecke. Damit war also ein Drittel des ursprünglichen Projektes noch nicht fer-
tig. Zu Maßumrechnungen vgl. Adressbuch 1886 (wie FN 38), S. 121.

61 Vgl. StdtAG, L 1060, Kostenvoranschlag für zu bestellende Steine vom 18.06.1838. Noch
heute ist an der Westflanke des Hangelsteins der aufgelassene Steinbruch zu finden.

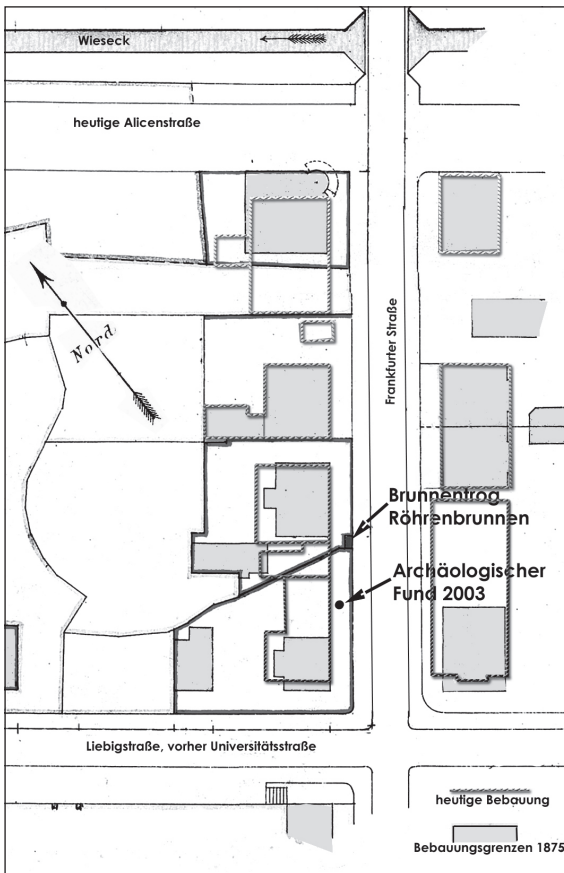


Abb. 5: Kombinationsplan, erarbeitet vom Verfasser aus aktueller Bebauung an Frankfurter Straße und „Nivellement der Bahnhof-Reichensand-Quai (unleserlich) - Universitäts-Straßen“, 12. Okt. 1875, Großherzogliches Kreisbauamt (Plan 848, StdtAG). (Anm.: mit Quai wird hier die entlang der Wieseck noch anzulegende Alicenstraße zwischen Frankfurter Straße und Bahnhofstraße bezeichnet.) Auf dem Plan ist die genaue Lage des Röhrenbrunnens ersichtlich, direkt an der schräg verlaufenden Grenze zwischen Frankfurter Str. 12 und Liebigstr. 21. Markiert wurde der Ort des archäologischen Fundes von 2003.

gerichteten Vorgehen des Bergpraktikanten Königer geschuldet, dem der Aktenlage nach während seiner Tätigkeit kein dokumentiertes Missgeschick widerfuhr.

Sicherlich geht auch der bei Straßenverbreiterungsarbeiten 1968 in der Frankfurter Straße oberhalb der Bahngleise gefundene Schlussstein auf Königer zurück. Er trug die Inschrift „Glück auf! – Giessen. – den 25ten Aug. 1838“.⁶²

Ebenfalls bei Bauarbeiten wurde 2003 vor dem Eingang der damaligen Comet-Reinigung (Frankfurter Str. 14) mutmaßlich ein Teil der alten Röhrenleitung freigelegt, und es wurde vom Fund des Jughardtbrunnens bei Liebigs Haus gesprochen.⁶³ Eigene Vermessungen lassen eine andere Möglichkeit als Schluss zu, da der eigentliche Brunnenauslass sich 13 Meter weiter stadteinwärts befinden haben müsste.

62 Vgl. Metzger, Rudolf, In Bildern lebt „Alt-Gießen“ fort. Geschichte und Geschichten aus Gießen. Hrsg. vom Oberhessischen Geschichtsverein, Gießen 1996, S. 18.

63 Vgl. Blechschmidt, Eine archäologische Entdeckung (wie FN 21), S. 218.

Daher ist es möglich, dass es sich bei dem Fund um einen der von Liebig erwähnten Brunnen der Nachbarschaft oder um einen der Abteufungsschächte handelt, wenn er nicht sogar aus späterer Zeit stammt. Für einen Brunnenschacht würde die auf einer Fotografie ersichtliche akkurate Verfertigung sprechen.⁶⁴

Leider sind auch keine Dokumente zu der offiziellen Einweihung des Brunnens bekannt, die wohl im Spätsommer 1838 stattfand, sodass zum Kapitelabschluss die anekdotenhafte Schilderung des Gießeners Louis Frech angeführt wird:

„Auch an den, seit Inbetriebnahme der Quellwasserversorgung Gießens außer Benutzung gesetzten, jetzt durch eine große Plakattafel verdeckten ‚Jughardsbrunnen‘ am Seltersberg, knüpft sich eine spaßige Engel-Erinnerung. Als nämlich dieser Brunnen im Jahre 1838 eingeweiht wurde, hielt das Kirchenrätchen die Rede. Am Schluß richtete er mit erhobener Stimme pathetisch die Worte an den Brunnen: ‚Nun Quelle, sprudle!!‘ Verstockterweise kam aber die Quelle dieser Aufforderung nicht sofort nach; es dauerte vielmehr eine Weile, bis sie endlich ‚sprudelte‘. Ein frenetischer Beifall des zahlreich erschienenen Publikums half über die etwas peinlich gewordene Situation hinweg. Böse Zungen behaupteten, der Anschluß an die Quelle sei noch nicht fertig gewesen, als Engel die Rede hielt. Man habe daher aushilfsweise am oberen Ende Wasser in die Leitung gegossen, welches dann natürlich ein paar Minuten Zeit brauchte, bis es zu dem Ausfluß hinabgeflossen war. Von dem Vorfall mußte der damalige Großherzog Ludwig III. gehört haben, denn als ihm der Kirchenrat einige Zeit später wegen eines erhaltenen Ordens die übliche Dankvisite abstattete, konnte es sich der bekanntlich einem guten Mutterwitz nicht abholde Fürst nicht verkneifen, an den Besucher die Frage zu richten: ‚Sagen Sie mal, Engel, wie war das damals doch eigentlich mit dem Jughardsbrunnen, der ausgerechnet in dem Augenblick, als er sprudeln sollte, versagte, aber kurz drauf doch noch lief?‘ – ‚Königliche Hoheit‘, erwiderte Engel schalkhaft, ‚mr hatte a wink (wenig) nachgeholfel!‘“⁶⁵

4. Ein Blick auf die Zeit nach der Brunneneinweihung

Es verging nach der Brunneneinweihung kein halbes Jahr, als der Garten des Hospitalverwalters Peppler infolge eines Stolleneinbruchs absackte.⁶⁶ Es kam zu einer Klage des Geschädigten gegen die Stadt, die letztendlich in einem Vergleich endete.⁶⁷ Nach Aktenlage musste sich der Gemeinderat 1862 und 1877 mit neuerlichen Stolleneinbrüchen beschäftigen, wobei der Ort des letzteren Vorfalles sich konkret vor dem ehemaligen Haus Dietz befand.⁶⁸

64 Vgl. Gießener Anzeiger vom 15.04.2003.

65 Frech, Louis, Geschichten aus Gießen, Hrsg. von Union Gießen 1873, Gießen 1986, S. 227 f.

66 Vgl. StdtAG, L 1061, Bericht des Bürgermeisters an den Kreisrat vom 02.02.1839.

67 Vgl. ebd. sowie ebd., L 1060, Beschluss in der Sache Peppler als Kläger gegen die Stadt Gießen vom 30.07.1839.

68 Vgl. ebd., Meldung des Polizeidieners Erdmann vom 13.09.1877. Er führt eine Gefährdung des Personenverkehrs an.

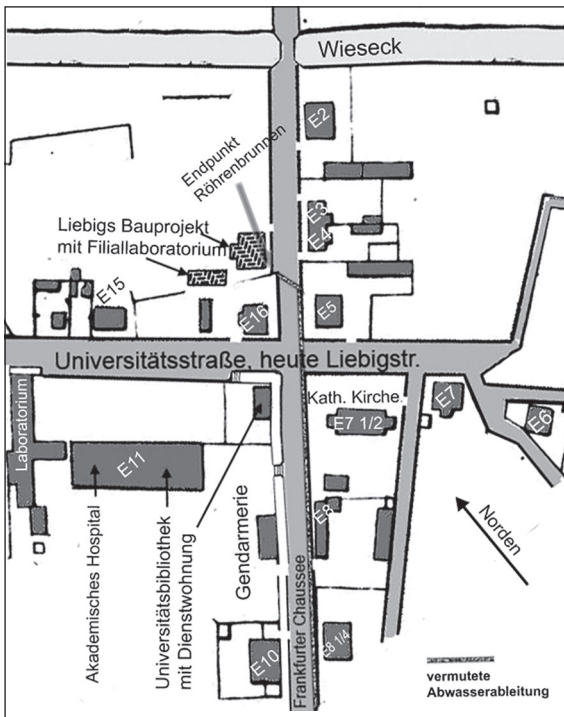


Abb. 6: Konstruktionsplan für 1842, erarbeitet vom Verfasser aus den Brandkataster-einträgen und dem „Übersichtsplan von der Stadt Giessen mit ihrer Umgebung – als Bauplan genehmigt am 25. Sept. 1844“, StAGi, Abbildung auch in: *Von der Burg zur modernen Stadt – 800 Jahre Gießener Stadtentwicklung*, Gießen, 1997, Brühlscher Verlag, S. 59. Darstellung des baulichen Entwicklungsstandes auf dem Seltersberg zwischen Selterstor und späterer Wilhelmstraße (noch nicht angelegt).

5. Die Frage nach dem Verlauf der Gräben

In den vorhergehenden Abschnitten wurde sehr ausführlich der Werdegang des einen der von Liebig geschilderten, überwölbten Gräben beschrieben. Dabei handelte es sich um eine Wasserröhrenverbindung, die stadteinwärts gesehen auf der linken Straßenseite ausgeführt wurde. Sie begann an dem Jughardtbrunnen an der heutigen Ecke Friedrichstraße/Frankfurter Straße und führte über den öffentlichen Verkehrsraum mit Querung der Universitätsstraße zu der straßenseitigen Grundstücksgrenze zwischen dem Haus Dietz und dem später erbauten Haus Liebig. Hier wurde ein Austrittsbrunnen angelegt, der wohl mehr oder weniger unkontrolliert über ein Wiesenstück des Gastwirts Müller in die Wieseck abgeleitet wurde.

Zusätzlich ist in Liebigs Brief von einem zweiten Graben die Rede, „der die Chaussee quer durchschneidet“.⁶⁹ Auch in dem am 15. Juli 1843 zwischen der Stadt, Prof. Liebig und Kaufmann Müller geschlossenen Vertrag wird beschrieben, dass „das am oberen Theile des Liebigschen Hauses mittelst eines Durchlasses durch

⁶⁹ Ebd., Autographen-Sammlung, Brief Liebigs vom 13. August 1842 (vgl. auch Transkription in Teil I: 1.b), [S. 1]).

die Chaussee von der entgegengesetzten Seite derselben herüber geleitete Wasser, sowie das Abfallwasser des städtischen Brunnens an jener Stelle [gemeint ist hier der 1838 fertiggestellte Brunnen, W.S.] (...), durch einen besonderen, zu diesem Zwecke zu errichtenden Ableitungs-Kanal abzuführen“ sei.⁷⁰

Die Formulierung sichert einen 1843 bestehenden weiteren, gedeckten Wasserzulauf, der nach Durchquerung der Frankfurter Straße zur Grenze zwischen den Grundstücken Liebig und Dietz verlief. (s. Abb. 5 u. 6). Die Existenz dieses Zulaufs kann aktuell nicht durch Akten belegt werden und geht bisher nur aus der Textpassage in Liebigs Brief und aus dem mit der Stadt abgeschlossenen Vertrag hervor. Zur Ergründung der Sinnhaftigkeit ist daher ein Blick auf die örtlichen Gegebenheiten notwendig.

Die Chaussee nach Butzbach verlief vor dem Bau der Kaserne nach Querung der dem Stadttor nahegelegenen Wieseck bis zum Hangbeginn des Seltersberges relativ



Abb. 7: Ansicht des Seltersberges um 1820 von Ernst Bieler, Ölgemälde im Privatbesitz. Zu sehen ist die neu erbaute Kaserne, die neue Brücke über die Richtung Südwesten verlegte Wieseck. Im Vordergrund ist noch der alte Bacharm erkennbar. Abbildung auch in: Brake/Ehlers/Häring (Dokumentation), Liebig in Gießen, S. 14.

70 Zit. n. Blechschmidt, Eine archäologische Entdeckung (wie FN 21), S. 218.

eben. Es folgte ein starker Anstieg, der bei Dieffenbach sehr treffend beschrieben wird und bei dem Englischen Hof (v. Rabenau) den höchsten Punkt erreicht.⁷¹

Im Zusammenhang mit dem Kasernenbau wurde der Wieseckbogen nächst dem Selterstor 1815 für eine Begradigung soweit wie möglich in südwestliche Richtung bis an den Hangbeginn verlegt. 1818 wurde etwas westlich der alten Wieseckpassage eine neue und höhere Steinbrücke errichtet. Die sich anschließende starke Steigung der Chaussee entschärfte man mittels eines sanfter ansteigenden Dammes, der am Selterstor begann und über die höhere Wieseckbrücke bis zu dem Kasernenareal führte.

Damit war auf diesem Chausseeabschnitt für den Bau von Häusern im Hangbereich ein geringerer Aushub für die Bauplätze notwendig. Auf Straßenfrontlänge wurde bergwärts abgetragen und der Aushub stadtwärts zur Auffüllung verwendet. Es entstand zusammen mit den vorgeschriebenen Vorgärten eine Terrassierung der Liegenschaften, die bis zur Verbreiterung der Frankfurter Straße in der Nachkriegszeit noch gut erkennbar war.

Bis 1838, dem Jahr der Einweihung des Jughardtbrunnens, standen stadteinwärts ab der heutigen Wilhelmstraße unmittelbar an der rechten Chausseeseite die Häuser Lit. E. 1 bis E. 5 und E. 8.⁷² Das Nivellement für den Bau der Bonifatiuskirche (E. 7 1/2) war zu dieser Zeit sicherlich in Angriff genommen worden.⁷³

Auf der linken Seite gab es nur die Gebäude Lit. E. 10, die ehemaligen Kasernengebäude E. 11 und das Eckhaus Dietz E. 16.⁷⁴ Wie angeführt befand sich unterhalb des Hauses Dietz bis zur Wieseck unbebautes Gelände, über das das Wasser aus den beiden überwölbten Gräben „längs der Chaussee“ bisher unreguliert abgeleitet wurde.⁷⁵

71 Vgl. Dieffenbach, Philipp, Ansichten von Giessen und seiner Umgebung, Gießen 1853, S. 6. Dieffenbach beschreibt hier die Gegebenheiten 50 Jahre früher. Für Hofgut v. Rabenau vgl. Denkmaltopographie (wie FN 8), S. 315.

72 E. 1 war das Haus des Provinzialbaumeisters Hofmann direkt am Selterstor. Umgebaut zum Café Hettler war es in der Nachfolgenutzung eine Gießener Institution und wurde im Mai 1973 abgerissen. E. 2, heute Frankfurter Straße Nr. 7, wurde als Hessischer Hof bekannt. E. 3 und E. 4, heute Doppelhaus Nr. 11 u. 13. E. 5 auf der Ecke Frankfurter Straße/Liebigstr., Haus Balsler, später Liebigstr. 23 mit Eisenbahnverwaltung, kriegszerstört. E. 8, später Frankfurter Str. 23, bekannt als Russischer Hof, wurde nach dem Krieg für den Neubau Frankfurter Str. 21 abgerissen.

73 Vgl. Katholische Kirchengemeinde St. Bonifatius (Hrsg.), Kirchenführer St. Bonifatius Gießen, Gießen 1996, S. 14. Die Grundsteinlegung für den Kirchenbau erfolgte am 1. August 1838. Am 7. September 1840 wurde die Kirche geweiht.

74 E. 10 ist heute massiv überbaut. Es handelt sich um das Gebäude der Apotheke, Frankfurter Str. 24. E. 11 war der ehemalige Kasernenkomplex, dazu gehörte an der Frankfurter Straße: die Gendarmeriekaserne, heute Frankfurter Str. 20 mit Eisenbahnverwaltung, und die Dienstwohnung des Bibliothekars Adrian, abgerissen um 1967, heute Parkplatz. E. 16 war Haus Dietz, heute Hotel in der Liebigstr. 21.

75 StdtAG, Autographen-Sammlung, Brief Liebigs vom 13. August 1842 (vgl. auch Transkription in Teil I: 1.b), [S. 1]).

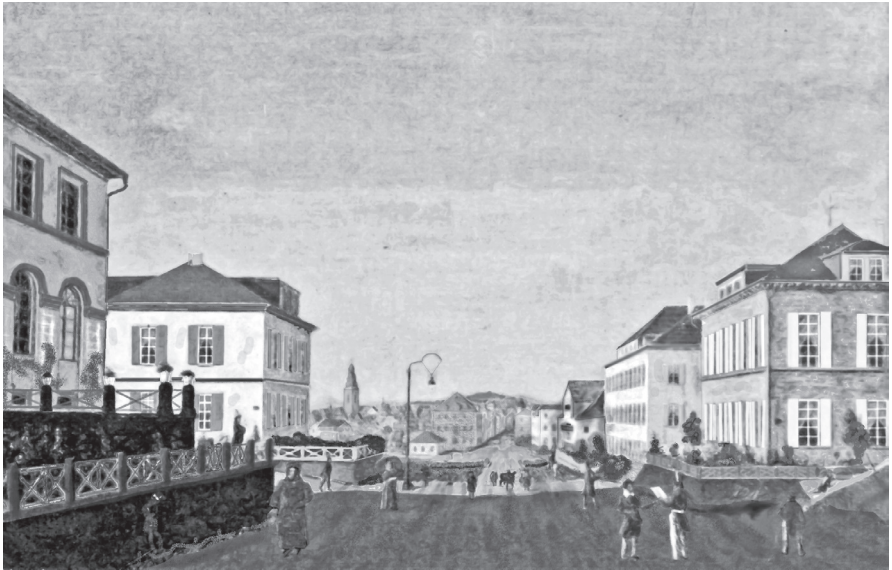


Abb. 8: Blick vom Seltersberg auf die Stadt um 1835. Deutlich sichtbar sind die terrassierten Vorgärten an der Chaussee. Nachbearbeitete Abbildung aus: Wegweiser durch die Universitätsstadt Giessen und ihre Umgebung, Verlag Emil Roth, Gießen 1907, S. 55.

Das parallel der Straße abfließende Wasser war auch das von Liebig geschilderte Problem, denn damit floss es direkt über den geplanten Bauplatz. Als Lösung eignete sich die Stadt mit den beiden Anrainern Liebig und Müller auf eine kanalisierte Fortführung des Wassers senkrecht zur Chaussee. Dadurch wurde es an der Südwestseite des geplanten Hauses entlang und vor dem Hintergebäude vorbei tiefer in Liebigs Grundstück gelenkt. Von dort verschwenkte der Wassergraben über das Grundstück Müllers Richtung Wieseck. Die Kosten für den fortgeführten Kanal wurden von der Stadt übernommen. Im Gegenzug mussten Liebig und Müller den ungehinderten Abfluss in ihre Verantwortung übernehmen und erhielten als Ausgleich von der Stadt 400 Gulden und zwei trockene Bauplätze.⁷⁶

Bleibt zur Klärung noch der querende Wasserfluss von der gegenüberliegenden Seite. Hier ist ein schräger Verlauf durch die Straße anzunehmen, wie er häufig in Gebirgsregionen zu beobachten ist. Aus den Formulierungen Liebigs ging hervor, dass der Zulauf direkt auf den Brunnenaustritt des Jughardtbrunnens abzielte. Es handelte sich dabei sehr wahrscheinlich um einen Ableitungskanal für das Niederschlagswasser, das vom höchsten Punkt kommend stadtwärts am rechten Straßen-

76 Vgl. Blechschmidt, Eine archäologische Entdeckung (wie FN 21), und den Schluss von Teil I dieses Beitrags.

rand entlang lief und dann über einen Senkkasten schräg nach links abgeführt wurde. Die Querung musste aus strömungstechnischen Gründen in Höhe des Hauses Balsler (Lit. E. 5) erfolgt sein.

Es ist durch die vorhandene Aktenlage nicht belegbar, aber wegen der Geländebedingungen möglich, dass 1838 die Ableitung des Niederschlagswassers der Chaussee auf der rechten Seite wegen der bestehenden Bebauung mit den terrassierten Vorgärten nicht bis zur Wieseck geführt werden konnte oder sollte. Hier wäre bei offenem Graben das Wasser über die Hofzufahrten der Häuser E. 4, E. 3 und E. 2 geflossen. Darüber hinaus wäre die direkte Weiterführung eines abgedeckten Grabens auf der rechten Seite ungefähr viermal länger gewesen als die umgesetzte Querungsvariante zu dem Wiesenstück auf der linken Seite, wo 1838 einer freien Ableitung nichts im Weg stand.

Zum jetzigen Zeitpunkt kann keine Aussage dazu gemacht werden, ob dieser überdeckte Querungskanal im Rahmen der Baumaßnahmen des Röhrenbrunnens installiert oder bei anderer Gelegenheit durchgeführt wurde.

6. Schlussbetrachtung

Die inhaltliche Aufarbeitung des von Liebig verfassten Briefes an den Bürgermeister erforderte die Betrachtung der zeitlich und topografisch bedingten Hintergründe. Sie offenbarten die Schwierigkeiten eines Aspektes bei der Erschließung des größten Neubaugebietes Gießens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die zuständigen Entscheidungsträger ließen eine gewisse Unbeholfenheit bei der Ausführung erkennen, die zum Teil dem damaligen Stand der Technik geschuldet war. Auch die zu dieser Zeit lokal vorhandene Unerfahrenheit bei der Anlage eines wasserführenden Systems in hartem Untergrund führte zu den geschilderten Problemen mit gegenseitiger Schuldzuweisung. Die ursprünglich von dem Provinzialbaumeister 1835 aufgestellte Kalkulation in Höhe von 590 Gulden wurde 1839 um mehr als das Dreifache überschritten. Letztendlich reiften alle Beteiligten an dem Projekt bei einer gleichzeitigen Kostenexplosion, einem auch heute noch anzutreffenden Phänomen bei Projektplanungen.

Liebig trat im Februar 1835 nicht als Initiator der Eingabe an den Bürgermeister auf. Zu dieser Zeit befand er sich in der produktivsten Phase seiner analytischen Tätigkeit. Weiterhin galt sein vorrangiges Interesse neben seinem Unterricht vor allem dem akut vorhandenen Platzmangel in dem chemischen Laboratorium, dem er mit Bitten an den Staatsrat Linde für einen Erweiterungsbau begegnete.⁷⁷ Parallel bat er wegen der Arbeitsüberlastung um die Anstellung eines Assistenten.⁷⁸

77 Vgl. Wehrich, Georg, Beiträge zur Geschichte des chemischen Unterrichts an der Universität Gießen, in: Jahresbericht des Großherzoglichen Realgymnasiums und der Realschule zu Gießen 1891, Gießen 1891, S. 34. Der erste Erweiterungsbau des chemischen Laboratoriums wurde im Jahre 1835 ausgeführt.

78 Vgl. Felschow, Eva-Marie/Heuser, Emil, Universität und Ministerium im Vormärz – Justus Liebig's Briefwechsel mit Justin von Linde. Hrsg. von Peter Moraw und Heiner Schnell, Gießen 1992 (Studia Giessensia, Bd. 3), 12. Brief Liebig an Linde vom 12.02.1835, S. 26 f. u.

Zum Zeitpunkt des im I. Teil vorgestellten Briefes war Liebigs Interessenslage eine andere. Durch den erfolgten zweiten Erweiterungsbau des chemischen Laboratoriums hatten sich in der Folgezeit seine Arbeitsbedingungen deutlich verbessert.⁷⁹ Ungefähr ab dieser Zeit vermied Liebig zunehmend die theoretischen Streitgespräche mit seinen Kollegen und investierte vermehrt seine Energie in die Außendarstellung, wozu sicherlich auch das eigene Haus in einer 1A-Lage gehörte.⁸⁰

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellen:

Stadtarchiv Gießen (= StdtAG)

- L 1060 (Gemeindeangelegenheiten, Jughardtbrunnen)
- L 1061 (Gemeindeangelegenheiten, Anlegung eines Brunnens in der Universitätsstraße)
- N 2747 (Brandkataster, 1819–1838)
- N 2748 (Brandkataster, 1838–1863)
- N 2841 (Ratsprotokolle, 1840–1843)
- N 2842 (Ratsprotokolle, 1843–1844)
- Erster Theil des Grundbuchs der Gemeinde Giessen. 2. Band
- Planabteilung 848, „Nivellement der Bahnhof-Reichensand-Quai [unleserlich] – Universitäts-Straßen“, 12. Oktober 1875, Großherzogliches Kreisbauamt
- Planabteilung, „Übersichtsplan von der Stadt Giessen mit ihrer Umgebung – als Bauplan genehmigt am 25. Sept. 1844“
- Autographen-Sammlung

Hessisches Landesarchiv, Abteilung Staatsarchiv Darmstadt (= HLA, StAD)

- Bestand S1, Nr. Nachweis 1, Müller, Karl (+ 1849)

Hessische Landes- und Hochschulbibliothek (= HLHB)

- Planabteilung, HS 209, „Pronnerscher Atlas“

Literatur:

Adressbuch der Provinzial-Hauptstadt Giessen für das Jahr 1886, Gießen [1886].

Adreß-Buch der Stadt Gießen 1841, Gießen [1841].

Adress-Kalender der Stadt Giessen. Erster Jahrgang 1840, Gießen [1840].

Fußnote dort. Am 02.04.1835 erhielt Carl Jacob Ettling eine Anstellung als Assistent. Die Arbeitsüberlastung zu dieser Zeit geht aus vielen Quellen hervor, vgl. u. a. ebd.: „(..) daß ich es Ihnen allein verdanke, denn Sie haben die Bitterkeit meines Lebens von mir genommen, in der nervösen Aufregung wie früher würden meine Kräfte keinen Widerstand leisten können.“ Diese Zeilen Liebigs nehmen Bezug auf die genehmigte Vergrößerung des Laboratoriums und die Vergrößerung seines Wohnraums im Obergeschoss.

79 Vgl. ebd., 76. Brief Liebig an Linde, S. 111. Der zweite Erweiterungsbau wurde nach einer Bauzeit von 3 1/2 Monaten am 26.11.1839 fertiggestellt.

80 Vgl. Brock, William H., Justus von Liebig – eine Biographie des großen Wissenschaftlers und Europäers, Braunschweig/Wiesbaden 1999, S. 80.

Bingsohn, Wilhelm/Brake, Ludwig/Brinkmann, Heinrich, Von der Burg zur modernen Stadt. 800 Jahre Gießener Stadtentwicklung. 1197–1997. Hrsg. im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen von Ludwig Brake, Gießen 1998.

Blechschildt, Manfred, Eine archäologische Entdeckung in Gießen: Der Liebig-Brunnen zum Liebig-Jahr 2003, in: MOHG 90 (2005), S. 217–219.

Brake, Ludwig/Ehlers, Eckard/Häring, Friedhelm (Dokumentation), Liebig in Gießen. Vom Außenseiter zum Ehrenbürger. Hrsg. vom Magistrat der Universitätsstadt Gießen, Gießen 2003.

Ders., Auf dem Weg zur modernen Stadt. 1850 bis 1914, in: Ders. und Heinrich Brinkmann (Hrsg.), 800 Jahre Gießener Geschichte 1197–1997. Hrsg. im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen, Gießen 1997, S. 182–214.

Brock, William H., Justus von Liebig – eine Biographie des großen Wissenschaftlers und Europäers, Braunschweig/Wiesbaden 1999.

Buchner, Otto, Aus Gießens Vergangenheit – Culturhistorische Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten, Gießen 1885.

Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmäler in Hessen. Universitätsstadt Gießen. Hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen. Karlheinz Lang unter Mitwirkung von Christel Wagner-Niedner, Braunschweig/Wiesbaden 1993.

Dieffenbach, Philipp, Ansichten von Giessen und seiner Umgebung, Gießen 1853.

Felschow, Eva-Marie/Heuser, Emil, Universität und Ministerium im Vormärz. Justus Liebig's Briefwechsel mit Justin von Linde. Hrsg. von Peter Moraw und Heiner Schnelling, Gießen 1992 (Studia Giessensia, Bd. 3).

Frech, Louis, Geschichten aus Gießen. Hrsg. von Union Gießen 1873, Gießen 1986.

Katholische Kirchengemeinde St. Bonifatius (Hrsg.), St. Bonifatius Gießen – Kirchenführer, Gießen 1996.

Metzger, Rudolf, In Bildern lebt „Alt-Gießen“ fort. Geschichte und Geschichten aus Gießen. Hrsg. vom Oberhessischen Geschichtsverein, Gießen 1996.

Raßner, Sabine/Euler, Thomas, Kreisjubiläum 2021. 200 Jahre Landkreis Gießen und 75 Jahre Kreistag. Hrsg. vom Kreis Ausschuss des Landkreises Gießen in Kooperation mit dem Oberhessischen Geschichtsverein, Gießen 2021.

Schmidt, Werner, Liebig's Gießener Wohnhaus, in: Liebig-Museum (Hrsg.), Liebig lebt! 100 Jahre Liebig Museum im Laboratorium. Gemeinsam zum Weltkulturerbe, Gießen 2020, S. 28 f.

St. Bonifatius Gießen – Kirchenführer.

Wehrich, Georg, Beiträge zur Geschichte des chemischen Unterrichts an der Universität Gießen, in: Jahresbericht des Großherzoglichen Realgymnasiums und der Realschule zu Gießen 1891, Gießen 1891, S. 34.

Online-Ressourcen:

Adelung, Johann Christoph, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, 1811:

(<https://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/online/angebot>).

Hessische Biographie (<https://www.lagis-hessen.de/and>.)

Universitätsstadt Gießen (www.giessen.de).

Hermann Levi in Mannheim – Eine Spurensuche

SUSANNE REBER

Der Gießener Rabbiner Dr. Benedikt Levi fasste einige Jahre nach dem Tod seiner Frau Henriette, geb. Mayer (1807–1842) den Entschluss, seinen jüngeren Sohn Hermann, bei dem sich eine außergewöhnliche musikalische Begabung abzeichnete, zur Verwandtschaft seiner Frau, nach Mannheim, zu schicken. Dort bot sich aus Sicht des Rabbiners eine bessere Förderung seines Sohnes an, da in dieser Stadt eine große Anzahl von Verwandten lebte, die auch in der Lage war, Hermann eine sehr solide musikalische und schulische Ausbildung zu ermöglichen. Das Großherzogliche Hof- und Nationaltheater hatte über die Stadtgrenze hinaus einen guten Ruf, außerdem wirkte in Mannheim der angesehene Dirigent Vinzenz Lachner (1811–1893).

Die weitverzweigte Verwandtschaft Hermann Levis

In Mannheim hatte sich Hermanns Großtante Rosette Feidel, geb. Ladenburg (1807–1884) bereiterklärt, die Rolle als Ziehmutter zu übernehmen. Sie wohnte im Stadtzentrum, im Quadrat D 3,12. Im Haus wohnte ebenfalls sein Großonkel Dr. jur. Leopold Ladenburg mit seiner Frau Delphine, geb. Picard (einer Cousine zweiten Grades von Hermann Levi) und den Kindern Heinrich (1840). Albert (1842) und Luise (1843). Sein Urgroßvater Wolf Hayum Ladenburg hatte dort ebenfalls sein Domizil.¹ Nebenan war das Bankhaus Ladenburg, das Wolf Hayum Ladenburg gegründet hatte und das die wirtschaftliche Entwicklung Mannheims entscheidend prägen sollte.

Rosette Feidel war die Tochter von Wolf Hayum (1766–1851) und Wilhelmine „Mina“ Ladenburg, geb. Lorch (1770–1845). Rosette Ladenburg (19. Mai 1807–19. März 1884) wurde mit dem Enkel des Kasseler Oberhofagenten Feidel David, Philipp Feidel (1803–1855) verheiratet. Philipp Feidel war ebenfalls in das Bankgeschäft seines Vaters eingetreten.² Die Ehe wurde Jahre später geschieden und Rosette Feidel kehrte nach Mannheim zu ihrer Familie zurück.

Rosette Feidels ältere Schwester Rebekka (27. Jan. 1788–24. Jan. 1854) war mit Hayum Gottschalk Mayer (09. Aug. 1785–20. Jul. 1856) verheiratet. Aus der Ehe ging die erstgeborene Tochter Henriette „Jette“ Mayer (28. Jan. 1807 in Mannheim – 23. Dez. 1842 in Gießen) hervor, die 1839 Mutter von Hermann Levi wurde. Hayum Mayer war der Sohn des Hoffaktors und Rabbiners Gottschalk Mayer, der die zweite Generation der kurpfälzischen Hoffaktoren aus der Familie Mayer darstellte.

1 Mannheimer Adress-Kalender auf das Jahr 1854, Mannheim.

2 https://www.alemannia-judaica.de/kassel_synagoge.htm (Zugriff am 11.10.2021).

Hayum Mayer war Eigentümer der größten Blättertabakhandlung in Mannheim. Familie Mayer bewohnte das Haus in A 4, 5; im selben Quadrat sollte später ihr Enkel Hermann das Großherzogliche Lyceum besuchen. Außer Henriette hatte Familie Mayer noch die Kinder Leopold (1808–1875), Rudolph Lehmann (1809–1884), Therese (1811–1892), Max (1818–1871), Friederike (1820–1890) und Betti (1822–1849).³

Als Hermann Levi nach Mannheim kam, führten die beiden jüngeren Brüder seiner Großmutter Rebekka, Seligmann und Hermann Ladenburg, das Bankhaus. Hermann Ladenburg (20. Okt. 1791–05. Apr. 1862, verheiratet mit Hayum G. Mayers Schwester Sara Anna (18. Apr. 1793–23. Feb. 1855),⁴ hatte ebenfalls das Mannheimer Lyceum besucht, trat aber schon mit 13 Jahren in die väterliche Bank ein. Hermann Ladenburg wohnte mit seiner Familie direkt neben dem gleichnamigen Großneffen im Quadrat D 3, 13. Außerdem war Hermann Ladenburg ständiger Berater der Großherzogin Stephanie von Baden (eine ehemalige Kaiserliche Prinzessin Stéphanie de Beauharnais und Adoptivtochter Napoleons), die ihm in all ihren geschäftlichen Angelegenheiten vertraute.⁵ Die Großherzogin residierte in einem Seitenflügel des Mannheimer Schlosses, so dass Hermann Ladenburg nur an einem Quadrat vorbeigehen und die Straße überqueren musste, um vor der Schlossanlage zu stehen.

Sein gleichnamiger Großneffe besuchte das Großherzogliche Lyceum in A 4, 1, das sich gegenüber dem Westflügel des Schlosses befand. Es wurde von Gymnasialdirektor Prof. Johann Peter Behaghel (1805–1871) geleitet. Der Unterricht umfasste die Fächer Deutsch, Naturgeschichte, Naturlehre, Geographie, Geschichte, Griechisch, Latein, Französisch, Religion, Mathematik, Physik, Kalligraphie, Rechnen, Gesang und Zeichnen.⁶ Hermanns Schulkameraden waren Victor Lenel, der später mit seinem Bruder und dem Bankhaus Hohenemser und Friedrich Julius Bensinger die „Rheinische Hartgummiwaren-Fabrik“ gründen würde, die u. a. Schildkröt-Puppen produzierte und Hermann Behaghel, Sohn des Gymnasialdirektors und späterer Architekt der Heidelberger Synagoge und vieler Kirchen in Nordbaden. In Hermanns Klasse gingen Ernst Carlebach, der Spross einer bedeutenden Rabbinerfamilie, der später Antiquar und Buchhändler in Heidelberg wurde, Carl Fuchs, später Professor für Geologie und Ferdinand Scipio, der es zum Reichstagsabgeordneten, Mitbegründer der Rheinischen und der Pfälzischen Hypothekenbank, Guts- und Plantagenbesitzer in Kamerun bringen würde. Ihre Lehrer am Lyceum waren Karl Alois Fickler (1809–1871), Otto Deimling (1821–1875) und Karl Rapp (1824–1917).⁷

3 Ladenburg, Leopold, Stammtafel der Familie Ladenburg, 1882, Mannheim.

4 Ebenda.

5 Rosenthal, Berthold, Die Ahnentafel des Georg Ludwig Mayer in Mannheim, 1937.

6 Mannheimer Adress-Kalender auf das Jahr 1854, Mannheim.

7 Ebenda.

Hermann Levis zahlreiche Großonkel aus der Ladenburg-Familie hatten das Lyceum durchlaufen. Unter ihnen ragt Seligmann Ladenburg hervor. Er führte nicht nur, in der Nachfolge seines Vaters Wolf Hayum Ladenburg, das gleichnamige Bankhaus, sondern war Berater mehrerer badischer Finanzminister und Mitbegründer zahlreicher Aktiengesellschaften im Raum Mannheim. Lange Zeit fungierte er als Vorsitzender im Aufsichtsrat der BASF. Von 1839 bis 1863 gehörte Seligmann Ladenburg der Handelskammer Mannheim an und engagierte sich im Börsenvorstand der Produktenbörse. Verheiratet war er mit Julie geb. Goldschmidt aus Kassel. Sie entstammte einer angesehenen Kasseler Familie, die mit der „Gebr. Goldschmidt Indigo- und Farbwarenhandlung“ international operierte. Eine Familie, in die auch Rosette Feidels Schwägerinnen Emilie und Juliane eingeheiratet hatten.⁸

Ein weiterer Verwandter war Joseph Hohenemser (10. Sept. 1794–12. Mai 1875), ein Cousin von Hermann Levis Großmutter Rebekka Mayer und der Großtante Rosette Feidel. Außerdem war er mit deren Schwester Regine Ladenburg verheiratet. Auch er war Bankier und lebte mit seinem Bruder Moritz Hohenemser (1796–1867) in C 3, 6, unweit von Hermann Levis Schule. Joseph Hohenemser trat 1820 mit seinem Bruder Moritz als Teilhaber in das Bankhaus Hohenemser seines Vaters ein, das dann unter „Hirsch Levi Hohenemser & Söhne“ firmierte. Joseph Hohenemser war zusammen mit seinem drei Jahre jüngeren Schwager und Cousin Seligmann Ladenburg prägend für den wirtschaftlichen Aufstieg Mannheims. 1847 vertrat er mit Ministerialrat Brauer die badische Regierung auf der Leipziger Wechselkonferenz zur Beratung des Entwurfs einer gemeinsamen Wechselordnung. Im Jahr 1862 war er an der Gründung der Mannheimer Produkt- und Wertpapierbörse beteiligt. In demselben Jahr trat er in den Verwaltungsrat der neugegründeten Mannheimer Dampfschlepp-Schiffahrtsgesellschaft ein. Zwei Jahre später wurde er Mitglied des Kuratoriums zur Errichtung einer zentralen Badischen Bank, die 1870 nach vielen Schwierigkeiten in Mannheim gegründet wurde. Joseph Hohenemser gehörte lange Zeit dem Synagogenrat an, dessen Vorsitz er von 1838–1848 innehatte, ebenso war er im gleichen Zeitraum Vorsitzender der jüdischen Gemeinde. Abgelöst wurde er durch seinen Schwager und Cousin Dr. jur. Leopold Ladenburg. Im Jahr 1829 gründete er mit seinem Schwager Seligmann Ladenburg die Ressourcengesellschaft als Treffpunkt der Gemeinde in C 1, 2 und blieb bis 1838 ihr Vorsitzender. Im April 1835 beteiligte er sich an der Petition an die zweite Kammer der Ständeversammlung in Karlsruhe, um die volle Gleichberechtigung der Juden in Baden zu erreichen. Seine Söhne Carl (1821–1896), Ludwig (1829–1904) und Fritz (1837–1925) führten das Bankhaus weiter, bis es 1919 von der Rheinischen Creditbank, später der Deutschen Bank, übernommen wurde. Sein vierter Sohn August Hohenemser (1834–1914) war Nationalliberaler Stadtverordneter. Posthum wurde er mit dem Ritterkreuz 1. Klasse des Zähringer Löwenordens geehrt. Auch gesellschaftliches Engagement spielte eine wichtige Rolle. Joseph Hohenemser engagierte sich

8 Stadtarchiv Mannheim, C II Fam. 0103H.pdf und <https://digital.bib-karlsruhe.de/periodical/pageview/152000> (Zugriff 22. Sept. 2021).

u. a. im „Verein zur Verbesserung des Dienstbotenwesens“, sein Sohn Carl war Mitglied im Verwaltungsrat der Höheren Bürgerschule in N 6, 4.⁹

Zum musikalischen Umfeld Hermann Levis in Mannheim

Hermann Levi erhielt ab 1852 Unterricht bei Hofkapellmeister Vinzenz Lachner, der mit seiner Familie im Quadrat D 4, 15 wohnte, nicht weit entfernt von seinem Arbeitsplatz, dem Großherzoglichen Hof- und Nationaltheater in B 3,1. Wahrscheinlich auf Vermittlung der Cousine seiner Mutter Henriette, Delphine Ladenburg, geb. Picard (24. April 1814 in Straßburg/Elsass – 02. Jan.1882). Nach ihrer Heirat mit ihrem fünf Jahre älteren Onkel Leopold unterhielt Delphine Ladenburg einen Salon, in dem Robert Schumann (1810–1856) und die Brüder Franz (1803–1890) und Vinzenz Lachner (1811–1893) zu Gast waren.¹⁰ Bei dieser Gelegenheit könnte sie auch einmal den im selben Haus lebenden Sohn ihrer verstorbenen Cousine Henriette, Hermann, erwähnt haben und ob der Herr Hofkapellmeister Vinzenz Lachner ihm nicht Unterricht erteilen wolle. Hermann lernte bei Lachner ab 1852 Klavierspiel, Theorie, Komposition und Repertoire-Studium, das er durch Opern-

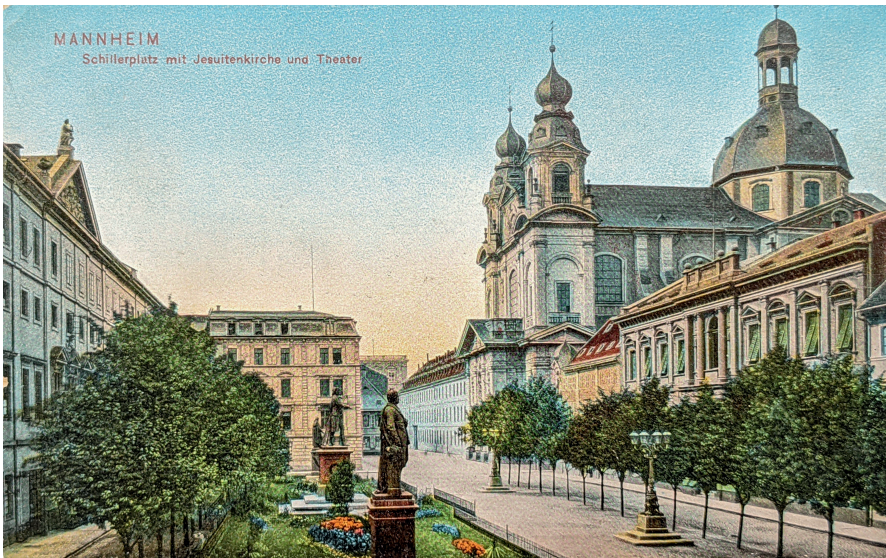


Abb. 1: Ansichtskarte „Mannheim. Schillerplatz mit Jesuitenkirche und Theater“ (1906, Dr. Trenkler Co., Leipzig).

9 Stadtarchiv Mannheim B II Fam. 01.1928Seite129.pdf.

10 Lessing, Hans-Erhard, Mannheimer Geschichtsblätter 15/2008.

aufführungen in der Praxis am Großherzogl. Hof- und Nationaltheater in B 3, 1 in der Praxis vervollständigen konnte.¹¹

Über Rosette Feidel ist nicht viel überliefert, aber sie war an Literatur und Musik sehr interessiert, was durch ihre Mitgliedschaft in der Deutschen Tonhalle, einem „Verein zur Förderung der Tonkunst durch Preisausschreiben“, der 1854 253 Mitglieder hatte, belegt ist. In dessen Vorstand war K.F. Heckel, wobei es sich wahrscheinlich um den Mannheimer Musikalienhändler und -verleger Karl Ferdinand Heckel handelte.¹² Die Musikalienhandlung Heckel verkaufte nicht nur „Concert u. Salon Flügel“, sondern auch „Pianoforte, Saiten, Noten, sowie Farben, Pinsel und Leinwand“ für bildende Kunst. Außerdem betrieb sie einen Instrumentenverleih. Ab 1833 gab es dort eine „Musik-Lehranstalt, besonders für das Pianofortespiel“. Der Sohn Emil übernahm später das Geschäft in O 3, 10. Emil Heckel (22. Mai 1831–29. März 1908) sollte im Sommer 1871 den ersten Richard-Wagner-Verband in Mannheim gründen, um die Idee der Festspiele in Bayreuth zu verwirklichen, in dem er Patronatsscheine verkaufte.¹³

Karl Ferdinand Heckel sen. und sein Sohn Karl Heckel jun., der Bruder von Emil Heckel, waren zusammen mit Rosette Feidels Brüdern Seligmann und Leopold Ladenburg im Großen Bürgerausschuß vertreten, auch deren Schwager Julius Lehmann Mayer, der wiederum ein Großonkel von Hermann Levi war.¹⁴

Hermann Levi hatte bei Lachner Musikunterricht, wahrscheinlich in dessen Wohnung in D 4, 15, aber er durfte auch zu Proben ins Theater kommen, um das Gelernte in der praktischen Anwendung zu sehen. Ab Juli 1853 wurde das Großherzogliche Hof- und Nationaltheater in B 3,1 geschlossen. Am 07. September 1853 genehmigte der Bürgerausschuß, in dem auch Hermann Levis Großonkel Mitglied waren, die Erhöhung der Wein- und Biersteuer, um den Umbau des Theaters zu finanzieren.¹⁵ Der Umbau wird sich bis zum 31. Januar 1855 hinziehen. In dieser Zeit zog das Theater in die Aula des Großherzoglichen Lyceums in A 4.¹⁶

Der Umbau wurde von Josef Mühldorfer (1800–1863) vorgenommen, der später der Schwiegervater des Musikalienhändlers und -verlegers Emil Heckel werden sollte. Josef Mühldorfers Leidenschaft für Bühnentechnik offenbarte sich schon sehr früh. Bereits 1818/19 durfte der Münchner die Bühne des Markgräflichen Opernhauses in Bayreuth einrichten. Nach Stationen in Würzburg, Nürnberg, Bamberg und Aachen fand er in Mannheim in den frühen 1830er Jahren einen neuen Wirkungskreis und brillierte mit Carl Maria von Webers „Oberon“. Jahrzehntlang zog die Oper mit ihrer eindrucksvollen Ausstattung und Bühnentechnik Fremde wie Einheimische an. Mühldorfer wird bei seinen besten Entwürfen in einem Atem-

11 Haas, Frithjof, Zwischen Brahms und Wagner – Der Dirigent Hermann Levi, 1995, Zürich – Mainz.

12 Mannheimer Adress-Kalender auf das Jahr 1854.

13 Gillen, Anja, Von Feuerzauber und Gralsgesang, 2013, Mannheim, S. 20–21.

14 Mannheimer Adress-Kalender auf das Jahr 1854.

15 Stadtarchiv Mannheim, Chronik der Stadt Mannheim.

16 Ebenda.

zug mit Giuseppe Galli da Bibiena (1696–1757) genannt. 1854 ließ Mühldorfer in Mannheim nicht nur die Bühne, sondern das gesamte Theater für 294.282 Gulden umgestalten. Doch sein Hauptaugenmerk galt der Bühnenausstattung, die seinen Namen bis nach London und Paris als Wunder der Dekorationskunst trug. Er arbeitete für die Hofbühnen in Dresden, Braunschweig, Karlsruhe und Hannover, für das Münchner Residenztheater, selbst in Basel, Zürich, Prag und Bukarest waren seine Arbeiten sehr geschätzt. Bühnen in Stuttgart, Wien, Frankfurt a. M., Wiesbaden und Köln übernahmen Mühldorfer'sche Bühnenbilder.¹⁷

Während des Umbaus wurde in der Aula in A 4 im Großherzoglichen Lyceum eine Interimsbühne eingerichtet, wo Theatervorstellungen stattfanden. Obwohl Hermann Levi 1855 nicht mehr Schüler im Lyceum war, wird er die Aula regelmäßig besucht haben. Am 11. Februar 1855 wurde das Theater mit einer Festvorstellung der Zauberflöte vor Prinzregent Friedrich von Baden eröffnet.¹⁸ Hermann Levi wird auch das Theater in Begleitung seiner Großtante Rosette Feidel oder der Cousine zweiten Grades, Delphine Ladenburg, zu Abendvorstellungen besucht haben und muss wohl auch vom Mühldorfer'schen Bühnenzauber fasziniert gewesen sein.

Aber auch außerhalb des Theaters gab es in den 1850er Jahren in Mannheim ein reges Musikleben, z. B. den Musikverein in A 4, 4, in der Aula des Großherzoglichen Lyceums. Im Vorstand des Musikvereins mit 230 Mitgliedern war Moritz Lenel (ehemals Löwenthal, 1811–1876), ein Unternehmer und Lokalpolitiker, der sich, wie sein Glaubensgenosse Dr. jur. Leopold Ladenburg für Freiheit und Einheit in Deutschland einsetzte. Lenel betrieb mit seinem Bruder Simon in O 3, nahe der Musikalienhandlung Heckel, eine Gewürzmühle und handelte mit Safran und Vanille. Außerdem war erst Vizepräsident, dann Präsident der Mannheimer Handelskammer. Neben seiner Arbeit setzte er sich für die Gründung einer Mädchenschule engagiert ein, die 1863 eröffnet wurde. Moritz Lenel gründete außerdem einen interkonfessionellen Krankenpflegeverein.¹⁹

Vincenz Lachner war Dirigent im Musikverein und der Organist Eberhard Kuhn, der auch noch als Lehrer an der evangelischen Schule tätig war, leitete die Singschule im Musikverein. Die beiden Musiker sollten einige Jahre später bei der Einweihung der Mannheimer Hauptsynagoge mitwirken. Außerdem gab es noch eine Reihe weiterer Vereine: den Instrumentalverein in R 2, 2 mit 40 Mitgliedern, die Deutsche Tonhalle mit 253 Mitgliedern, die Liedertafel in R 1, 1 mit 40 aktiven Mitgliedern, den Mannheimer Singverein in F 4, 9 mit 50 Mitgliedern, den Sängerbund mit 122 Mitgliedern, die Sänger-Einheit – Local im großen Maierhof mit 30 Mitgliedern.²⁰

17 Stadtarchiv Mannheim NL Mühldorfer, Joseph.

18 Stadtarchiv Mannheim, Chronik der Stadt Mannheim.

19 Karl Otto Watzinger, Geschichte der Juden in Mannheim 1650–1945 mit 52 Biographien, 2. Aufl., Stuttgart: Kohlhammer 1987, S. 116–117.

20 Mannheimer Adress-Kalender auf das Jahr 1854.

Eine Nachbarin von Hermann Levi war Betty Gallenberg (1834–1902), die mit ihrer Familie in D 2, 8 wohnte. Ihr Vater Simon war Geiger im Orchester des Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters gewesen, ihr Onkel Seligmann Gallenberg, wohnhaft in F 3, 7, war Kantor der Hauptsynagoge.²¹ Sie hatte als junge Frau, dank eines wohlhabenden Onkels in Paris, am dortigen Konservatorium ihre Fähigkeiten am Klavier noch verfeinern dürfen. Betty Gallenberg könnte dort auch die Bekanntschaft der Musikstudenten Wilhelm Levi (1833–1911) aus Gießen und Emilie Ettlinger (1833–1912) aus Karlsruhe gemacht haben, die ebenfalls in Paris studierten. Wilhelm Levi, Bassist, änderte seinen Namen in Lindeck und wurde schließlich Bankdirektor in Mannheim, Emilie Ettlinger heiratete den Bankier Hermann Kaula und zog mit ihm nach München, wo sie Hermann Levi wieder traf. Nach dem Tod ihres Mannes machte Emilie Kaula Karriere als begehrte Gesangslehrerin, auch für das Wagner-Fach.²²

Zur Einweihung der Hauptsynagoge und Hermann Levis Beitrag

Den krönenden Abschluss von Hermann Levis Mannheimer Jugendzeit bildete die Einweihung der neuerbauten Hauptsynagoge in F 2, 13, nach Plänen von Ludwig Lendorff (1808–1853), die am 29. Juni 1855 der jüdischen Gemeinde übergeben wurde. 1852 hatte die Gemeinde beschlossen, an Stelle der bisherigen Synagoge, die sich als zu klein für die wachsende Zahl der jüdischen Bürger erwies, ein neues Gotteshaus zu errichten. Der fünfzehnjährige Hermann Levi hatte zur feierlichen Einweihung ein Chorstück komponiert, das in der Synagoge aufgeführt wurde. Die Liberale Zeitung des Judentums schrieb dazu:

„Das Gotteshaus ist im byzantinisch-gotischen Stil ausgeführt. Das Gebäude, ein längliches Viereck, steht mit der westlichen Giebelseite an der Straße. Ein großes gewölbtes Portal und zwei kleine Eingänge rechts und links führen in die schönen Hallen, die von drei Kolonnaden begrenzt sind, auf denen Galerien ruhen. Im Osten und Westen sind Sternfenster mit farbigem Glase angebracht, die heilige Lade (Toraschrein, Anm. S.R.) grüßt den Besucher unter einem reichen Vorbang von seinem etwas mystischen Halbdunkel, durch den dunklen Ton der Plafondmalerei hervorgebracht, von Morgen her Vor der heiligen Lade sind der Schulchan (Tisch auf dem die Tora gelesen wird, Anm. S.R.) rechts, links die Betpulte für Rabbinen und Vorbeter.“ An den Giebeln finden sich Kreuzformen und im Innern „römische Säulen“, kombiniert mit maurischer Ornamentik und reichen Vergoldungen. Die Zeitung schreibt: „Der ganze Tempel ist ein Prachtbau, zu prachtvoll, zu katholisch geschmückt, für den reinen Jehova-Kultus.“²³

21 Mannheimer Adress-Kalender auf das Jahr 1852.

22 https://www.alemannia-judaica.de/karlsruhe_personen.htm (Zugriff am 14.10.2021).

23 https://www.alemannia-judaica.de/mannheim_synagoge_a.htm.

Das Innere der Synagoge war vom Dekorationsmaler Joseph Schwarzmann (1806–1890) gestaltet, der bereits den Speyerer Dom ausgemalt hatte, was in der jüdischen Gemeinde solchen Anklang gefunden haben muss, dass man sich entschied, die Dienste Joseph Schwarzmanns auch in Mannheim in Anspruch zu nehmen, obwohl er ein frommer Katholik war. Schon bei der Fassade der Synagoge kann man sehen, wie die Formensprache sich an einem christlichen Vorbild orientiert: Die Mannheimer Synagoge erinnert sehr an das Westwerk des Speyerer Doms. Die jüdische Gemeinde wollte damit wahrscheinlich auch ausdrücken, dass sie sich der Region zugehörig fühlte, heimatverbunden war und der Konfession keine übergeordnete Bedeutung schenkte. Sie bekannte sich zu ihrer kurpfälzischen Heimat und wünschte sich, als zugehörig anerkannt zu werden.

Die Mannheimer Gemeinde hatte bis dahin erst 200 Jahre bestanden: Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz (1617–1680) hatte um 1652 den Zuzug von Juden nach Mannheim erlaubt. Er war aus dem Amsterdamer Exil in die verwüstete Kurpfalz zurückgekommen und versprach sich mit der Ansiedelung von Juden einen wirtschaftlichen Aufschwung. In Amsterdam hatte ihn die rege Handelstätigkeit der dort lebenden Juden, insbesondere der Sepharden im Überseehandel, beeindruckt und das wünschte er sich auch für die durch den Dreißigjährigen Krieg schwer gebeutelte Kurpfalz. Sie sollte ein neues „Amsterdam“ werden. Juden war es in einer bestimmten „Kontingenzstärke“ erlaubt, sich in Mannheim niederzulassen, allerdings wurden ihnen einige Bürgerrechte nicht gewährt und sie wurden zur Handelstätigkeit praktisch per Konzession „verpflichtet“. In seiner Judenkonzession von 1660 legt er Folgendes fest:

- „1. Baupflicht für ein zweistöckiges Haus (Art. 1)*
 - 2. Genuß aller Privilegien der Stadt Mannheim (Art. 3)*
 - 3. Gewerbefreiheit (Art. 6)*
 - 4. Religionsfreiheit (Art. 8)*
 - 5. Selbstverwaltung und Autonomie der jüdischen Gemeinde (Art. 9)*
 - 6. Fehlen einer Vorschrift für ein Getto;*
 - 7. Fehlen einer Höchstzahl für jüdische Familienhäuser*
- Die Konzession wird von Karl Ludwig für seine Nachfolger richtungsweisend, einzelne Punkte werden verschärft oder erweitert, neue treten hinzu.“²⁴*

Mannheim erlebte dadurch eine langanhaltende wirtschaftliche Blütezeit und wurde zum Anziehungspunkt weiterer jüdischer Neuankömmlinge, wie auch die Familien Ladenburg, Hohenemser und Mayer in der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Ein Jahr vor der Synagogeneinweihung war auch ein neuer Rabbiner nach Mannheim berufen worden, Moses Präger (01. Jan. 1817–08. Nov. 1861), dessen Schwester im Jahr 1860 Mutter des späteren Mannheimer Handelsrechtlers und Anwalts Max Hachenburg (1860–1951) werden sollte. Rabbiner Präger brachte auch noch ein

24 Teutsch, Friedrich, S. 17 in Jüdisches Gemeindezentrum Mannheim F 3, Festschrift zu Einweihung am 13. Sept. 1987/19. Ellul 5747. Oberrat der Israeliten Badens (Hg.) 1987, Mannheim.

neues Gebetbuch mit nach Mannheim. Dazu schreibt Stadtrabbiner Benjamin Willstätter aus Karlsruhe:

„Jedoch scheute er sich nicht, in den bisher nur hebräischen Gebeten bestehenden Gottesdienst, deutsche, von ihm selbst verfasste, an den Inhalt der jeweiligen sabbathlichen Schriftvorlesung sich anschließende Gebete einzuführen, welche er 1854 in einer Sammlung unter dem Titel „Gebet- und Erbauungsbuch für Israeliten“ durch den Druck veröffentlichte; diese Sammlung wird seitdem in vielen israelitischen Gemeinden von Lehrern und Vorsängern zum Verlesen beim öffentlichen Gottesdienste zur religiösen Erbauung und Belehrung der Gemeinde benützt. 1854 wurde Präger, nach einigen mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Probepredigten, zum Stadtrabbiner der israelitischen Gemeinde Mannheim gewählt. . . Freilich muß als ein für seine Wirksamkeit günstiger und fordernder Umstand bezeichnet werden, daß dieselbe gleichzeitig mit dem Einzuge in das neue herrliche Gotteshaus, der Einföhrung eines erhebenden Choralgesangs und des Gebrauchs der Orgel begann. Präger verstand es, den öffentlichen Gottesdienst so zu gestalten, daß derselbe die der neuen wie die der älteren Richtung huldigenden Mitglieder der Gemeinde vollständig befriedigte, daß in Folge der Einföhrung der neuen Liturgie in einem im Druck erschienenen Gebetbuch „Gebetbuch für die israelitische Gemeinde Mannheim“, in welchem die hebräische wie die deutsche Sprache in harmonischer Verbindung, die ihnen gebührende Berechtigung fanden. Als Beweis dafür, daß Präger in dem von ihm geordnetem und herausgegebenen Gebetbuche das Richtige getroffen hatte, dürfte die Tatsache gelten, daß dasselbe seit seinem Erscheinen in vielen israelitischen Gemeinden des In- und Auslandes zum Gebrauche beim öffentlichen Gottesdienst eingeföhrt wurde.“

Rabbiner Präger gehörte, ganz wie Hermann Levis Vater, der Reformbewegung an. Er muss ihn auch in seinen Wesenszügen an seinen Vater erinnert haben. Dazu Rabbiner Willstätter: „Endlich war Präger auch mit hervorragenden, höchst schätzbaren, in seinem edlen Charakter wurzelnden Menschentugenden reichlich ausgestattet, und wusste sich nicht nur in dienstlichem, sondern auch im privaten Verkehre mit seinen Mitmenschen durch sein mildes, freundliches, wohlwollendes und versöhnliches Wesen die Herzen jener mit welchem er in nähere Begegnung kam, in hohem Grade zu gewinnen, so daß Alle, die ihn kannten, ihn nicht nur als einen reich begabten, liebeichen Seelsorger, sondern auch als einen edeln, teilnehmenden Menschenfreund aufrichtig liebten und hochschätzten.“²⁵

Die Einweihung der Hauptsynagoge fand am 29. Juni 1855 statt. Die „Karlsruher Zeitung“ vom 1. Juli 1855 schreibt dazu:

„Mannheim, 30. Juni (1855). Die Einweihung der neuen Synagoge, dieser Zierde der Architektur, fand gestern Abend um 6 Uhr in feierlich erhebender Weise statt. Unter den Klängen einer besonders schön- und wohltonenden

25 *Badische Biographien*, S. 144/145.1875, Band 2.

Orgel traten die Rabbinen mit den Torarollen in den Tempel, in dessen Mitte weißgekleidete Mädchen Spaliere gebildet, und es sprach der Stadtrabbiner in hebräischer Sprache die Segensformel, worauf die Eröffnung der heiligen Lade unter feierlichen Zeremonien und Absingung von Bibelstellen stattfand, welchem gottesdienstlichen Akte die Weibe und der Abendgottesdienst folgte. Unter den vorgetragenen Gesängen, welche teilweise von hohem Alter, zeichnete sich auch eine Kantate des Kapellmeisters V. Lachner dabier aus. Die Einweihung des Tempels, dessen Inneres, reich mit goldbordierten, prächtigen Samtdecken ausgeschmückt, im Glanz des Kandelabergases erstrahlte, geschah in Anwesenheit der Spitzen unserer Zivil- und Militärbehörden und einer großen Zahl sonst dazu Eingeladener. Die schöne Feier endete gegen 9 Uhr, um welche Zeit sich die Gemeinde unter Orgelklang wieder entfernte.“²⁶

Die prachtvolle Ausstattung wurde zu großen Teilen von Hermann Levis Familie gestiftet: Familie Mayer gab noch einen von Elias Hayum vererbten, kostbaren goldenen Becher für den liturgischen Gebrauch, eine „reich geschnittene Kanzel aus Eichenholz“ kam von Hermann und Seligmann Ladenburg (D 3, 13), die „ewige Lampe, massiv von Silber, und ein etwa 9 Fuß hoher Bronzekandelaber mit



Abb. 2: Das „Bankhaus Ladenburg“ in Mannheim (Haus D 3/12, später D3/14) im Jahr 1907 (Wikimedia Commons, CC0 1.0, 07.09.2005).

²⁶ https://www.alemannia-judaica.de/mannheim_synagoge_a.htm (Zugriff am 15.10.2021).

13 Flammen von Joseph Hohenemser²⁷ (Wohnadresse C 3, 6) und Wandkandelaber mit je sechs Flammen, gespendet von Dr. Leopold Ladenburg (D 3, 12), Hermann Levis Großtante Amalie Mayer (C 1, 3) und den Onkeln Rudolph und Max Mayer (A 4, 5).²⁸

Einige Tage später erschien in der „Karlsruher Zeitung“ vom 11. Juli 1822 folgender Artikel als Berichtigung. Man hatte nicht erwartet, dass der Komponist noch in der Blüte seiner Jugend war: „Von Mannheim werden wir um Berichtigung einer die Feier der Einweihung der dortigen neuen Synagoge betreffenden Angabe in einem unserer bezüglichen Artikel ersucht. Darin war gesagt worden, die dabei abgeseungene Kantate sei von Herrn Hofkapellmeister V. Lachner komponiert gewesen. Dies ist nicht richtig; sie war komponiert von einem Schüler desselben, Herrn Levi, einem talentvollen Jüngling aus Gießen.“²⁹ Hermann Levi könnte in Mannheim die erste Begegnung mit Wagners Musik gehabt haben, denn am 15. Juli 1855 wurde zum ersten Mal „Tannhäuser“ aufgeführt. Vincenz Lachner musste die für ihn sehr neue Musik eher widerwillig einstudieren, die im Großherzoglichen Hof- und Nationaltheater in B 3, 1, „Anfang 6 Uhr Ende nach 9 Uhr“ aufgeführt wurde. Die Preise rangierten zwischen 2 fl. und 12 kr. Am 09. September 1855 musste Lachner den Tannhäuser sogar „zur Feier des Geburtstages Seiner Königl. Hoheit des Regenten“ bei Festbeleuchtung dirigieren. Der Jubilar war in diesem Fall Großherzog Friedrich I. von Baden (1826–1907), der später auch Hermann Levis „Dienstherr“ in Karlsruhe werden würde.³⁰

Das „Mannheimer Journal“ schrieb:

„Am kommenden Sonntag, den 15. d. M., wird Richard Wagner's Tonschöpfung T a n n h ä u s e r in entsprechender Pracht an Decorationen und Kostümen nun auch über die hiesige Bühne geben. Die Aufführung der Wagner'schen Opern ist für die Bühnen der Kunstgeschichte gegenüber zur Pflicht geworden, denn epochemachend sind sie in derselben, mag man in ihrem Verfasser auch mehr den Deformator als den Reformator der Oper erblicken wollen. Schon um deswillen ist es von hohem Interesse, durch Selbstprüfung einen selbständigen Standpunkt gewinnen zu können, in der mit gleicher Heftigkeit fortgesetzten Kunststreitsache für und gegen Wagner, und das Verlangen nach eigenem Urtheile wird der Theaterkasse durch Aufführung des „Tannhäuser“ jedenfalls gute Einnahmen verschaffen.“³¹

27 Ebenda.

28 Mannheimer Adress-Kalender auf das Jahr 1855.

29 https://www.alemannia-judaica.de/mannheim_synagoge_a.htm (Zugriff am 20.10.2021).

30 Stadtarchiv Mannheim, Theaterzettelsammlung.

31 UB Heidelberg .<https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mannheim1929/0014> (Zugriff am 20.10.2021).

Vinzenz Lachner berichtete im Jahr 1865 dem in Karlsruhe lebenden Hermann Levi, dass er bei der Hochzeit von Heinrich Lanz (1838–1905)³² auf die Cousine zweiten Grades des Hofkapellmeisters, Luise Ladenburg, getroffen war, die auch zu den Gästen zählte. Die Unterhaltung, bei einem hochpreisigen Schaumwein, drehte sich irgendwann nur noch um den in Karlsruhe weilenden Verwandten Hermann Levi. „Will ich Dir eine Entdeckung machen, die mich eigentlich nicht hätte überraschen sollen angesichts Deiner Adlernase, den schattigen Brauen und sonstigem Zubehör eines ein- und ausdrucksvollen jungen Kerls, die mich dennoch aber überrascht hat.“ Luise Ladenburg, Jahrgang 1843, Tochter von Leopold und Delphine Ladenburg, war zu dieser Zeit in Hermann Levi verliebt und machte sich Hoffnungen. Ihr Cousin zweiten Grades hatte aber keinen Wunsch danach, sich zu binden. Eine Ehe in dieser Konstellation war in den Familien Ladenburg, Mayer und Hohenemser keine Ausnahme. Auch der Vater in Gießen gab seinen Segen zu so einer Verbindung: „... Nicht ich habe Deinen Vater auf die Heiratsidee gebracht, sondern er war schon ganz davon erfüllt, als ich von Weitem darauf anspielte. Erst als ich sah, daß auch er die lichterlohen Flammen des einen Theiles bemerkte, rückte ich mit der Farbe deutlicher heraus. Es war nicht nöthig, ihn etwa für die Idee zu gewinnen, denn bei ihm hatte sie weit tiefere Wurzeln geschlagen als bei mir. Aber wir haben uns eine Zeitlang über dieses Thema unterhalten und ich war und bin noch mit ihm einerlei Meinung, daß Du nur zuzugreifen hättest.“ Doch dem Auserwählten kamen die Zweifel: „Du sagtest, die betreffende müsse gescheidter und anregender sein. Mein Gott, L. ist ja fast noch ein Kind und Dir gegenüber ein schüchternes, befangenes, das Salomons Weisheit (gäb es dergleichen) hinunterschlucken würde. L. ist ein gut unterrichtetes, wohlgezogenes Mädchen.“ Luise Ladenburg sei „so einfach, natürlich und ungezwungen“.³³

Lachner versteht seinen früheren Schüler in diesem Punkt nicht: „Was für Anregungen willst Du denn von einer Frau? Soll sie den Kapellmeister oder den Komponisten anfeuern? Du denkst vielleicht an Schumanns Frau. Aber Sch. war in praktischer Hinsicht ein unbeholfenes Kind und bedurfte eines Schutzengels.“ Vielleicht hatte Hermann Levi für diese Zeit eine zu moderne Ansicht, wie eine Partnerschaft gestaltet werden sollte und Lachner konnte nicht verstehen, dass Hermann Levi an eine Beziehung auf Augenhöhe glaubte. Und warum mimte Lachner den Postillon d'amour? Vinzenz Lachner war zusammen mit seinem Bruder Franz ein langjähriger Gast in Delphine Ladenburgs Salon gewesen. „Er war dort hochgeehrt. Sein Bild stand im Salon auf dem Tisch neben Felix Mendelsohn; es kam ihm vor ‚als stünde eine Nessel neben einer Lilie‘. Gerne hätte er die Tochter Luise mit Levi verheiratet.“³⁴ Doch Hermann Levi war mit Luise Ladenburg zusammen aufgewachsen, die beiden lebten sogar im selben Wohnhaus.

32 Heinrich Lanz war ein bekannter Mannheimer Unternehmer, der in Mannheim eine Firma gründen würde, die Land- und Dampfmaschinen herstellte und die seine Produkte bald international bekanntmachen würde.

33 Walter, Friedrich, Briefe Vinzenz Lachners an Hermann Levi, Mannheim, 1931, S. 21/22.

34 Walter, Friedrich, Briefe Vinzenz Lachners an Hermann Levi, Mannheim, 1931, S. 21/22.



Abb. 3: Ansichtskarte „Mannheim. Marktplatz“ (1907, Dr. Trenkler Co., Leipzig).

Hermann Levis musikalischer Bruder und sein Weg nach Mannheim

Einige Jahre nach Hermann Levis Weggang aus Mannheim, ließ sein Bruder Wilhelm Lindeck sich am 01. Jun. 1868 in B 5, 4 in Mannheim nieder. Seine Frau Emma war mit dem ersten Kind schwanger und wünschte sich einen „soliden“ Beruf für ihren Mann, der ausgebildeter Opersänger war. Wilhelm Lindeck muss sich daran erinnern haben, dass sein Bruder Hermann achtzehn Jahre zuvor von den Verwandten der Mutter sehr herzlich aufgenommen wurde und beschloss, seinen Wohnsitz auch nach Mannheim zu verlegen. Außerdem kannte er Mannheim durch das Akademie-Konzert am 03. Dez. 1859, wo er als Bassist aufgetreten war. Er kam nach Mannheim mit seiner Frau Emma Maria Anna Stephanie, geb. Bieger (1840–1915) und arbeitete zunächst als Commis bei seinen Onkeln Rudolph und Max Mayer in deren Zigarrenfabrik. Hier kam ihm auch das in Gießen begonnene Jurastudium zugute.

Am 19. November 1868 kam das erste Kind zur Welt: Stephan Rudolph Max. Schon ein Jahr später trat Wilhelm Lindeck in das Bankhaus Ladenburg ein. Seine Großmutter war die Tochter des Bankhausgründers Wolf Hayum Ladenburg und ältere Schwester von Seligmann und Hermann Ladenburg. 1870 zog die Familie nach D 3, 12 um, wo auch Hermann Levi gelebt hatte. Am 18. Juni 1870 wurde die Tochter Anna Maria Delphine geboren. Ihr folgte ein Jahr später, am 04. Aug. 1871, Anton Hermann. 1873 erblickten Hermann Carl und 1879 Maria Lindeck das Licht der Welt. Wilhelm Lindeck stieg im Bankhaus Ladenburg zum Prokuristen auf, das

weiterhin durch großzügige Kreditvergabe, nun unter Seligmann Ladenburgs Sohn Carl zu einer Reihe von Unternehmensgründungen führte, die noch heute viele Arbeitsplätze in Mannheim stellen. Außerdem legte Carl Ladenburg den Grundstein für geschäftliche Verbindungen des Bankhauses mit Häusern in Frankfurt, Berlin, Wien, Amsterdam, London, Paris, Triest und New York. Wilhelm Lindeck stieg bis zum Bankdirektor auf. Im September 1872 erhielt Wilhelm Lindeck Post von Johannes Brahms, einem Freund seines Bruders Hermann. Der Komponist fragte an, ob Wilhelm Lindeck sich nicht als Vermögensverwalter betätigen wolle. Hermann Levi hatte gerade die Stelle als Bayerischer Hofkapellmeister in München angetreten und seinen Bruder empfohlen. Das Geschäftsverhältnis hielt zehn Jahre an.

Wilhelm Lindecks Sohn Anton trat in Mannheim als Rechtsanwalt die Nachfolge von Max Hachenburg im Mannheimer Anwaltsverein an. Er teilte sich in Mannheim eine Kanzlei mit Ernst Bassermann, dem Ehemann seiner Cousine dritten Grades, Julie Bassermann, geb. Ladenburg. Ernst Bassermann war Rechtsanwalt und gehörte der Deutschen Volkspartei an. Außerdem war er lange Zeit im Mannheimer Stadtrat und von 1893 bis 1917 Reichstagsabgeordneter. Anton Lindeck machte sich einen Namen als Experte für Binnenschifffahrtsrecht.³⁵

35 Briefwechsel mit dem Mannheimer Bankprokuristen Wilhelm Lindeck: 1872–1882, Heidelberg, 1983.

Gießen in den Zeiten der Cholera¹

CHRISTIAN PÖPKEN

Dass die sprichwörtliche Wahl zwischen Pest und Cholera keine gute ist, leuchtet sofort ein. Denn verglichen mit einer Grippe – auch mit dem so tückischen Coronavirus – lag die Gefahr, die Infektion nicht zu überleben, bei diesen Krankheiten um ein Vielfaches höher. Tatsächlich sind diese Seuchen heute praktisch von der Bildfläche verschwunden. Na ja, sie sind es zumindest in der sogenannten industrialisierten Welt, die ihren Nährboden: mangelnde Hygiene, weitgehend trockengelegt hat. In anderen Regionen der Welt, in denen Frieden und (relativer) Wohlstand fehlen, treten sie noch heute auf. In Madagaskar grassiert die Pest, im Jemen die Cholera.

Vergleiche hinken ja bekanntlich. Trotzdem macht der Blick in die Vergangenheit manchmal stutzig. Wir schreiben das Jahr 1892: Der Sommer ist heiß, und im August tritt die 'asiatische Cholera' in Hamburg und Altona auf und fordert tagtäglich mehr Menschenleben. Die durch Bakterien hervorgerufene und zuweilen epidemisch auftretende Krankheit äußert sich in starkem Durchfall und Erbrechen. Wie inzwischen bekannt ist, wird sie durch verunreinigtes Trinkwasser hervorgerufen. Ursache ist nicht zuletzt die in Mitteleuropa noch lange übliche Entsorgung von verderblichen Abfällen aus Küche und Abtritt (im Klartext: Kot und Urin) in die Straßengosse.

Auch in Gießen beobachtet man die Berichte und Zahlen aus dem Norden mit Sorge. Die Verwaltung befindet sich in Alarmbereitschaft. Würde die diesmal aus Russland eingeschleppte Seuche auch nach Oberhessen gelangen? Und wie könnte ihrer Ausbreitung ein Riegel vorgeschoben werden?

1. Seuchengefahr und Alltagshelden

Diese Frage war nicht neu, hatten sich die Kreisverwaltung (staatlich) und Stadtverwaltung (kommunal) doch schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Gefahrenabwehr bei einem möglichen Cholera-Ausbruch beschäftigt. Bereits 1849 wurden hierzu logistische und gesundheitspolizeiliche Maßnahmen beschlossen. Es ging um die Unterbringung und Behandlung der Kranken, den Wasserdurchfluss des Stadtkanals und die Mitarbeit der Bevölkerung bei der Reinhaltung der Straßen, Kloaken und Winkel.² Die Cholera kam zwar nicht; dafür blieb ihr bedrohlicher Schatten. Die heute im Stadtarchiv aufbewahrten Akten der Medizinal- und Sanitätspolizei verraten, dass bei Hygiene und Wasserversorgung nach wie vor manches im Argen

1 Der vorliegende Beitrag ist die leicht überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung eines Artikels, der am 18. Juli 2020 in der Gießener Allgemeinen Zeitung erschien.

2 Vgl. Stadtarchiv Gießen (im Folgenden: StdtAG), L 1354, Verschiedenes, Vermerk Bürgermeister Reiber, 14.09.1849.



*Abb. 1: Schlammbeisser,
Stadtarchiv Gießen, Foto-
und Bildersammlung.*

lag. So berichtete die 'Cholera-Kommission' 1867: „In Giessen aber geht der bei weitem größte Theil der Abtritte in offene Winkel ohne Senkgruben, der Koth breitet sich aus, wird durch Regenwasser und eingeführtes Küchenspüligt [= Abspülwasser, C. P.] flüssig und es ist somit unmöglich, ihn in die Transportfässer aufzufangen, wie dies mit Latrinen geschehen kann“. Die Maßnahme dagegen: „Jeder Winkel ist mindestens alle 2 Wochen bei Strafe einmal geruchlos zu entleeren und der Koth vor die Stadt zu bringen“.³

Wen wundert es da, dass Gießens Wahrzeichen ein Dienstleister ist, der sich um die Entsorgung menschlicher Hinterlassenschaften verdient machte? Einer, der den in den Fässern aufgefangenen 'Schlamm' aus den Abtritten mit Hilfe eines gekrümmten 'Eisens' hervorzog und fortschaffte – ein 'Schlammbeisser' eben. Später

3 Ebd., Maßregeln gegen Weiterverbreitung der Cholera (1867), Bericht der Commission in der rubrizierten Sache, 11.09.1867.

nutzte derselbe den Eisenhaken wohl eher dazu, die öffentlichen Kanäle zu reinigen und Verstopfungen zu beseitigen.⁴

Die Dinge wendeten sich aber langsam zum Besseren. Eine neue Städteordnung vergrößerte 1874 die Handlungsspielräume der kommunalen Selbstverwaltung, und die Stadt machte davon z. B. Gebrauch, indem sie Hygiene und Gesundheit zu einem Teil der öffentlichen Daseinsvorsorge aufwertete.⁵ Nachdem die Einwohnerschaft jahrhundertlang mehr schlecht als recht vor der eigenen Tür gekehrt hatte und Mahnungen oft ignoriert wurden, sprang die Stadt in die Bresche und regelte Bereiche wie Abwasserentsorgung und Straßenreinigung. Letztere übernahmen 1888 städtische Kehrmannschaften; zu Beginn waren das 22 Männer. Für Entlastung sorgte auch die 1883 in Betrieb genommene Tonnenanstalt – eine städtische Einrichtung, die gegen Gebühr den Abtransport von solchen Fäkalien stemmte, die aus den Außentoiletten in Bottiche gelenkt wurden.⁶ Eine regelrechte Kanalisation war aber noch in weiter Ferne, umso mehr gab die Cholera bei jedem Näherrücken Grund zur Besorgnis.

2. Kreis und Stadt im Krisenmodus

Damit kehren wir ins Jahr 1892 zurück. Dem Leser des Gießener Anzeigers (GA) standen am 19. August die Sorgenfalten auf der Stirn. Denn die Regierung des Großherzogs in Darmstadt kam angesichts der nun in Paris aufgetretenen Cholera zu einer kritischen Lageeinschätzung. In einer ausführlichen Anordnung informiert das Kreisamt die Bürgermeistereien des Kreises über Maßnahmen zur Verbesserung der öffentlichen Gesundheitsverhältnisse (Prävention). Im Mittelpunkt steht die Frage: Wie halten es die Privathaushalte und Gewerbebetriebe mit der Reinlichkeit der Aborte und Abflüsse? Hier wird eine Inspektion angeordnet. Auch im öffentlichen Raum sollen Wachsamkeit und Disziplin walten. Die Kommunen müssen die Sauberkeit der Gossen, Schlammfänge und Abzugsgräben sicherstellen. Toiletten und Pissoirs „auf allen Eisenbahnstationen, in Kranken- und Armenhäusern, Schulen, Haftlokalen, in Gasthäusern, Wirthschaften, Herbergen und Logirhäusern, sowie in etwaigen für Arbeiter errichteten Cantinen und dergleichen“ sind mehrmals täglich mit Wasser zu spülen. Brunnen, Quellen und Leitungen sind für die Trinkwasserversorgung keimfrei zu halten. Übel ausdünstende Schlachthäuser und Hausschlachtereien sind unter „verschärfte Aufsicht“ zu stellen. Ganz wie heute (in Corona-Zeiten) hofft die Verwaltung auf das Einsichtsvermögen der Gesellschaft. Dabei nimmt die Ebene des Staates die kommunale in die Pflicht: „Wir sind überzeugt, daß die Ortseinwohner bei sachgemäßer Belehrung aus freiem Antriebe Ihnen Ihre Aufgabe

4 Vgl. Bingsohn, Wilhelm/Brake, Ludwig/Brinkmann, Heinrich, Von der Burg zur modernen Stadt. 800 Jahre Gießener Stadtentwicklung. 1197–1997. Hrsg. im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen von Ludwig Brake, Gießen 1998, S. 89.

5 Vgl. Brake, Ludwig, Auf dem Weg zur modernen Stadt: 1850 bis 1914, in: Ders. und Heinrich Brinkmann (Hrsg.), 800 Jahre Gießener Geschichte. 1197–1997. Hrsg. im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen, Gießen 1997, S. 182–214, hier: S. 194 u. 199–204.

6 Vgl. ebd., S. 201f. u. 213 (dort FN 57).

werden erleichtern helfen“. Atemschutzmasken, Beatmungsgeräte und Intensivbetten gibt es keine – trotzdem muss sich gekümmert werden um die Bereitstellung „besondere[r] Locale, in welchen eine hinlängliche Isolirung von Cholera-kranken ermöglicht ist“. Denn Erfahrungen besagen, dass die Ausbreitung der Seuche nur verhindert wird, „wenn es möglich ist, den oder die ersten Erkrankten aus ihren Wohnungen und dem Verkehr mit anderen Personen zu entfernen“.7 Soweit also das Krisenmanagement von Großherzogtum und Kreisamt.

Besorgnis erregen inzwischen die Nachrichten aus Hamburg, wo der Cholera – wie der GA berichtet – allein am 23. August 65 Menschen zum Opfer gefallen waren.8 In ihrer Ausgabe vom 26. des Monats macht die Zeitung ferner eine Anzeigepflicht bekannt. Familien- und Haushaltsvorstände müssen Infektionen innerhalb von drei Stunden melden.9 Am selben Tag verordnet das Kreisamt, Städte und Gemeinden seien verpflichtet, „von jedem eintreffenden Besuch von auswärts, welcher hier übernachtet, spätestens am nächsten Morgen 9 Uhr Anzeige auf dem Polizeiamt schriftlich oder mündlich zu machen“.10 Aus Hamburg Eintreffende werden besonders beäugt. Zugleich wird in der besagten Zeitung notiert, die Behörden der Hansestadt hätten „die ersten Cholerafälle mit tadelnswerther Lässigkeit behandelt“, und es wird ermunternd bemerkt: „[W]enn jeder Einzelne der Bevölkerung die Anordnungen und Rathschläge der Behörden für seinen Theil befolgt und sie auch bei seinen Nebenmenschen nach Kräften zu befördern sucht, so kann die unheimliche Seuche schon im Voraus als besiegt betrachtet werden“.11

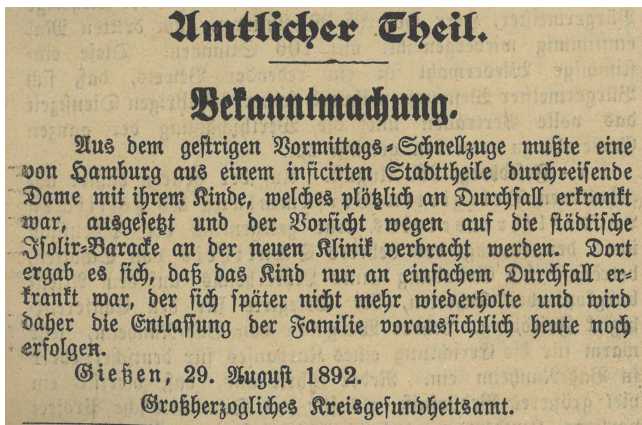


Abb. 2: Gießener Anzeiger, 30. August 1892 – Ausschnitt.

7 Gießener Anzeiger, 19.08.1892, S. 1.

8 Vgl. ebd., 26.08.1892, S. 1.

9 Vgl. ebd.

10 Ebd., 27.08.1892, S. 1.

11 Ebd.

Am 28. August veröffentlicht der GA eine Bekanntmachung des Polizeiamts, wonach Hausbesitzer für die „schleunige Entfernung aller faulenden oder den Uebergang in Fäulniß drohenden Gegenstände“ haftbar gemacht werden.¹² Rinnsteine, Abzugskanäle und Winkel sind sauber zu halten; Kehricht gehört nicht in die Gosse, und Abortanlagen sind regelmäßig zu desinfizieren; beim Obst- und Wasserverzehr ist Vorsicht geboten. Unterdessen geht Gießens Stadtbauamt den Mängelmeldungen nach. Dabei geht es in der Hauptsache um abgesenkte Pflastersteine in Abflussrinnen, die den Durchfluss hindern. Das eigentliche Problem liegt aber ganz woanders, nämlich bei der Entsorgung der Schmutzwässer. Ein systematisches Kanalnetz muss her.¹³

3. Aufatmen und Modernisierung

Dann wird es etwas ruhiger. Am 7. September berichtet Stadtbaumeister Schmandt von einer Verfügung des Kreisamts zur Reinigung, Spülung und Desinfektion der Gossen, Schächte und Kanäle sowie von der Verstärkung der Kehrmannschaft um 5 Personen. Laut Bericht des Polizeiwachtmeisters droht – so Schmandt – in Gießen Verschlammung, da das Gefälle zu niedrig ist, die Gräben keine feste Sohle haben und obendrein mit Unrat angefüllt sind. Entgegen der alltäglichen Praxis „sollte [deshalb] doch zu Zeiten drohender Seuchengefahr die Ableitung der Schmutzwasser in die Straßenrinnen von den Polizeibehörden aufs Strengste untersagt werden!“¹⁴ Vielmehr müssten diese Abflüsse zum Straßensinkkasten gebracht oder in wasserdichte (auspumpbare) Gruben geleitet werden. Am 8. September befasst sich Gießens Ratsversammlung mit der unappetitlichen Materie und beschließt die chemische Untersuchung der öffentlichen Brunnen.¹⁵ Vom 22. September bis 8. Oktober sind drei jüngere Ärzte damit beschäftigt, die ein- und ausgehenden Bahnzüge medizinisch zu überwachen.¹⁶ Das Kreisamt lässt am 27. September noch einmal eine Bekanntmachung mit Anti-Cholera-Maßnahmen im GA verbreiten: Die Ein- und Durchfuhr bestimmter Gegenstände aus Hamburgischem Staatsgebiet wird untersagt; u. a. gebrauchte Leib- und Bettwäsche, Lumpen, Obst, Butter, Weichkäse. Wäsche und Kleider von aus Hamburg kommenden Reisenden sind sofort „in einer öffentlichen Dampfdesinfections-Anstalt zu desinficieren“.¹⁷

In Hamburg hat sich die Lage inzwischen etwas entspannt; es treten immer weniger Cholera-Fälle und Todesopfer auf. Die Not der Betroffenen ist trotzdem groß, und die Honoratioren Gießens wollen helfen. Am 30. September publizieren sie –

12 Ebd., 28.08.1892, S. 1.

13 Vgl. StdtAG, L 1354, Maßnahmen gegen die asiatische Cholera (1892), Bericht Stadtbaumeister Schmandt, 31.08.1892.

14 Ebd., Bericht des Stadtbauamts (Stadtbaumeister Schmandt) an die Bürgermeisterei Gießen, 07.09.1892.

15 Vgl. StdtAG, N 2861, Protokoll der Ratssitzung vom 08.09.1892, Tagesordnungspunkt VII.

16 Vgl. ebd., L 1354, Maßnahmen gegen die asiatische Cholera (1892), Großherzogliches Ministerium des Inneren und der Justiz an Großherzogliches Kreisamt Gießen, 14.12.1892.

17 GA, 27.09.1892, S. 1.



Abb. 3: Sandgasse, Kanalisationsarbeiten, Stadtarchiv Gießen, Foto- und Bildersammlung.

Auch Gießen machte in dieser Beziehung weitere Fortschritte; hier wurde 1893 das Problem mit Engpässen bei der Wasserversorgung gelöst. So konnte nach Vereinbarung mit der Gemeinde Queckborn (heute zu Grünberg gehörig) das Trinkwasser von dort bezogen werden. 1899 wurde ein Abwasserbeseitigungskonzept beschlossen, das die Entwässerung der Stadt, die Reinigung im Klärwerk sowie die Einleitung in die Lahn regelte. Die Abtritte wurden angeschlossen und die Gruben und Tonnen zusehends beseitigt. 1906 war der Bau der Kanalisation beendet, und das Klärwerk nahm den Betrieb auf.²⁰

darunter Oberbürgermeister Gnauth und der Fabrikant Wilhelm Gail – im GA einen Aufruf zur Sammlung für Hamburg, Altona und deren Vororte; sie bitten „um gütige Zuwendung zahlreicher Liebesgaben für die Bedrängten“.¹⁸ Durch Vermittlung der ‘neuen’ Kliniken wird die Ausstattung der städtischen Isolierbaracke u. a. um einen zweiten Krankentransportwagen ergänzt.¹⁹

Wann, wo und wie brach die Cholera 1892 aber in Gießen aus? Wie viele Menschen fielen ihr zum Opfer, und wie bekam man die Krise schließlich in den Griff? Nun, im Gegensatz zu 2020/21 ging die Epidemie damals an Gießen vorüber. Die Zeitung und andere Quellen wissen von einem lokalen Ausbruch und Infizierten jedenfalls nichts zu berichten. Auch, weil die Cholera durch verbesserte hygienische Bedingungen in vielen Regionen Deutschlands und Europas längst erfolgreich an der Verbreitung gehindert wurde.

18 Ebd., 30.09.1892, S. 3.

19 Vgl. StdtAG, L 1354, Maßnahmen gegen die asiatische Cholera (1892), Verzeichniß der Kosten, welche in Folge der getroffenen Maßregeln gegen die asiatische Cholera entstanden sind, 06.11.1892.

20 Vgl. Brake, Auf dem Weg (wie FN 5), S. 202–204.

Jüdisches Leben in Oberhessen

Die Familie Weinberg/Herz in Holzheim, Kreis Gießen

SABINE SANDER

Wir betrachten hier die Geschichte von drei Generationen einer jüdischen Familie aus dem oberhessischen Holzheim, in der sich die Tragödie der deutsch-jüdischen Minderheit in besonderer Weise verdichtet, trotz der nur geringen Zahl der Familienmitglieder. Ausgangspunkt ist der Zuzug des jungen Moses Weinberg in den 1870er Jahren, Endpunkte sind die notgedrungene Land- und Landesflucht der letzten Mitglieder der Familie Ende der 1930er Jahre bis zu Untergang bzw. Rettung – mit einem bürokratischen Nachspiel in den 1960er Jahren. Die Lebenswege werden eingebettet in den jeweiligen geschichtlichen Kontext.¹

1. Zum Niederlassungsort der Weinbergs

Moses Weinberg, geboren am 19. Februar 1862, kam als Jugendlicher im Alter von 15 Jahren mit seinen Eltern und Geschwistern nach Holzheim, 13 Kilometer südlich von Gießen gelegen, damals einer von rund 2.300 Orten mit jüdischem Bevölkerungsanteil.² Nahezu 700 Jahre zuvor hatten sich vereinzelt Juden im oberhessischen Raum angesiedelt, etwa im nahegelegenen Münzenberg unter dem Schutz der Burg und wenig später auch in Gießen. Wiederholt waren sie aus Städten ausgewiesen worden – aus Gießen 1624³ und 1662 –, so dass sie auf dem Land Zuflucht nahmen. Wie in den Nachbargemeinden so auch in Holzheim, wo um 1640 ein Jude

-
- 1 In den älteren Publikationen zu Holzheim kommen Juden nur sehr beiläufig vor, vgl. Heimatbuch Holzheim. Bearb. v. Waldemar Küther. Holzheim [1965], S. 122 u. 147; Pohlheim-Holzheim. Geschichte in Bildern. Hrsg. v. Magistrat d. Stadt Pohlheim, Texte v. Karl Heinrich Jung. Pohlheim 1989, S. 78–82; Karl Heinrich Jung u. Gerold Buß: Das 1200jährige Pohlheim-Holzheim. Beiträge zu seiner Geschichte. Pohlheim 1991; außerdem Karl Heinrich Jung: Die Holzheimer Juden. Eine historische Betrachtung. In: Hessische Heimat. Beilage zur Gießener Allgemeinen Zeitung v. 4.6.1988, S. 45–48. War in den älteren Beiträgen von „Holzheimern“ ohne Beiwort die Rede, so waren Juden nie inbegriffen. – Große Verdienste um die Geschichte der oberhessischen Juden hat Hanno Müller erworben, u. a. mit: Die Juden in Pohlheim. Unter Mitarbeit v. Monica Kingreen. Lich 2015. Ohne seine aufwendigen Quellenstudien wäre der vorliegende Beitrag nicht möglich gewesen. – Die Pohlheimer Stadtarchivarin ermöglichte zu keinem Zeitpunkt den Zugang zu den Quellen vor Ort, was die Arbeit erschwerte und behinderte.
 - 2 Vgl. Monika Richarz: Einführung. In: Jüdisches Leben in Deutschland. Bd. 2: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte im Kaiserreich. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz. Stuttgart 1979, S. 7–62, hier S. 53.
 - 3 1622 lebten 23 jüdische Familien in Gießen. Nach Paul Arnsberg: Die jüdischen Gemeinden in Hessen. Anfang – Untergang – Neubeginn. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1971, S. 254.

namens Süßmann lebte.⁴ Quellenbedingt lässt sich eine jüdische Siedlungskontinuität für die Frühe Neuzeit nicht nachweisen. Erst für das beginnende 19. Jahrhundert (1808) ergibt sich durch Gemeinderechnungen ein umfassenderer Blick, nämlich auf sechs ortsansässige Juden, d. h. jüdische Haushaltsvorstände, die Steuern an die Gemeinde zu entrichten hatten.⁵ Da man ihre Familiengröße nicht kennt, ist ihr Anteil an der Ortsbevölkerung – 874 Personen im Jahr 1806 – nicht ermittelbar. Um die Jahrhundertmitte war er mit 3,9 Prozent am höchsten, sank aber bald auf 3,3 Prozent (1861), 2,8 Prozent (1900), 1,5 Prozent (1933) bis auf null im Jahr der Deportationen 1942.⁶ Im Großherzogtum Hessen, dem deutschen Staat mit dem größten jüdischen Bevölkerungsanteil, in dem ein Drittel aller Ortsgemeinden jüdische Einwohner aufwies,⁷ betrug er im 19. Jahrhundert drei Prozent.⁸ Reichsweit lag er vor 1900 kaum über einem Prozent, nach 1900 knapp darunter.⁹ Diese Zahlen sollte man sich vergegenwärtigen, weil der Anteil der jüdischen Minderheit aufgrund der antisemitischen Beschwörungen einer angeblich massiven Bedrohung, die von Juden ausginge, heute noch oft überschätzt wird.

Das Großherzogtum Hessen wies eine weitere Besonderheit auf, hier war das Landjudentum stärker vertreten als in anderen Regionen. Das war auch in sozialer Hinsicht bedeutsam, da auf dem Land viel weniger Möglichkeiten als in der Stadt bestanden, Wohlstand zu erlangen und so den gesellschaftlichen Status zu erhöhen. Noch 1910 lebten in Hessen 45 Prozent aller Juden in kleinen Gemeinden mit weniger als 5.000 Einwohnern – ein diametraler Gegensatz vor allem zu Preußen mit seiner starken Urbanisierung, wo der Anteil der Juden, die in Gemeinden mit weniger als 20.000 Einwohnern lebten, zu dieser Zeit bereits unter 30 Prozent lag.¹⁰ Die Weinbergs waren gleich zweifach Vertreter dieses hessischen Landjudentums, denn Moses' Vater Herz Weinberg stammte aus Allendorf an der Lumda, 17 Kilometer

4 Im Jahr 1638 laut Artikel Holzheim, Landkreis Gießen. In: Historisches Ortslexikon <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ol/id/10336>> (Stand: 16.10.2018); 1640 laut Jung: Pohlheim-Holzheim, S. 78. Beides ohne Quellenbeleg. 1629 hatte ein Jude mit Namen Süßmann, Einwohner ohne Bürgerrecht in Gambach, wegen einer an ihm begangenen antijüdischen Gewalttat eine Eingabe an den Schultheißen gemacht (vgl. Helma Kilian: Jüdisches Leben in Gambach [...]. [Münzenberg 2013?], S. 76), vielleicht war er identisch mit dem später in Holzheim lebenden Süßmann. – Wie sein Beispiel zeigt, hatten sich Juden nicht immer einen erblichen Zunamen zugelegt, was ihnen seit etwa 1800 in den einzelnen Territorien dann vorgeschrieben wurde.

5 Vgl. Müller: Pohlheim, S. 100.

6 Zu den Einwohnerzahlen vgl. ebd., S. 102.

7 Insgesamt hatte das Großherzogtum 900 Gemeinden, in etwa 300 davon lebten Juden. Vgl. Rüdiger Mack: Otto Böckel und die antisemitische Bauernbewegung in Hessen 1887–1894. In: Neunhundert Jahre Geschichte der Juden in Hessen. Beiträge zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben. Komm. für die Geschichte d. Juden in Hessen. Bearb. v. Christiane Heinemann. Wiesbaden 1983, S. 377–410, hier S. 378.

8 Sowohl im Jahr 1816 als auch 1871. Vgl. Monika Richarz: Einführung. In: Jüdisches Leben in Deutschland. Bd. 1: Selbstzeugnisse und Sozialgeschichte 1780–1871. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz. Stuttgart 1976, S. 11–69, hier S. 27.

9 Vgl. dies.: Einführung. In: Jüdisches Leben. Bd. 2, S. 13.

10 Vgl. ebd., S. 22.

nordöstlich von Gießen gelegen, von der Einwohnerzahl sowie dem Anteil der jüdischen Bevölkerung Holzheim sehr ähnlich, seine Mutter Regine war in Holzheim geboren.

2. Die Holzheimer Vorfahren, Heiratsverhalten und Familiengröße

Moses Weinbergs Mutter Regine, mit jüdischem Vornamen Rödel oder Redel,¹¹ geb. Bing, (Jg. 1832) war – soweit Quellen das erkennen lassen – eine Holzheimerin der dritten Generation. Ihr Großvater ist in den schon erwähnten Gemeinderechnungen von 1808 als „Jud Abraham Bing“ dokumentiert.¹² Er, der um 1820 von den Holzheimer Juden den höchsten Steuerbetrag zahlte,¹³ war 1818 zusammen mit der israelitischen Gemeinde Eigentümer jenes Anwesens (Nr. 48 nach alter Zählung, später Hauptstraße 50), dessen rechten Teil man mehrere Jahrzehnte als Synagoge oder volkstümlich gesprochen als „Schul“ nutzte.¹⁴ Abraham Bings einziger Sohn Mayer Bing (Jg. 1794) übernahm dieses Haus im Jahr 1845.¹⁵ Aus seiner 1826 geschlossenen Ehe mit der Holzheimerin Betty Grünebaum (Jg. 1797) gingen sechs Kinder hervor.¹⁶ Eines der fünf Mädchen war Regine, die im Jahr 1857 Herz Weinberg (Jg. 1826) in Allendorf an der Lumda heiratete. Ihre jüngere Schwester Bräunle/Bertha ging vier Jahre später ebendort mit Maier/Meier Weinberg¹⁷ die Ehe ein. Solche Mehrfachbindungen zwischen zwei Familien bzw. Orten lassen sich in jüdischen wie christlichen Familien immer wieder finden. Die älteste und die jüngste Schwester Regines lebten seit ihrer Eheschließung in nahegelegenen Dörfern, eine andere

-
- 11 In der älteren Generation hatten viele, besonders die Frauen, zwei Vornamen, einen aus jüdischer Tradition und einen zeitgemäßen „bürgerlichen“, d. h. deutschen, oft mit einer gewissen Ähnlichkeit der Lautung.
 - 12 Seine Lebensdaten sind unbekannt; gestorben ist er vor 1832. Vermutlich war er etwas älter als seine 1758 geborene Frau Singe/Simmche/Sanna, die 1832 als Witwe starb. Vgl. Müller: Pohlheim, S. 74 f.
 - 13 Vgl. ebd., S. 101.
 - 14 Zur Synagoge (aus christlicher Sicht „Judenschule“) vgl. Müller: Pohlheim, S. 103. Dass die erste Synagoge nur aus einem Raum innerhalb eines Wohnhauses bestand, war nichts Ungewöhnliches. Im Nachbarort Gambach mietete man zeitweise sogar bei einem Christen einen Raum zur Nutzung als Synagoge. Vgl. Kilian: Gambach, S. 24.
 - 15 Drei seiner Schwestern waren zu diesem Zeitpunkt schon längst außerhalb Holzheims verheiratet; die jüngste und vierte blieb als Mutter eines unehelichen Kindes anscheinend unverheiratet im Elternhaus wohnen. Zur Familie Abraham Bings vgl. Müller: Pohlheim, S. 74 f.
 - 16 Zur Familie Mayer Bings vgl. ebd., S. 75 f.
 - 17 Dieser (Jg. 1831) war mutmaßlich ein jüngerer Bruder von Herz Weinberg. Zwar wird in seinem Geburtsdokument eine andere Mutter genannt, der Vater ist aber in beiden Fällen ein Joseph Weinberg und lebte im Haus Nr. 30. (Vgl. Christine Hühn: Familienbuch der Juden in Allendorf an der Lumda. [Allendorf 2019], Nr. 157, 158, 160 und 161.) Außerdem stimmen die beiden Unterschriften des jeweiligen Kindsvaters in signifikanten Merkmalen überein. Anscheinend hatte sich der Allendorfer Bürgermeister bei der Niederschrift mit dem Namen der Mutter Maier Weinbergs vertan; seinen Mangel an Konzentration belegen mehrfache Streichungen auf der fraglichen Seite. Kopien der Quellentexte stellte Christine Hühn am 25.5.2021 zur Verfügung.

hatte das Kindesalter nicht überlebt. So blieb zunächst der einzige Bruder Regines, ein Abraham wie sein Großvater,¹⁸ mit der von ihm gegründeten Familie im Holzheimer Elternhaus. Nach dem Tod seiner ersten Frau zog er 1877 nach Lich. Da auch die Eltern, Mayer und Betty Bing, bereits verstorben waren (1868 und 1875), wäre der alte Bingsche Familiensitz verwaist, wenn nicht Herz und Regine Weinberg in ebendiesem Jahr 1877 eingezogen und im fortgeschrittenen Alter – er war 51 Jahre alt – einen Neubeginn gewagt hätten.

In den vorherigen zwei gemeinsamen Jahrzehnten in Allendorf an der Lumda¹⁹ hatte das Ehepaar sechs Kinder bekommen, drei Mädchen und drei Jungen, von denen einer kurz nach der Geburt verstorben war. Diese Kinder verließen als Erwachsene allesamt Holzheim – bis auf Moses, das dritte Kind und der älteste Sohn seiner Eltern, unseren Protagonisten. Über seine Jugend erfahren wir allerdings nichts – was hätte sich auch vom Leben eines Jugendlichen aus seinem Milieu in Akten niederschlagen können?

Das Domizil der Weinbergs hatte einen zentralen Standort im Unterdorf, die sehr lange Traufseite des Eckhauses lag zu einem größeren Platz mit einem kleinen Teich²⁰ hin, die linke Giebelseite befand sich an der Hauptstraße, gegenüber der damaligen Schule. Die Synagoge beherbergte es schon lange nicht mehr, denn 1854 hatten die zu einer Gemeinde vereinten Holzheimer und Grüninger Juden²¹ ein kleines Haus in der Nähe erworben (ehemals Schulstraße, heute: Im Noll), das ihnen seitdem als Synagoge diente.²² Am Wohnhaus der Familie befand sich ein Verkaufsladen, seit Moses Weinbergs Großvater Mayer Bing das Gebäude an der linken, der Hauptstraße zugewandten Giebelseite 1853 verlängert hatte, um einen kleinen „Spezereiladen“ einzurichten.²³ Den nutzte sein Vater Herz Weinberg seit dem 1. September 1877 ebenfalls für den Handel mit Spezereien und Manufakturwaren, bevor er in den nächsten Jahren noch weitere Gewerbe anmeldete.²⁴ Der mehrdeutige Begriff Spezereien wurde hier nicht in seiner ursprünglichen Bedeutung, Gewürze, verwendet, sondern stand allgemeiner für Lebensmittel; demgemäß war infolge des Sprachwandels später von einem Laden für Kolonialwaren die Rede. Da Moses bei seiner Ankunft in Holzheim schon über das schulpflichtige Alter hinaus war, wird

18 Zu ihm vgl. Müller Pohlheim, S. 76 f.

19 Sie hatten dort im Haus Nr. 111 gelebt. Vgl. Hühn: Familienbuch, Nr. 160.

20 Im Dorf „die Bach“ genannt.

21 Diese Vereinigung war 1836 erfolgt. (Vgl. Arnsberg: Die jüdischen Gemeinden. Bd. 1, S. 388.) Man wollte damit sicherstellen, dass die notwendige Zehnzahl religiös volljähriger Männer für einen Gottesdienst erreicht wurde.

22 Schulstraße offensichtlich wegen der „Judenschule“, denn eine Volksschule gab es dort nie. Der gemeinsame Friedhof befand sich im zwei Kilometer entfernten Grüningen. Auf eine Mikwe, das Tauchbad für rituelle Reinigungen, gibt es keinen Hinweis.

23 Das Haus mit Anbau und Stall wurde für die Brandversicherung auf 1.050 Gulden taxiert. (Vgl. Müller: Pohlheim, S. 75.) Wie es später hieß, hatte das Haus „einen gesamt Flächeninhalt von 94 qm“, gemeint waren vermutlich Wohn- und Nutzfläche zusammengenommen; der Laden hatte einen Anteil von rund elf Quadratmetern. Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIX,6,1,31.

24 Zu Herz Weinbergs Gewerben vgl. Müller: Pohlheim, S. 94.

er in den nächsten Jahren höchstwahrscheinlich seinem Vater bei dessen Geschäften zur Seite gestanden und sich so informell aufs spätere Berufsleben vorbereitet haben.

Als die Weinbergs sich in Holzheim etablierten, lebten hier neun andere jüdische Familien, 44 Personen, davon allein 23 Kinder und Jugendliche.²⁵ Durch den Zuzug erhöhte sich die Zahl auf insgesamt 51 Personen mit einem Anteil von 28 Kindern und Jugendlichen, d. h. 55 Prozent. Die Häuser der Familien waren, wie andernorts, über das Dorf verteilt. Ein Zusammenhalt ergab sich unter den Juden allein schon durch die gemeinsamen religiösen Bräuche, Feste und Gottesdienste, aber z. B. auch durch die Zeugenschaft bei Geburten, Heiraten und Todesfällen. Möglicherweise bestand eine Nähe der Weinbergs zu den Grünebaums, der Herkunftsfamilie von Moses' Großmutter mütterlicherseits, von der Mitglieder bis 1942 im Ort lebten.²⁶

Verwandschaftlichen Verkehr pflegte man offensichtlich mit Gambach, drei Kilometer in südlicher Richtung von Holzheim entfernt, wo Susanna (bzw. Sanna oder Sannchen) Bing, die jüngste Schwester seiner Mutter, 1864 den Gambacher Händler Moses Seewald geheiratet hatte.²⁷ Mit einer Tochter aus ebendieser Ehe, nämlich Kat(h)inka Seewald, geboren am 20. Juni 1869, einer sieben Jahre jüngeren Cousine, ging Moses Weinberg als 27-Jähriger im Jahr 1889 die Ehe ein.²⁸ Nach den religiösen Vorschriften sollte zwar keine Heirat unter Blutsverwandten und Verschwägerten geschlossen werden, aber in der Praxis kam Ersteres vereinzelt, Letzteres öfter vor.²⁹

Bei den Juden waren die Männer bei der Eheschließung wie im vorliegenden Fall meist 25 bis 30 Jahre alt, die Frauen üblicherweise mehrere Jahre jünger. Bei den Christen in Holzheim waren 75 Prozent der Männer bei ihrer Hochzeit jünger als Moses Weinberg, ihr Durchschnittsalter lag bei 25,4 Jahren, das der Frauen bei 23,7, der durchschnittliche Altersabstand der Geschlechter fiel bei ihnen also recht gering

25 Im Ortsbürgerregister sind sieben Haushaltsvorstände genannt: die Brüder Isaak und Joseph Bamberger, die Brüder Eisemann und Nathan Grünebaum, Markus Katz, Feidel Lindheimer II., Löwi May (vgl. ebd., S. 101). Außerdem lebte Lehmann Mayer mit Familie in Holzheim, der in den 1850er Jahren nicht zum Ortsbürger angenommen worden war (vgl. ebd., S. 90 f.), was aufgrund der rechtlichen Gleichstellung von 1869 längst hätte erfolgen müssen. Zwei weitere Dorfbewohnerinnen waren die Witwe Rosina Wetterhahn und ihre ledige Tochter Minna (vgl. ebd., S. 96 f.).

26 Zu Rosalie Bamberger, einer geborenen Weinberg aus Stordorf (vgl. ebd., S. 73), gab es keine nachweisbare Verwandtschaft.

27 Vgl. ebd., S. 95; auch Kilian: Gambach, S. 42 und 114. – Eheschließungen zwischen Holzheimer und Gambacher Juden kamen häufiger vor.

28 Vgl. ebd., S. 114; Müller: Pohlheim, S. 95; Hühn: Familienbuch, Nr. 160.3. – Knapp 20 Jahre zuvor war es schon einmal zu einer ehelichen Verbindung zwischen einem (Moses) Seewald aus Gambach und einer (Fanny) Weinberg aus Allendorf an der Lumda gekommen. Vgl. Kilian: Gambach, S. 112; Müller u. a.: Münzenberg, S. 112.

29 Daher gab es in der ersten Jahrhunderthälfte die Bestimmung, dass israelitische Brautpaare bei zu naher Verwandtschaft um Dispensation ersuchen mussten. Vgl. Gesetz vom 20. September 1832, Abschnitt III. Bürgerliche und sonstige Verhältnisse der Israeliten. In: Gesetz-Sammlung für das Großherzogtum Hessen 1819 bis 1905 enthaltend sämtliche hessische Gesetze und Verordnungen in der zeitlichen Reihenfolge und dem geltenden Wortlaut. Hrsg. v. Reh, Heyer u. Gros. Bd. 1: 1819–1874. Mainz 1904, S. 151.

aus.³⁰ Obwohl die jüdische Gemeinde sehr klein war, verheiratete man sich in Einzelfällen auch innerhalb des Ortes – wie etwa Moses Weinbergs Großeltern mütterlicherseits beide gebürtige Holzheimer waren –,³¹ meist aber in der (näheren) Region, vorzugsweise dort, wo sich durch Verwandtenbesuche Möglichkeiten der Partnerwahl eröffneten.³²

Für die christliche Majorität bestand naturgemäß ein sehr viel größeres Angebot möglicher Ehepartner/innen innerhalb des Dorfes. Nicht zuletzt aufgrund der lange vorherrschenden Tätigkeit in der Landwirtschaft war deren geographische Mobilität vergleichsweise gering,³³ auch in der Partnerwahl war man recht bodenständig. In Verbindung mit der oft großen Kinderzahl führte es zu dem bemerkenswerten Phänomen, dass sich allein für die in den Kirchenbüchern dokumentierte Zeit zwischen etwa 1700 und 1900 in dem kleinen Dorf zum Teil mehrere Dutzend bis weit über hundert Familien mit demselben Familiennamen nachweisen lassen.³⁴ Dabei fällt auf, dass sogar immer wieder die Wahl auf eine Partnerin mit demselben Familiennamen fiel, in Einzelfällen sogar in erster und zweiter Ehe.³⁵ Die Namensgleichheit muss nicht auf eine nähere Verwandtschaft der Ehegatten deuten, aber gewiss oft auf eine fernere, aus einer früheren Generation stammende. Wie häufig christliche Ehepartner mit unterschiedlichen Familiennamen im näheren Verwandtenkreis heirateten, lässt sich nicht sagen; vereinzelt kam noch im 20. Jahrhundert die Ehe von Cousin und Cousine vor.

Vier bis sechs Kinder waren in den Holzheimer jüdischen Familien im 19. Jahrhundert noch die Regel. Wie oben erwähnt, hatten Moses Weinbergs Holzheimer Großeltern sechs Kinder, und er selbst war eines von sechs Kindern. Seine Gambacher Ehefrau hatte sechs Geschwister. Aber es gab um 1900 schon zwei jüdische

30 Die Berechnung basiert auf einer Stichprobe von je 50 Männern und Frauen, die im Zeitraum von 1885 und 1894 heirateten. Ermittelt auf der Grundlage von Gerold Buß: Familienbuch Holzheim Krs. Gießen 1671–1900. Darmstadt 1993.

31 Im 19. Jahrhundert gab es fünf Eheschließungen, bei denen beide jüdische Partner in Holzheim geboren sind.

32 Unverheiratetsein blieb in der jüdischen wie christlichen Bevölkerung die Ausnahme. Uneheliche Kinder kamen in beiden Religionsgruppen vor, in der großen christlichen Gruppe erstaunlich häufig.

33 Sehr viele der in Holzheim Geborenen verstarben später auch hier. Allerdings sollen zwischen 1840 und 1900 ca. 350 christliche Holzheimer in die USA ausgewandert sein, 1872 sogar 35 Personen nach der Missernte des Vorjahres. Angeführte Beispiele waren besonders kinderreiche Familien. (Vgl. Waldemar Küther: Die Holzheimer Auswanderer. In: Heimatbuch Holzheim, S. 272–276, hier S. 273 f.) Im gleichen Zeitraum wanderten lediglich drei Holzheimer Juden im Alter von 15, 16 und 28 Jahren aus, und zwar 1882, 1890 und 1891. (Vgl. Müller: Pohlheim, S. 84 u. 90 f.) Dagegen brachen in Gambach zwischen 1840 und 1900 bei einer doppelt so großen jüdischen Bevölkerung 26 Personen nach Übersee auf. Vgl. Kilian: Gambach, S. 20.

34 Nur zwei Beispiele: über 120 Familien namens Jung und über 130 namens Zeiß.

35 Bei den großen Sippen gab es immer Ehepartner mit demselben Geburtsnamen, nämlich bis zu 14-mal (bei Zeiß), und wenigstens zwei Männer heirateten sowohl in erster als auch in zweiter Ehe eine Frau, die aus einer gleichnamigen Familie kam. Vgl. Buß: Familienbuch, zum letztgenannten Phänomen: J049 und Z068.

Familien in Holzheim, die nur eine Geburt bzw. zwei Geburten zu verzeichnen hatten.³⁶ Zur gleichen Zeit wiesen die Familien der großen christlichen Mehrheit ein weiteres Spektrum in der Kinderzahl auf, ihre durchschnittliche Geburtenrate lag Ende des 19. Jahrhunderts bei etwas mehr als fünf. Aber es gab unter ihnen noch Familien mit zehn bis zwölf Geburten, ganz im Gegensatz zur Entwicklung der Reproduktion in den Holzheimer jüdischen Familien, worauf noch zurückzukommen ist.

3. Die Gewerbe eines Landjuden oder die Suche nach neuen Betätigungsfeldern

Was die Erwerbstätigkeit angeht, so zeigt unter anderem die Liste der Aufnahme als Ortsbürger, dass Moses Weinberg wie sämtliche Holzheimer Juden – ergänzt sei: und auch einige Jüdinnen³⁷ – im Handel tätig war.³⁸ Damit bestand ein markanter Unterschied zur christlichen Einwohnerschaft, die größtenteils von der Landwirtschaft lebte, und zwar von recht kleinen Gütern aufgrund des Realteilungsrechts; selbst jene, die ein Handwerk ausübten, betrieben nebenbei noch Ackerbau und hielten Vieh; viele Christen betätigten sich zusätzlich als Kleinhändler.³⁹ Bekanntlich war die jüdische Minderheit seit alters von den meisten Tätigkeitsfeldern ausgeschlossen, hatte in der Regel keinen landwirtschaftlichen Besitz und selten einen Garten oder ein Baumstück, so dass für sie auf dem Lande fast ausschließlich der Handel übrig blieb, der sie ernähren musste.⁴⁰ Moses Weinberg stellte gegenüber den anderen Holzheimer Juden insofern eine Ausnahme dar, als er kein Viehhändler war, obgleich sowohl sein Großvater Joseph Weinberg in Allendorf als auch sein Vater Herz Weinberg noch in seinen ersten Holzheimer Jahren diese typischste aller

36 So Levi/Löwi May und Max Bamberger. Vgl. Müller: Pohlheim, S. 89 u. 72.

37 Von den verheirateten Frauen verdienten sich nur wenige mit Kleinhandel ein Zubrot, andere erst im Witwenstand. Unverheiratet war der Druck, erwerbstätig zu sein, ungleich größer.

38 Im Ortsbürgerregister wurde nur Moses Weinberg als „Kaufmann“ bezeichnet, jeder andere als „Handelsmann“ (nach Müller: Pohlheim, S. 101). Anscheinend führte ein Kaufmann ein einträglicheres Geschäft, das im amtlichen Firmenregister zu führen war (siehe dazu weiter unten). Z. T. scheinen die Begriffe Kaufmann und Handelsmann auch synonym verwendet worden zu sein. Vgl. zu Moses Weinberg und Levi/Löwy May das Landes-Adreßbuch für das Großherzogtum Hessen. Bd. 3: Provinz Oberhessen. Darmstadt 1906, S. 476, und Müller: Pohlheim, S. 89.

39 1861 gab es 43 gewerbliche Betriebe (unter Ausschluss der wenigen mutmaßlich jüdischen), dagegen 715 Landwirte (vgl. Karl Heinrich Jung: Holzheim in der Statistik. In: Heimatbuch, S. 147–153, hier S. 148 f.) – bei insgesamt 1.179 Einwohnern (nach Müller: Pohlheim, S. 102).

40 In den Städten mit ihren größeren Bildungschancen und vielfältigeren Berufsmöglichkeiten begann sich schon ein Wandel abzuzeichnen. Der Anteil jüdischer Erwerbstätiger im Handel reduzierte sich während des Kaiserreichs fast auf die Hälfte. Vgl. Richarz: Einführung. In: Jüdisches Leben. Bd. 2, S. 23.

Tätigkeiten der Landjuden ausgeübt hatten und es an sich üblich war, im Elternhaus in eine Erwerbstätigkeit hineinzuwachsen.⁴¹

3.1. Moses Weinbergs Tätigkeit als Händler und Makler

Im Laufe der Jahre meldeten Holzheimer Juden drei, vier oder fünf verschiedene Gewerbe an. Zu einem anderen, vielleicht erfolgversprechenderen Handelsgut zu wechseln oder es zusätzlich zum bisherigen anzubieten, deutet einerseits das Prekäre ihrer Lage an. Auf sie traf der Satz aus der Chronik einer jüdischen Familie aus dem Württembergischen zu: „Der Broterwerb war mühselig und hart, und kaum einer vermochte sich von einem Gewerbe allein zu ernähren.“⁴² Andererseits und ins Positive gewendet, kann man mit Monika Richarz sagen, dass es gerade ihre Flexibilität war, der Wechsel der Handelsobjekte nach Saison und Konjunktur, der Juden das Überleben auf dem Lande ermöglichte.⁴³ In puncto Flexibilität und Tätigkeitspektrum übertraf Moses Weinberg die anderen Holzheimer Juden in besonderer Weise, denn er meldete in seinem Leben insgesamt nicht weniger als zehn Gewerbe an, darunter durchaus ungewöhnliche und wagemutige.⁴⁴ Ob er seinem Gambacher Schwiegervater nicht nachstehen wollte, der sehr rührig war und einen starken Geschäftsbetrieb hatte,⁴⁵ ob er sich als Angehöriger der jüdischen Minderheit in einer oftmals feindlichen Umwelt durch Leistung und Erfolg Anerkennung verschaffen wollte – über seine Antriebskräfte wissen wir nichts.

Fast jeder Viehhändler in Holzheim arbeitete auch als „Metzger, der nicht ständig schlachtet“,⁴⁶ so dass eine koschere Schlachtung für die auf dem Land noch traditionell nach den jüdischen Speisegesetzen Lebenden sichergestellt war.⁴⁷ Auch Moses Weinberg war ein solcher Metzger; die Schächtung aber blieb dem vom Rabbiner unterwiesenen und geprüften „Schochet“ vorbehalten. Außerdem handelte er mit den

41 „Der Viehhandel war die wichtigste Erwerbsquelle der Juden in Deutschland“, heißt es ebd., S. 26. – Zu Weinbergs Vater und Großvater vgl. Müller: Pohlheim, S. 94.

42 Zitat nach dem Vortrag Stefan Rohrbachers „Die jüdische Landgemeinde im Umbruch der Zeit“ im Jüdischen Museum Göppingen 1998. <https://www.edjewnet.de/landgemeinde/landgemeinde.htm> (abgerufen am 20.6.2021).

43 Monika Richarz: Landjuden und Bauern im 19. Jahrhundert. Ihre sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen am Beispiel Südwestdeutschland. Ms. eines Vortrags gehalten an der Universität Heidelberg am 22. Juni 1988, S. 6.

44 Eine Auflistung in Stichworten zu Moses Weinbergs Unternehmungen bei Müller: Pohlheim, S. 95.

45 Moses Seewald war 1888 Fruchthändler „ohne Niederlage“ (d. h. ohne Depot), Vieh- und Häutehändler, Tapetenhändler im Kleinen, Metzger, der nicht ständig schlachtet, Spielkarten-, Woll-, Baumwoll-, Leinwand- und Ellenwarenhändler, Porzellan- und Kurzwarenkäufer, Kartoffelhändler, Weckverkäufer ohne Backofen. Nach Kilian: Gambach, S. 15; vgl. auch Hanno Müller, Helma Kilian u. Monica Kingreen: Juden in Münzenberg 1800–1942, Gambach 1750–1942, Fauerbach II 1800–1874. Fernwald 2014, S. 110.

46 Daneben gab es zur Zeit des jungen Moses Weinberg nur einen jüdischen Handwerker in Holzheim, Feidel Lindheimer II., der das Schneiderhandwerk bei seinem Vater, Feidel Lindheimer I., einem Schneider und Kappenmacher, gelernt hatte. Vgl. Müller: Pohlheim, S. 86.

47 Vgl. Altes Testament. Das dritte Buch Mose 11.

besagten Spezereien und verkaufte als „Branntweinzäpfer“ Branntwein über die Straße (alles seit 1891).⁴⁸ Dieser Branntweinverkauf war unter den achtzig Jahre später die Großgemeinde Pohlheim bildenden Orten offenbar ein Spezifikum Holzheims. Vor Moses Weinberg hatte es nachweislich schon sechs andere jüdische „Branntweinzäpfer“ gegeben bzw. sieben, wenn man einen „Branntweinhändler“ hinzurechnet.⁴⁹ Außerdem handelte Weinberg (seit 1892) mit den landwirtschaftlichen Produkten Kartoffeln, Frucht und Mehl,⁵⁰ ferner mit Salz sowie mit Kurz- und Ellenwaren. Während Kurzwaren kleine Artikel umfassten, die man vor allem zum Nähen benötigte, z. B. Knöpfe, Schnallen oder Bänder, und die nach Stückzahl, Gewicht oder Volumen berechnet wurden, waren Ellenwaren Stoffe, die per laufende Meter ausgegeben wurden, wobei es eigentlich „Meterware“ hätte heißen müssen,⁵¹ aber der alte Begriff war zur Zeit von Moses Weinberg schon so lange im Sprachgebrauch, dass er selbst behördlicherseits beibehalten wurde.⁵² Mit fast allen genannten Gewerben folgte Moses Weinberg den Fußstapfen seines Vaters, nur dass dieser statt Kurzwaren einige Jahre Baumwollzeug feilbot und dafür einen Hausierschein besaß. 1891, im Alter von 65 Jahren, legte der Vater seine Gewerbe nieder,⁵³ und 1893 ließ er die Firma „Herz Weinberg“ im Firmenregister des Amtsgerichts Butzbach löschen, um sie, wie es heißt, „mit allen Activen“ an seinen Sohn Moses abzutreten, der sie unter der Bezeichnung „M. Weinberg“ eintragen ließ und seiner Frau Katinka Prokura erteilte, wie in der Darmstädter Zeitung und im Wetterauer Boten angezeigt wurde.⁵⁴ Für seine Handelstätigkeiten beantragte er nie ein Hausierpatent,⁵⁵ um wie der eine oder

48 Ob bzw. wann er die einzelnen Gewerbe niederlegte, konnte nicht überprüft werden wegen des verhinderten Zugangs zum Archiv.

49 Außerhalb Holzheims ist nur für Grüningen ein sogenannter Branntweinzäpfer angegeben. (Vgl. Müller: Pohlheim. Register, S. 201.) Im frühen 19. Jahrhundert hatten bei 171 Hofreiten noch 55 Holzheimer Christen eine Brennerei; infolge erhöhter Steuern und Abgaben gab es in der zweiten Jahrhunderthälfte nur noch eine. Vgl. Jung: Wovon die Holzheimer leben. In: Heimatbuch, S. 140–146, hier S. 142.

50 Frucht- und Kartoffelhändler war außer ihm noch der Jude Levi May. Vgl. Müller: Pohlheim, S. 89.

51 1875 war das Deutsche Reich neben 116 anderen Staaten der Internationalen Meterkonvention beigetreten, um durch einheitliches Längenmaß den Handel zu erleichtern. (Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Meterkonvention>, abgerufen am 14.6.2021.) Allein innerhalb Deutschlands hatte es zuvor sehr viele unterschiedlich lange Ellenmaße gegeben.

52 Mit Stoffen handelte eine Reihe Holzheimer Juden, weil konfektionierte Kleidung, wie sie schon seit dem späten 18. Jahrhundert in Großstädten angeboten wurde, auf dem Lande noch lange nicht verbreitet war. Was Frauen- und Kinderkleidung anging, kaufte man bis in die 1950er, ja 1960er Jahre Stoffe, um das Kleidungsstück selbst zu nähen oder nähen zu lassen.

53 Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XXIII,5b,2,7.

54 Vgl. Hessisches Staatsarchiv Darmstadt (HStAD), Bestand G28 Butzbach Nr. R 233. Nach unvollständigen bzw. irreführenden Pohlheimer Quellen führte Weinberg das Geschäft von 1927 bis 1938. (Vgl. Müller: Pohlheim, S. 95 u. 102.) Zum Jahr der Schließung siehe unten. – Ob eine Bevollmächtigung der Ehefrau zu dieser Zeit üblich war oder ob sich darin ein Verhältnis der Gatten auf Augenhöhe andeutet, bleibt ungeklärt.

55 Unter seinen Zeitgenossen und -genossinnen gab es noch einige Besitzer eines Hausierpatents. Vgl. ebd., Register, S. 201.

die andere mit Waren über Land zu gehen und aktiv Kunden zu suchen oder aufzusuchen. Auf einer Ansichtskarte von Holzheim aus dem Jahr 1910 ist sein Haus – bereits zu Lebzeiten seiner Eltern war er der Eigentümer⁵⁶ – abgebildet und durch die Angabe „Geschäftshaus M. Weinberg“ hervorgehoben. Damit nutzte er eine bescheidene neuere Möglichkeit der Werbung von Kunden.⁵⁷ Inserate im „Gießener Anzeiger“ ließen sich nicht nachweisen.

Moses Weinbergs bisher aufgeführte Handelsgeschäfte bewegten sich im Bereich des bei Juden Üblichen. Ungewöhnlicher war, dass seine früheste belegte Tätigkeit (seit 1888) die eines Unteragenten für Assekuranzgeschäfte war. Mit dem deutschen Sieg über Frankreich im Jahr 1871, der der Gründung des Zweiten Deutschen Kaiserreichs vorausging, setzte hierzulande, finanziert durch die französischen Reparationszahlungen, ein wirtschaftlicher Aufschwung ein, der unter anderem eine Gründungswelle in der Versicherungswirtschaft zur Folge hatte. Zu den älteren Sparten Transport-, Feuer- und Lebensversicherung kamen nun vor allem Haftpflicht- und Unfallversicherung hinzu.⁵⁸ Für die Landwirtschaft relevant waren eine spezielle landwirtschaftliche Unfallversicherung, eine Hagelversicherung und eine Schlachtviehversicherung, letztere organisierte die Holzheimer Gemeinde jedoch



Abb 1: Moses Weinbergs Wohnhaus mit Laden (oben, ganz rechts), gegenüber die Schule. Postkarte von 1910. (Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim)

56 Vgl. ebd., S. 94.

57 Vgl. ebd., S. 155.

58 Vgl. Peter Koch: Kleine Geschichte der Versicherung in Deutschland. O. O. 2017, S. 10–18.

selbst.⁵⁹ Als Unteragent arbeitete Moses Weinberg zweifellos auf Provisionsbasis und konnte sich nur bei Vertragsabschlüssen ein Zubrot verdienen.⁶⁰

Des Weiteren war Weinberg Maschinenhändler (seit 1895). Um welche Maschinen es sich handelte, bleibt offen. Für die Landwirtschaft gab es schon länger verbreitete handbetriebene mechanische Geräte, wie etwa Häcksel- oder Schrotmaschinen; moderne Großgeräte, die Jahrzehnte nach ihrer Einführung in den USA auf den deutschen Markt kamen, kann man als Handelsgüter für Moses Weinberg ausschließen.⁶¹ Für handwerkliche Arbeiten wären etwa Bohr- und Schleifmaschinen als Handelsobjekte denkbar. Für den Alltagsgebrauch jüdischer Haushalte gab es schon früher im 19. Jahrhundert sogenannte Kochmaschinen, die das Problem lösten, am Sabbat, für den bekanntlich weitgehende Tätigkeitsverbote galten, auch ohne christliche Haushaltshilfe eine warme Mahlzeit sicherzustellen.⁶² Nennenswerte Maschinen für den allgemeinen Gebrauch waren im ausgehenden 19. Jahrhundert vor allem Nähmaschinen und Fahrräder. Seit 1863 gab es z. B. in Frankfurt-Bornheim eine Firma, die sich zur größten deutschen Produktionsstätte für Nähmaschinen entwickeln sollte.⁶³ Fahrräder, damals auch „Maschinen“ genannt, wurden schon seit 1886 beim deutschen Militär eingesetzt und boomen geradezu seit Ende des 19. Jahrhunderts in der Zivilbevölkerung.⁶⁴ Für den Fahrradhandel hätte Moses Weinberg

59 In Hessen regelte eine Reihe von Gesetzen Umfang und Gegenstand der Versicherungen. (Siehe Gesetz-Sammlung. Bd. 1–11. Mainz 1904–1913.) Außerdem gab es seit 1912 eine Reichsversicherungsordnung.

60 Hauptagenten konnten nach einer Bewährungsfrist auch ein Fixum erlangen. (Vgl. z. B. Gießener Anzeiger. General-Anzeiger für Oberhessen Nr. 255, 1.11.1890.) Der Vater des jüdischen Erfolgsautors Jakob Wassermann wurde zur selben Zeit, aber wohl hauptberuflich, Versicherungsagent in Fürth, „eine Tätigkeit, die trotz unermüdlicher Anstrengungen ihn mit den Seinen kaum über Wasser hielt“. Jakob Wassermann: Mein Weg als Deutscher und Jude. Berlin 1987 (EA 1921), S. 11.

61 Zum Betreiben einer fahrbaren Dampfdreschmaschine, 1851 auf der Weltausstellung in London vorgestellt, besaß der erste Holzheimer „Maschinemann“(sic) schon seit 1876, dem Jahr vor der Niederlassung der Weinbergs, eine behördliche Genehmigung. Er setzte die Maschine mit fünf Arbeitern in Holzheim und der näheren Umgebung ein. Vgl. Jung: Wovon, S. 145.

62 Dazu ein Inserat in „Der Israelit“ vom 18.3.1863, wiedergegeben bei Rotraud Ries: Mitten unter uns. Landjuden in Unterfranken vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Die Wanderausstellung im Buch. Unter Mitarb. v. Rebekka Denz. Würzburg 2015, S. 129.

63 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Nähmaschinen-Fabrik (abgerufen am 17.6.2021). Gründer dieses Erfolgsunternehmens war der junge jüdische Mechaniker Joseph Wertheim, der seine Kenntnisse und Verbindungen aus einem USA-Aufenthalt mitgebracht hatte. – Nähmaschinen gab es für Haushalte und spezielle für Schuster.

64 Von 1882 bis 1897 stieg die deutsche Produktion von 2.500 auf 350.000 jährlich. Zur Popularität des Radfahrens: Der 1896 gegründete Offenbacher Arbeiter-Radfahrer-Bund „Solidarität“ hatte 1908 schon 100.000 Mitglieder, bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 150.000. (Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_des_Fahrrads sowie <https://adfc-kvj.de/wp-content/uploads/2018/03/Geschichte-des-Fahrrads-Teil-1-6.pdf>, beide abgerufen am 17.6.2021.) Auch in Oberhessen wurden Fahrradvereine gegründet, z. B. in Gießen 1885, in Wetzlar 1887, danach auch in manchen kleineren Orten. Vgl. Gießener Anzeiger. 160. Jg. Nr. 154, 5.7.1910.

in seiner Verwandtschaft auf einen Fachmann zurückgreifen können, seinen Cousin und Schwager Albert Seewald (Jg. 1874) aus Gambach, der in Frankfurt auf der Zeil ein größeres Fahrradgeschäft betrieb.⁶⁵ Schreibmaschinen kamen erst später auf den deutschen Markt, ab etwa 1900. Bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges gab es im Deutschen Reich mehrere Hersteller, auch solche, die bereits Fahrräder und/oder Nähmaschinen produzierten, weil diese drei Industrieprodukte dieselben technischen Voraussetzungen hatten.⁶⁶

Wie groß der Bedarf nach derlei Gütern in Holzheim und den umliegenden Dörfern war, ist schwer abzuschätzen, wahrscheinlich gering. Für Schreibmaschinen, die seit der Jahrhundertwende in städtischen Handelskontoren die herkömmliche handschriftliche Büroarbeit ablösten, wäre Gießen ein Absatzmarkt gewesen, aber wohl kaum für einen Händler, dessen Wohnsitz 13 Kilometer entfernt war, der die längste Zeit keine direkte öffentliche Verkehrsanbindung hatte⁶⁷ und anscheinend über keinen eigenen Telefonanschluss verfügte.⁶⁸ Außerdem gab es in Gießen selbstverständlich Händler vor Ort.

Vielleicht dominierte angesichts eines überwiegend nicht zahlungskräftigen Publikums der weniger einträgliche Handel mit gebrauchten Geräten. Aufgrund unserer Unkenntnis über Weinbergs Handelsobjekte bleibt ungewiss, inwiefern man diesen Handel als Zeichen einer besonderen Aufgeschlossenheit für Maschinerisierung und Modernisierung verstehen kann.⁶⁹ Jedenfalls scheint Weinberg als Maschinenhändler

65 Helma Kilian schreibt dieses Geschäft aufgrund der falschen Angabe eines Gewährsmannes Weinbergs älterem Cousin und Schwager Bertold zu (vgl. Kilian: Jüdisches Leben, S. 56). Tatsächlich war Albert, der jüngere Bruder Bertolds, der Ladeninhaber. Vgl. Mahlau's Frankfurter Adressbuch. 32. Jg. (1900), S. 359.

66 Vgl. u. a. https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_des_Fahrrads; Reinhold Schubert <https://saechsischeschreibmaschinen.com> (beide abgerufen am 17.6.2021).

67 Man musste vom 5 km entfernten Lang-Göns einen Zug nach Gießen nehmen. Als in den 1840er Jahren die Linienführung einer Bahnstrecke in Planung gewesen war, hatten sich die Bewohner der betroffenen Bauerndörfer gegen den ursprünglich gedachten Streckenverlauf durchs Wettertal über Holzheim gewehrt, so dass die um 1850 gebaute Strecke Frankfurt-Gießen über Lang-Göns verlief (vgl. Karl Heinrich Jung: 150 Jahre neuere Geschichte (1806–1957). In: Heimatbuch, S. 98–118, hier S. 102) – ein beträchtlicher Standortnachteil für Holzheim. Verkehrstechnische Alternative zur Bahn blieb vor der (vereinzelt) Motorisierung die Mitfahrgelegenheit mit Pferd und Wagen oder das Bestellen von Fuhrleuten. Ein privates Unternehmen eröffnete im September 1926 eine Autobuslinie Holzheim-Grünigen-Steinberg-Gießen (vgl. Gemeinderatsprotokoll vom 6.10.1926. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XV,2b,6,14), eine Kraftpostlinie zwischen Gambach bzw. Holzheim und Gießen gab es seit dem 1.4.1930. Vgl. Dietrich Augstein, Ludwig Brake u. Dieter Eckert: Stadtverkehr in Gießen. Pferdeomnibusse – Straßenbahn – Obusse – Omnibusse. Nordhorn 2009, S. 136.

68 Von der Holzheimer Verwaltung abgesehen, war im Adressbuch von 1927 nur bei drei Dorfbewohnern eine Telefonnummer angegeben, bei Weinberg findet sich zwar das Symbol für einen Telefonanschluss, aber weder Nummer noch Amt. (Vgl. Adressbuch Stadt und Kreis Giessen 1927, Abschnitt VI, S. 78.) 1929 hatte er keinen Telefonanschluss.

69 Die Modernität des Gewerbes bestätigt das Beispiel des kleinen fränkischen Dorfes Steinach a. d. Saale um 1900, von dem es heißt: „ein unternehmender junger Mann, der einige Jahre

Pionier in den Dörfern der späteren Großgemeinde Pohlheim gewesen zu sein. Über dreißig Jahre später ist von dem Grüninger Juden Adolf Hess bezeugt, dass er mit landwirtschaftlichen Maschinen sowie mit Rädern und Nähmaschinen handelte.⁷⁰

3.2. Weinberg als Arbeitgeber

Die ungewöhnlichste seiner Unternehmungen aber war, dass Moses Weinberg sich tatsächlich als Unternehmer und Arbeitgeber etablierte, und das zusammen mit einem Vertreter der christlichen Mehrheit in Holzheim, dem gleichaltrigen Konrad Zeiß XII., einem Glaser.⁷¹ Sie pachteten 1905⁷² den westlich von Holzheim gelegenen Basaltsteinbruch und meldeten das Gewerbe „Steinbrecher mit Gehülfen“ an. Dort hatten sich die Bürger der Gemeinde seit Jahrhunderten Steine für die Grundmauern ihrer Gebäude besorgen können, doch erstmals 1905 wurde dieser Steinbruch gewerblich genutzt, was um die Jahrhundertwende auch für andere Orte belegt ist.⁷³ Den Betrieb führte Moses Weinberg allerdings schon ein gutes Jahr später alleine weiter.⁷⁴ Zum Transport der Steine hatte er sich einen Wagen und zwei Zugpferde zugelegt.⁷⁵ Wenn der Pächter auch die Investitionen für Loren, Gleise, Handwerksgeräte etc. selbst tätigen musste, so wäre das wohl ein finanzieller Kraftakt für einen kleinen Gewerbetreibenden, es sei denn, dass er günstig ältere Gerätschaften erwerben konnte.

Zur Zeit Moses Weinbergs wurde in Steinbrüchen Handarbeit, und zwar gesundheitsschädigende Schwerstarbeit, verrichtet. Der Holzheimer Steinbruch war ganz auf die Herstellung von Pflastersteinen ausgerichtet, mit denen die Straßen in Gießen und Butzbach gepflastert waren.⁷⁶ Erst unter einem von Weinbergs Nach-

in New York gelebt hatte, führte sogar Nähmaschinen ein und jenes neumodische Fahrzeug, das man damals Veloziped nannte.“ Julius Frank: *Reminiscences of Days gone by*. Ms. undatiert. Auszug in: *Jüdisches Leben*. Bd. 2, S. 190–200, hier S. 192.

70 Vgl. Müller: Pohlheim, S. 44.

71 Zu Konrad Zeiß vgl. Buß: *Familienbuch*, Nr. Z132. – Schon 1850 hatten in Holzheim ein Jude (Abraham Grünebaum, Jg. 1801) und ein Christ (Johann Georg Müller, wohl Jg. 1798) ein gemeinsames Gewerbe, und zwar einen Frucht- und Kartoffelhandel, angemeldet. Vgl. Müller: Pohlheim, S. 79 f. sowie Buß: *Familienbuch*, M074.

72 In älteren Beiträgen hieß es, Weinberg hätte den Steinbruch von 1910 bis 1922 gepachtet (vgl. vor allem Jung: *Wovon*, S. 144), was unrichtig ist, da An- und Abmeldung des Betriebes durch Moses Weinberg exakt beleg- und datierbar sind: Anmeldung zum 14.2.1905, Niederlegung zum 31.3.1915. (Vgl. *Stadtarchiv Pohlheim*. Holzheim XV,2b,6,13.) – Zu dieser Verpachtung ließ sich weder 1904 noch 1905 ein Eintrag in den Gemeinderatsprotokollen finden. Im Jahr 1936 betrug die Pacht 300 RM pro Jahr; außerdem hatte der Pächter die Straße vom Steinbruch bis zum damaligen Ortsrand, bis zur Wiesstraße, instandzuhalten. Vgl. ebd. XV, 2b,6,14.

73 Vgl. Hanno Müller: *Stoabach froijer*. Bd. 3: *Drimherim*. Autobahn, Steinbruch, Wald, Kirmes, Fastnacht, Landwirtschaft. Fernwald-Steinbach 2013, S. 27.

74 Zum 31.3.1906 schied Konrad Zeiß XII. aus. Vgl. *Stadtarchiv Pohlheim*. Holzheim XXIII,5b,2,7.

75 Vgl. Jung: *Holzheimer Juden*, S. 47. Im Noll hatte Weinberg einen Pferdestall. Vgl. ebd.

76 So eine Notiz des Pfarrers in der *Kirchenchronik*, die Jung nicht datiert. Nach Jung: *Wovon*, S. 144.



Abb. 2: Moses Weinberg (in dunkler Kleidung mit weißem Hut) mit Arbeitern im Steinbruch. Er war Pächter von 1905 bis 1915. Aufnahme ca. 1906. (Stadtarchiv Poblheim. Holzheim)



Abb. 3: Basaltsteinbruch mit Pferdefuhrwerk und Arbeitern, zu Weinbergs Zeit nicht anders als hier 1935. (Stadtarchiv Poblheim. Holzheim, Bildrechte bei den Nachfahren von Carl Mattern)

folgern hat man seit Mitte der 1920er Jahre mit Einsatz einer fahrbaren Brech- und Siebanlage den Abfall zu Schotter und Splitt zerkleinert und somit die Produktpalette erweitert.⁷⁷ Im Allgemeinen wurden drei unterschiedliche Kategorien von Arbeitskräften mit je eigener Bezeichnung unterschieden, nämlich Steinhauer, die größere Blöcke mit Brechstangen, Hämmern, Meißeln und Keilen sowie mit Sprengstoff aus den Natursteinformationen lösten, sodann Steinrichter, welche die Steine mit verschiedenen Hämmern und einer Art Amboss in Pflastersteinformat brachten, sowie Hilfsarbeiter, die Abraum beseitigten und Loren und Wagen beluden. In den raren Holzheimer Quellen begegnen indes nur „Steinrichter“.⁷⁸ Zwei der so Bezeichneten, etwa 30-jährige Männer, sind ab 1908 bei Weinberg als Arbeiter nachgewiesen.⁷⁹ Sie kamen aus zwei kleinen Gemeinden nordöstlich von Büdingen, am Übergang von der Wetterau zum Vogelsberg, aus Wolferborn und Rinderbüngen, heutigen Stadtteilen von Büdingen, rund 55 Kilometer von Holzheim entfernt (Luftlinie 40 Kilometer).



Abb. 4: Ein „Steinrichter“ unter dem typischen Wetterschutz beim Herstellen von Pflastersteinen (o. J.). (Stadtarchiv Pohlheim, Holzheim, Bildrechte bei den Nachfahren von Carl Mattern)

77 Vgl. ebd.

78 Allerdings gab es noch im ganzen 20. Jahrhundert den Familienübernamen „Stoahaacher“ oder „Stoahaachisch“ für Familie Jung, Wiesstraße 10.

79 Von einem dritten Mann ist unsicher, ob er Steinrichter oder Knecht bei Weinberg war, er kam aus Sarnau, nördlich von Marburg, ebenfalls etwas über 50 km entfernt. Nach Müller: Pohlheim, S. 94.



Abb. 5: „Basaltwerk Holzheim Kreis Giessen M. Weinberg“. Moses Weinberg vorn sitzend, sein weißer Hut vor ihm auf dem Boden, links neben ihm stehend sein Söhnchen Albert im hellen Matrosenanzug. Aufnahme ca. 1906. (Stadtarchiv Poblheim. Holzheim)

Angeblich sollen in Holzheim nur vier Mann ganzjährig im Steinbruch beschäftigt gewesen sein, saisonal aber etwa zwanzig, vorwiegend Maurer, wenn im Winter das Bauhandwerk ruhte.⁸⁰ Ein Foto aus der Frühzeit des Betriebs ist erhalten. Vor einem kleinen Betriebsgebäude mit der Aufschrift „Basaltwerk Holzheim Kreis Giessen M. Weinberg“ befinden sich außer Moses Weinberg und einem weiteren Mann (dieser in bürgerlicher Kleidung mit weißem Hemd, Weste und Jackett und Uhrenkette, also kein Arbeiter, vielleicht Konrad Zeiß) sowie drei kleineren Jungen, darunter das Söhnchen Weinbergs, elf Männer in Arbeitskleidung, die zu dieser Zeit im Steinbruch beschäftigt sein mussten, obwohl es offensichtlich nicht Winter war.

Trotz ihrer harten Arbeit – ein einziger Steinrichter produzierte, wie ein Beispiel aus Steinbach zeigt, rund 3.500 Pflastersteine innerhalb von 14 Tagen – verdienten die im Steinbruch Arbeitenden sehr wenig, ihr Jahreseinkommen bewegte sich im

⁸⁰ Jung: Wovon, S. 144 f. – Auch andere Unternehmer und selbständige Handwerker beschäftigten ihre Mitarbeiter nicht ganzjährig, in der Zimmerei nur jeweils ein halbes Jahr, in der Backsteinherstellung 35 Wochen, und im Maurerbetrieb 18–40 Wochen (vgl. Jung ebd., S. 145). – Müller nennt für den Steinbacher Steinbruch ebenfalls eine Belegschaft von bis zu 20 Männern. Vgl. Müller: Stoabach. Bd. 3, S. 27.

unteren Drittel von Arbeiterjahreseinkommen.⁸¹ Darüber, was dem Unternehmer vom Umsatz nach Abzug seiner Ausgaben für Löhne und alles andere an Gewinn blieb, wissen wir nichts.

Warum betrieb Moses Weinberg den Steinbruch nur für die Dauer von zehn Jahren, bis 1915, d. h. bis ins zweite Kriegsjahr? In Steinbach mussten in ebendiesem Jahr statt der zum Kriegsdienst eingezogenen deutschen Arbeiter französische Kriegsgefangene im Steinbruch Zwangsarbeit leisten.⁸² In Holzheim setzte man Kriegsgefangene – 1915 waren mindestens 24 Franzosen im Dorf – in der Landwirtschaft ein,⁸³ nicht aber im Steinbruch beim jüdischen Pächter. So liegt es nahe, dass es kriegsbedingter Mangel an Arbeitskräften war, der Weinberg zur Aufgabe des Unternehmens veranlasste.

Am Rande sei vermerkt, dass Moses Weinberg auch insofern Arbeitgeber war, als er – wie in vielen Haushalten seiner Zeit üblich – immer wieder Mägde beschäftigte.⁸⁴ Zwischen 1893 und 1917 sind neun namentlich nachgewiesen, die meist mehrere Monate blieben, eine aber nur für acht Tage.⁸⁵ Es waren üblicherweise unverheiratete junge Frauen, bei den Weinbergs sowohl jüdische als auch christliche, was ein halbes Jahrhundert zuvor noch ausgeschlossen war.⁸⁶ Den geringen Lohn benötigten sie zur finanziellen Entlastung ihrer Eltern und für ihre Aussteuer. Aufgrund der Entfernungen vom Heimatort mussten manche von ihnen mit im Hause ihrer Dienstherrschaft leben, außer vielleicht drei Grüningerinnen, die einen Fußweg von nur zwanzig bis dreißig Minuten nach Hause hatten.

81 Quellen sind zwei Lohntüten aus Steinbach von 1933, als man noch auf althergebrachte Weise die Pflastersteine herstellte, und zwar für einen Bruttolohn von rund 37 Reichsmark (RM) für 14 Tage, was einem Jahreseinkommen von weniger als 1.000 RM entsprach. Zum Steinbacher Steinbruch vgl. Müller: Stoabach, Bd. 3, S. 31 f. Zu den Referenzwerten fürs Jahreseinkommen vgl. Schmid (Hrsg.): Fragen an die Geschichte. Frankfurt a. M. o. J., S. 57.

82 Vgl. Müller: Stoabach, Bd. 3, S. 27.

83 Vgl. das Foto der Kriegsgefangenen auf der Holzheimer Rathaustreppe und die Bildunterschrift in: Pohlheim-Holzheim, S. 27. – Später waren es 50 Kriegsgefangene, Franzosen, Belgier und Russen, die im letzten Kriegsjahr Rodungsarbeiten im Wald durchführen mussten. Vgl. Jung: 150 Jahre. In: Heimatbuch, S. 107.

84 Zeitungen enthielten viele Gesuche um ein „Mädchen“, aber auch Angebote für Dienstleistungen im Haushalt. Die damals übliche Bezeichnung für ein solches Arbeitsverhältnis lautete im Hinblick auf die Beschäftigte: „in Stellung bei jemandem sein“, so meine Großmutter Frieda Sander (Jg. 1893).

85 Zu den Bediensteten vgl. Müller: Pohlheim, S. 95. Eine der Mägde war Tilly Weinberg, eine damals 18-jährige Verwandte aus Allendorf an der Lumda. Vgl. Hühn: Familienbuch, Nr. 164.2.

86 Vgl. Steven M. Lowenstein: Anfänge der Integration 1780–1871. In: Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945. Hrsg. i. Auftr. d. Leo Baeck Instituts v. Marion Kaplan. München 2003, S. 123–224, hier S. 141.

4. Minorität und Majorität im späten 19. Jahrhundert oder der organisierte Antisemitismus

Ausgehend von der wenn auch nur kurzfristigen beruflichen Partnerschaft von Jude und Christ und der Beschäftigung christlicher Arbeitnehmer/innen, stellt sich generell die Frage nach der Koexistenz von Minorität und Majorität. Moses Weinberg wurde in einer Zeit geboren, die ihm eigentlich eine bessere Zukunft eröffnen sollte. Denn im Norddeutschen Bund, zu dem das Großherzogtum Hessen seit 1867 gehörte, erfolgte 1869, als er sieben Jahre alt war, die rechtliche Gleichstellung der Juden, die seit 1871 dann im gesamten Deutschen Reich galt.⁸⁷ Dem vorausgegangen waren seit der Französischen Revolution (1789–1799) lange Debatten über die sogenannte Judenfrage, d. h. über die Frage nach ihrer Emanzipation, ihrer rechtlichen Gleichstellung. Den Befürwortern standen viele Gegner einer Emanzipation gegenüber, die nicht nur antisemitische Schriften verbreiteten, sondern sich zeitweise (1819, 1830 und 1848) zu antijüdischen Ausschreitungen, auch im Hessischen, hinreißen ließen. Kaum aber war 1869/71 das zukunftsverheißende Gesetz unter Dach und Fach, so trat eine fatale Wendung ein. Auf die 1873 mit dem sogenannten Gründerkrach einsetzende Wirtschaftskrise folgte unmittelbar eine Phase aggressivsten Antisemitismus – wie schon seit dem Mittelalter jede Krise zu Verfolgung, Misshandlung, Beraubung, Vertreibung oder gar Tötung hatte führen können. Erinnerung sei hier exemplarisch nur an die mit der großen Pestwelle von 1348/49 einhergehenden Pogrome, so auch in Gießen und Butzbach,⁸⁸ oder an das Jahr 1614, als der Frankfurter Fettmilch-Aufstand, benannt nach seinem Anführer und eigentlich gegen den Rat der Stadt gerichtet, in der Plünderung der Judengasse und der Vertreibung der Juden aus Frankfurt kulminierte.

Die aktuelle Wirtschaftskrise, der beschleunigte wirtschaftliche und gesellschaftliche Wandel durch Industrialisierung und Kapitalismus, eine liberale Handelspolitik zum Nachteil der bäuerlichen Bevölkerung, all das erzeugte Bedrängnis, Frustration und Aggression. Unfähig oder unwillig zu einer differenzierten Betrachtung, fand man wieder das schlichte Erklärungsmuster: die Juden als Verursacher aller Missstände. Zu den weiterhin bestehenden alten antijüdischen Stereotypen kam mit dem modernen Antisemitismus⁸⁹ eine pseudowissenschaftlich-biologistische

87 Mit dem Scheitern der deutschen Revolution von 1848/49, deren Reichsverfassung vom 28. März 1949 eine rechtliche Gleichstellung vorgesehen hatte, endete für die jüdischen Deutschen sowie für ihre demokratischen und liberalen Fürsprecher eine kurze Phase der Hoffnung.

88 Vgl. Arnsberg: Die jüdischen Gemeinden, S. 10.

89 Den Begriff Antisemitismus prägte der Journalist Wilhelm Marr (1819–1904), Autor von „Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum“ (1879) und Gründer der ersten antisemitischen Vereinigung, der Antisemiten-Liga (1879); Eugen Düring (1833–1921) stellte „Die Judenfrage als Rassen-, Sitten- und Culturfrage“ (1881); den Begriff Antisemitismus griff der Publizist Theodor Fritsch (1852–1933) in seinem „Antisemiten-Catechismus“ (1887) auf. – Zum Antisemitismus in der Region vgl. Erwin Knauf: Der politische Antisemitismus im Kaiserreich (1871–1900) unter besonderer Berücksichtigung des mittelhessischen Raumes. In: MOHG 53/54. Gießen 1969, S. 43–68; Helmut Berding: Von der Judenemanzipation

Argumentation, die Behauptung einer „rassischen Minderwertigkeit“ der Juden. Das krude Gemisch unterschiedlicher, auch widersprüchlicher Motive sollte sich als erfolgreich erweisen, fruchtbarer Boden für den Nationalsozialismus war bereitet.⁹⁰

Antisemiten publizierten jetzt nicht nur Druckschriften (mehr als 500 allein zwischen 1873 und 1890)⁹¹, sondern – was neu war – gründeten seit den späten 1870er Jahren judenfeindliche Parteien und mobilisierten Massen durch publikumswirksame Veranstaltungen. Eine Schlüsselfigur dabei war der Berliner Dom- und Hofprediger und Politiker Adolf Stoecker (1835–1909). In Oberhessen war der von ihm beeindruckte Marburger Bibliothekar Dr. Otto Böckel (1859–1923) als Agitator außerordentlich aktiv. Verwiesen sei schießlich noch auf den in Gießen aufgewachsenen und politisch in der Böckel-Bewegung sozialisierten Ferdinand Werner (1876–1961), der auf die Entwicklung des Antisemitismus während des Ersten Weltkriegs einen unheilvollen Einfluss nehmen sollte.⁹²

4.1. Der politische Antisemitismus in Holzheim

Kaum irgendwo fiel der Judenhass auf so fruchtbaren Boden wie in der bäuerlichen Bevölkerung Oberhessens,⁹³ wo man Otto Böckel als „hessischen Bauernkönig“, als zweiten Luther, ja sogar als Erlösergestalt glühend verehrte.⁹⁴ Der äußerst umtriebige Agitator, der Volksnähe suggerierte, indem er sich bäuerlich kleidete, hatte auch in Holzheim mehrere Auftritte. Sein Mitteldeutscher Bauernverein, am 3. Mai 1890 in Gießen gegründet, wuchs rasch und hatte zwei Jahre später schon 15.000 Mitglieder.⁹⁵ Eine Ortsgruppe konstituierte sich in Holzheim, deren Mitglieder das Vereinsorgan „Der Reichsherold“ bezogen. Der hiesige Austräger dieses Blattes

zum Antisemitismus. Die Situation der Juden in Hessen im 19. Jahrhundert. In: Justus-Liebig-Universität – Spiegel der Forschung Nr. 1/2012, S. 10–25. http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2012/8781/pdf/SdF_2012_1_10_25.p (abgerufen am 11.3.2021).

90 Der Holzheimer Laienhistoriker Jung hatte einen sehr verengten Blick auf die Problematik, wenn er noch 1988 schrieb, dass in Nachbardörfern Holzheims, in Gambach, Münzenberg und Langsdorf, Bauern durch jüdische Händler ruiniert worden wären und daraus folgerge: „Das Tun dieser wenigen legte man dann der Gesamtheit zu Last. So entstand um 1880–1890 der Antisemitismus.“ Jung: Holzheimer Juden, S. 47.

91 Vgl. Hans-Ulrich Wehler: Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918. 5. durchges. u. bibliogr. erg. Aufl. Göttingen 1983, S. 111.

92 Werner setzte seine im Kaiserreich begonnene politische Karriere im Dritten Reich fort. 1933 war er der erste nationalsozialistische Staatspräsident Hessens, zwei Monate später hessischer Ministerpräsident, verlor das Amt aber noch im selben Jahr. Damit endete jedoch nicht seine Tätigkeit als extrem antisemitischer Agitator.

93 Nur in Sachsen war er ähnlich erfolgreich wie in Oberhessen.

94 Vgl. Rüdiger Mack: Otto Böckel und die antisemitische Bauernbewegung in Hessen 1887–1894. In: Neunhundert Jahre Geschichte der Juden in Hessen. Beiträge zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben. Hrsg. v. der Komm. für d. Geschichte d. Juden in Hessen. Bearb. v. Christiane Heinemann. Wiesbaden 1983, S. 377–410; Knauf: Antisemitismus, S. 54 f.

95 Entsprechende Pläne waren 1887 noch an Einschränkungen und Überwachung durch die Behörden gescheitert. Vgl. Mack: Böckel, S. 392.

und Böckel-Verehrer Wilhelm Grieb IV. (1856–1935) wurde zeitlebens „Böckels Wilhelm“ genannt.⁹⁶ 1890 war auch das Gründungsjahr von Böckels Antisemitischer Volkspartei,⁹⁷ die im Ort ebenfalls viele Anhänger fand. In einem Bericht des Kreisamtes Gießen vom Jahresanfang 1891 wurde Holzheim (neben der Nachbargemeinde Ober-Hörgern) als „ganz antisemitisch“ bezeichnet.⁹⁸ Das gilt mit Blick auf die Stichwahl vom 10. April zur Reichstagswahl 1890, die ein zugespitztes Bild ergibt: Von 232 Stimmen entfielen 220 (knapp 95 Prozent) auf die antisemitische Partei.⁹⁹ Die restlichen zwölf (gut fünf Prozent) waren Stimmen für die Freisinnigen, d. h. die Linksliberalen – ob unter diesen Wählern auch Juden waren oder ob sie sich lieber nicht im Wahllokal zeigten und auf ihr Recht verzichteten? Für eine Gegenüberstellung der Holzheimer Ergebnisse mit den Gesamtergebnissen der Reichstagswahl von 1890 sollten wir uns jedoch auf die „ersten ordentlichen Wahlen“ vom 20. Februar 1890 beziehen.¹⁰⁰ Dabei ergibt sich ein etwas differenzierteres Bild, das gleichwohl in aller Deutlichkeit den politischen Extremismus in der oberhessischen Provinz offenlegt,¹⁰¹ da die Antisemitische Volkspartei hier über 70 Prozent der Stimmen auf sich vereinte, während ihre Bedeutung reichsweit mit weniger als einem Prozent völlig marginal war.

Parteien	SAP (seit Ende 1890: SPD)	Zentrum (kath.)	Links- liberale	Rechts- liberale	Konser- vative	Anti- semitische Volkspartei	Sonstige
Im Reich	20,5	19,2	16,6	16,9	19,7	0,7	6,4
In Holz- heim	0,6	0,0	8,1	19,8	0,0	71,5	0,0

Tab.: Ergebnisse der Reichstagswahlen von 1890 in Prozent der Wahlstimmen

Der Wahlerfolg Böckels war auf eine ungewöhnlich aufwendige und intensive Propaganda zurückzuführen, die mit extremer Simplifizierung arbeitete, womit es gelang, Volksmassen zu begeistern. Insofern ist es durchaus treffend, wenn Rüdiger Mack die Böckel-Bewegung als eine „Vorfrucht“ des Nationalsozialismus“ bezeichnet.¹⁰²

96 Vgl. Buß: Familienbuch, Fußnote zu G071.

97 1893 in Deutsche Reformpartei umbenannt.

98 Der Bericht stammt vom Anfang des Jahre 1891. Nach Karl Heinrich Jung: Die politischen Wahlen 1871–1961. In: Heimatbuch, S. 119–129, hier S. 123.

99 Vgl. ebd., S. 126. Stichwahlen entschieden, von welcher Partei ein Wahlkreis vertreten wurde.

100 Grundlage der Berechnungen: Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reichs. N. F. 2 (1893). Berlin 1893, IV, S. 139, wo nur absolute Zahlen und keine Prozentwerte angegeben sind.

101 Im Reich gewannen die Antisemiten nur fünf Wahlkreise, allesamt in Hessen, drei in Hessen-Nassau, zwei im Großherzogtum Hessen, dabei auch Gießen. Vgl. https://en.wikipedia.org/wiki/Reichstagswahl_1890 (sic) (abgerufen am 7.4.2021).

102 Mack: Böckel, S. 401. Das ist eine Anspielung auf ein Diktum im SPD-Parteiorgan „Vorwärts“ zur Böckel-Bewegung als einer „Vorfrucht der Sozialdemokratie“, weil Böckels Anti-

4.2. Adolf Stoecker und das Holzheimer Missionsfest von 1890

Der um sich greifende Antisemitismus Böckelscher Prägung schien den Holzheimer Pfarrer, Wilhelm Veller (1846–1941), zu beunruhigen. 1890 notierte er:

„Weil aber doch, wie nicht verkannt werden soll, durch die sturmartige Bewegung des Antisemitismus auch die sonst ruhigen und besonnenen Glieder der Gemeinden mit hingerissen waren, und weil die Antisemitenfrage anfangs aus einer wirtschaftlichen und religiösen eine Rassenfrage zu werden, so mußte der Geistliche darauf bedacht sein, den Auswüchsen entgegen zu treten und die Gemüter wieder zu beruhigen. Außer gelegentlichen Berührungen in den Predigten glaubte er hierzu nicht nur für seine Gemeinden sondern für die ganze Gegend das Jahresfest des Bibel- und Missionsvereins benutzen zu können.“¹⁰³

Das fand am 28. Juli 1890 in Holzheim statt. Zur Beruhigung der Gemüter lud der Pfarrer den oben genannten Berliner Dom- und Hofprediger Adolf Stoecker ein – der ja eine Galionsfigur des Antisemitismus war. Das war natürlich auch dem Pfarrer bekannt, lobte er ihn doch ausdrücklich für seinen zwölfjährigen Kampf gegen die Sozialdemokratie und das „viele christliche verhöhnende Judentum“. ¹⁰⁴ Stoecker war ein Nationalkonservativer, der sich am Modernisierungsschub, der um 1850 eingesetzt hatte, abarbeitete. Seine Antihaltung bezog sich zunächst auf den Wirtschaftsliberalismus und Kapitalismus, auf den Sozialismus der politisch organisierten Arbeiterschaft und den zunehmenden Bedeutungsverlust der Religion zugunsten einer säkularen Weltsicht. „Stoeckers weltanschauliche und politische Kampffronten standen schon fest, als der Antisemitismus hinzukam und sehr schnell die Haupttriebkraft seines öffentlichen Wirkens wurde“¹⁰⁵ – und zeit seines Lebens blieb. Denn im „modernen Judentum“ sah er die genannten Phänomene gleichsam verkörpert. Seit seiner ersten Rede zur sogenannten Judenfrage im September 1879¹⁰⁶ äußerte er sich immer wieder öffentlich zu diesem Thema, ob auf Antisemiten-Kongressen oder im Preußischen Abgeordnetenhaus, er machte seinen Einfluss außerdem in der evangelischen Kirchenzeitung geltend und versuchte dies auch in Schreiben an Politiker, z. B.

haltung sich nicht allein auf die Juden bezog, sondern auch auf die Kapitalisten. Vgl. Knauß: Antisemitismus, S. 56 f.

103 Archiv der Pfarrei Holzheim/Dorf-Güll. Ortschronik für die evangelische Pfarrei Holzheim & Dorf-Güll, Kreis Gießen, Dekanat Hungen. Bd. 1, Teil 1: Ortschronik der Gemeinde Holzheim 1858–1935, S. 134. Auszüge aus den Chroniken dank Pfarrer Matthias Bubl. – Veller war Pfarrer in Holzheim (und Dorf-Güll) von 1881 bis 1896. Vgl. Pohlheim-Holzheim, S. 102; ebd. auch eine Fotografie von ihm.

104 Vgl. ebd.

105 Günter Brakelmann: Adolf Stoecker als Antisemit. Teil 1: Leben und Wirken Adolf Stoeckers im Kontext seiner Zeit. Waltrop 2004, S. 263. Ein Manko der Darstellung ist, dass der Autor sprachlich öfter keine Grenze zwischen Äußerungen Stoeckers und eigenen Kommentaren zu ziehen versteht, obwohl er dessen Antisemitismus an sich nicht teilt.

106 Der Einfachheit halber werden hier und im Folgenden nur die jeweilige/n Seitenzahl/en angegeben und nicht die Reden und Texte im Einzelnen namentlich aufgeführt. Sie sind zu finden bei Günter Brakelmann: Adolf Stoecker als Antisemit. Teil 2: Texte des Parteipolitikers und Kirchenmannes. Waltrop 2004, hier S. 10–24.



Abb. 6: „Stöcker, der Schutzbeilige der Radaubröder.“ Karikatur aus „Der wahre Jakob“, 1880. Der Berliner Dom- und Hofprediger und bekannte Antisemit predigte 1890 auf dem Missionsfest in Holzheim. (Gidal-Bildarchiv im Steinheim-Institut Essen)

nehmen, ihre Übermacht, das Abschütteln ihrer „Fremdherrschaft“. ¹¹³ In seinem dichotomischen Weltbild ging es für ihn gar um „Sein oder Nichtsein“. ¹¹⁴ Ungeachtet all seiner scharfen Attacken, tat er den Vorwurf der Judenhetze als Albernheit ab. ¹¹⁵ Eine Lösung der sogenannten Judenfrage sah er vor allem in der Mission der Juden, ihrer Bekehrung zum christlichen Glauben, wozu allerdings nicht passte, dass er auch jüdische „Rasse-Eigentümlichkeiten“ behauptete. ¹¹⁶ Sein Denken war weder

1880 in einer antisemitischen Petition an Bismarck; ¹⁰⁷ schließlich sorgte er dafür, dass der Antisemitismus 1892 zum Kernpunkt des Programms der Deutschkonservativen Partei wurde.

Stöcker erklärte zwar „öffentlich und feierlich“, keinen Hass zu kennen, auch nicht gegen Juden. ¹⁰⁸ Aber seine Bigotterie zeigt sich in den Nachsätzen: „Wir hassen die Juden nicht; aber ihr System, als Verderben bringend für unser deutsch-christliches Volkstum, hassen wir aus ganzer Seele. Wir gestatten den Juden, unter uns zu leben, auf ehrliche Weise ihr Brot zu verdienen, wohlhabend und selbst reich zu werden, wir sind tolerant, Kinder des 19. Jahrhunderts, aber ausbeuten und beherrschen lassen wir uns von Juden nicht.“ ¹⁰⁹ Immer wieder beschwor er die „große Gefahr“, ¹¹⁰ die von ihnen ausginge. Daher forderte er „Notwehr“ ¹¹¹ gegen Juden, ein offensives Vorgehen gegen sie, die Einschränkung ihrer Rechte, den „Kampf“ ¹¹² gegen ihr Überhand-

107 Vgl. ebd., S. 51–54.

108 Ebd., S. 11, 63, 111, 124, 155.

109 Ebd., S. 130 f.

110 Ebd., S. 12; allein dreimal hintereinander S. 52; Rede über „Das Judentum im öffentlichen Leben als Gefahr für das Deutsche Reich“ (1882), S. 127–138.

111 Vgl. z. B. ebd., S. 24–41.

112 Das Wort Kampf führte er oft im Munde, es war für ihn aber ein „friedlicher Kampf“ (ebd., S. 124) – eine *Contradictio in adjecto*.

113 Ebd., S. 189.

114 Ebd., S. 130.

115 Vgl. ebd., S. 26, vgl. auch S. 176 f.

116 Ebd., S. 51.

widerspruchsfrei noch analytisch, was freilich keine Voraussetzung für den Erfolg eines Agitators ist, ganz im Gegenteil.

Der scharf- und doppelzüngige Agitator war in Oberhessen bekannt, sonst wären nicht 4.000 Besucher zu diesem Missionsfest nach Holzheim gekommen, so viele wie nie zuvor oder danach.¹¹⁷ Das Publikum hatte durchaus Realitätssinn, wenn es teils „eine feurige Rede zu Gunsten der Antisemiten“ erwartete, teils „eine solche gegen die Art und Weise des Antisemitismus [...], wie derselbe hier im Wahlkreise durch Dr. Böckel und Genossen getrieben wurde“.¹¹⁸ Doch weder das eine noch das andere sei erfolgt. Pfarrer Veller war außerordentlich angetan, weil Stoecker „das Evangelium des Friedens von Jesu Christo predigte, aber so schlicht und doch so gewaltig“.¹¹⁹ Den Inhalt der Predigt kennen wir nicht. Zu vermuten ist, dass Stoecker auch auf die „Judenfrage“ einging oder auf sie anspielte, da er wegen des Urstände feierrnden Antisemitismus Böckelscher Art nach Holzheim eingeladen worden war. Böckel schätzte er nicht. In der evangelischen Kirchenzeitung „Wege und Ziele“ äußerte er, dass Dr. Böckel in Hessen solches Ansehen genieße, „dass Geistliche nicht wagen dürfen, ihm entgegenzutreten, auch wenn er falschen Antisemitismus treibt“¹²⁰ – nach Stoecker gab es demgegenüber einen richtigen Antisemitismus. Vielleicht war es der Gedanke der Judenmission anlässlich des Missionstags oder der Appell, seine Feinde zu lieben,¹²¹ was Pfarrer Veller begeisterte. Aber auch der Nimbus eines Hofpredigers und dessen unmittelbare Nähe zum Kaiser,¹²² der Obrigkeit von Gottes Gnaden nach dem Verständnis des deutschen Protestantismus mit seiner besonderen Staatsbindung, mögen dem Holzheimer Kirchenmann die Predigt verklärt haben.

4.3. Fortbestehender Antisemitismus

Wenn Pfarrer Veller meinte, der Berliner Hofprediger habe die Menschen besänftigt¹²³ und damit gegen den Demagogen Böckel gefeiert, so täuschte er sich. Infolge der oben angeführten Ergebnisse der Reichstagswahl sollen jüdische Viehhändler zum Boykott des traditionellen spätherbstlichen Vieh- und Krämermarkts im benachbarten

117 Vgl. Archiv der Pfarrei Holzheim/Dorf-Güll. Ortschronik. Bd. 1, Teil 1, S. 134.

118 Ebd.

119 Ebd. Nicht minder angetan war Karl Heinrich Jung noch ein Dreivierteljahrhundert später, wenn er Stoecker als „kühnen Mann“ lobte, womit er ein Wort Vellers affirmativ aufgriff. Jung: Wahlen, S. 122.

120 Brakelmann: Stoecker, Teil 2, S. 197. Er lehnte Böckel unter anderem ab, weil dessen Antisemitismus mit einem Antikonservatismus verbunden war.

121 Ebd., S. 199.

122 Allerdings hatte Stoeckers politische Agitation „ernstes Missfallen“ bei Kaiser Wilhelm I. hervorgerufen und zu einer Art Abmahnung geführt, weil Stoecker bei außeramtlichen Auftritten den Takt vermissen lasse, „welcher zur Wahrung der Würde seines Amtes und Berufs als Dom- und Hofprediger unumgänglich geboten ist.“ Brakelmann: Stoecker. Teil 2, S. 184 f., hier S. 184.

123 Vgl. Archiv der Pfarrei Holzheim/Dorf-Güll. Ortschronik [...]. Bd. 1, Teil 1: Ortschronik der Gemeinde Holzheim 1858–1935, S. 135.

Lang-Göns, einer weiteren antisemitische Hochburg, aufgerufen haben.¹²⁴ Böckels Mitteldeutscher Bauernverein ging in die Offensive, und Böckel proklamierte in seinem Kampfblatt, dem „Reichsherold“, „judenfreie“ Viehmärkte und lud zu dem am 4. November 1890 stattfindenden „judenfreien“ Markt in Lang-Göns als einer politischen Großdemonstration ein. Tatsächlich folgten rund 15.000 Besucher dieser Einladung in die ca. 1.400 Einwohner zählende Nachbargemeinde. Es war die größte antisemitische Kundgebung der Böckel-Bewegung.

Ausgerechnet in die antisemitisch so stark aufgeheizte Situation des Jahres 1890 fiel Moses Weinbergs Aufnahme als Ortsbürger in Holzheim. Wie bedrückend oder furchterregend waren für ihn und für die jüdische Minderheit nicht nur die beiden Großereignisse im unmittelbaren Umfeld, sondern auch die kommenden Jahre? Im Juni 1892 feierten rund 10.000 von Böckels antisemitischen Anhängern im nahegelegenen Kloster Arnsburg ein weiteres Volksfest.¹²⁵ Auch die Haltung der Wahlberechtigten vor Ort entspannte sich in den Folgejahren nicht. Beispielsweise entfielen in der letzten Vorkriegs-Reichstagswahl vom 12. Januar 1912 nur 4,5 Prozent der Stimmen auf die Freisinnigen und 3,9 Prozent auf die Sozialdemokraten, hingegen 91 Prozent auf die Deutsche Reformpartei, wie die ehemalige Antisemitische Volkspartei seit 1893 hieß – ein derart extremes Ergebnis, wie man es heute nur aus Diktaturen kennt.¹²⁶

Wie stark den Holzheimer Juden dieser politische Antisemitismus im Alltagsleben entgegenschlug, sei es im rein zwischenmenschlichen oder im geschäftlichen Kontakt, und wie er ihr eigenes Befinden und Verhalten beeinflusste, dazu gibt es keine jüdische Stimme aus Holzheim. Monika Richarz als profunde Kennerin der deutsch-jüdischen Geschichte konstatiert: „Rückblickend gesehen, war die Entstehung eines organisierten Antisemitismus für Juden die entscheidendste Entwicklung im Kaiserreich. Von den jüdischen Bürgern wurde dies damals keineswegs immer so empfunden. Die meisten von ihnen betrachteten den erneut aufbrechenden Antisemitismus eher als Fortsetzung und Überbleibsel alter Vorurteile denn als Beginn einer gefährlichen neuen Entwicklungsphase.“¹²⁷ Vielleicht hat unseren Protagonisten wie so viele andere die eigene Identifikation mit der deutschen Nation über die Gefährdung der jüdischen Minderheit hinweggetäuscht.

Im Reich aber formierten sich als Reaktion auf den organisierten Antisemitismus zahlreiche jüdische Vereine und Verbände, die sich der Wahrung der Rechte jüdischer Deutscher und der Bekämpfung des Antisemitismus verschrieben. 1891 gründeten zwei angesehene liberale Politiker den Verein zur Abwehr des Antisemitismus, dessen hessische Zentrale in Marburg angesiedelt war. In Böckels „Reichsherold“ wurde er stets als „Judenschutztruppe“ verhöhnt.¹²⁸ Am bedeutendsten wurde

124 Vgl. zum Folgenden Mack: Böckel, S. 393 u. 408, Anm. 79.

125 Im besonderen Rahmen der Klosteranlage beging der Ortsverein Muschenheim des Mitteldeutschen Bauernvereins eine Fahnenweihe. Vgl. Knauß: Antisemitismus, S. 61.

126 Berechnet nach Jung: Wahlen, S. 126.

127 Richarz: Einführung. In: Jüdisches Leben. Bd. 2, S. 35.

128 Vgl. Mack: Böckel, S. 396 f.

der 1893 gegründete Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (CV), der bis zu seiner Auflösung durch die Nationalsozialisten im Jahr 1938 große Teile des deutschen Judentums repräsentierte.

5. Familiengründung und Zeichen von Assimilation und Integration

In seinen frühen Holzheimer Jahren mag für Moses Weinberg auch seine private Situation als jungverheirateter Ehemann und baldiger Vater Ablenkung und Trost gewesen sein. Wenngleich seine Ehe vielleicht nicht durch seine (alleinige) Entscheidung, sondern die seiner Familie zustande kam,¹²⁹ scheinen seine Anerkennung seiner Frau und seine Zuneigung zu ihr groß gewesen zu sein. Das legt vier Jahrzehnte später die Inschrift auf ihrem Grabstein nahe, die zwar dem Alten Testament entnommen ist, aber persönlicher und herzlicher anmutet als die auf anderen Frauengräbern: „Viele Frauen haben sich wacker erwiesen, / Du aber überragst sie alle. (Spr. 31, – 29)“.¹³⁰ Näheres über Katinka Weinberg erfahren wir nicht, da die traditionelle Rolle der jüdischen Frau sie auf das Haus verwies, während der Mann im öffentlichen Leben stand und damit viel häufiger aktenkundig wurde.

Zwei Jahre nach der Eheschließung wurde am 23. Oktober 1891 Tochter Lilly geboren,¹³¹ der Sohn Albert am 19. September 1897. Die von jüdischen Eltern vorgenommene Wahl der Vornamen ihrer Kinder besitzt einen gewissen Aussagewert, weil sich daran die Betonung jüdischer Tradition oder aber die Assimilation an die Mehrheitsbevölkerung ablesen lassen. Während Moses Weinberg selbst einen Vornamen trug, der so eindeutig hebräischer Herkunft war und von Nichtjuden nie gewählt wurde, dass er zu den wenigen männlichen Juden gehörte, die 1939 nicht den zusätzlichen Vornamen Israel zur Kennzeichnung ihrer Herkunft annehmen mussten, war Katinka, der Name seiner Frau, nicht hebräischen Ursprungs. Lilly, der Name ihrer Tochter, ist eine Koseform, vielleicht abgeleitet vom hebräischen Elischeba¹³² oder vom griechischen Elisabeth, das wiederum auf die hebräische Namensform zurückgeht. Die meisten Namensgeber werden sich bei solchen Kurzformen der (ohnehin nicht immer eindeutigen) sprachlichen Herkunft wohl kaum bewusst gewesen sein. In jedem Falle war Lilly ein Name, der sich von 1890 bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs in der deutschen Bevölkerung einiger Beliebtheit

129 Mathilda Wertheim Stein sagt von Lauterbach: „usually a partner in marriage would be selected by one's parents“. (Dies.: *The Way It Was. The Jewish World of Rural Hesse*. Atlanta, Georgia 2000, S. 73.) Vom badischen Dorf Nonnenweiler dagegen heißt es, dass etwa die Hälfte der Ehen von den Familien arrangiert worden sei (vgl. Marion Kaplan: *Konsolidierung eines bürgerlichen Lebens im Kaiserlichen Deutschland 1871–1918*. In: *Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945*. Hrsg. i. Auftr. d. Leo Baeck Instituts v. Marion Kaplan. München 2003, S. 226–344, hier S. 252). In Baden war man im Allgemeinen fortschrittlicher als in Hessen.

130 Nach dem Foto von Katinka Weinbergs Grabstein auf dem Grüninger Friedhof bei Müller: Pohlheim, Abb. 93, S. 69.

131 Nicht in Allendorf an der Lumda, wie es bei Müller an einer Stelle fälschlicherweise heißt (vgl. Müller: Pohlheim, S. 83 oben), richtig dagegen wenige Zeilen darunter, ebenso S. 96.

132 Elischeba war der Name von Aarons Frau. Vgl. Altes Testament, Das zweite Buch Mose, 6, 23.

erfreute, und so mögen auch die Weinbergs von diesem Trend erfasst gewesen sein. Erst recht gilt das für Albert, die Kurzform des aus dem Althochdeutschen stammenden Adalbert. Zur Zeit der Geburt ihres Jungen gehörte Albert zu den zehn beliebtesten männlichen Vornamen. Vielleicht spielte bei dieser Namenswahl auch eine Rolle, dass es der Vorname eines jüngeren Bruders der Mutter war, des oben erwähnten Frankfurter Fahrradhändlers.

Mit einer Zahl von nur zwei Kindern zeigt sich bei den Weinbergs das moderne generative Verhalten der jüdischen Bevölkerung, die Entwicklung hin zur Kleinfamilie. Abgesehen von einer 1905 geschlossenen Ehe, die vermutlich unfreiwillig kinderlos blieb,¹³³ wurden in fünf anderen nach der Jahrhundertwende in Holzheim noch gegründeten jüdischen Familien einmal zwei Kinder, viermal sogar nur ein einziges Kind geboren.¹³⁴ Die signifikant zurückgehende Kinderzahl verweist auf eine bewusste Geburtenkontrolle und Familienplanung. Das war an sich typisch für jene Juden, die dem städtischen Bürgertum angehörten, in welchem sie infolge von Freizügigkeit und Urbanisierung überproportional vertreten waren. Aber auch innerhalb des städtischen Bürgertums war ihre Geburtenrate wesentlich niedriger als die der Nichtjuden. Während in der Kaiserzeit die Reichsbevölkerung von 1871 bis 1910 um fast 60 Prozent anstieg, wuchs sie bei der jüdischen Minorität nur um rund 20 Prozent.¹³⁵ Infolgedessen war der Anteil der Juden an der deutschen Bevölkerung rückläufig.¹³⁶ Dass sich dieser Trend in einem relativ stadtfernen Dorf wie Holzheim wiederfindet, in dem der Zugang zu Bildung und Wohlstand sehr begrenzt war, ist ein erstaunliches Phänomen.

Zusammen mit der seit 1897 vierköpfigen Kernfamilie lebten zunächst noch Moses Weinbergs Eltern, die im frühen 20. Jahrhundert verstarben, der Vater 1902 mit 75 Jahren, die Mutter 1914 mit 82 Jahren, und die beide auf dem Grüninger Friedhof begraben sind.¹³⁷ Über die frühen Jahre seiner Kinder ist fast nichts überliefert. Nur den Jungen sehen wir im Kindesalter auf dem im Steinbruch aufgenommenen Foto (vgl. Abb. 5), und zwar im zeittypischen Matrosenanzug. Populär gemacht wurde diese Bekleidung durch Fotografien bzw. Postkarten der kaiserlichen Familie mit entsprechend ausgestaffierter Kinderschar, Propaganda für die Marine bzw. die forcierte Flottenpolitik Wilhelms II. in seinem Bestreben, mit der englischen Seemacht zu konkurrieren. Die Weltmachtträume des Kaisers sollten nur wenige Jahre später auf tragische Weise auch ins Familienleben der Weinbergs ein-

133 Zu Mathilde und Leopold Goldschmidt vgl. Müller: Pohlheim, S. 79.

134 Klara und Mayer Lindheimer (Heirat 1907) hatten zwei Söhne (geboren 1908 und 1910); Rosalie und Isaak Bamberger (Heirat 1908) einen Sohn (1909); Adolf und Jettchen Lindheimer (Heirat 1909) eine Tochter (1910); Ida und David Mayer (Heiratsjahr unbekannt, da Heirat am Wohnort der Frau) eine Tochter (1914) sowie Lilly und Eugen Isaak Herz (Heirat 1921) eine Tochter (1922). Vgl. Müller: Pohlheim, S. 87, 73, 88, 91 und 83.

135 Und dies trotz Zuwanderung osteuropäischer Juden, bei denen Kinderreichtum noch verbreitet war.

136 Zur Bevölkerungsentwicklung im Kaiserreich vgl. Richarz: Einführung. In: Jüdisches Leben. Bd. 2, S. 13–15.

137 Vgl. Müller: Pohlheim, S. 94, 60 u. 69.

greifen. Zuvor aber begegnet uns Albert noch ein zweites Mal, wenige Wochen nach Beginn des Ersten Weltkriegs und wenige Wochen vor seinem 17. Geburtstag, auf dem am 2. September 1914 stattfindenden Kriegerfest, zur Erinnerung an die erfolgreiche Schlacht von Sedan des Jahres 1870 im Deutsch-Französischen Krieg.¹³⁸ Er nahm an dieser Feier teil – recht elegant gekleidet, als Einziger in einem sehr hellen Anzug, mit breiter Krawatte – als Mitglied des 1908 gegründeten Turnvereins Holzheim (TV 08), dem neben zwei weiteren jüdischen Aktiven auch sein Vater als passives Mitglied angehörte.¹³⁹ Turnen war zu dieser Zeit die beliebteste deutsche Sportart, die ideologisch oft mit einem ausgeprägten Nationalismus einherging.¹⁴⁰ Obwohl der politische Antisemitismus das Wahlverhalten nach wie vor bestimmte, akzeptierten Nichtjuden im Alltag bei übereinstimmenden Interessen ihre jüdischen Mitbürger.¹⁴¹ Und gerade ein guter Turner fand leichter Anerkennung als jemand, der sich auf anderen Gebieten hervortat. Daher übertraf der Anteil jüdischer Deutscher in der Deutschen Turnerschaft ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung um mehr als das Dreieinhalbfache.¹⁴² In den meisten Dörfern waren Juden darauf angewiesen, sich in den Vereinen der Nichtjuden einzubringen, weil ihre Zahl zu gering war zur Gründung eigener Vereine.¹⁴³ Aber ein Wunsch nach einem separaten jüdischen Verein muss keineswegs bestanden haben, boten aus jüdischer Sicht Vereine doch die Chance zur Intergration ins nichtjüdische Umfeld. Und so schlossen sich auch in Städten Minorität und Majorität in den verschiedensten Vereinen zusammen.¹⁴⁴

138 Foto in: Pohlheim-Holzheim, Abb. S. 23 unten.

139 Es David Mayer und Moritz Bamberger (vgl. Jung: Holzheimer Juden, S. 46), beide in den 1880er Jahren geboren, Vertreter einer jüngeren Generation als Moses Weinberg. Die Zahl der aktiven Turner war von rund 20 im Gründungsjahr auf wenigstens 70 im Jahr 1913 angestiegen. Vgl. Ewald Klee: Der Turnverein 1908 Holzheim. In: Heimatbuch Holzheim, S. 347–351, hier S. 348.

140 Vgl. Kaplan, Konsolidierung, S. 333. So sah die Deutsche Turnerschaft – im Unterschied zum Arbeiter-Turnbund – ihr Vorbild im nationalistischen und chauvinistischen „Turnvater Jahn“.

141 Schon 1859 war in Gambach Herz Mayer Mitbegründer des Gesangsvereins, und um 1930 engagierte sich dort der junge Manfred Seewald im Spielmannszug des Turnvereins. Vgl. Kilian: Gambach, S. 46 u. 44.

142 Die Angabe bezieht sich auf die Jahrhundertwende. Vgl. Kaplan: Konsolidierung, S. 251.

143 In Großstädten war das anders, hier gründeten sogar Anhänger verschiedener politisch-weltanschaulicher Richtungen innerhalb des Judentums je eigene Vereine, wie etwa die „Jüdische Turnerschaft von 1902 zu Hamburg“ und den sogenannten nationaljüdischen (d. h. zionistischen) „Turnverein Bar Kochba Hamburg“ von 1910. Vgl. Ivonne Meybohm zur Gründung des jüdischen Sportvereins Bar Kochba, 1910, in: Hamburger Schlüsseldokumente zur deutsch-jüdischen Geschichte, 08.02.2018. <https://dx.doi.org/10.23691/jgo:article-162.de.v1> (abgerufen am 22.6.2021).

144 Auch Arnsberg bestätigt für das zum Großherzogtum Hessen gehörende Mainz die Mitwirkung von Juden am blühenden Vereinsleben der Stadt. Vgl. Arnsberg: Jüdische Gemeinden. Bd. 1, S. 27.

6. Der Erste Weltkrieg – Integration und Ausgrenzung jüdischer Deutscher

6.1. Allgemeine Kriegsbegeisterung

Der Kyffhäuserbund, in dem die Kriegervereine zusammengeschlossen waren, war die größte Massenorganisation des Kaiserreichs mit fast drei Millionen Mitgliedern vor dem Ersten Weltkrieg. Allein in Hessen waren über 70.000 Mitglieder in rund 1.000 Vereinen organisiert.¹⁴⁵ Einen davon gab es in Holzheim, der nach einem der Fotos von der Sedanfeier 1914 zu schließen wenigstens 80 Mitglieder zählte. Darunter sollen sich auch Juden befunden haben,¹⁴⁶ was als Zeichen des Integrationswillens oder der tatsächlichen Assimilation zu werten wäre. Im ziemlich ereignislosen Leben der „kleinen Leute“ setzten die alljährlichen rituell inszenierten Feiern des Tages von Sedan mit militärischem Aufmarsch, Uniformen, Fahنشwenken, Ansprachen und Hurra- und Hochrufen einen euphorisierenden Glanzpunkt. Sie vermittelten ein Gemeinschaftsgefühl und die Identifikation mit der Macht und Stärke des Staates.¹⁴⁷ Sie hielten die Erinnerung an den letzten Krieg, der kurz und siegreich war, wach. Damit trugen sie ihren Teil dazu bei, den im August 1914 weiterhin bestehenden Glauben zu nähren, dass es sich auch diesmal so verhalten werde, ja man rechnete sogar schon zum Jahresende mit einem glücklichen Ende des Krieges. Nach 1900 wollten die Kriegervereine Bereitschaft zum Krieg vermitteln, und auch das mag ihnen gelungen sein. Denn die Kriegsbegeisterung erfasste bekanntermaßen große Teile der Gesellschaft,¹⁴⁸ auch die jüdischen Deutschen, und zwar nicht nur die nationalkonservativen, sondern die verschiedensten Strömungen und Organisationen, vom oben erwähnten Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, in dem die liberalen, assimilierten Juden organisiert waren, deren Ideal eine deutsch-jüdische Symbiose war, bis hin zu den Zionisten, die ihre Zukunft in Palästina sahen. „Wir rufen Euch auf, über das Maß der Pflicht hinaus Eure Kräfte

145 Zahlen nach Thomas Rohkrämer: *Der Militarismus der „kleinen Leute“*. Die Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich 1871–1914. München 1990, S. 271. Vgl. auch *Geschichte der Krieger-, Kameraden- und Reservistenvereine in Deutschland*. Wissenschaftliche Dienste Deutscher Bundestag. Ausarbeitung WD1-3000/078/11, S. 7–9. <https://www.bundestag.de/resource/blob/410388/05b1064e5d6b689ba0482d80f15f0098/WD-1-078-11-pdf-data.pdf> (abgerufen am 10.7.2021).

146 Das Foto in Pohlheim-Holzheim, S. 23 oben. Zu jüdischen Mitgliedern vgl. Jung: *Holzheimer Juden*, S. 46 (ohne Nennung von Namen oder Belegen).

147 Trotz seiner grundsätzlich christlichen Ausrichtung gab es Spannungen mit katholischer und evangelischer Kirche. Dem Holzheimer Pfarrer des Jahres 1914 erschien der Kriegerverein als ein „ganz unter jüdischem und socialdemocraticischem Einfluß stehender Verein“ (Archiv der Pfarrei Holzheim/Grüningen. Ortschronik. Bd. 1, Teil 1, S. 195), was mehr über den durchaus zeittypischen politischen Standort des evangelischen Pfarrers und seine Feindbilder aussagt als über den Kriegerverein. Im Feiern von Festen jedweder Art mit Tanzen und Trinken sah der Pfarrer Sittenlosigkeit und das Walten der mehrfach von ihm beschworenen „bösen Geister“. Ebd., S. 194 f.

148 Skeptisch blieben vor allem (politisch organisierte) Industriearbeiter, mithin eine Gesellschaftsgruppe, der Juden kaum angehörten.

dem Vaterlande zu widmen! Eilet freiwillig zu den Fahnen!“, hieß es beispielsweise in einem Aufruf „An die deutschen Juden“ vom 1. August 1914, unterzeichnet vom Verband der Deutschen Juden, in dem sich seit 1904 verschiedene Richtungen zusammenfanden, und dem CV.¹⁴⁹ Ergänzt sei im Hinblick auf Albert Weinberg, dass die Jüdische Turnerschaft im gleichen Sinne appellierte, weil ihre Leitvorstellungen, körperliche Ertüchtigung, Idealismus und „Mannesmut“, den kriegerischen Tugenden entsprachen.¹⁵⁰

Solche Appelle fanden Widerhall bei vielen Juden, die patriotisch gesinnt waren, dies zum Ausdruck bringen und in der Mehrheitsgesellschaft aufgehen wollten. Ein jüdischer Freiwilliger erinnerte sich mit folgenden Worten an den Kriegsbeginn: „Wer doch imstande wäre, jene einzigartige Empfindung hingebungsvoller Begeisterung lebenstreu zu schildern, welche in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 jedes deutschfühlende Herz höher schlagen ließ. Noch heute zittert diese Empfindung in mir nach.“¹⁵¹ Selbst wer später kritisch auf sich und die Situation bei Kriegsbeginn zurückschaute, bestätigt den großen Patriotismus vieler jüdischer Deutscher: „Ich stand wohl wie die allermeisten, wie ich freimütig gestehe, ganz unter der Suggestion des patriotischen Rummels.“¹⁵²

6.2. Albert Weinberg im Einsatz oder 1916 als Jahr der Wende

Albert Weinberg gehörte ebenfalls zu jenen, die sich in patriotischer Hochstimmung freiwillig meldeten.¹⁵³ Der 1. September 1914 ist als Beginn seiner Dienstzeit ausgewiesen.¹⁵⁴ Das war rund drei Wochen vor seinem 17. Geburtstag, obwohl

149 Nach Nachum T. Gidal: Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik. Mit e. Nachwort v. Marion Gräfin Dönhoff. Köln 1997, S. 312. – Die Zionisten beriefen sich in ihrer Wochenzeitung „Jüdische Rundschau“ Nr. 32 vom 7.8.1914 nicht auf Deutschland als Vaterland, reklamierten gleichwohl – in Übereinstimmung mit nichtjüdischen Nationalisten – Fortschritt, Freiheit und Kultur allein für die deutsche Seite und sprachen sie den feindlichen Mächten ab. Vgl. Abb. in: Jüdisches Leben. Bd. 2, S. 431.

150 Unterzeichnet vom Präsidium des Kartells Jüdischer Verbindungen und dem Ausschuß der Jüdischen Turnerschaft. (Vgl. Jüdische Rundschau, ebd.) – Auf dem 1914 in Griedel stattfindenden Bezirksturnfest, bei dem auch die Holzheimer Turner antraten, brachte der dortige Pfarrer unter Berufung auf Jahn das Turnen in direkte Verbindung mit Wehrfähigkeit und Anspruch auf Weltgeltung deutschen Geistes und deutscher Gedanken. Vgl. Butzbacher Zeitung vom 15.6.1914.

151 Arnold Tänzer: Kriegserinnerungen. Ms. undatiert. Auszug in: Jüdisches Leben. Bd. 2, S. 445–456, hier S. 445.

152 Sammy Gronemann: Erinnerungen. Ms. undatiert (vor 1947). Auszug ebd., S. 391–419, hier S. 410.

153 Zum Kriegsteilnehmer Albert Weinberg liegen nur wenige archivalische Quellen vor, weil die ehemals beim Zentralnachweiseamt für Kriegerverluste und Kriegergräber (ZAK) in Berlin verwalteten Unterlagen über die Teilnehmer am Ersten Weltkrieg 1945 durch Kriegseinwirkungen vernichtet wurden. (Auskunft des Bundesarchivs Berlin vom 26.10.2021.) Die wenigen Angaben entstammen dem Bestand Bundesarchiv Berlin BArch B563-1/KARTEI/Weinberg, Albert (19.09.1897).

154 Vgl. Bundesarchiv Berlin B 578/33307, S. 49.

eigentlich 17 Jahre das Mindestalter für Freiwillige waren.¹⁵⁵ Als Minderjähriger benötigte er dafür die Zustimmung seines Vaters, der – offenbar gleichgesinnt – sie ihm nicht verweigerte. Außer Albert Weinberg leisteten noch zwei andere Holzheimer Juden Kriegsdienst, die beiden waren allerdings doppelt so alt wie er und schon Familienväter.¹⁵⁶ Seine Einheit war das Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm Nr. 116, 6. Kompanie; Garnison war die Neue Kaserne in Gießen.¹⁵⁷ Am 7. August 1914 war das Regiment mit über 3.400 Mann an die Westfront gerückt, er rückte später nach.

Wie sich für Albert Weinberg die Situation als Jude in den Mannschaften und als Untergebener gestaltete, wissen wir nicht. Es gab offenbar viele jüdische Soldaten, die zunächst die neue Kameradschaft genossen. Einer berichtete:

Nicht immer, aber „im allgemeinen [...] herrschte zu jener Zeit zwischen Juden und Ariern eine Art Burgfrieden, und zumal an der Front ein kameradschaftlicher Geist, der jene Gegensätze verblassen ließ, die sonst eine so große Rolle spielten [...]. Jetzt nun im Krieg und an der Front, war die Schranke zeitweilig gefallen. Man lebte unter und mit den andern, gleich zu gleich. Es schlossen sich echte, unbeschwertere Freundschaften, man sah im Nachbarn im Graben nur den Kameraden, und man dachte nicht einen Moment darüber nach, ob er andersrassig oder andersgläubig sei. Nie wieder habe ich so ungezwungen mit Nichtjuden Umgang gepflegt wie damals im Unterstand [...]. Und wie mir ging es Unzähligen.“¹⁵⁸

Die Einsätze von Albert Weinbergs Regiment könnte man anhand zeitgenössischer Berichte en detail nachvollziehen.¹⁵⁹ Nach anfänglichen Bewegungen zwischen Marne und Aisne kam es bei Roye an der Avre von November 1914 bis Oktober 1915 zu einem fast einjährigen Stellungskampf, wie er für den Ersten Weltkrieg typisch wurde. Während dieser Phase wurde Albert Weinberg am 28. Februar 1915 wegen eines Augenleidens oder einer Augenverletzung in der Krankensammelstelle „Kursaal“ im etwa 45 Kilometer entfernten St. Quentin aufgenommen und tags darauf schon wieder entlassen.¹⁶⁰ Damit hatte er Glück im Vergleich zu vielen anderen seines Regiments. Allein bis zum Jahresende 1914, in weniger als fünf Kriegsmonaten, hatte das Regiment bereits 1.200 Tote und Vermisste sowie 1.900 Verwundete zu

155 Unter der Überschrift „Freiwillige vor“: „Als Kriegsfreiwillige können sich [...] jugendliche Personen zwischen 17 und 20 Jahren [melden]“. Gießener Anzeiger. Nr. 178, 1.8.1914.

156 Auch Isaak Bamberger (Jg. 1879) und Adolf Lindheimer (Jg. 1880) sowie 14 nichtjüdische Holzheimer gehörten dem Infanterie-Regiment 116 an. Eine Fotografie Holzheimer Soldaten dieses Regiments am Tag der Mobilmachung, daher ohne Albert Weinberg, in: Pohlheim-Holzheim, S. 79.

157 Der eigentliche Name war Berg-Kaserne, wegen des Standorts auf dem Kugelberg zwischen Licher und Grünberger Straße.

158 Gronemann: Erinnerungen, S. 413.

159 Vgl. Albert Hiß: Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm (2. Großherzoglich Hessisches) Nr. 116. Nach Unterlagen und Berichten der Mitkämpfenden [...]. Oldenburg und Berlin 1924.

160 Vgl. Bundesarchiv Berlin B 578/457886, Abgangsliste Krankensammelstelle „Kursaal“ St. Quentin 01.02.1915–31.03.1915, S. 227.

verzeichnen und damit rund 30 Prozent der Offiziere und Mannschaften dauerhaft oder vorübergehend eingebüßt.¹⁶¹

Nach seinem kurzen Lazarettaufenthalt verblieb Albert Weinberg weiterhin bei seiner Einheit, wie aus einer Quelle zu einer Hospitalisierung im Jahr 1916 erkennbar ist.¹⁶² Am 21. Februar dieses Jahres begann die Schlacht um Verdun, bekanntlich eines der unheilvollsten Kapitel der Geschichte dieses Krieges an der Westfront – und sein Regiment war dabei. Er selbst war mittlerweile nicht mehr Gefreiter, sondern Unteroffizier, vielleicht befördert an „Kaisers Geburtstag“, dem 27. Januar. Nach einem Gewehrschuss in den rechten Oberarm erfolgte am 27. Februar 1916 seine Aufnahme in die Leichtkrankenabteilung des Reservelazaretts in Worms, eingerichtet in der Lederfabrik C. Heyl. Knapp sieben Wochen später, am 15. April, wurde er dort entlassen, explizit als „ungeheilt“. Seine Verwundung war ihm am 25. Februar 1916 zugefügt worden, einem verlustreichen Tag des Regiments mit 456 Verwundeten und 169 Toten und Vermissten.¹⁶³ Um sich die Situation vor Augen zu führen, sei nur eine kurze Schilderung der dortigen Szenerie angeführt:

„Eine eisige Nacht mit Schneefall folgte. Seit 48 Stunden waren die Kompagnien ohne warme Verpflegung. Die vielen Greuel zweier wilden Gefechte, das Jammern und Schreien der zahlreichen umherliegenden Verwundeten, die wegen des starken Artilleriefeuers nicht geborgen werden konnten, das ununterbrochene Getöse der berstenden Granaten, das Pfeifen der Infanteriegeschosse, das Hämmern der Maschinengewehre, all das hatte die Nerven jedes einzelnen bis ins Unerträgliche angespannt.“¹⁶⁴

Wie hatten sich diese Erlebnisse auf den inzwischen 18-Jährigen ausgewirkt? Was dachte er mittlerweile über den Krieg, falls die Wochen im Lazarett überhaupt eine Zeit der Reflexion waren? Seine Sicht bleibt uns verschlossen. Nur der äußere Verlauf seines Kriegsdienstes und weiteren Lebens lässt sich partiell rekonstruieren.

Nach seiner Entlassung aus dem Wormser Lazarett im April 1916 kehrte er wohl nicht mehr an die Westfront zurück. Sein neuer Truppenteil war die 10. Kompanie des Reserve-Infanterie-Regiments 3,¹⁶⁵ das im Osten operierte: vom 9. Mai 1915 bis zum 25. Juni 1916 in Kurland, vom 25. Juni bis zum 21. September 1916 in Galizien.¹⁶⁶ In Kurland befand man sich bis zum 29. April 1916 in Winterstellung

161 Vgl. Hiß: Infanterie-Regiment, S. 228.

162 Bundesarchiv Berlin B 578/33307, S. 49.

163 Vgl. Hiß: Infanterie-Regiment, S. 229. Vor Verdun waren in den nächsten sieben Monaten ca. 240.000 tote und verwundete deutsche Soldaten und ca. 275.000 französische zu beklagen – für unbedeutende Gebietsgewinne, die wieder verloren gingen.

164 Ebd., S. 88.

165 Vgl. Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918. Ein Gedenkbuch. Hrsg. v. Reichsbund jüdischer Frontsoldaten. Reprint d. Originals d. 2. Aufl. Berlin 1932. Guben 2010, S. 409.

166 Vgl. Erinnerungsblätter deutscher Regimenter. Die Anteilnahme der Truppenteile der ehemaligen deutschen Armee am Weltkrieg. Bearb. unter Benutzung der amtlichen Kriegstagebücher. [...] Der Schriftenfolge 171. Band: Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 3. Oldenburg u. Berlin 1926, S. 108–134.

mit nur wenigen kriegerischen Ereignissen. Doch in der Folgezeit sollte sich das Jahr 1916 im Osten – wie auch im Westen – als Zeit schwerster Abwehrkämpfe erweisen. Nach russischen Niederlagen und Rückzügen im Vorjahr eröffnete der russische General Alexei Alexejewitsch Brussilow (1853–1926) im Juni 1916 die nach ihm benannte Offensive, die mit taktischen Feinheiten, wie z. B. vielen Scheinangriffen oder Untertunnelungen der vorderen Linien des Gegners, die Deutschen und die an ihrer Seite kämpfenden Österreicher in starke Bedrängnis brachte. In Bezug auf seinen Einsatz in Galizien wird das Reserve-Infanterie-Regiment 3 zwar mehrfach als „schneidig“ charakterisiert, und speziell die 10. Kompanie, der Albert Weinberg angehörte, wurde vom Armeeführer am 13. September für einen mutigen Vorstoß belobigt.¹⁶⁷ Aber „der Russe“ war „rührig und rasch entschlossen“, ja „außerordentlich rührig“, was als „frech“ und „dreist“ galt.¹⁶⁸ Deutsche und Österreicher mussten sich schrittweise zurückziehen. Am 16. September 1916 fand in der Westukraine bei dem Dorf Swistelniki an der Narajiwka (bzw. Narajowka) ein Gefecht statt, dessen detaillierte Schilderung mit der Bemerkung eröffnet wurde: „Bald nach Sonnenaufgang, um 6.30 Uhr leitete die russische Artillerie den ‚schwärzesten‘ Tag unseres Regiments an der Ostfront ein.“¹⁶⁹ Es war der Tag, an dem Albert Weinberg in russische Gefangenschaft geriet,¹⁷⁰ drei Tage vor seinem 19. Geburtstag. Er war einer von insgesamt 1.455 Mann und 13 Offizieren des Regiments, die an diesem Tag als vermisst registriert wurden; daneben gab es Gefallene und Verwundete.¹⁷¹

Das Kriegsjahr 1916 brachte auch in anderer Hinsicht eine fatale Wende, für die jüdischen Soldaten und die jüdischen Deutschen schlechthin. Seit 1915, als sich abzeichnete, dass der Krieg nicht zum erwarteten schnellen Sieg führte, suchten rechte Gruppierungen Schuldige und starteten Propagandafeldzüge gegen vermeintliche jüdische „Drückeberger“.¹⁷² Es war schon eine Vorwegnahme der späteren Dolchstoßlegende, die vom Versagen der für den Krieg Verantwortlichen ablenkte und Schuld den vermeintlichen Widersachern im Innern zuwies. Aufgrund einer Eingabe des oberhessischen antisemitischen Reichstagsabgeordneten Ferdinand Werner, des vormaligen Böckel-Anhängers, verfügte der Kriegsminister im Oktober 1916

167 Ebd., S. 114, 132 sowie 130.

168 Ebd., S. 126 u. 128.

169 Ebd., S. 130.

170 Vgl. <https://grandeguerre.icrc.org/en/File/Search/#/1/2/147/0/German/Military/Weinberg%2C%20Albert> (abgerufen am 27.10.2021).

171 Vgl. Erinnerungsblätter, S. 134. Die Brussilow-Offensive (4.6.-20.9.1916) war zwar monatelang erfolgreich, das zeigt auch die Zahl von mutmaßlich 600.000 Kriegsgefangenen. (Nach Georg Wurzer: Die Kriegsgefangenen der Mittelmächte in Rußland im Ersten Weltkrieg. Diss. Tübingen 2000, S. 24.) Über die Verluste der Deutschen bzw. Mittelmächte herrscht keine Einigkeit, in jedem Fall handelte es sich um mehrere Hunderttausend. Die Offensive forderte aber auch auf russischer Seite sehr viele Opfer, schätzungsweise eine Million Getötete, Verwundete und Gefangene; der Unmut darüber soll in der Februarrevolution 1917 zum Ausdruck gekommen sein. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Brussilow-Offensive#Der_Ausklang_der_Offensive (abgerufen am 30.10.2021).

172 Ein anderes antisemitisches Stereotyp war das des jüdischen Kriegsgewinners, der sich durch schlaue Geschäfte im Krieg Vorteile zu verschaffen weiß.

eine sogenannte Judenzählung oder Judenstatistik, um zu überprüfen, inwieweit Juden ihren „vaterländischen Pflichten“ nachkämen.¹⁷³ Somit machte sich das Kriegsministerium zum Erfüllungsgehilfen der Antisemiten. Erst recht beförderte die Nichtveröffentlichung der Ergebnisse weitere Verunglimpfungen der Juden. Waren für die 1890 hochschlagende Welle des Antisemitismus verschiedene Agitatoren verantwortlich gewesen, die staatlicherseits keine Unterstützung gefunden hatten, die man sogar bekämpft hatte,¹⁷⁴ ging der im Ersten Weltkrieg neu entfachte Antisemitismus von einem Staatsorgan selbst aus. Für die ins Abseits gestellte jüdische Minderheit mit ihren vielen Kriegsteilnehmern und Freiwilligen war diese Judenzählung ein Schlag ins Gesicht, der Traum von der Überwindung der gesellschaftlichen Schranken war ausgeträumt.

6.3. In Gefangenschaft

Es ist eher unwahrscheinlich, dass diese demoralisierende Nachricht auch Albert Weinberg erreichte, der die nächsten drei Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft verblieb. Über ihn als Individuum liegen für diese Zeit nur zwei Informationen vor. Laut Angaben im Gedenkbuch des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten starb er am 30. Juli 1919 in Gefangenschaft.¹⁷⁵ Dem Nachruf seiner Holzheimer Freunde aus dem Turnverein ist zu entnehmen, dass es in Sibirien war.¹⁷⁶ Diese sehr dürftigen Angaben lassen sich ergänzen anhand von Publikationen über Kriegsgefangenschaft in russischen Lagern,¹⁷⁷ so dass ein ungefähres Bild entsteht vom Leidensweg des jungen Mannes, der nur 21 Jahre alt wurde.

Die Gefangenen, darunter immer auch Verwundete, mussten zunächst Märsche ins Hinterland machen bis zur nächsten Eisenbahnstation, von dort wurden sie in Güter- und Viehwaggons ins Innere Russlands transportiert, am Schluss folgte oftmals noch ein Marsch bis zum Bestimmungsort. Schon diesen Strapazen erlag ein Teil von ihnen. Die Anzahl der Gefangenen war so hoch, dass es für viele bereits seit der zweiten Jahreshälfte 1915 aus dem europäischen Teil Russlands in den Osten ging. Das galt ganz besonders für Deutsche, denn es gab eine Hierarchie der Völker-

173 Vgl. den Artikel Judenzählung https://de.wikipedia.org/wiki/Judenzählung#Erlass_und_Durchführung (abgerufen am 11.7.2021); dazu beispielsweise Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949. Bonn 2009, S. 128–134.

174 Nach Mack hatten Regierungsstellen einen Kampf gegen die antisemitische Bauernbewegung geführt, weil sie nicht duldeten, dass einer Minorität dergestalt zugesetzt wurde. Vgl. Mack: Otto Böckel, S. 397.

175 Vgl. Gedenkbuch, S. 409.

176 Die Anzeige nennt kein Todesdatum. Vgl. Gießener Anzeiger. Nr. 296 vom 16.12.1920 (vgl. auch Müller: Pohlheim, Abb. 119, S. 114).

177 Ein wichtiger Beitrag stammt von der schwedischen Rotkreuzschwester Elsa Brändström: Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien 1914–1920. Berlin 1922. Aus jüngerer Zeit der schon genannte Wurzer: Die Kriegsgefangenen. Diese Arbeit weist deutliche Schwächen in Struktur und Abstraktion auf, aber ihre vornehmlich aus Erlebnisberichten von Heimkehrern zusammengestellten Angaben erscheinen verlässlich.

schaften, die in Russland als mehr oder minder feindlich galten – hier standen Deutsche an der Spitze – oder denen man freundlicher gegenüberstand, nämlich allen Slawen, besonders den Tschechen.¹⁷⁸ Es lag also in der Natur der Sache, dass Albert Weinberg früher oder später nach Sibirien kam. Denn man verbrachte die Gefangenschaft in der Regel nicht durchweg in einem Lager, öfter erfolgten Verlegungen, sogar in den eisigen Wintern, und zwar immer weiter, bis nach Ostsibirien. Damit verlor der Betroffene zumeist seine Bezugsgruppe, das waren vor allem Kriegskameraden aus der eigenen Kompanie oder Gefangene aus demselben Herkunftsgebiet.

Die Lager im Osten waren zum Teil sehr groß, mit einer Belegung bis zu 35.000 Personen. Im Einzelnen waren die Lager unterschiedlich, je nach Leitung und Umständen. Signifikant besser als die Mannschaften, zu denen auch der Unteroffizier Weinberg gehörte, hatten es die Offiziere, denen sogar monatliche Bezüge des deutschen Staates (allerdings nicht vollständig) ausgezahlt wurden. Die Mannschaften waren normalerweise mittellos und führten ein sehr elendes Leben, das im Zeichen elementaren Mangels an Nahrung, Wasser, Hygiene, Kleidung, Decken und anderer Ausstattung stand. Viele verhungerten. Außerdem gingen wegen der extremen Überbelegung und der unhygienischen Bedingungen Lagersuchen um, vor allem Darmkrankheiten und der durch Kleiderläuse übertragene Flecktyphus. In den Wintern mit Minustemperaturen bis zu 50 Grad bestand zudem immer Erfrierungsgefahr. Eine medizinische Versorgung war in Lagern kaum möglich, selbst wenn Ärzte unter den Gefangenen waren. Das alles stand im Widerspruch zu internationalen Vereinbarungen wie namentlich der Zweiten Haager Friedenskonferenz von 1907 und auch zur russischen Verordnung über Kriegsgefangene von 1914. Aber russische Soldaten in ihren Kasernen und die einheimische Bevölkerung lebten ebenfalls in großem Mangel. Von den über 114 Millionen Reichsmark (RM), die Deutschland während des Ersten Weltkriegs allein für die Unterstützung ihrer russischen Kriegsgefangenen ausgab, war in den Lagern fast nichts zu spüren.¹⁷⁹ Nach einer amtlichen Angabe starben insgesamt etwa 20 Prozent der deutschen Kriegsgefangenen in russischen Lagern, vereinzelt sogar über 50 Prozent.¹⁸⁰ Obwohl die Gefangenenlager nicht immer streng bewacht waren, blieb eine Flucht in aller Regel erfolglos, denn dazu benötigte man Sprachkenntnisse und Geld, weshalb Offiziere häufiger Fluchtversuche unternahmen als einfache Soldaten. Überdies hatte die russische Regierung für die Gefangennahme entfloherer Lagerinsassen in angrenzenden Ländern Kopfgelder ausgesetzt.

Der Lethargie des Lagerlebens versuchte man durch selbstorganisierte Aktivitäten zu entfliehen, namentlich Sport, Musik und Theater, sogar Vorlesungen. Aber oft ging im Laufe der Zeit der Impetus verloren. Ihren religiösen Bedürfnissen durften die Lagerinsassen nachgehen, was jüdische Gefangene dem Einsatz russischer Juden zu verdanken hatten. Gottesdienstbesuche wurden als Abwechslung

178 Vgl. ebd., S. 126–146.

179 Kosten ermittelt nach Brändström: *Unter Kriegsgefangenen*, S. 133.

180 Zahlen nach Wurzer: *Die Kriegsgefangenen*, S. 74 f.; Brändström: *Unter Kriegsgefangenen*, S. 45.

gern angenommen, so sagte ein Kriegsgefangener später scherzhaft, dass selbst viele Nichtjuden in dem Moment Juden waren, wenn sich ein Gang in die Synagoge anbot.¹⁸¹ Manche Gefangene beschäftigten sich mit handwerklichen Arbeiten, um ein wenig zu verdienen. Juden wurde nachgesagt, dass sie auch im Lager Handel trieben oder Geld verliehen.¹⁸² Sowohl um der Gleichförmigkeit des Lagerlebens zu entgehen als auch aus finanziellen Interessen meldeten sich sogar viele, die nicht für Arbeitseinsätze zwangsrekrutiert wurden, zum Arbeiten. Am besten trafen es jene, die in der Landwirtschaft bei einer Familie arbeiteten. Erheblich härter waren die Konditionen in der Industrie, z. B. in der Roheisengießerei, oder im Bergwerk und bei Großprojekten wie dem berühmten Bau der über 1.400 Kilometer langen Murmanbahnstrecke (1915–1917), der etwa 25.000 der schätzungsweise 60.000 dort beschäftigten deutschen und österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen das Leben gekostet haben soll.¹⁸³

Durch Arbeitseinsätze außerhalb des Lagers kamen auch politische Nachrichten bei den Gefangenen an. Die großen Hoffnungen auf Freiheit und Heimkehr aufgrund der Februarrevolution 1917 sollten sich als trügerisch erweisen; in der Folgezeit verschlechterten sich sogar die Lagerkonditionen, besonders die Lebensmittelversorgung, wodurch im Herbst 1917 viele Gefangene Opfer einer Hungerkrise wurden. Neue Hoffnung hegte man wiederum mit dem Zustandekommen des Brest-Litowsker Friedensvertrages zwischen Sowjetrußland und den Mittelmächten im März 1918, wonach ein Austausch von Kriegsgefangenen erfolgen sollte. Aber dieser Kopf-um-Kopf-Austausch erfasste nur einen Bruchteil der Hunderttausende in Sibirien. Neuen Mut fassten Kriegsgefangene auch immer dann, wenn sie von zu Hause ein Schreiben, ein sogenanntes Liebespaket oder eine Geldsendung empfangen, aber das war eher selten. Denn wegen der unterschiedlichen Schriftzeichen, der Schwäche des russischen Postwesens und der Zensur auf russischer und deutscher Seite war ein Austausch schwierig und langwierig; Paketsendungen wurden oft genug ausgeraubt, Geldsendungen unterschlagen. Allein die Tatsache, dass die Meldung des am 30. Juli 1919 erfolgten Todes von Albert Weinberg erst nahezu andert-halb Jahre später in Holzheim eintraf, spricht Bände.

Nur wenige Monate nach seinem Tod, im Herbst 1919, holte man sämtliche Gefangene aus Ostsibirien per Schiff von Wladiwostok aus in ihre Heimat zurück. Aber erst im Mai 1922 wurden die letzten deutschen Kriegsgefangenen aus Russland repatriert. Aus französischer Gefangenschaft war ein letzter Holzheimer Kriegsheimkehrer 1920 entlassen worden.¹⁸⁴ Im Übrigen haben 40 Holzheimer im Ersten Weltkrieg ihr Leben verloren, die meisten von ihnen in Frankreich; ein weiterer starb

181 Vgl. Wurzer: Die Kriegsgefangenen, S. 170, Zitat nach Adolf Epstein: Kriegsgefangen in Turkestan. Erinnerungen [...]. Wien 1935, S. 18.

182 Vgl. ebd., S. 283.

183 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Murmanbahn>.

184 Vgl. Pohlheim-Holzheim, S. 28.

noch Ende des Jahres 1921 zu Hause an einer Kriegsversehrung.¹⁸⁵ So gab es im Dorf insgesamt 42 Kriegsopter.¹⁸⁶

Albert Weinbergs Turnvereinskameraden ließen, nachdem sie von seinem Tod erfahren hatten, am 16. Dezember 1920 wie erwähnt einen Nachruf auf den „treuen Freund“ im „Gießener Anzeiger“ einrücken.¹⁸⁷ Dass sie dies trotz des verbreiteten Antisemitismus taten, verweist auf seine Integration im Ort. An der Umfassungsmauer der Kirche hat man im Jahr 1923 Ehrentafeln für die im Krieg Umgekommenen in der Reihenfolge ihres Todesdatums eingelassen,¹⁸⁸ seine nur noch sehr schwer lesbare an letzter Stelle. Zwölf Jahre später, am 27. April 1935, erließ die nationalsozialistische Regierung das Verbot, an jüdische Gefallene im Weltkrieg zu erinnern.¹⁸⁹

Die Abwehr des Antisemitismus und das Erinnern an jüdische Kriegsopter hatte sich der 1919 gegründete Reichsbund jüdischer Frontsoldaten (R. j. F.) zur Aufgabe gemacht – als Reaktion auf den Vorwurf der sogenannten Drückebergerei und die im Krieg staatlicherseits durchgeführte Judenzählung. Mehrere Jahre recherchierte der Reichsbund mit großer Sorgfalt und legte 1932 die Dokumentation „Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918. Ein Gedenkbuch“ vor. Auf über 400 Seiten sind die Namen und Daten der jüdischen Kriegsopter aufgelistet, unter diesen auch Albert Weinberg. Die ermittelte Zahl von rund 12.000 übertraf die der nachlässig durchgeführten staatlichen Judenzählung um das Doppelte und bezeugte, dass sich deutsche Juden nicht weniger als Nichtjuden im Krieg engagiert hatten.¹⁹⁰ Damit habe die deutsche Judenheit „ihre allein ernsthafte und achtunggebietende Blutprobe im deutschen Sinne bestanden“, heißt es mit nationalkonservativem Pathos im Vorwort des Gedenkbuchs.¹⁹¹ Aber was nützten solche aufwendigen Richtigstellungen gegenüber den Hassbotschaften und Verschwörungstheorien der Rechten?

185 Vgl. Buß: Familienbuch, K144.4.

186 Zum Vergleich: Im Deutsch-Französischen Krieg 1870/1871 hatte es von 28 Teilnehmern aus Holzheim ein Todesopfer und zwei Verwundete gegeben. Nach Jung: 150 Jahre. In: Heimatbuch, S. 103.

187 Gießener Anzeiger. Nr. 296 vom 16.12.1920.

188 Vgl. Pohlheim-Holzheim, S. 30.

189 Vgl. Joseph Walk (Hrsg.): Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung. Heidelberg u. Karlsruhe 1981, S. 114.

190 Die Zahlen sind insofern unvollständig, als nur die der jüdischen Glaubensgemeinschaft Angehörigen erfassbar waren.

191 Das Vorwort schrieb der Hauptmann der Reserve Dr. Leo Löwenstein (1879–1956), Gründer und Bundesvorsitzender des R. j. F., im bürgerlichen Leben Physiker und Chemiker. Ihn deportierten die Nationalsozialisten später ins KZ Theresienstadt, das er jedoch überlebte. – Beispiele für die Opferbereitschaft deutscher Juden sind auch die Kriegsbriefe gefallener deutscher Juden. Mit e. Geleitwort v. Franz Josef Strauß. Veränd. Neuaufl. d. EA. Herford 1992. Herausgeber der Erstausgabe von 1935 war auch der R. j. F.

7. Lilly Weinberg – weibliche Rolle, sozialer Aufstieg und Urbanität

7.1. Verlobung

Wie schon ihre Mutter so bleibt auch Lilly Weinberg aufgrund ihrer Geschlechtsrolle für uns ein sehr blasses historisches Subjekt, über das sich viel weniger sagen lässt als über die männlichen Familienmitglieder. Eine Ausbildung machte sie nicht, das wäre höchst ungewöhnlich gewesen für eine junge Frau ihrer Generation auf dem Land. Ihre vorgezeichnete Rolle war die einer Ehefrau, Hausfrau und Mutter. Ob sie, wenn der Sohn schon in der Ferne war, bei den Eltern bleiben sollte, um diese zu unterstützen, oder wie viele unverheiratete junge Frauen zeitweise in einem fremden Haushalt „in Stellung“ war? Erst im Alter von Ende Zwanzig tritt sie für uns in Erscheinung. Sie war längst im heiratsfähigen Alter – und noch ledig. In Bezug auf zeitgenössische jüdische Frauen im Vogelsberger Lauterbach heißt es: „After the age of twenty-five the community regarded unwedded young ladies as a problem to themselves and their parents.“¹⁹² Für Mütter soll noch in der Kaiserzeit gemäß den Vorgaben traditioneller Gebetbücher die Hochzeit ihrer Töchter Lebensziel gewesen sein.¹⁹³ Aber die Kriegsjahre, die Abwesenheit so vieler junger Männer, das ungewisse Schicksal des Bruders, die wirtschaftlichen bzw. Versorgungsprobleme, das waren Umstände, die eine Eheschließung keineswegs begünstigten.

Schließlich verlobte sich Lilly Weinberg in ihrem neunundzwanzigsten Lebensjahr. Am 22. April 1920 machten sie und ein Moritz Katz, Saarbrücken, ihre Verlobung im „Gießener Anzeiger“ bekannt.¹⁹⁴ Man fragt sich, wie eine Holzheimerin und ein Saarbrücker zusammenfanden. Das Rätsel löst sich dahingehend, dass der junge Mann ebenfalls aus der Provinz Oberhessen, genauer gesagt aus dem rund 24 Kilometer entfernten Städtchen Laubach, stammte, eine Zeitlang im Raum Saarbrücken gelebt hatte, im Jahr vor seiner Verlobung aber wieder in Laubach gemeldet war.¹⁹⁵ Dass er trotzdem Saarbrücken als Adresse angab, lässt auf eine gewisse Neigung des jungen Commis zum Renommieren schließen. Bemerkenswert ist, dass er zwei Jahre jünger als seine Braut war, was eher ungewöhnlich war.¹⁹⁶ Er, Jüngster von vier Geschwistern, stammte aus einer alten Laubacher Familie, schon sein Urgroßvater, der Metzger Meyer Katz (Jg. 1756), hatte dort gelebt.¹⁹⁷ Seine jüngeren Vorfäter waren allesamt Metzger, Viehhändler und Händler gewesen. Als

192 Wertheim Stein: *The Way*, S. 193.

193 Vgl. Kaplan: *Konsolidierung*, S. 247.

194 Anzeige im *Gießener Anzeiger*. Nr. 94, 22.4.1920 (vgl. auch Müller: *Pohlheim*, Abb. 112, S. 113).

195 Die Liste seiner Aufenthaltsorte nach Mitteilung von Hans-Christian Herrmann, Stadtarchiv Saarbrücken, vom 29.3.2021.

196 Informationen über Moritz Katz und seine Familie bei Hanno Müller: *Juden in Laubach und Ruppertsburg*. Lich 2015, S. 45, 50, 52 f., 55 und 76 f.

197 Von ihm ist überliefert, dass er 1799 eine Buße zahlen musste, da er unberechtigterweise zusammen mit einem christlichen Metzger geschlachtet hatte, woran man sieht, dass Zusammenarbeit über die Religionsgrenzen hinweg schon in der frühen Zeit des jüdisch-christlichen Zusammenlebens vorkam. Vgl. Müller: *Laubach*, S. 45.

Commis oder Handlungsgehilfe blieb er der beruflichen Familientradition in gewisser Weise treu, doch hatte ein Commis eine Lehrzeit zu absolvieren und verrichtete als kaufmännischer Angestellter Büroarbeit, statt Handel mit unmittelbarem Kundenkontakt zu betreiben. Bevor Moritz Katz nach Holzheim kam, hatte er auffallend oft seinen Wohnsitz gewechselt, innerhalb von zehn Jahren ein Dutzend Mal – daraus auf eine generelle Unstetigkeit des jungen Mannes zu schließen, ginge wohl zu weit, mochten Wohnungswechsel doch auch durch die schwierigere Lebenssituation von Juden bedingt sein. Bei jüdischen Partnern war ein wesentlicher Grund für die Auflösung von Verlobungen, dass diese, sofern unter sozialem Druck der Familien zustande gekommen, zu einseitiger oder beidseitiger Frustration führten, vielleicht nicht zuletzt aufgrund der populärer werdenden Idee einer Liebesheirat. Aus welchen Gründen auch immer, die Verbindung der Verlobten währte nur kurze Zeit, so dass es zu einer Hochzeit der beiden nicht kam.¹⁹⁸

7.2. Ehe

Lilly Weinberg heiratete jedoch im Jahr darauf, in ihrem dreißigsten Lebensjahr. Selbstverständlich war, dass sie einen Juden heiratete, denn das Landjudentum war traditionsverhaftet, ebenso wie die christliche Landbevölkerung, so dass es zu keiner sozialen Verbindung per Eheschließung zwischen beiden Bevölkerungsgruppen kam. In der Stadt und besonders in der Großstadt befreiten sich Juden mehr und mehr von alten Normen und Konventionen zugunsten von Individualität und Selbstbestimmung. Dort verlor die angestammte Religion als das große einende Band in der Diaspora ihre vormalige Bedeutung, entweder teilweise oder gänzlich. Was auch dazu führte, dass man sogenannte Mischehen, d. h. zugleich auf individueller Zuneigung gegründete Ehen, mit nichtjüdischen Partnern einging. Schon 1911 kamen im Reichsdurchschnitt auf 100 rein jüdische Ehen 38 Mischehen; in manchen Großstädten verschob sich das Verhältnis noch weitaus stärker zugunsten der Letzteren.¹⁹⁹ Auch in Gießen gab es solche Mischehen, aber wohl nur vereinzelt.²⁰⁰ In Holzheim blieb das bis zum Ende der jüdischen Ära ausgeschlossen.²⁰¹

198 Moritz Katz ließ sich in Laubach nieder und machte sich selbständig als Betreiber einer Manufakturwarengroßhandlung. 1929 verlegte er Wohn- und Firmensitz nach Gießen, wo er noch im selben Jahr heiratete. Das Ehepaar Katz emigrierte 1938 nach New York. Nach Auskunft Hanno Müllers vom 26.4.2021.

199 Richarz: Einführung. In: Jüdisches Leben. Bd. 2, S. 16.

200 Im Jahr 1942 waren es offenbar 14 in sogenannten privilegierten Mischehen lebende Juden, die für einige Jahre nicht der vollen Härte der Verfolgung ausgesetzt waren. (Vgl. Kurt Heyne u. a.: Judenverfolgung in Gießen und Umgebung 1933–1945. In: MOHG NF 69. Gießen 1984, S. 1–315, hier S. 14, auch S. 148–152.) – Im benachbarten Lang-Göns lebte eine Zeitlang die Familie des 1913 geborenen Werner Schmidt, der nur mütterlicherseits jüdische Vorfahren hatte. Aber seine Eltern waren Zugezogene und nach ihrem Habitus Vertreter des Bildungsbürgertums, auch wenn sein Vater Geschäftsmann in Gießen war. Vgl. Werner Schmidt *Leben an Grenzen. Autobiographischer Bericht eines Mediziners aus dunkler Zeit.* Zürich 1989.

201 In Gambach war Manfred Bamberger mit einer Nichtjüdin verlobt. Der Verhaftung wegen Rasenschande konnte er sich Anfang 1936 durch Flucht entziehen. Vgl. Kilian: Gambach, S. 41.

Der Ehepartner, Eugen Isaak Herz, geboren am 25. Juli 1882 in Ludwigshafen als Sohn eines Kaufmanns,²⁰² war zurzeit seiner Eheschließung Oberlehrer mit den Fächern Mathematik und Naturwissenschaften in Magdeburg.²⁰³ Es gibt keinerlei Anhaltspunkte dafür, wie diese Verbindung über die weite Entfernung hinweg zustandekam. Möglich wäre, dass Eugen Herz für sich oder Moses Weinberg für seine Tochter ein Heiratsinserat im „Israelitischen Familienblatt“, einer weitverbreiteten jüdischen Wochenzeitung, geschaltet hatte.²⁰⁴ Oder man hatte, statt aufs Printmedium zu setzen, ganz traditionell einen Heiratsvermittler (jiddisch: Schadchen) beauftragt. In sozialer Hinsicht war Eugen Herz eine ausgesprochen gute Partie: ein Vertreter des städtischen Bürgertums mit gesichertem Einkommen und überdurchschnittlicher Bildung – Bildung wurde im Judentum bekanntlich sehr viel höher geschätzt als von Nichtjuden.²⁰⁵ Auch ließen die neun Jahre Altersunterschied zu seiner Frau bei ihm mehr Solidität und Lebenserfahrung vermuten als bei einem jüngeren Mann. Eine solche Verbindung ermöglichte einer Frau einen unmittelbaren gesellschaftlichen Aufstieg, der Männern nur selten offenstand. Man fragt sich aber, wieso sich Eugen Herz für Lilly Weinberg entschied. Bei jüdischen Eheschließungen scheint die Mitgift ein wichtiges Kriterium gewesen zu sein.²⁰⁶ Möglicherweise investierte Moses Weinberg einiges in die Zukunft seiner Tochter.

202 Er war eines der sechs Kinder von Hermann Herz und Pauline, geborene Stern. Vgl. <http://www.geni.com/people> unter dem Stichwort „Eugene Isaac Herz“ (abgerufen am 1.5.2021).

203 Unterrichtsfächer nach <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1148529> (abgerufen am 1.2.2021), dort aber die Fehlinformation, dass Eugen Herz am Gymnasium in Holzheim unterrichtet hätte.

204 Das lässt sich natürlich nicht nachweisen, da die Inserenten per Chiffre zu kontaktieren waren. Vgl. *Israelitisches Familienblatt*. Berlin u. Hamburg 1. Jg. (1898) – 40. Jg. (1938); hier 22. Jg. (1920).

205 Vgl. z. B. Gert Geißler: *Schulgeschichte in Deutschland. Von den Anfängen bis in die Gegenwart*. 2. aktual. u. erw. Aufl. Frankfurt a. M. 2011, S. 216. Das bestätigt auch der im hessischen Schenklangsfeld bei Hersfeld aufgewachsene Samuel Spiro: „Die einfachen Dorfjuden, die sich vom Viehhandel und vom Hausierhandel ernährten, hatten einen ungeheuren Respekt vor Gelehrsamkeit, so ungebildet sie selbst waren.“ Ders.: *Jugenderinnerungen aus hessischen Judengemeinden*. Ms. Israel 1948. Auszug in: *Jüdisches Leben*. Bd. 2, S. 137–154, hier S. 138.

206 In den sehr zahlreichen Heiratsinseraten des „Israelitischen Familienblattes“ wurden neben dem Alter, äußerlichen und charakterlichen Vorzügen, dem Beruf der Männer und der Tüchtigkeit der Frauen sehr unverblümt materielle Aspekte angesprochen und für Frauen die Mitgift angegeben, je nach sozialem Status zwischen 3.000 und 60.000 RM, z. B. „15.000 Mille“, im Sinne einer „passenden Partie“, wie es oft explizit hieß. Vgl. *Israelitisches Familienblatt*, 22. Jg. (1920). – Von einer Familie mit fünf Töchtern der Generation Lilly Weinbergs hieß es, dass der Vater nicht für alle fünf die nötige Mitgift aufbringen konnte, weshalb zwei von ihnen nach Amerika auswandern mussten, denn hierzulande seien sie ohne Mitgift keine Heiratskandidatinnen gewesen. Vgl. Liselotte Stern: *Erinnerungen an mein Elternhaus*. Ms. New York 1979. In: *Jüdisches Leben*. Bd. 3, S. 168–171, hier S. 168.



Abb. 7: Hochzeitsgesellschaft von Lilly, geb. Weinberg, und Eugen Isaak Herz im Mai 1921 vor ihrem Elternhaus. Katinka und Moses Weinberg rechts vom Brautpaar. (United States Holocaust Memorial Museum, Washington. Provenienz: Ruth Herz Goldschmidt)

Die am 13. Mai 1921 in Holzheim stattfindende Hochzeitsfeier²⁰⁷ dokumentiert eine Fotografie. Im Vergleich zu den in Holzheim üblichen christlichen Hochzeiten mit zahlreichen näheren oder fernerer Verwandten, Nachbarn, Schulkameraden und sonstigen Freunden zeigt das Foto eine kleinere Hochzeitsgesellschaft von insgesamt 23 Personen, vor dem Eingang von Moses Weinbergs Haus gruppiert. Im Zentrum die Braut, in Weiß, mit Schleier und Brautstrauß, der Ehemann wie die meisten Männer im schwarzen Anzug, er aber mit Zylinder auf den Knien, seine Haltung sehr aufrecht, ja steif, sie hingegen sehr klein, ein wenig zusammengesunken und wie verloren an seiner Seite, ein ungleiches Paar. Das Ausschlagen dieses zweiten Ehepartners wäre für Lilly Weinberg nicht ratsam gewesen, galt die gescheiterte erste Verbindung mit dem jungen Katz gewiss schon als Makel. Wohl aus Scham dafür machte man diesmal mit keiner Zeitungsannonce auf Verlobung oder Hochzeit aufmerksam. – Hatte bei Lilly Weinbergs Verlobung im Jahr zuvor noch die Ungewissheit über das Schicksal ihres Bruders Albert die Familie belastet, so war

207 Vgl. Heirats-Neben-Register Standesamtsbezirk Holzheim vom 13.5.1921. Hauptstaatsarchiv Marburg (HStAMR). Best. 905 Nr. 665. [https://dfg-viewer.de/show/?set\[mets\]=https%3A%2F%2Fdigitalisat-arcinsys.de%2Fhstam%2F905%2F665.xml](https://dfg-viewer.de/show/?set[mets]=https%3A%2F%2Fdigitalisat-arcinsys.de%2Fhstam%2F905%2F665.xml). Trauzeugen waren Mayer Lindheimer und David Mayer (vgl. ebd.). – Jüdische Hochzeitsfeiern fanden zumeist am Wohnort der Braut statt.

die Hochzeitsfeier zweifellos überschattet von der wenige Monate zuvor erhaltenen Todesmeldung.

Auch der Lebensweg des Ehepaares Lilly und Eugen Herz verlief nicht glücklich. Sehr wenig ist über ihr gemeinsames Leben in Erfahrung zu bringen, nur einzelne Aufenthaltsorte sind belegt:²⁰⁸ Wie erwähnt, war er zunächst in Magdeburg ansässig, 1922 mit Ehefrau in Leipzig und später in Berlin, dem Mekka deutscher Juden, wo am Ende der Weimarer Republik aufgrund der starken Zuwanderung fast ein Drittel von ihnen lebte.²⁰⁹ Der Wechsel des Wohnsitzes erfolgte in immer größere Städte, Magdeburg als Ausgangspunkt hatte knapp 300.000 Einwohner, Leipzig mehr als 600.000, und Berlin verzeichnete Mitte/Ende der 1920er Jahre über vier Millionen Einwohner, war demnach die drittgrößte Stadt der Welt, der Fläche nach sogar die zweitgrößte. In der Zwischenzeit war Eugen Herz nicht mehr Oberlehrer, sondern hatte es zum Studienassessor gebracht, war – nach dem Titel zu schließen – ein beamteteter Gymnasiallehrer, was insofern beachtenswert ist, als in der Weimarer Republik der Anteil jüdischer Lehrkräfte an der Gesamtheit des Lehrpersonals im öffentlichen Schuldienst unter einem Prozent lag, in Preußen allerdings hatte er schon 1905 bei 14 Prozent gelegen.²¹⁰

Eine Besonderheit der Familiengeschichte ist, dass das Töchterchen Ruth Pauline²¹¹ nicht nur in Holzheim zur Welt kam (am 18. April 1922), sondern auch aufwuchs, zumindest besuchte sie seit dem ersten Schuljahr 1928 die Holzheimer Volksschule, wie auf einem Klassenfoto zu sehen ist (vgl. Abb. 8), und verbrachte ihre vollständige Schulzeit hier. Die höchstwahrscheinlich zutreffende Erklärung für den merkwürdigen Sachverhalt, dass das Kind nicht bei seinen Eltern lebte, nimmt ihren Ausgang vom relativ frühen Tod des Vaters im Alter von fünfzig Jahren am 24. Juli 1932, elf Jahre nach der Eheschließung und zehn Jahre nach der Geburt der Tochter.

208 In Adressbüchern, die besonders von größeren Städten nur einen Teil der Einwohnerschaft erfassen, ist das Ehepaar Herz nicht zu finden; auch Anfragen bei Archiven blieben ergebnislos. Die nachfolgenden Angaben beruhen in erster Linie auf Müller: Pohlheim, S. 83. Eugen Herz' Adresse in Magdeburg seit 12. August 1919: Breiteweg 217; die gemeinsame Adresse in Leipzig: Gneisenaustraße 3; zu Berlin siehe unten.

209 Vgl. Monika Richarz: Einführung. In: Jüdisches Leben in Deutschland. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz. Bd. 3: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945. Stuttgart 1982, S. 13–73, hier S. 17.

210 Vgl. Geißler: Schulgeschichte, S. 217 bzw. Monika Richarz: Berufliche und soziale Struktur. In: Michael Mayer und Michael Brenner (Hrsg.): Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Hrsg. i. Auftr. d. Leo-Baeck-Instituts v. Michael A. Meyer unter Mitw. v. Michael Brenner. Bd. 3: Umstrittene Integration 1871–1918. München 2000, S. 39–68, hier S. 60. – Zum Titel Studienassessor vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Assessor#Geschichte>. Ein Gymnasiallehrer an einer jüdischen Privatschule wäre demnach wohl als Lehramtsassessor bezeichnet worden. – Die Schulen, an denen Eugen Herz lehrte, ließen sich nicht ermitteln.

211 Der hebräische Name Ruth war im frühen 20. Jahrhundert in der Gesamtbevölkerung recht beliebt, mit Höhepunkt im Jahr 1932; er verlor seine Popularität nicht zufällig mit Beginn der NS-Zeit. Pauline, aus dem Lateinischen abgeleitet, war eine Huldigung des Kindsvaters an seine Mutter Pauline Herz. Vgl. <http://www.geni.com/people> unter dem Stichwort „Eugene Isaac Herz“ (abgerufen am 1.5.2021).

Er starb in der Heil- und Pflegeanstalt Berlin-Buch, d. h. in einer psychiatrischen Einrichtung.²¹² Da die Patientenakten nicht erhalten sind, muss ungeklärt bleiben, welcher Art die Krankheit des Familienvaters war und wann sie sich manifestierte. Offenbar schon relativ früh, so dass es wohl nicht ratsam war, das Kind bei den Eltern zu lassen, sondern die oberhessische Provinz, das Haus der Großeltern als den sicheren Hafen im Sinne des Kindeswohls, vielleicht auch zur Entlastung der Eltern zu wählen – obwohl doch das Aufwachsen der Tochter im städtischen Umfeld ihre Bildungs- und damit Zukunftschancen erhöht hätte.²¹³

Der Aufbruch Lilly Weinbergs aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, aus Enge und Gleichförmigkeit eines überwiegend antisemitisch orientierten oberhessischen Bauerndorfs in Urbanität und Bildungsbürgertum erscheint durchaus verheißungsvoll. Welche Hoffnungen sie daran knüpfte und wie sie den jähen Wechsel erlebte, wissen wir nicht. Etwa zur gleichen Zeit wie sie kam ein junger Mann aus Fürth erstmals nach Leipzig, um dort die Messe, „das größte Verkaufsereignis in Europa“, zu besuchen. Seine Faszination bricht noch sehr unmittelbar aus seinem späteren Rückblick hervor:

„Was für eine fabelhafte Stadt Leipzig war! Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich auf den Bürgersteigen. Die riesigen Cafés waren überfüllt. Der Stimmenlärm ungeduldiger Kunden, die versuchten, die dröhnende Musikkapelle zu übertönen, zerriß uns fast das Trommelfell. [...] Alle Männer, gleichgültig, ob sie alt oder jung waren, schienen mir erfolgreich, wohlhabend, wichtig und zielbewusst. Und erst die Frauen! Ich war überwältigt und versteinert vor Staunen, immer hin- und hergerissen zwischen Bewunderung und Schreckensschauern. Jede schien mir ein Filmstar zu sein, eine großartige pelzbekleidete Diva. Make-up, Lippenstift und Frisur machten jede zu einer Sirene von unwiderstehlicher Schönheit. In ihren luxuriösen Sealmänteln und ihren hohen Stiefeln sah man sie überall auf den Straßen, in den Cafés, im historischen Auerbachschen Keller.“²¹⁴

212 Nach der am 26.7.1932 ausgestellten Todesmeldung von Eugen Herz (Landesarchiv Berlin, P Rep. 205 Nr. 145; Zustellung durch Marion Berg, Landesarchiv Berlin, vom 30.4.2021). Die Bucher Psychiatrie wurde Heil- und Pflegeanstalt genannt, im Unterschied zur Einrichtung für „Brustkranke“ (Tuberkulose-Patienten) in Buch, die als Heil- und Pflegestätte bezeichnet wurde.

213 Ruth hat später ihre Lebensgeschichte geglättet, indem sie ihre frühe Trennung von den Eltern und damit die Krankheit des Vaters – damals noch stärker tabuisiert als heute – nicht erwähnt, sondern es so dargestellt hat, als wäre sie nach dem Tod des Vaters zusammen mit ihrer Mutter zum Großvater gezogen: „My father died when I was ten years old and mother and I moved in with my grandfather“. (Zitat Ruths aus Walter W. Reed: *The Children of La Hille. Eluding Nazi Capture during World War II*. Syracuse, New York 2015, S. 27.) Reed, ursprünglich Werner Rindsberg, kam 1939 aus Mainstockheim mit einem Kindertransport nach Belgien und Südfrankreich und behielt als Schicksalsgefährte Kontakt mit Ruth Herz. Zusammen sind sie auf einem Foto von 1940 zu sehen. Vgl. Photograph Number 59831. <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1148654> (abgerufen am 1.2.2021).

214 Philip Seligsberger-White: *Memoirs of my youth in Fürth, Bavaria*. Ms. 1947. Auszug in: *Jüdisches Leben*. Bd. 3, S. 129–143, hier S. 140, 141 f.

Eine Steigerung dessen mit allen Ambivalenzen bot Berlin, eine in jenen Jahren international führende Metropole: Menschenmassen, Verkehr, Hektik, Technik, Lärm und Lichter, Unterhaltung und Zerstreung jedweder Art, Kunst und Kultur, Kommerz und Werbung, Luxus und Moden, aber auch, was Westjuden aus ständiger Furcht vor einer Befeuerung des Antisemitismus höchst unangenehm war, die augenfällige Präsenz von über 40.000 armen osteuropäisch-jüdischen Migranten, außerdem seit Beginn der Weltwirtschaftskrise im Jahr 1929 Massenarbeitslosigkeit, zunehmende Armut und politische Straßenkämpfe.²¹⁵

Die zeitgenössische Großstadtlyrik mit ihrem Fokus auf Berlin thematisierte sowohl das Angezogenensein wie Abgestoßensein von diesem pulsierenden Leben, auch die Isolation des Individuums in der Massengesellschaft. Vielleicht aber erlebte Lilly Herz nur wenig vom typisch großstädtischen Treiben. In Berlin befand sich ihre Wohnung in einem ruhigen Wohngebiet der Gründerzeit in Moabit,²¹⁶ wo sie wohl weitgehend in Anspruch genommen war von häuslichen Pflichten und der Fürsorge für ihren kranken Mann, wo sie um seinetwillen auf die Anwesenheit ihres Kindes verzichten musste und vermutlich auch auf Geselligkeiten und besondere Vergnügungen. Und so könnte es sein, dass der Aufbruch aus Holzheim sie nur in eine andere Art der Enge geführt hatte.

7.3. Der Ehemann – Endstation Berlin-Buch

Die psychiatrische Anstalt (im damaligen Sprachgebrauch meist: „das Irrenhaus“), in der Eugen Herz schließlich untergebracht war, befand sich in der Krankenhausstadt Berlin-Buch, dem damals größten Klinikkomplex Europas, notwendig geworden aufgrund des enormen Bevölkerungswachstums Berlins um mehr als das Viereinhalbfache in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Allein für die psychiatrische Abteilung wurden kurz nach 1900 auf rund 68 Hektar Grundfläche 45 Bauten errichtet.²¹⁷ Dabei bemühte sich der Architekt um eine ausgesprochen menschen-

215 Vgl. zur Hauptstadt auch den Großstadtroman von Alfred Döblin: Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf. Berlin 1929, erschienen also vor Beginn der Weltwirtschaftskrise.

216 Die Berliner Adresse geht hervor aus der oben erwähnten Todesmeldung von Eugen Herz. Es war die Tile-Wardenberg-Straße 6. In diesem Haus wohnten zu ihrer Zeit ein Theaterunternehmer, eine Witwe, ein Major, ein Ingenieur und – was auf jüdische Mitbewohner verweisen könnte – fünf Kaufmänner. Vgl. Berliner Adreßbuch. Ausg. 1932, Teil IV, S. 874. Eugen Herz (bei Ehepaaren wurde nur der Mann angegeben) ist in den Berliner Adressbüchern der frühen 1930er Jahre allerdings nicht verzeichnet.

217 Diesem Großprojekt war schon die Errichtung zweier Psychiatrien vorausgegangen. Zu Buch vgl. Horst-Peter Wolff u. Arno Kalinich: Zur Geschichte der Krankenhausstadt Berlin-Buch. 2. überarb. und erw. Aufl. Frankfurt a. M. 2006; eine aktuelle kurze Übersicht zur Bucher Psychiatrie unter <https://www.gedenkort-t4.eu/de/biografien/klinikum-berlin-buch> (abgerufen am 15.7.2021). – Jahre vor Eugen Herz' Aufenthalt in Buch hatte der Psychiater Alfred Döblin dort gearbeitet; in seinem oben erwähnten bekanntesten Roman „Berlin Alexanderplatz“ lässt er seinen Protagonisten in der „Irrenanstalt Buch, festes Haus“ (d. h. geschlossene Abteilung) eine schwere seelische Krise durchleben (vgl. ebd. 35. Aufl. München 1996, S. 377–403). Seine Beschreibung der Umgebung der Anstalt bezieht sich aller-

freundliche Gestaltung, wie sie die „Irrenärzte“ gefordert hatten, um die Gemüter der psychiatrischen Patienten („Geisteskranken“ oder „Irren“) nicht zusätzlich zu beschweren. Ein Zeitgenosse rühmte mit Recht „die Bilder von Heiterkeit und Behaglichkeit“, die sich dem Betrachter der symmetrisch gestalteten Anlage eröffnen: Gebäude mit roten Ziegelsteinfassaden und kontrastierenden weißen Elementen, dazu Rasenflächen, Buschwerk, Blumenbeete, Brunnen und Alleen.²¹⁸

An diesem besonderen Ort war Eugen Herz einer von rund 2.500 Patienten, so hoch war die Belegzahl allein in der Bucher Psychiatrie im Jahr 1932. Durch seinen Tod ein halbes Jahr vor der sogenannten Machtergreifung blieb ihm ein härteres Schicksal erspart. Denn seit 1933 hat man jüdisches und aus politischen Gründen missliebiges Personal entlassen und soweit möglich durch Parteigenossen ersetzt,²¹⁹ in jedem Fall zum Nachteil der Kranken, besonders der jüdischen.²²⁰ Den gravierendsten Einschnitt aber brachte das erste Kriegsjahr. Im Herbst 1939 begann die Aktion T4, benannt nach der Adresse jener Zentrale in der Berliner Tiergartenstraße 4, welche die „Ausmerzungen“ der Patienten von Heil- und Pflegeanstalten organisierte, was für über 300.000 psychisch Kranke und geistig Behinderte im Deutschen Reich bis zum Ende der NS-Zeit den Tod bedeuten sollte. Die Zahl der Opfer der Bucher Psychiatrie lag zwischen Kriegsbeginn und -ende bei über 2.900. Die ersten Opfer waren jüdische Patienten, die man – im Unterschied zu nichtjüdischen – unabhängig vom Grad ihrer Erkrankung und ihrer Arbeitsfähigkeit ermordete. Innerhalb weniger Monate im Frühjahr und Sommer 1940 wurden mindestens 480 Patienten direkt in eine Tötungsanstalt überführt und dort mit Kohlenmonoxid in einer Gaskammer ermordet.²²¹ Die übrigen verlegte man in andere Anstalten, wo sie auf verschiedene Weise zu Tode gebracht wurden, sei es durch überdosierte Medikamente oder Mangelernährung.²²² So konnte die Psychiatrie Berlin-Buch zum

dings auf die Zeit unmittelbar nach deren Eröffnung im Jahr 1907. – Hinweise zur Berliner Psychiatrie und Ärzteschaft von Prof. Dr. Heinz-Peter Schmiedebach, derzeit Stiftungsgastprofessor für Medical Humanities „GeDenkOrt.Charite – Wissenschaft in Verantwortung“, Berlin.

218 Ludwig Hoffmann's Wohlfahrtsbauten der Stadt Berlin, mit beschreibendem Text von Hermann Schmitz. Berlin 1917, S. 41; der Lageplan dazu S. 44. Die Anlage steht heute unter Denkmalschutz.

219 In Berlin herrschte die ungewöhnliche Situation, dass etwa ein Drittel der Ärzte Juden waren (bei einem Bevölkerungsanteil von fünf Prozent), was auf schwerlich schließbare Versorgungslücken verweist. Vgl. Heinz-Peter Schmiedebach: Jüdische Ärzte in Berlin. Wissenschaft und ärztliche Praxis zwischen Emanzipation und Antisemitismus. In: Berliner Ärzteblatt (Rotes Blatt). 116. Jg. (2002), S. 14–18 u. 69–72, hier S. 16.

220 Zur „Machtergreifung“ in einem Berliner Krankenhaus, von der „Ausschaltung“ jüdischer und anderer unerwünschter Ärzte bis zur Misshandlung von Patienten durch NS-Mediziner, siehe Christian Pross: Das Krankenhaus Moabit 1920 – 1933 – 1945. In: Ders. u. Rolf Winau (Hrsg.): nicht mißhandeln. Das Krankenhaus Moabit. Berlin 1984, S. 109–252.

221 Vgl. z. B. Gedenkstätte Opfer der Euthanasie-Morde. 1940 „Euthanasie“-Tötungsanstalt Brandenburg. <https://www.brandenburg-euthanasie-sbg.de/geschichte/1940-t4-mordstaette-brandenburg/> (abgerufen am 18.7.2021).

222 Eine Datenbank der Opfer Berlin-Buch unter <https://www.gedenkort-t4.eu/de/biografien/klinikum-berlin-buch> (abgerufen am 15.7.2021).

1. November 1940 aufgelöst werden, um die Gebäude einer aus nationalsozialistischer Sicht sinnvollerer Nutzung zuzuführen.

Gesetzt den Fall, Eugen Herz wäre genesen und hätte nach Hause zurückkehren und seinen Dienst wieder aufnehmen können, so hätte er sehr bald nach Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft beruflich vor großen Problemen gestanden. Eine Stelle im staatlichen Schuldienst hätte er verloren aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933. Dessen Paragraph 3 verlangte „arische“ Abstammung. Selbst ein Sonderstatus als Frontkämpfer hätte ihn nur vorläufig vor einer Entlassung bewahrt. Im Übrigen konnte man als Jude nur noch an jüdischen Schulen arbeiten. Doch deren Finanzierung wurde immer schwieriger, bis schließlich manche jüdische Lehrkraft unentgeltlich unterrichtete, was auf eine Verarmung hinauslief. Von der Berufsproblematik abgesehen, hätte nur die rechtzeitige Überwindung der zahlreichen Hürden, die einer Auswanderung im Wege standen, ein Überleben ermöglicht. Das gelang nur einem Teil der vielen in Moabit lebenden Jüdinnen und Juden. Über 1.900 wurden allein aus diesem Berliner Stadtteil deportiert. Insgesamt waren es über 50.000 Berliner NS-Opfer, die zwischen 1941 und 1945 in die Durchgangs-, Arbeits- und Vernichtungslager verschleppt wurden. Für einen Großteil, etwa 35.000, begann „die große Reise“ am Güterbahnhof Moabit.²²³

8. Die familiäre Situation in Holzheim vor Beginn der NS-Herrschaft

Im Frühjahr 1928, als Ruth Herz an ihrem sechsten Geburtstag eingeschult wurde,²²⁴ gab es in Holzheim noch sechs jüdische Familien sowie eine ledige Frau, die mit Schwester und Schwager zusammenlebte. Insgesamt waren es 19 Personen (zwei Generationen früher waren es noch 51 gewesen), aber jetzt kein einziges Kind mehr außer Ruth.²²⁵ Wenige Monate später, am 12. August, verstarb ihre Großmutter

223 Vgl. Sie waren Nachbarn. Jüdische Opfer der Nazis in Moabit. <https://www.siewarennachbarn.de/juedische-opfer>; Der Tagesspiegel (18.10.2020). Der Weg in den Tod begann in Moabit. <https://www.tagesspiegel.de/berlin/ein-audiowalk-erinnert-juden-deportationen-der-weg-in-den-tod-begann-in-moabit/26275140.html> (abgerufen am 20.7.2021). Eines dieser Opfer, die von Moabit aus in den Tod fuhren (im 27. Ostransport vom 29.1.1943), war Ludwig, genannt Ludi Lindheimer aus Holzheim. – Transporte fanden auch vom Bahnhof Grunewald und vom Anhalter Bahnhof aus statt. Vgl. Liste der Deportationszüge aus Berlin von 1941 bis 1945. <https://www.berlin.de/ba-charlottenburg-wilmersdorf/ueber-den-bezirk/geschichte/artikel.240430.php>; https://de.wikipedia.org/wiki/Bahnhof_Berlin-Grunewald#Deportationen (abgerufen am 10.9.2021). Generelle Übersichten zu den Deportationen: AJDC Berlin Kartei. Deportationen. https://eguide.arolsen-archives.org/archiv/anzeige/karte-der-ajdc-deportationskartei/?gclid=EAIaIQobChMIqPHW1MLX9AIVQfyCh0h8gbrEAAYASAAEgIRDvD_BwE; Thomas Freier: Statistik und Deportation der jüdischen Bevölkerung aus dem Deutschen Reich. <https://www.statistik-des-holocaust.de/>. – Zum Zitat vgl. Jorge Sempruns Verarbeitung seiner Deportation im Roman „Die große Reise“. Berlin 1994 (frz. EA 1963).

224 Ihr Geburtstag, der 18. April, fiel in diesem Jahr auf den Tag nach Ostermontag, den Schuljahresanfang.

225 Es gab vier Jugendliche, davon drei um 1910 Geborene, schon am Ende ihrer Teenagerzeit, und eine 1914 Geborene, demnach eine Schulabgängerin. Einer der Jugendlichen hielt sich

Katinka Weinberg im Alter von 59 Jahren, so dass das Mädchen zunächst allein mit dem Großvater lebte. Ihn unterstützte sehr wahrscheinlich eine Haushaltshilfe. Von Moses Weinbergs beruflichen Aktivitäten dieser Zeit ist nur bekannt, dass der inzwischen 66-Jährige seinen 35 Jahre zuvor angemeldeten kleinen Kolonial- und Manufakturwarenladen noch weiter betrieb (während andere in diesem Alter zumeist ihr/e Gewerbe niederlegten), wie dem „Adreßbuch Stadt und Kreis Gießen“ zu entnehmen ist.²²⁶ Damals versorgten vier weitere Händler die etwas weniger als 1.200 Personen umfassende Einwohnerschaft mit Kolonialwaren bzw. Lebensmitteln sowie mit Gemischt- und Manufakturwaren, darunter ein Jude, nämlich David Mayer/Meyer, mit seinem „Kolonial- und Gemischtwarengeschäft“ in der Liebfrauenstraße im Oberdorf.²²⁷

In der jüdischen Gemeinde Holzheim-Grüningen genoss Moses Weinberg offenbar Ansehen, denn spätestens um die Mitte der 1920er Jahre und noch 1930 war er deren erster Vorsitzender.²²⁸ Dieser Gemeinde hat er ein Buch in hebräischer Sprache gestiftet (mit einem entsprechenden Vermerk), das 1938 aus der verwüsteten Synagoge geborgen und auf Anweisung des damaligen Bürgermeisters im Gemeindearchiv aufbewahrt worden und noch heute erhalten ist.²²⁹ Mit den Seinen – zu dritt seit der sehr wahrscheinlich im Jahr 1932 erfolgten Rückkehr der verwitweten Tochter Lilly Herz nach Holzheim ins Elternhaus – soll er ein Leben unter Beachtung der religiösen Gebote gelebt haben.²³⁰ Traditionalistisches Judentum, in dem das Leben durch den jüdischen Kalender und die alten Sitten und Gebräuche bestimmt war, erhielt sich oft in wirtschaftlich relativ rückständigen Gebieten, unter anderem in Oberhessen, besonders in Dörfern und Kleinstädten. In größeren Städten hingegen hatte es schon in der Kaiserzeit viele sogenannte Drei-Tage-Juden gegeben, die nur an hohen jüdischen Feiertagen die Synagoge besuchten.²³¹

damals zu Ausbildungszwecken außerhalb Holzheims auf, als er in der zweiten Jahreshälfte 1928 zurückkehrte, war Katinka Weinberg gestorben, so dass es vorerst bei 19 jüdischen Holzheimern blieb.

226 Vgl. auch zum Folgenden Adreßbuch Stadt und Kreis Gießen 1929. Gießen 1929, Abschnitt VI, S. 75–78 zu Holzheim.

227 Weinbergs Kombination von Manufaktur- und Kolonialwaren wurde nur noch einmal angeboten, von Frieda Sander als christlicher Konkurrenz im Oberdorf. – Seinen Maschinenhandel scheint Weinberg aufgegeben zu haben; der nichtjüdische Elektromonteur Karl Faber handelte jetzt mit Maschinen und Fahrrädern.

228 Die Doppelgemeinde hatte immer einen ersten, zweiten und dritten Vorsteher, je zwei aus dem etwas größeren Holzheim und einen aus Grüningen; mit Moses Weinberg (als erstem Vorsitzenden) waren es Mayer Lindheimer, Holzheim, und Ferdinand Hess, Grüningen. Vgl. Holzheim. In: Jüdische Wohlfahrtspflege 1932/33. <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/gsrec/current/1/sn/jgv?q=holzheim> (abgerufen am 10.7.2021).

229 Die deutsche bibliographische Angabe lautet: S. Baer: Buch Esther mit Thora. Lesebuch. Rödelheim 1900. Abbildung der Titelseite bei Müller: Pohlheim, S. 110 oben.

230 Vgl. <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1148529> (abgerufen am 1.2.2021).

231 Diese Aussagen beziehen sich zwar auf die Kaiserzeit, aber Moses Weinberg war ein Kind dieser Epoche. Vgl. Steven L. Lowenstein: Das religiöse Leben. In: Ders. u. a.: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Bd. 3: Umstrittene Integration 1871–1918, S. 101–122, hier S. 103–106.



Abb. 8: Klassenfoto erstes Schuljahr 1928 mit Ruth Herz in der unteren Reihe rechts außen, daneben Lehrer Wilhelm Gandenberger. (Aus dem Nachlass ihres Klassenkameraden Erich Sander)



Abb. 9: Ruth Herz (mit Kurzhaarfrisur, vorn in der Mitte) mit Holzheimer Freundinnen aus christlichen Familien vor Beginn der NS-Herrschaft. (United States Holocaust Memorial Museum, Washington. Provenienz: Ruth Herz Goldschmidt)

Ruth, von der aus der Zeit vor 1933 drei Fotografien vorliegen, macht auf ihnen trotz jahrelanger weitgehender Abwesenheit beider Elternteile durchweg einen ausgesprochen positiven Eindruck, wach, lebendig und vergnügt: im ersten Schuljahr auf dem Klassenfoto von 1928, um 1930 mit dem Fahrrad im Dorf unterwegs²³² und vor Beginn der NS-Zeit im Mittelpunkt einer Schar von neun Freundinnen, allesamt aus christlichen Familien. Von Anfang an fiel sie als urban geprägt auf – ihre Eltern waren ja Großstadtbewohner – mit ihrem modischen Bubikopf zwischen den Flechten tragenden Holzheimerinnen, was sie aber keineswegs zur Außenseiterin machte.

9. Die Jahre 1933 bis 1938

9.1. Moses Weinbergs sozialer Abstieg und Isolation

Nach der sogenannten Machtergreifung am 30. Januar 1933 wurden schon bald die Grundrechte eingeschränkt und die Möglichkeit zur Verfolgung und „Ausschaltung“ aller Gegner im Inneren geschaffen (durch die Reichstagsbrandverordnung vom 28. Februar 1933²³³), außerdem die Möglichkeit zur Ausschaltung des Reichstags und damit zur Aushebelung der demokratischen Verfassung eröffnet (durch das Ermächtigungsgesetz vom 23. März 1933²³⁴). Als reichsweite staatlich verordnete Aktion folgte kurz darauf, am 1. April 1933, der Boykott jüdischer Geschäfte, ein erster Schritt auf dem Weg der „Entjudung der deutschen Wirtschaft“, der die Schutzlosigkeit der jüdischen Minderheit offenbarte. Von diesem bis in die kleinsten Dörfer getragenen Boykott war auch Moses Weinberg betroffen. Vor seinem Laden im Unterdorf und dem des David Mayer im Oberdorf sollen, wie immer betont wurde, „auswärtige“ SA-Leute Kunden am Betreten der Geschäfte gehindert haben.²³⁵ Näheres zum Boykott ist weder aus Holzheim noch einem der umliegenden Dörfer überliefert. Allerdings gibt es eine Zeitzeugenaussage zur öffentlichen Schikane von fünf Juden (und drei Nichtjuden) in Holzheim an zwei Tagen im September 1933, perfiderweise an einem Vorabend des Sabbats und am Sabbat selbst, am ersten Tag groß inszeniert mit einer Überwachung durch einen Trupp von ca. 40 SA-Männern, angeführt vom Tierarzt Dr. Erb aus Lich und begleitet von einer großen Menge schaulustiger Dorfbewohner. Außerdem wurde der genannte Ladeninhaber David

232 Vgl. Photograph Number 59816. <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1148529> (abgerufen am 1.2.2021).

233 Die offizielle und typisch nationalsozialistische euphemistische Bezeichnung war: Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat.

234 Offiziell: Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Staat.

235 Vgl. Jung: Holzheimer Juden, S. 46. – Die paramilitärische Kampfgruppe SA (Sturmabteilung) hatte in Holzheim 1933 zahlreiche Mitglieder, wie auf einem Foto ihres Einzugs in die Kirche am Erntedankfest zu sehen ist. (Vgl. Pohlheim-Holzheim, S. 34 oben.) Sie agierten am Tag des Boykotts, wenn nicht in Holzheim, dann sicher anderswo im Umkreis. An vielen Orten unterstützten Männer vom Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, die SA beim Boykott; eine Holzheimer Ortsgruppe hatte auch der zur Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) gehörende Stahlhelm. Vgl. das undatierte Foto eines Aufmarsches der Holzheimer Ortsgruppe in Gießen, ebd., S. 35 unten.

Mayer noch im selben Jahr in Grüningen von SA-Leuten schwer misshandelt.²³⁶ Das waren im Gegensatz zum 1. April sozusagen wilde Aktionen, sogenannter Radau-antisemitismus, von Männern aus den unteren Parteirängen, die öfter weitergingen, als es der Parteiführung lieb war.²³⁷ Diese Vorfälle, die Moses Weinberg nicht direkt betrafen, sind jedoch geeignet, die gleich zu Beginn der NS-Zeit auch in Holzheim herrschende Bosheit, Roheit und Gewalt, offensichtlich nicht anstößig für die Schau-lustigen, zu verdeutlichen.

Es gab in Deutschland zwar keinen gleichermaßen einheitlich organisierten Boykott mehr, aber im Alltag doch ständige Beobachtung, Bedrohung und Verächtlichmachung, auch der „arischen“ Kunden, angestachelt durch Propaganda und Medien. Deshalb ging der Absatz der von Juden geführten Geschäfte dergestalt zurück, dass sich in Deutschland bereits Mitte des Jahres 1935 ein Viertel der jüdischen Deutschen zur Geschäftsaufgabe gezwungen sah. Im Einzelhandel sah es noch ungünstiger aus, vor allem auf dem Land.²³⁸ Auch Moses Weinberg blieb schon im Mai 1935 nichts anderes übrig, als dem Amtsgericht Butzbach Folgendes mitzuteilen: „Das von mir betriebene Geschäft hat sich in den letzten Jahren sehr erheblich verkleinert. Ein kaufmännisch eingerichteter Geschäftsbetrieb liegt nicht mehr vor, und geht über den Umfang eines kleinen Betriebes nicht hinaus.“²³⁹ Deshalb beantragte er eine Löschung seiner Firma (im Gesamtwert von 2.000 RM) im Handelsregister. Dem wurde nicht ohne Weiteres stattgegeben, sondern es wurden – mit seiner Zustimmung – Erkundigungen beim Finanzamt Gießen eingezogen, außerdem bei der Bürgermeisterei in Holzheim. Letztere bestätigte, dass nur noch wenig bei Weinberg gekauft werde und er in der Hauptsache von der Elternrente lebe, die er erhalte, weil sein Sohn in Kriegsgefangenschaft verstorben sei.²⁴⁰ Das Finanzamt bezifferte

236 Zu beidem vgl. Müller: Pohlheim, S. 105. – Die öffentliche Erniedrigung durch Straßenreinigung war eine typische NS-Schikane. Ein einschlägiges Foto aus Rheinhessen hatte man sogar als Postkarte gedruckt, siehe Dieter Hoffmann: „... wir sind doch Deutsche“. Zu Geschichte und Schicksal der Landjuden in Rheinhessen. Alzey 1992, S. 186 f.

237 Eine ganze Reihe von Regularien verbot Nichtautorisierten dezidiert eigenmächtige antisemitische Handlungen, u. a. vom 26.12.1934 (vgl. Walk: Sonderrecht, S. 101). – Zu Pogromstimmungen und wilden Aktionen einerseits und einer gewissen Vorsicht der NS-Regierung andererseits vgl. Michael Brodhacker: Menschen zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Der Alltag jüdischer Mitmenschen in Rheinhessen, Mainz und Worms während des „Dritten Reiches“. Mainz 1999, S. 125–129.

238 Vgl. Avraham Barkai: Etappen der Ausgrenzung und Verfolgung bis 1939. In: Ders. u. Paul Mendes Flohr: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Bd. IV: Aufbruch und Zerstörung, 1918–1945. München 2000, S. 193–224, hier S. 201.

239 Zu diesem Schreiben vom 22.5.1935 siehe Register-Akten des Großherzoglichen Amtsgerichts Butzbach betr. die Firma Moses Weinberg von Holzheim, in: HStAD, Best. G 28 Butzbach Nr. R 233.

240 Vgl. Schreiben vom 5.7.1935, ebd. – Nach dem Reichsversorgungsgesetz von 1920 erhielten bei „Fehlen direkter Familienangehöriger [...] die Eltern des Gefallenen ein Elterngeld in Höhe von 30 % der Rente“. (Herbert Obinger, Lukas Grawe u. Nikolas Dörr: Veteranen- und Kriegspferversorgung und Sozialstaatsentwicklung in Australien, Deutschland, Österreich und den USA. In: Politische Vierteljahresschrift 61 (2020), S. 473–501, hier S. 483.) Die genannten 30 % beziehen sich anscheinend auf jene Rente, die einem Kriegsversehrten

seine Umsätze der vergangenen vier Jahre. Danach hatte Moses Weinbergs Jahresumsatz 1931 bei 1.966 RM gelegen, 1934 nur noch bei 1.133 RM,²⁴¹ betrug also schon im Jahr nach der sogenannten Machtergreifung weniger als 58 Prozent des Wertes von 1931, wobei dieser angesichts der Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise gewiss schon geringer war als in der Zeit vor 1929. Schließlich wurde Weinbergs Antrag stattgegeben, und am 5. August 1935 erschien in der Zentralhandelsregisterbeilage zum Deutschen Reichsanzeiger und Preußischen Staatsanzeiger Nr. 180 die „Bekanntmachung. [30005] In unser Handelsregister wurde am 26. Juli 1935 das Erlöschen der Firma Moses Weinberg eingetragen. Amtsgericht Butzbach.“²⁴²

Das war genau einen Monat, bevor der Gemeinderat in Holzheim gleich vier Beschlüsse mit weiteren Nachteilen für jüdische Händler fasste. „Alle Geschäfte sind von der Lieferung für die Gemeinde ausgeschlossen, deren Inhaber nicht Mitglied der N.S.V. sind.“²⁴³ So wurde Druck auf nichtjüdische Dorfbewohner ausgeübt, Parteigliederungen beizutreten; zugleich blieben Juden von Gemeindeaufträgen ausgeschlossen. Weiter hieß es: „Lieferungen und Arbeiten für die Gemeinde werden nur an solche Volksgenossen vergeben, die selber und ihre Familienangehörigen keinerlei Geschäfte mit Juden tätigen.“²⁴⁴ Damit nötigte man Nichtjuden offen zum Dauerboykott jüdischer Händler. Zwei weitere Beschlüsse dieses Tages waren speziell gegen jüdische Viehhändler und ihre Kunden gerichtet. Strebte der Gemeinderat mit diesen Beschlüssen die Auflösung der noch bestehenden Verbindungen zwischen Juden und Nichtjuden bzw. die Abspaltung der Minderheit an, so trieb er die jüdischen Holzheimer noch stärker in die Isolation, indem er ihre Kontakte untereinander massiv einschränkte: „Das Herumstehen und Ansammeln von nichtarischen Personen auf den Ortsstraßen wird untersagt.“²⁴⁵ Vor diesem Hintergrund zeugt die Aussage des Holzheimer Nachkriegsbürgermeisters aus dem Jahr 1946 von einem

zugestanden hätte und die sich nach seinem Einkommen im Zivilberuf, seinem Familienstand und Wohnort bemaß. (Vgl. ebd.) Das war bei einem sehr jungen Soldaten wie Albert Weinberg wohl ein geringer Betrag. – Im Übrigen trug auch Tochter Lilly mit ihrer Witwenrente zum Unterhalt des kleinen Haushalts bei. (Vgl. Müller: Pohlheim, S. 83.)

241 Vgl. Schreiben vom 26.6.1935, ebd. – Das deutsche Durchschnittseinkommen (bei Weinberg handelte es sich demgegenüber um Umsätze) soll 1929, d. h. im Wesentlichen vor der Weltwirtschaftskrise, bei 2.100 RM gelegen haben und danach auf 1.580 abgesunken sein. Vgl. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1100231/umfrage/durchschnittseinkommen-in-der-weimarer-republik/> (abgerufen am 28.10.2021).

242 Ebd.

243 Gemeinderatssitzung vom 27.8.1935. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim. XV,2b,6,14. – Die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) war eine Organisation der Wohlfahrtspflege, die ältere Verbände wie Deutsches Rotes Kreuz, Diakonie und Caritas zurückdrängte; die Arbeiterwohlfahrt wurde von den Nationalsozialisten aufgelöst. Die NSV war es, die nach der Deportation der Juden deren wenigen unbeschädigten Hausrat im Dorf versteigerte. Dieser war zuvor angeblich „käuflich erworben von der NSV“. Ebd., XIII,1,1,9.

244 Ebd.

245 Gemeinderatsprotokoll vom 27.8.1935, ebd. Auch die Beschlüsse der Gemeinderäte in Rheinhessen wiesen in dieser Zeit verschärften Antisemitismus auf. Vgl. Hoffmann: Landjuden, z. B. S. 209 f.

erstaunlichen Mangel an Bedachtsamkeit: „Von Seiten der Ortseinwohner hatten die Juden keine Schikanen auszustehen“.²⁴⁶

Nicht nur aufgrund staatlicher Maßnahmen, sondern ebenso aufgrund des von Entscheidungsträgern und Aktivisten vor Ort Praktizierten geriet Moses Weinberg zunehmend in die Armutsfalle. Seinen kleinen Laden führte er nach Aufgabe des Firmenstatus noch weiter, aber mehr schlecht als recht. Laut einer Information vom Jahresbeginn 1938 soll er hausierend tätig gewesen, was er vorher nie getan hatte, aber auch nie zuvor hatte er sich in einer vergleichbaren Notlage befunden. Doch vermutlich ist hausieren ein irreführender Begriff, denn Enkelin Ruth berichtete später, dass ihr Großvater (offenbar bestellte) Ware in die Häuser geliefert habe, was die Kundinnen schließlich nicht mehr gewollt hätten, wohl aber mit einer Zustellung durch die Enkeltochter zufrieden gewesen seien. Hintergrund dessen waren die Nürnberger Gesetze vom 15. September 1935 mit dem neuen Delikt der „Rassenschande“, die leicht ruchbar wurde, wenn ein Jude und eine sogenannte Deutschblütige, zumal unter Ausschluss der Öffentlichkeit, zusammentrafen. Dieses Gesetz war auch der Grund, wieso Weinberg das christliche Dienstmädchen entlassen musste, denn eine „arische“ Frau unter 45 Jahren, also im mutmaßlich gebärfähigen Alter, durfte nicht mehr in einem jüdischen Haushalt beschäftigt sein.²⁴⁷

Moses Weinberg war nicht nur beruflich ruiniert, sondern auch sozial isoliert, weil mit den geschäftlichen Kontakten auch die nachbarschaftlichen zurückgingen. Sie waren schon seit dem Verbot jeglichen Verkehrs mit Juden für NSDAP-Mitglieder vom 16. August 1934 ein Tabu,²⁴⁸ ganz besonders für Funktionsträger, wenn man nicht denunziert werden wollte. Das widerfuhr dem Holzheimer Blockwart Schneider, einem Zimmermann. Der Ortsgruppenleiter der NSDAP-Ortsgruppe Gambach forderte im August 1937 unter dem Betreff „Judenfrage“ den Parteigenossen und Leiter des Luftschutzbundes Gandenberger in Holzheim auf zu prüfen, ob Schneider „in besonders freundschaftlichem und geschäftlichem Verkehr mit dem Juden M Weinberg“ stehe, und gegebenenfalls eine Maßnahme im Sinne einer Entlassung des Blockwartes zu ergreifen.²⁴⁹ Nach über fünf Monaten ohne irgendeine Rückmeldung erging im Januar 1938 eine Mahnung an Gandenberger, innerhalb von acht Tagen Bericht zu erstatten.²⁵⁰ Dieser ließ über die gesetzte Frist hinaus ein paar weitere Tage verstreichen und teilte dann mit, dass für Personalfragen allein die Ortsgruppe Gießen zuständig sei, wohin er den Fall weitergeleitet und angenommen habe, dass man sich in Gießen mit Gambach in Verbindung setze. Weiter berichtete er, dass Schneider nach eigener Aussage keinen Kontakt mit Weinberg habe, nur seine Frau, die dem (angeblich) Hausierenden gelegentlich Kleinigkeiten abkaufe.

246 Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIII,1,1,6. Diese Aussage bezieht sich zwar zuvörderst auf die Deportationen, hätte aber angesichts einer mindestens neunjährigen Vorgeschichte des lokalen Antisemitismus so nie geäußert werden dürfen.

247 Vgl. Biography of Ruth Herz Goldschmidt, S. 1. United States Holocaust Memorial Museum (USHMM). 1995.A.541 Goldschmidt Ruth.

248 Vgl. Erlaß des Stellvertreters des Führers bei Walk: Sonderrecht, S. 89.

249 Schreiben vom 11.8.1937, Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIII, I, 10.

250 Schreiben vom 20.1.1938, ebd.

Daraufhin sei Schneider verwarnt worden, woran sich dieser als „alter Kämpfer“²⁵¹ mit „streng nationalsozialistisch“ eingestellten Kindern zukünftig halten werde. Im Übrigen findet sich der bemerkenswerte Satz, dass man Schneider nicht ersetzen könne, auch wenn er die für seine Aufgabe vorgeschriebene Altersgrenze schon überschritten habe, „aus Mangel an geeigneten Personen im Block“.²⁵²

Der Parteigenosse Gandenberger wird uns im Zusammenhang mit Ruth Herz wieder begegnen, denn er war ihr Lehrer. Eine schillernde Figur. Allein aufgrund seiner Parteimitgliedschaft oder Leitung des Holzheimer Luftschutzbundes lässt sich kein Urteil über seine politische Loyalität gegenüber dem NS-Staat fällen. Dass er monatelang nichts nach Gambach meldete, auch auf die Mahnung verzögert reagierte, den Fall möglicherweise gar nicht nach Gießen weitergeleitet hatte, dass er behauptete, der Blockwart sei nicht ersetzbar – das könnten Zeichen einer gewissen Obstruktion gegenüber den (anderen) NS-Funktionären sein. Zugleich bewirkte er mit seinem Vorgehen eine Deeskalation in diesem Fall, der gleichwohl auf all jene, die davon erfuhrten, wahrscheinlich eine disziplinierende Wirkung hatte, zum Nachteil Moses Weinbergs. Aber dieser konnte seinen äußerst bescheidenen Handelsgeschäften – 1938 kauften nur noch die wenigen anderen jüdischen Holzheimer bei ihm ein²⁵³ (Anfang des Jahres waren es elf, seit dem Frühjahr neun) – ohnehin nur noch wenige Monate nachgehen, bis er sie aufgrund neuer antijüdischer Maßnahmen im Gefolge der Novemberpogrome ganz aufgeben musste.

9.2. Ruth Herz – beschädigte Schulzeit und Ausbildung

Ruth Herz war in der NS-Zeit die einzige und letzte jüdische Schülerin in Holzheim. Aus dem Jahr 1920 ist in Holzheim erstmals ein Klassenfoto erhalten, auf dem sich vier jüdische Kinder, drei Jungen und ein Mädchen, identifizieren ließen.²⁵⁴ Doch schon in den Anfängen des Großherzogtums Hessen im frühen 19. Jahrhundert hatte Schulpflicht für alle Kinder, unabhängig von Konfession oder Religion, bestanden, und zwar vom sechsten bis zum 14. Lebensjahr. In Städten richteten jüdische Gemeinden eigene Schulen ein, für die dieselben Regelungen wie die für die christlichen galten.²⁵⁵ Wie viele der kleinen jüdischen Landgemeinden eine eigene Schule hatten bzw. einen Lehrer, der sämtliche jüdischen Kinder in einem ein-klassigen Unterricht beschulte, ist ungewiss.²⁵⁶ Vielleicht wurden die Holzheimer

251 Männer, die schon vor 1933 Mitglieder der SA oder SS oder der NSDAP mit einer unter 300.000 liegenden Mitgliedsnummer waren.

252 Schreiben vom 1.2.1938, ebd.

253 Vgl. Biography, S. 1. USHMM.

254 Vgl. Pohlheim-Holzheim, S. 82 oben.

255 Zum rechtlichen Rahmen vgl. Gesetz-Sammlung für das Grossherzogtum Hessen 1819 bis 1905 enthaltend sämtliche hessische Gesetze und Verordnungen in der zeitlichen Reihenfolge und dem geltenden Wortlaut. Hrsg. v. Reh. Heyer u. Gros. 1. Bd. 1819–1874. Mainz 1904 u. Folgebände.

256 Während für die NS-Zeit viele Informationen über die Beschulung jüdischer Kinder vorliegen, gibt es fürs 19. Jahrhundert nichts Nennenswertes. In einem lokalgeschichtlichen Beitrag zum Schulwesen in Holzheim werden jüdische Schüler mit keinem Wort erwähnt (vgl.

jüdischen Kinder im 19. Jahrhundert schon – wie die in Watzenborn-Steinberg – in der christlichen Volksschule unterrichtet und erhielten lediglich separaten Religionsunterricht durch einen jüdischen Religionslehrer.²⁵⁷ 1904 trug die Regierung dafür Sorge, dass dieser „seminaristisch“ gebildet war. Wie auch andernorts in Oberhessen sollte ein solcher Wanderlehrer mit Sitz in Wieseck sieben jüdische Gemeinden, darunter Holzheim, versorgen.²⁵⁸

Zu Ruths Zeit war die Holzheimer Schule „dreiklassig“, d. h. die acht Jahrgangsstufen wurden in drei „Klassen“ zusammengefasst, die in jeweils einem Raum gemeinsam Unterricht erhielten. Deshalb hatte man zusätzlich zur alten Schule aus dem Jahr 1840 mit ihren zwei Klassenräumen (und der Lehrerwohnung im Obergeschoss) 1907 eine neue gebaut für die sogenannte Oberstufe. Ruth besuchte zunächst die alte Schule in der Hauptstraße, direkt gegenüber dem Haus ihres Großvaters, abgebildet auf der Postkarte von 1910 (vgl. Abb. 1). Hatte sich Ruth Herz zunächst offensichtlich wohl gefühlt in der Schule und mit ihren Klassenkameradinnen, so muss sich die Situation nach der Einsetzung Hitlers als Reichskanzler binnen kürzester Zeit drastisch geändert haben.²⁵⁹ Ihre sichtlich zum Negativen veränderte Gemütslage ist auf einem vor der neuen Schule in der Beune aufgenommenen Klassenfoto von 1935²⁶⁰ nicht zu übersehen. Sie berichtete später, dass sie von ihren nationalsozialistisch organisierten Mitschülern ständig attackiert worden und sehr einsam gewesen sei. Nur der Beistand eines Lehrers habe ihr ermöglicht, ihre Schulausbildung abzuschließen. Um sie vor den anderen zu schützen, habe er ihr erlaubt, 15 Minuten nach Unterrichtsbeginn zur Schule zu kommen und 15 Minuten vor Schulschluss zu gehen, womit er seine eigene Stellung gefährdet habe.²⁶¹ Dieser Lehrer kann nur der 1938 als Parteigenosse bezeichnete Wilhelm Theodor Ganden-

Karl Heinrich Jung u. Waldemar Kütner: Das Schulwesen in Holzheim. In: Heimatbuch Holzheim, S. 194–216). – In Netra, Hessen-Kassel, ca. 20 km südlich von Eschwege, mit etwa doppelt so vielen jüdischen Einwohnern wie Holzheim, wurden acht jeweils aus einem einzigen Schüler bestehende Klassen in einem Raum von einem Lehrer unterrichtet. (Vgl. Erich Schwerdtfeger (Hrsg.): Jüdisches Leben in einem hessischen Dorf. Aus den Lebenserinnerungen Ludwig Rothschilds (1916–1992). Norderstedt 2006, S. 23 f.) Von Sterbfritz, Main-Kinzig-Kreis, mit 1.000 Einwohnern hieß es 1901, dass die erledigte Elementarlehrer- und Vorsängerstelle wieder besetzt werden solle. In: Der Israelit vom 14.8.1901, vgl. http://alemannia-judaica.de/sterbfritz_synagoge.htm (abgerufen am 6.9.2021).

257 Für 1840 ist belegt, dass dort die jüdische Gemeinde keinen eigenen Lehrer hatte, die Schulpflichtigen besuchten die allgemeine Dorfschule. Nach Müller: Pohlheim, S. 149.

258 Zur Finanzierung dieses Lehrers wollte die hessische Regierung zunächst nur einen kleinen Zuschuss leisten und erst dann, wenn der Versuch erfolgreich wäre, eine Festanstellung erwägen. Vgl. Der Israelit vom 18.4.1904 unter <https://www.haas-ahnen.de/Erinnerung/synagoge.htm#Berichte%20aus%20der%20Geschichte%20der%20j%20C3%BCdischen%20Gemeinde0> (aufgerufen am 6.9.2021).

259 Schon mittels einer Verordnung vom 25.4.1933 wurde der Anteil jüdischer Schüler an „deutschen“ Schulen auf 1,5 % limitiert, was für Holzheim natürlich irrelevant war. Vgl. Walk: Sonderrecht, S. 18.

260 Vgl. Pohlheim-Holzheim, S. 87, unten.

261 Vgl. Biography, S. 1. USHMM.

berger gewesen sein, denn er war durchweg der Lehrer ihrer Schulklasse.²⁶² Er übernahm diese als 30-Jähriger, als er auf mindestens acht Jahre Unterrichtserfahrung zurückblicken konnte. Auf den Klassenfotos macht er nicht den harten und unnahbaren Eindruck wie andere Holzheimer Lehrer seiner Zeit oder vor ihm. Seine Haltung Ruth Herz gegenüber war sehr viel humaner, als man es von einem überzeugten Nationalsozialisten erwarten konnte.²⁶³

Ruths bittere Erfahrungen in der Schule mussten fast alle jüdischen Schülerinnen und Schüler an allgemeinen Schulen in der NS-Zeit machen, mit Lehrkräften, vor allem aber mit Mitschülern, denn gerade die Jugend ließ sich leicht manipulieren und fanatisieren.²⁶⁴ Und wie Avraham Barkai betont, war die jüdische Jugend in den Dorfschulen am stärksten von Verfolgung betroffen.²⁶⁵ Aber auch der zwei Jahre älteren Brunhilde Seewald aus Gambach ging es in der Oberrealschule in Butzbach nicht besser. Schon im Jahr nach der sogenannten Machtergreifung hat sie die antisemitischen Belästigungen ihrer Mitschüler nicht mehr ertragen, deshalb die Schule verlassen und mangels Alternative eine Schneiderlehre begonnen.²⁶⁶

Zum Schutz vor Diskriminierung und zur Ermöglichung eines unbeschwerteren Lernens unter ihresgleichen wurden für jüdische Schulpflichtige städtische jüdische Schulen gegründet oder bestehende erweitert. Das war ganz im Sinne der Nationalsozialisten, die auf eine Separierung jüdischer Schülerinnen und Schüler von sogenannten arischen abzielten. In Bad Nauheim hat man 1937 – d. h. erst im Jahr

262 Der als unehelicher Sohn einer Putzmacherin in Pfungstadt Geborene (1898–1955) wurde von einem Streichholzfabrikanten und seiner Frau adoptiert, wodurch er den Familiennamen Gandenberger erhielt. Die Informationen über ihn basieren auf den Recherchen Sabine Gabriels M. A., Stadtarchiv Pfungstadt, mitgeteilt am 30.6.2021.

263 Seit wann er NSDAP-Mitglied war, ließ sich nicht klären. Im Mai 1933 gehörte etwa ein Viertel der Lehrer aller Schularten der Partei an (nach Geißler: Schulgeschichte, S. 549). Falls sich Gandenberger durch das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7.4.1933 und die damit in Gang gesetzte Welle von Entlassungen, Versetzungen und Rückstufungen zum Parteieintritt veranlasst sah, musste der noch vor dem 19.4.1933 erfolgt sein, denn ab diesem Tag gab es aufgrund der massenhaften Anträge auf Mitgliedschaft eine Aufnahmesperre bis zum 20.4.1937. In einer nach dem Krieg erstellten undatierten Liste Holzheimer NSDAP-Mitglieder ist Gandenberger nicht erfasst. Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIX,5,1,25.

264 Angriffe in der Schule oder auf dem Schulweg finden sich in unzähligen autobiographischen Aufzeichnungen, hier nur drei Beispiele: Gerhard L. Durlacher: Untergehen. Eine Kindheit im Dritten Reich. Aus dem Niederländ. Übers. v. Maria Csollány. Hamburg 1993, Kap. Schulzeit, S. 57–66; Marta Appel, geb. Insel: Memoirs. Ms. undatiert. Auszug in: Jüdisches Leben. Bd. 3, S. 231–242, hier S. 233 f.; Friedrich Weil: Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933. Ms. undatiert. Auszug ebd., S. 269–280, hier S. 273 f.

265 Vgl. Avraham Barkai: Jüdisches Leben unter Verfolgung. In: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Bd. 4: Aufbruch und Zerstörung 1918–1945. Von Avraham Barkai, Paul Mendes-Flohr u. Steven M. Lowenstein. München 2000, S. 225–248, hier S. 240. – Neben den Erfahrungen mit Mitschülern verblassten fast die demütigenden nationalsozialistischen Unterrichtsinhalte, namentlich die Rassenkunde.

266 Vgl. Kilian: Gambach, S. 53. Immerhin gab es hier noch jüdische Gleichaltrige im Ort. – Eine weiterführende Schule hat keiner der jüdischen Holzheimer Schüler je besucht.

nach Ruths Schulabgang – die vormalige Israelitische Kinderheilstalt in eine Jüdische Bezirksschule mit Internat umgewandelt. Ein Foto aus dem Jahr 1938 zeigt etwa 130 Personen, außer Schülerinnen und Schülern auch Lehrkräfte und Betreuungspersonal.²⁶⁷ Insgesamt aber waren es 150 Schüler aus mehr als 80 Orten, die dort einen neuen und sicheren Lernort fanden.²⁶⁸ Dorthin konnten auch drei Jungen aus Gambach wechseln, und zwar als tägliche Pendler, weil sie das Glück hatten, in einem Wohnort mit Bahnstation zu leben.²⁶⁹ Ein solcher Schulbesuch war natürlich ein Kostenfaktor, zumal in einer Zeit fortschreitender Verarmung. Teurer wurde es noch, wenn der Schüler oder die Schülerin im Internat oder in einer Privatunterkunft bei einer städtischen jüdischen Familie gegen Zahlung von Kost und Logis untergebracht war oder in einem der vielen Schüler-Wohnheime in Frankfurt, das als Stadt mit dem größten jüdischen Bevölkerungsanteil in Deutschland auch zum zentralen Ort für jüdische Schulbildung in Hessen wurde. So wie manch anderer Schüler aus dem ländlichen Raum, dessen Eltern es organisatorisch und finanziell ermöglichen konnten, wechselte einer der Gambacher Jungen, der die Bad Nauheimer Jüdische Bezirksschule bis zu ihrer Schließung im Jahr 1939 besuchte, anschließend nach Frankfurt ins Sichel-Flörsheim-Stift, ein jüdisches Internat.²⁷⁰ Besonders hervorzuheben ist aber das seit 1804 bestehende Philantropin der Frankfurter israelitischen Gemeinde als eine große staatlich anerkannte Schule mit einem breiten Angebot von der Vorschule bis zum Abitur für bis zu 1.000 Schülerinnen und Schüler. Zudem entwickelte sich Frankfurt zum beruflichen Ausbildungszentrum für jüdische Jugendliche. So wirkten diese und andere Vorteile der Mainmetropole, in der die große und zunächst noch wirtschaftlich potente jüdische Gemeinde unter anderem die Jüdische Wohlfahrtspflege unterhielt, als Pull-Faktoren. Der Push-Faktor, die seit 1933 in verschiedenerelei Hinsicht prekäre Situation der Landjuden, verschärfte sich nochmals mit den Nürnberger Gesetzen im Jahr 1935. Den starken Zuzug wollte der Gauleiter schon 1935 unterbinden, was mit den geltenden gesetzlichen Bestimmungen jedoch nicht vereinbar war. Zwischen 1933 und Anfang der 1940er Jahre kamen insgesamt über 10.000 Jüdinnen und Juden nach Frankfurt.²⁷¹

Merkwürdigerweise wandte sich Ruth Herz nach dem Ende ihrer Schulzeit nicht dem rund 60 Kilometer von Holzheim entfernten Frankfurt zu, wohin es viele andere junge (und erwachsene) jüdische Menschen auch aus Oberhessen zog. Vielmehr ging sie am 3. Mai 1938, zwei Jahre nach Abschluss der Volksschule und zwei Wochen

267 Vgl. Hanno Müller u. Lothar Terzner: Juden und jüdische Kurgäste in Bad Nauheim und Steinfurth. Lich 2020, S. 350 oben; eine Ansicht des Gebäudes ebd., S. 49 oben.

268 Vgl. Monica Kingreen: Zuflucht in Frankfurt. Zuzug hessischer Landjuden und städtische antijüdische Politik. In: Dies. (Hrsg.): „Nach der Kristallnacht“. Jüdisches Leben und antijüdische Politik in Frankfurt am Main 1938–1945. Frankfurt a. M. u. New York 1999, S. 119–155, hier S. 125.

269 Vgl. Kilian: Gambach, S. 33, 49 und 56.

270 Vgl. Kilian: Gambach, S. 49.

271 Vgl. Kingreen, ebd., S. 128 u. 130. – Dagegen wanderten vor allem die besser Situierten massenhaft aus Frankfurt ab bzw. aus. Auch für die vom Land Geflüchteten sollte Frankfurt oftmals nur eine Zwischenstation auf dem Weg ins Ausland sein. Vgl. ebd., S. 128.

nach ihrem 16. Geburtstag,²⁷² ins knapp 250 Kilometer entfernte Dinslaken in der Rheinprovinz bzw. im Nordwesten des Ruhrgebiets, um sich dort im orthodoxen Israelitischen Waisenhaus auf ihr zukünftiges Leben vorzubereiten.²⁷³ Was für diese Ortswahl sprach, bleibt ungeklärt. Bemerkenswert ist, worauf Jürgen Grafen hinweist, dass hessische Landjuden in Dinslaken von besonderer Bedeutung für die jüdische Erziehung und darüber hinaus gewesen sind. Sowohl der vormalige Direktor des Waisenhauses, Leopold Wormser, als auch der derzeitige Direktor, Dr. Leopold Rothschild, sowie dessen Stellvertreter, Sophoni/Siegfried Herz, entstammten dem hessischen Landjudentum, ebenso ein Lehrer und ein Schulleiter in Dinslaken. Eine verwandtschaftliche oder sonstige persönliche Verbindung zu Ruth Herz lässt sich aber in keinem der Fälle nachweisen.²⁷⁴

Dinslaken zählte zu ihrer Zeit gut 26.000 Einwohner. Juden hatte es hier in geringer Zahl schon seit dem 14. Jahrhundert gegeben; erst im 19. Jahrhundert hatten sie sich verstärkt niedergelassen. Als Ruth Herz kam, hatte sich ihre Zahl gegenüber 1927 bereits auf die Hälfte reduziert, sie lag bei rund 150 Personen (knapp 0,6 % der Einwohnerschaft). Der schon vor Beginn der NS-Herrschaft um sich greifende Antisemitismus und die berufliche Verdrängung hatten jüdische Einwohner zur Abwanderung in größere Städte oder ins Ausland veranlasst.²⁷⁵ Ein halbes Jahrhundert früher war die Situation eine sehr viel günstigere gewesen. Am 1. März 1885 wurde auf Initiative des jungen Dinslakener Lehrers Leopold Wormser das Israelitische Waisenhaus, dessen erster Direktor er wurde, gegründet. Es war in einem großen und repräsentativen spätbarocken Patrizierhaus in der Neustraße (während der NS-Zeit: Schlageter-Straße²⁷⁶), der Hauptgeschäftsstraße der Stadt, untergebracht. Offensichtlich hatten es damals jüdische Händler Dinslakens zu Wohlstand gebracht,

272 In der zweijährigen Zwischenzeit hielt sie sich vermutlich zu Hause auf, weil die Familie ein so junges Mädchen nicht allein weggehen ließ. Vielleicht musste sie auch das Mindestalter von 16 Jahren erreicht haben, um als Praktikantin angenommen zu werden. Zum Aufenthalt in Dinslaken vgl. Stadtarchiv Dinslaken, Sammlung Jürgen Grafen, SP 140 – Herz, Ruth Pauline.

273 Zu den Juden in Dinslaken vgl. <https://www.juedische-gemeinden.de/index.php/gemeinden/c-d/139-dinslaken-nordrhein-westfalen> (abgerufen am 30.5.2021). Zur jüdischen Gemeinde bzw. zum Israelitischen Waisenhaus, eines von nur zweien im Rheinland, vgl. Jürgen Leipner: *Aus dem Leben des jüdischen Gemeinde Dinslakens von 1933 bis 1944*. Dinslaken 2014; Anne Prior: *„Geben Sie diese Kinder nicht auf!“ Kindertransport nach Belgien und die Schicksale der Bewohner des Israelitischen Waisenhauses Dinslaken 1938–1945*. Essen 2015.

274 Vgl. Stadtarchiv Dinslaken, Sammlung Jürgen Grafen, SP 140 – Herz, Ruth Pauline. Wormser stammte aus Gersfeld an der Rhön, Rothschild aus Waltersbrück bei Fritzlar, Herz aus Bad Homburg. Salli Weinberg, der letzte Leiter und Lehrer der von den Kindern des Waisenhauses besuchten jüdischen Volksschule, war in Hüfneld geboren; sein Vorgänger, Leopold Strauß, im hessischen Schorndorf. Stolpersteine der beiden unter https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Stolpersteine_in_Dinslaken (abgerufen am 30.5.2021).

275 Leipner: *Leben*, S. 20–27 u. 32–39.

276 Benannt nach dem rechtsradikalen Aktivist Albert Leo Schlageter (1894–1923), im Ruhrkampf von einem französischen Militärgericht zum Tode verurteilt und hingerichtet, von den Nationalsozialisten als Märtyrer verehrt.



Abb. 10: Ruth Herz (ganz rechts stehend) im Sommer 1938 als Praktikantin im orthodoxen Israelitischen Waisenhaus Dinslaken. (United States Holocaust Memorial Museum, Washington. Provenienz: Ruth Herz Goldschmidt)

sonst hätte man sich eine solche Einrichtung nicht leisten können.²⁷⁷ Aber es waren nicht nur Stadtbewohner an der Gründung beteiligt, sondern auch Kräfte aus der Region, Gründungsvorsitzender war ein Kaufmann und Bankier aus Mühlheim an der Ruhr.

Die Bezeichnung Waisenhaus ist nicht ganz zutreffend, denn auch Halbwaisen und Kinder geschiedener Eltern lebten hier, außerdem kamen Kinder aus jüdischen Familien als Feriengäste; schließlich wurde 1931 ein jüdischer Kindergarten angegliedert. Seit den frühen 1930er Jahren hielten sich 38 Kinder im Waisenhaus und zehn im Kindergarten auf. Die religiöse Ausrichtung verdeutlichte die 1933 eingeweihte hauseigene Synagoge. Zusätzlich zu diesen Neuerungen unter der Leitung des Direktors Dr. Leopold Rothschild (1913–1938), der zugleich Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Dinslakens und Englischlehrer am städtischen Gymnasium war, hatte sich das jüdische Waisenhaus zur Ausbildungsstätte für Haushaltsschülerinnen und Praktikantinnen in Erziehungsberufen entwickelt. Eine Praktikantin war

²⁷⁷ Sie lebten vom Vieh- bzw. besonders vom Pferdehandel. Dieser Handel war zur Zeit der Gründung des Waisenhauses ein enormer Wirtschaftsfaktor, allein im Jahr 1884 sollen auf dem Dinslakener Viehmarkt rund 10.000 Stück Vieh aufgetrieben worden sein. Vgl. Dinslaken. <https://de.wikipedia.org/wiki/Dinslaken#Einwohnerentwicklung> (abgerufen am 30.5.2021).

Ruth Herz, die sowohl in der Hauswirtschaft als auch, wie sie hervorhob, in Kindererziehung und -psychologie unterwiesen wurde.²⁷⁸ Sprachunterricht in Englisch und Hebräisch wurde erteilt, um auf eine Auswanderung in die Vereinigten Staaten oder nach Palästina vorzubereiten. Der Direktor vermittelte seit 1935 selbst Zöglinge, die zuvor mit zionistischem Gedankengut vertraut gemacht worden waren, nach Palästina.²⁷⁹ Ein Foto aus dem Sommer 1938 zeigt eine wieder sichtlich gelöste Ruth Herz in ihrem neuen Wirkungskreis.

Nach den leidvollen Jahren in Holzheim wurde der zukunftsverheißenden Lebensphase in Dinslaken²⁸⁰ jedoch nach nur einem guten halben Jahr ein jähes Ende gesetzt – in Form des von den Nationalsozialisten euphemistisch als „Reichskristallnacht“ bezeichneten Pogroms.

10. Die Pogrome vom 10. November 1938 und die Folgen

Allerorten in Deutschland sollte die jüdische Bevölkerung dafür büßen, dass in Paris der 17-jährige Herschel/Hermann Grynszpan am 7. November 1938 in der Deutschen Botschaft ein Attentat auf den Legationssekretär Ernst vom Rath ausgeübt hatte, dem dieser zwei Tage später erlag. Grynszpan, selbst in einer ausweglosen Situation als polizeilich Gesuchter ohne Aufenthaltsgenehmigung in Frankreich, entschloss sich zu dieser Tat, als er von der plötzlichen Abschiebung seiner Eltern und Geschwister aus Deutschland, zusammen mit rund 17.000 anderen polnischen Juden, erfuhr. Seine Verzweiflungstat kam der NS-Führung nicht ungelegen als Vorwand für einen längst beabsichtigten Pogrom, der auf die Geschäftsaufgabe und besser noch auf die Auswanderung der jüdischen Bevölkerung abzielte. Am 9. November 1938, dem 15. Jahrestag des Hitler-Putsches von 1923, fand in München eine Versammlung der höheren Parteifunktionäre der NSDAP statt. Dieser Tag war nun zugleich der Todestag vom Rath, eine willkommene Gelegenheit für Reichspropagandaminister Joseph Goebbels. Nach einer vorherigen Absprache mit Hitler erklärte er in seiner Rede, dass die NSDAP keine Ausschreitungen gegen Juden organisiere, ihnen aber nicht entgegenrete, wenn sie spontan entstünden.²⁸¹ Das waren die Stichworte, die noch in dieser Nacht ein geheimes Fernschreiben der Gestapo-Zentrale Berlin an alle Staatspolizeiämter und die Weitergabe von Befehlen zur Durchführung von Terrormaßnahmen bewirkten,²⁸² die keine spontanen Entladungen des Volkszorns waren, wie von der NS-Propaganda behauptet. In die Tat

278 Vgl. Biography, S. 1. USHMM.

279 Vgl. die Biographie Joseph Seligmanns. http://wp.ge-mittelkreis.de/jukinder/seligmannjoseph08/texte/JS_08.html, daraus das Kapitel Kinderheim Dinslaken (abgerufen am 2.6.2021).

280 Eine ihrer Kolleginnen, Anni Loeb, lobte das Waisenhaus als eine wunderbare Einrichtung. Nach Prior: Kindertransport, S. 152. Veröffentlicht wurde diese Autobiographie 2012 unter dem späteren Namen Anna H. Meyer: My luck. My journey from Vallendar to San Francisco. Ohio 2012.

281 Vgl. dazu z. B. Wolf-Arno Kropat: Kristallnacht in Hessen. Der Judenpogrom vom November 1938. Wiesbaden 1988, S. 51–57.

282 Vgl. Walk: Sonderrecht, S. 249.

umgesetzt wurden die Befehle ab den frühen Morgenstunden des 10. November, der demnach eigentlich der Gedenktag des Pogroms sein müsste.

10.1. Im Israelitischen Waisenhaus in Dinslaken

Ein detaillierter Bericht über die das Dinslakener Israelitische Waisenhaus betreffenden Vorgänge ist Sophoni/Siegfried Herz (1905–1993) zu verdanken, der den Direktor der Anstalt seit September 1938 während dessen Israelaufenthalts (von dem dieser aufgrund des Pogroms nicht mehr nach Deutschland zurückkehrte) vertrat.²⁸³ Der 33-Jährige hatte wenige Monate zuvor seine Tätigkeit im Waisenhaus aufgenommen; aus politischen Gründen konnte er nicht mehr eine Ausbildung als Erzieher, sondern nur ein Praktikum im Waisenhaus absolvieren. Als vormaliger Redakteur und geschichtsbewusster Mensch lag es ihm nahe, die für ihn nach eigener Aussage erschütterndsten Ereignisse seines Lebens genauestens festzuhalten.²⁸⁴ Daher sind wir gut informiert über das, was Ruth Herz dort widerfahren ist.

Der 10. November 1938 begann im Waisenhaus mit einem überfallartigen Läuten noch zur Schlafenszeit, um 5.45 Uhr morgens. Zwei Männer der Gestapo und ein Polizist durchsuchten das Waisenhaus auf Waffen, kappten die Telefonleitung und entfernten sich mit dem Verbot, das Haus zu verlassen und die Fensterläden zur Straße zu öffnen, also weiteren Maßnahmen der Isolation. Die zu diesem Zeitpunkt 46 Personen des Hauses, davon 32 Zöglinge im Alter von sechs bis 16 Jahren, wurden nach der üblichen Morgenandacht Uhr von Sophoni Herz um 7.30 Uhr informiert und zugleich beruhigt. Zwei Stunden später stürmten rund 50 Uniformierte, aber auch nichtuniformierte Jugendliche²⁸⁵ ins Waisenhaus, zerstörten systematisch das Inventar und warfen es aus den zerschlagenen Fenstern und Türen ins Freie. Entgegen dem Verbot verließ Herz mit seinen Schutzbefohlenen das Haus, um

283 Der Bericht, ursprünglich Teil der umfangreichen Autobiographie des Verfassers und seines Rückblicks auf die jüdische Geschichte Bad Homburgs (1981 und 1983 erschienen), wurde verschiedentlich veröffentlicht, in verschiedene Sprachen übersetzt und mit Preisen ausgezeichnet. Hier zugrunde liegt die von der Stadt Dinslaken herausgegebene Broschüre Yitzhak Sophoni Herz: Fast vergessen? Erinnerungen an die „Kristallnacht“ in Dinslaken am 10. November 1938. 2. Aufl. Dinslaken 2003. Vgl. auch Der Novemberpogrom. „Der Schlag kam von innen.“ Das Waisenhaus in Dinslaken. <https://www.yadvashem.org/yv/de/exhibitions/novemberpogromnacht/jewish-orphanage.asp>. – Eine auch sonst mit Fehlern behaftete Version im Internet schreibt den Bericht fälschlich einem Dr. Salomon Herz zu. Vgl. <http://www.tenhumbergreinhard.de/taeter-und-mitlaeufer/staedte-1933-1945>.

284 In den für Juden so schwierigen Zeiten verlief sein Berufsweg nicht linear, er hatte in einer großen jüdischen Verlagsbuchhandlung in Frankfurt gearbeitet, als Schriftleiter und Reporter einer Lokalzeitung in Bad Homburg und als Korrespondent für andere Zeitungen, bei einem Buchbinder in Bad Homburg und in Berlin, hatte sich aber auch schon mehrfach in der Jugendarbeit engagiert. Als Mitglied des Reichsbanners Schwarzrotgold und der SPD hatte er Ende März 1933 seine Anstellung bei der Zeitung verloren, 1935 war er aus Angst vor den Bad Homburger Nationalsozialisten in die Anonymität der Hauptstadt geflüchtet. Vgl. ebd., S. 2 f. Zu Herz vgl. auch Prior: Novemberpogrom, S. 31–34.

285 An mehreren Schulen in Dinslaken wurde der Unterricht vorzeitig beendet, damit sich die Schüler am Pogrom beteiligen konnten. Vgl. u. a. Prior: Novemberpogrom, S. 40–44 u. 122.

zur Polizeistation im Rathaus zu gehen, wo man ihnen aber jeglichen Schutz verweigerte. Während sie danach frierend, da ohne warme Überkleidung, auf einer Wiese hinter dem Waisenhaus ausharrten, beobachteten hunderte von Zuschauern das Zerstörungswerk. Um 10.15 Uhr hörte man Sirenen und sah Rauchwolken, denn inzwischen brannten die Synagoge und einige Häuser jüdischer Eigentümer. Die Feuerwehr schritt auch hier nur löschend ein, um nichtjüdische Häuser vor einem Übergreifen der Flammen zu sichern. Während Ruth Herz und die anderen draußen warteten, teilte Sophoni Herz dem zum Waisenhaus gekommenen, ihm gegenüber nicht unfreundlichen örtlichen Polizeikommissar mit, dass er eine behördliche Erlaubnis zur Auswanderung mit den Kindern nach Belgien oder Holland wolle. Als ein junger Mensch in braunen Hosen den Polizeikommissar anherrschte, sich nicht mit einem „Saujuden“ abzugeben, habe er sofort sein Verhalten geändert.

Später mussten die Waisenhausbewohner, die jüngsten von ihnen auf einem von Hand gezogenen Leiterwagen, durch die Stadt ziehen.²⁸⁶ Dieser Zug wuchs auf mehr als das Doppelte an, als andere Juden hinzukamen, vor allem jüdische Frauen. Die jüdischen Männer hatte man vielfach misshandelt und alle unter 60-jährige, vereinzelt aber auch ältere, festgenommen, um sie ins KZ Dachau zu verschleppen. Sehr viele Zuschauer flankierten auf den Bürgersteigen die „Judenparade“ auf ihrem Weg zur jüdischen Schule. Dort begründete ein Repräsentant der Partei den „Schutzhäftlingen“ die Ausschreitungen des Vormittags durch angeblich „unbekannte Elemente“ mit dem Pariser Attentat. Am frühen Abend fand ein zweiter „Judenzug“ statt, wiederum unter den Augen vieler Neugieriger. Es ging zu einem Tanzsaal, wo die Mädchen und Frauen diese und die folgenden Nächte auf einem Strohlager verbringen mussten, zunächst bewacht von ca. 40 bewaffneten SA- und SS-Männern. Die Jungen hatten es noch schlechter, separat in einem Stall untergebracht, wurden sie zuerst eine Stunde lang schikaniert mit Exerzierübungen und Singen des Horst-Wessel-Liedes. Die Versorgung der beiden Gruppen mit Lebensmitteln war ein Problem, da Ladeninhaber instruiert waren, nichts an Juden zu verkaufen. Am 15. November mussten die ehemaligen Bewohner des Waisenhauses, das zwischenzeitlich von NSDAP und SA geplündert worden war, in einem dritten „Judenzug“ nochmals umziehen, in ein seit dem Pogrom leerstehendes und weitestgehend zerstörtes jüdisches Wohnhaus. Jedoch glückte es Sophoni Herz zusammen mit Miriam Rothschild, der Tochter des abwesenden Waisenhausleiters, Unterkünfte in Köln zu organisieren,²⁸⁷ so dass sie schon tags darauf die unbewohnbare Stätte in Dinslaken

286 An diesen erniedrigenden Umzug erinnert seit 1993 ein bronzenener Leiterwagen mit Gedenktafel, Werk eines lokalen Künstlers. Vgl. <https://www.juedische-gemeinden.de/index.php/gemeinden/c-d/139-dinslaken-nordrhein-westfalen>. Das attraktive Waisenhausgebäude, das schon längst Begehrlichkeiten auf Seiten der Nationalsozialisten erregt hatte, wurde nach der Vertreibung seiner ehemaligen Bewohner Sitz der Kreisleitung der NSDAP. Vgl. Dinslakener Straßen von A-Z. https://www.dinslaken.de/C12573A70061A420/files/dinslakener_strassen_von_a-z.pdf?file/dinslakener_strassen_von_a-z.pdf?OpenElement.

287 Prior hebt diese Helferin hervor; sie berichtet außerdem von Unterkünften in verschiedenen Kölner Privathaushalten und jüdischen Einrichtungen (vgl. Prior: Kindertransport, S. 14 f.);

verlassen konnten und in zwei Fuhren und mehrstündiger Fahrt auf offenem LKW nach Köln gelangten.

Dort bewältigte Herz für seine Schutzbefohlenen in einem neunwöchigen Kampf mit schikanösen Behörden die äußerst mühsame Aufgabe, die vielen Auswanderungsformalitäten, die für Kinder genauso wie für Erwachsene galten, zu erfüllen. Hier seien exemplarisch nur die „Umzugsgutlisten“ genannt,²⁸⁸ auf denen man (in diesem Fall die Familie) seitenlang nicht nur jede Kleinigkeit, die bei der Ausreise mitgenommen wurde, aufführen musste, sondern auch den jeweiligen Anschaffungswert und das Anschaffungsjahr. Sodann benötigte man vom Finanzamt zu diesen Listen eine „Unbedenklichkeitsbescheinigung“, d. h. die Zustimmung zur Ausfuhr der fraglichen Gegenstände ins Ausland. Für die Vorbereitung der Flucht nach Belgien war an sich der Provinzialverband für die jüdische Wohlfahrtspflege Rheinprovinz, eine Unterorganisation der Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden in Berlin, zuständig, der die Ausführung Sophoni Herz überließ.²⁸⁹

Ruth Herz aber hatte die Gruppe fürs Erste am 3. Dezember verlassen, um sich laut Meldekarte der Stadt Dinslaken nach Frankfurt am Main in die Scheffelstraße 33 zu begeben.²⁹⁰ Allerdings lässt sich nicht sagen, bei welchem der Bewohner der fünfstöckigen Hauses sie Unterschlupf gefunden haben könnte.²⁹¹ Kurz zuvor hatten sich ihre Mutter und ihr Großvater aufgrund der Ausschreitungen in Holzheim ebenfalls in Frankfurt aufgehalten, waren jedoch schon vor Ruths Ankunft nach Holzheim zurückgekehrt.

10.2. In Holzheim

Ein Schwerpunkt der Novemberpogrome lag, wie Wolf-Arno Kropat konstatiert, im hessischen Raum.²⁹² Von Kassel ausgehend, hatte antisemitischer Terror an verschiedenen Orten in Kurhessen schon am 7. und 8. November stattgefunden, worauf sich Goebbels in seiner Rede am Abend des 9. November berief. Zu den Holzheimer Terrorakten liegen aus der frühesten Nachkriegszeit zwei kurze amtliche Dokumente des Bürgermeisters Heinrich Jung IX. (1898–1968) vor.²⁹³ Auf Anfrage des Landrates teilte er am 4. Oktober 1945 mit: „Bei der allgemeinen Aktion gegen

Herz selbst kam im Jüdischen Lehrlingswohnheim in der AgrippasträÙe 10 unter (vgl. Herz: Erinnerungen, S. 15).

288 Angaben nach den Exponaten der Ausstellung „Kinderemigration aus Frankfurt“ des Deutschen Exilarchivs 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek. Frankfurt am Main, 1.9.2021–15.5.2022.

289 Vgl. Prior: Kindertransport, S. 19.

290 Vgl. Stadtarchiv Dinslaken, Sammlung Jürgen Grafen SP 140 – Herz, Ruth Pauline.

291 Die acht angegebenen Namen der Bewohner dieses Hauses begegnen sonst nirgends im Zusammenhang mit den Familien Weinberg oder Herz. Vielleicht war es ein in Dinslaken vermittelter Kontakt. Zur Scheffelstraße 3 vgl. Amtliches Frankfurter Adreßbuch [...] für das Jahr 1938. Frankfurt am Main 1938, II. Teil, S. 302.

292 Vgl. Kropat: Kristallnacht, S. 1.

293 Diese und andere Angaben zu Holzheimern aus der genealogischen Datenbank von Klaus-Peter Brendel, Holzheim. – Jung war Bürgermeister von 1945 bis 1956.

die Juden wurden auch hier einige Wohnungen demoliert, auch sollen einige misshandelt worden sein. Die Synagoge wurde auch schwer beschädigt. Die Aktion wurde soweit mir bekannt, von Auswertigen durchgeführt.²⁹⁴ Zur Synagoge berichtete er am 17. Juli 1946 an die nämliche Adresse: „Die Inneneinrichtung, Fenster u.s.w. sind bei der allgemeinen Judenaktion zerstört worden. Die Synagoge ist dann von den hier wohnenden Juden selbst verkauft worden, an Karl Müller III. Kaufvertrag ist abgeschlossen.“²⁹⁵

Deutlich wird, wie der Bürgermeister nur das Allernötigste ansprach und dabei beschönigte. So schreibt er von „einigen Wohnungen“, statt die Zahl zu beziffern oder zu sagen, dass alle jüdischen Häuser (nicht Wohnungen) betroffen waren. Wenn es um Personenschäden geht, wird das zweifelnde „sollen“ eingeführt, dabei wusste man sehr wahrscheinlich Bescheid. Dass nur Auswärtige beteiligt gewesen wären, war eine gängige Behauptung. Sie ist aber unzutreffend, wie noch gezeigt wird. Und dass die Holzheimer Juden notgedrungen ihre Synagoge verkauften, wird hier durch die Betonung des Kaufvertrages als ein normaler und legaler Vorgang dargestellt, was letztlich auch die zum Verkauf führenden Ereignisse verharmlost. Solchen Verharmlosungen begegnet man ebenso in späteren Aussagen von Zeitzeugen.

Über den Beginn der Holzheimer Ausschreitungen berichtete nach mehr als einem halben Jahrhundert, als diese Vorgänge nochmals zur Debatte standen (siehe dazu unten), ein Holzheimer Zeitzeuge namens Willi Diehl (1905–1996),²⁹⁶ der sich noch an manche Einzelheiten erinnerte. Im Vergleich zu Dinslaken begannen nach seinen Aussagen die Terroraktionen im Dorf sehr viel später:

„Am 10. Nov[ember] rief der SA-Sturmführer G. aus Lang-Göns, dem auch die Holzheimer SA unterstand, bei Willi B. und Ernst K. (SA-Mitglied und Beigeordneter der Gemeinde Holzheim)²⁹⁷ an und fragte, ob die Holzheimer SA etwas unternommen habe bezüglich der Synagoge und der Judenwohnungen. Dies wurde verneint. Deswegen kam er am Abend des 10. November mit SA-Männern aus Lang-Göns,²⁹⁸ die keine Uniform trugen, um Synagoge und jüdische Wohnungen zu verwüsten. [...] Bürgermeister Buß²⁹⁹ ging hin, konnte aber ihrem Treiben keinen

294 Stadtarchiv Pohlheim, XIII,1,1,3. Rechtschreibung und Zeichensetzung gemäß Original.

295 Ebd. XIII,1,1,5.

296 Die Angabe „*1915“ ist entweder eine Verwechslung Karl Heinrich Jungs oder ein Flüchtigkeitsfehlers Müllers (ders.: Pohlheim, S. 104), denn der 1915 Geborene ist schon 1940 verstorben; er war der vom Zeitzeugen Diehl belastete Namensvetter. Im Jahr 1991 konnte nur der bis 1996 lebende Wilhelm Diehl (1905–1996) der Informant Jungs gewesen sein.

297 Ernst Klotz war 1938 zweiter Beigeordneter der Gemeinde. (Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim, XV,2a,2,17.) – Die Liste der SA-Mitglieder im Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim enthält keinen Willi B., aber drei andere Wilhelm. Entweder ist das B. eine Fehlschreibung, oder die Liste der SA-Mitglieder ist unvollständig. Vgl. ebd., XIX,5,1,25.

298 SA-Leute aus Lang-Göns fuhrten gegen Mitternacht auch nach Grüningen, wo Einheimische mit Äxten schon jüdisches Eigentum zerstört hatten. So der Grüninger Bürgermeister 1945, nach Müller: Pohlheim, S. 49.

299 Heinrich Buß (1883–1959) war Bürgermeister von 1931 bis 1945 (vgl. Pohlheim-Holzheim, S. 100), er ist nicht zu verwechseln mit dem späteren Bürgermeister Walter Georg Buß (1915–1991), Bürgermeister der Jahre 1956–1971.

Einhalt gebieten, sondern lediglich verhindern, daß die Synagoge angesteckt wurde. – Vorher war die Polizei (in Lich waren 2 Gendarmen stationiert) bei Bürgermeister Buß gewesen, um zu verlangen, dass die Synagoge verbrannt würde. Das wurde vom Bürgermeister abgelehnt mit der Begründung, dann würde der Brand auf Nachbarhäuser übergreifen und das ganze Viertel vernichten. Man unterließ das also.³⁰⁰

Dass die Holzheimer SA zunächst vor Ort nichts unternommen habe, könnte glaubwürdig sein, denn gegenüber Juden, die man im Dorf von klein auf kannte, gab es vielleicht eine Art „Beißhemmung“, eventuell auch Scham gegenüber jenen nichtjüdischen Dorfbewohnern, die eine gewisse Autorität besaßen und solche Gewalt nicht guthießen, wie namentlich Wilhelm Konrad Klotz (1882–1974), Vorsitzender des Ortsbruderrates der Bekennenden Kirche von 1935 bis 1945,³⁰¹ seit 1933 Direktor der dörflichen Genossenschaft, der diese Funktion 1938 aufgeben musste, weil er trotz der Verbote Kontakte zu Juden unterhielt.³⁰² Dass sich Polizisten aus Lich – ebenso wie die in Dinslaken – als Terrortreiber gebärdeten, stand im Widerspruch zu den Vorgaben, denn sie waren nur aufgefordert, die sogenannten Aktionen nicht zu behindern.³⁰³ Es verdeutlicht einmal mehr die stark verbreitete Gewaltbereitschaft.

Der Zeitzeuge Diehl wies außerdem auf zwei Holzheimer hin, die sich am Zerstörungswerk der SA beteiligt hätten, beide seien im Krieg gefallen. Wenn er sie nicht namentlich nannte, obwohl sie 1991 schon seit etwa einem halben Jahrhundert tot waren, so unterließ er das in Rücksicht auf ihre Familien. Den dritten Täter brachte er gar nicht ins Spiel, wahrscheinlich weil dieser im Jahr 1991 noch lebte. Im Allgemeinen wurden Täter nur selten preisgegeben, meist hatte man nichts gesehen und nichts gehört oder erinnerte sich nicht mehr. Solche Rücksichten nahmen die Opfer natürlich nicht. Max Bamberger, ein ehemaliger Holzheimer, dem es noch 1941 gelungen war, in die USA zu entkommen, nannte in einem Schreiben aus dem Nachkriegsjahr an seinen Holzheimer Freund Heinrich nicht nur die

300 Die Ergänzungen in runden Klammern stammen von Karl Heinrich Jung, der die mündlichen Aussagen Diehls niederschrieb. Jungs Aufzeichnungen sind derzeit im Stadtarchiv Pohlheim nicht auffindbar, daher wird hier zitiert nach Müller: Pohlheim, S. 104. – Auch ein Anlieger der Synagoge habe sich aus Furcht um sein Eigentum gegen das Abbrennen der Synagoge gewandt. Vgl. Jung: Holzheimer Juden, S. 47.

301 Das benachbarte Dorf-Güll war eine Hochburg der Bekennenden Kirche mit 300 Mitgliedern bei nur rund 430 Einwohnern in den 1920er und 1930er Jahren. In Holzheim war der damals amtierende Pfarrer Christian ein Gegner der Bekennenden Kirche, trotzdem soll es auch hier viele Anhänger gegeben haben, die sich aber von der offiziellen Kirche nicht zurückgezogen hätten. Vgl. Archiv der Pfarrei Holzheim/Dorf-Güll. Ortschronik [...]. Bd. 1, Teil 2: Chronik der Gemeinde Dorf-Güll 1858–1954, S. 47–53.

302 Nach dem Krieg war er 16 Jahre Kirchenvorsteher. Vgl. Pohlheim-Holzheim, S. 109.

303 Vgl. Geheimes Fernschreiben der Gestapo an Staatspolizeiämter vom 9.11.1938, Walk: Sonderrecht, S. 249.

beiden von Diehl angedeuteten Akteure, sondern einen dritten,³⁰⁴ der auch von anderer Seite als Täter verbürgt ist. Der Adressat des Briefes war Heinrich Jung IX., der oben genannte Bürgermeister der Nachkriegsjahre. Als solcher war er gemäß einem amtlichen Schreiben vom 11. November 1946 gehalten, die in besonderem Maße hervorgetretenen Nationalsozialisten an die Spruchkammer des Landkreises Gießen zu melden. Dem kam er am 17. November 1946 nach. Das Schreiben seines Freundes Max Bamberger reichte er offensichtlich ein, denn es trägt den Stempel der Spruchkammer, befindet sich heute aber wieder in privatem Besitz. Darin sind angeführt: 1. der Namensvetter des Informanten, Willi bzw. Wilhelm Diehl (1915–1940), der, so Bamberger, „am 10. November den Juden alles zerschlagen hat“; 2. Wilhelm Reuhl (1908–1945) – beide also, wie vom Zeitzeugen Diehl angegeben, Opfer des Zweiten Weltkriegs; 3. Herbert Becker.³⁰⁵ Keiner der drei ist in der (möglicherweise unvollständigen) Liste der Holzheimer NSDAP-Mitglieder erfasst; Herbert Becker war einer der sechs Holzheimer Blockwarte der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV).³⁰⁶

Letzterer spielte während des Pogroms eine besonders unrühmliche Rolle im Hause der Familie Weinberg/Herz. Frieda Luh berichtete 1969 dem Bürgermeister Walter Georg Buß: „Am 10. November haben Männer die Einrichtung der Wohnung und des Ladens sinnlos zerstört, Betten aufgeschlitzt, Fensterscheiben zerschlagen und Bettzeug und Inhalt des Ladens auf die Straße geworfen. Die Tochter von Moses Weinberg, Frau Lilly Herz, sagte mir: ‚Das war noch nicht das Schlimmste, aber der verrückte Zahnarzt H. B. hat mit Hilfe anderer den Küchenschrank umgeworfen, so dass alles Geschirr zerdeppert war.‘“³⁰⁷ Mit den Berufsbezeichnungen nahm man es nicht so genau, der als junger Mann zugezogene und allgemein als Zahnarzt titulierte Herbert Becker war Dentist, also Zahnbehandler ohne Hochschulstudium.

Als auch Becker 1969 über diese Vorfälle von Bürgermeister Walter Buß wegen der Höhe des entstandenen Schadens befragt wurde, habe er zunächst geäußert, dabei gewesen zu sein oder etwas zu wissen, tags darauf jedoch eingeräumt: „Als die Judenaktion war, stand ich vor dem Haus von Moses Weinberg. Da kam Herr (Wilhelm Konrad) Klotz vorbei und sagte zu mir: ‚Was tun Sie denn da? Machen Sie, daß Sie hier verschwinden!‘ Da bin ich fortgelaufen.“³⁰⁸ Wenn, dann nach

304 Zu Max Bamberger (1909–1953) vgl. Müller: Pohlheim, S. 73. Sein Schreiben vom 8.9.1938 oder 9.8.1938 (evtl. amerikanische Form der Datierung) aus Rochester, New York, USA, befindet sich in Privatbesitz.

305 Seine Lebensdaten sind nicht ermittelbar, da er weder in Holzheim geboren noch gestorben ist.

306 Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIX,5,1,25.

307 Hier zitiert nach Müller: Pohlheim, S. 105. Die Informationen stammen aus vierter Hand: Lilly Weinberg berichtete Frieda Luh, einer Bekannten, diese 1969 dem Bürgermeister, der wohl schriftlich protokollierte, und der gab seine Informationen 1991 an den Laienhistoriker Karl Heinrich Jung weiter. Aber es gibt keinen Grund an der sachlichen Richtigkeit der Aussagen zu zweifeln.

308 Nach Müller: Pohlheim, S. 105.

getaner Tat, wäre zu ergänzen. Dass Klotz ihn zurechtwies, ist nicht unwahrscheinlich, denn der oben erwähnte Vorsitzende des Ortsbruderrats der Bekennenden Kirche war kein Antisemit. Auch ein Nachbar Weinbergs habe versucht, dem Zerstörungswerk Einhalt zu gebieten, sei aber massiv bedroht und seinerseits weggejagt worden.³⁰⁹ Immerhin gab es in Holzheim vereinzelt Solidarität mit Juden.

Im Jahr 1969 verwahrte sich ein Holzheimer Beigeordneter des Gemeinderats in einem handschriftlichen Entwurf gegen die Behauptung, dass an jenem 10. November die aus Moses Weinbergs Laden auf die Straße geworfenen Waren von einer dort wartenden Menge entwendet worden seien. Er „glaube“ nicht, sagte er, dass sich Ortsbewohner während der „Aktionen“ bereichert hätten, weil die Holzheimer von den Vorfällen nichts hätten sehen und hören wollen und sich deshalb zurückgezogen hätten.³¹⁰ Folgt man den quellengesättigten Ausführungen Wolf-Arno Kropats zur „Kristallnacht in Hessen“, so stellten sich während der Pogrome schnell Zuschauer auf den Straßen ein infolge der unüberhörbaren Vorgänge.³¹¹ Denn Wagen fuhr vor, SA (hier und da auch SS, die sich eigentlich heraushalten sollte), Funktionäre und Mitglieder der NSDAP, auch Jugendliche bzw. Hitlerjungen liefen umher, dazu Sprechchöre mit antisemitischen Losungen, Rufen und Schreien, auch der Opfer, sowie der Lärm des Zerstörungswerkes, das Klirren und Poltern, wenn Fenster und Türen eingeschlagen wurden und auf die Straße geworfene Gegenstände aufschlugen. Dass es Zuschauer während eines Pogroms gab, ist für viele Orte dokumentiert, unter anderem in den Akten von Gerichtsprozessen der Nachkriegszeit. Und so wäre es ein sehr bemerkenswertes Phänomen, wenn die Holzheimer sich ganz anders verhalten hätten. Hier sei daran erinnert, dass sich 1933 viele Dorfbewohner die ersten Terrorakte der SA als Spektakel nicht hatten entgehen lassen.

Hingewiesen sei auf den Sprachgebrauch in den oben genannten und anderen Quellen. Man behielt im Dorf nach 1945 und sogar Jahrzehnte darüber hinaus die NS-Terminologie bei, sprach in Bezug auf die Pogrome von 1938 oder frühere antisemitische Ausschreitungen von den „Aktionen“, den „Judenaktionen“ oder auch der „Judensache“, was doppeldeutig und daher verschleiern ist, denn „Judenaktion“ könnte ebenso gut bedeuten, dass Juden die Akteure und nicht die Opfer waren, und „Judensache“, dass es eine Sache war, für die sie selbst verantwortlich waren, so wie etwa Erziehung „Elternsache“ ist.

Die Zerstörung von Sachwerten machte nur einen Teil der Pogrome aus. Von vornherein war beschlossen, dass 20.000–30.000 Juden, besonders wohlhabende, festzunehmen seien.³¹² Betroffen waren alle Männer zwischen 18 und 60 Jahren,³¹³ aber es traf manchmal auch Ältere. Den damals 76-jährigen Moses Weinberg

309 Vgl. Jung: Holzheimer Juden, S. 47, ohne Quellenangabe.

310 Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIX,6,1,31. Am Ende des Entwurfs ist „Paul Diehl, Beigeordneter“ von fremder Hand dazugesetzt.

311 Vgl. Kropat: Kristallnacht, z. B. S. 21 f., 45, 49, 64–74.

312 Vgl. Geheimes Fernschreiben der Gestapo vom 9.11.1938. Walk: Sonderrecht, S. 249.

313 Vgl. den Rundbrief der Gestapoleitstelle Frankfurt an die Landratsämter vom 10.11.1938. In: Kropat: Kristallnacht, S. 171.

ereilte dieses Schicksal nicht. Aus allen vier anderen zu dieser Zeit noch in Holzheim lebenden jüdischen Familien³¹⁴ wurde jeweils ein männliches Mitglied festgenommen und für die Dauer von mehreren Wochen ins thüringische Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar verschleppt,³¹⁵ wo die „Schutzhäftlinge“ den allerschlechtesten Lebensbedingungen, Kälte, Hunger und Durst, katastrophalen hygienischen Zuständen, Epidemien, schwerster Zwangsarbeit und nicht zuletzt brutalsten Misshandlungen, ausgesetzt waren.³¹⁶ Einschüchternd und verängstigend musste für die übrigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde der Anblick der kahlgeschorenen und geschundenen Männer sein, die zurückgekommen kein Wort über ihren KZ-Aufenthalt verlauten ließen, um keinen weiteren zu riskieren.

Die materiellen Schäden der Pogrome wurden von Reinhard Heydrich am 12. November 1938 auf 100 Millionen Reichsmark geschätzt.³¹⁷ Gleichzeitig wurde eine zehnfach höhere „Sühneleistung“ von einer Milliarde Reichsmark beschlossen, die in diesem Fall absurderweise nicht die Täter, sondern die Geschädigten aufzubringen hatten. Die Begründung lautete: „Die feindselige Haltung des Judentums gegenüber dem deutschen Volk und Reich, die auch vor feigen Mordtaten nicht zurückschreckt, erfordert entschiedene Abwehr und harte Sühne.“³¹⁸ Dreieinhalb Monate zuvor hatten Juden den Gesamtwert ihres Vermögens anmelden müssen, sofern dieser über 5.000 RM lag.³¹⁹ Von ihrem Vermögen sollten Juden zunächst 20 Prozent ans Reich abführen, ein Jahr später erhöhte man auf 25 Prozent.³²⁰ Von Anfang an war die rassistische Politik der Nationalsozialisten mit ihrer Bereicherung an der jüdischen Minderheit Hand in Hand gegangen.³²¹ Zugleich bezweckte sie, Juden die Lebensgrundlagen zu entziehen. Für die jüdischen Holzheimer lässt sich keine Aussage über ihr Vermögen, sondern nur über den Wert von Haus- und Grundbesitz im Jahr 1933 machen.³²² Im Fall Moses Weinbergs war das Haus mit

314 Eine Familie, nämlich David Mayer, der zweite jüdische Ladeninhaber, und seine Frau, hatten sich wenige Monate vorher zu ihrer Tochter in die USA in Sicherheit gebracht. Vgl. Müller: Pohlheim, S. 91.

315 Vgl. AJDC Berlin Kartei. Deportationen. https://eguide.arolsen-archives.org/archiv/anzeige/karte-der-ajdc-deportationskartei/?gclid=EA1aIQobChMIqPHW1MLX9AIVQfiyCh0h8gbrEAAAYASAAEgIRDvD_BwE.

316 Zum KZ Buchenwald vgl. beispielsweise Gitta Günther u. Gerhard Hoffmann: Konzentrationslager Buchenwald 1937–1945. Kleines Lexikon. Ilmenau 2016.

317 Vgl. Brodhacker: Menschen, S. 168. – Reinhard Heydrich (1904–1942) war unter anderem Obergruppenführer der SS, General der Polizei und Leiter des Reichssicherheitshauptamtes.

318 Walk: Sonderrecht, S. 255.

319 Gegenstände des persönlichen Gebrauchs und Hausrat, sofern kein Luxus, mussten nicht mit eingerechnet werden. Vgl. die Verordnungen bei Walk: Sonderrecht, S. 223 u. 230.

320 Vgl. Durchführungsverordnung vom 21.11.1938 und 19.10.1939, ebd., S. 257 u. 307.

321 Vgl. dazu Susanne Meinel: Legalisierter Diebstahl: Der Fiskus und der Raub „jüdischen Vermögens“ in Stadt und Landkreis Gießen 1933–1945. In: MOHG, NF Bd. 87. Gießen 2002, S. 1–56.

322 Zusammengetragen anhand der Angaben zu den Familienvorständen Isaak Bamberger, Leopold Goldschmidt, Adolf Lindheimer, Mayer Lindheimer, David Mayer und Moses Weinberg bei Müller: Pohlheim, S. 73, 79, 87, 91 und 95.

3.000 RM veranschlagt, damit um ein Drittel geringer als der Durchschnittswert von etwa 4.500 RM der damals sechs jüdischen Häuser und an vorletzter Stelle in deren Rangfolge. Erspartes, sofern vorhanden, dürfte in den fünf Jahren nationalsozialistischer Herrschaft deutlich geschrumpft sein, denn davon musste man wegen fehlender Einnahmen zehren. Dazu kamen nach der Verwüstung von Haus und Inventar einerseits ein Wertverlust, andererseits die Kosten der notwendigsten Instandsetzungsarbeiten. Am Tag der Verordnung der Sühneleistung erging auch eine zur Wiederherstellung des Straßenbildes. Sie besagte, dass alle Schäden an jüdischen Gewerbebetrieben und Wohnungen, „welche durch die Empörung des Volkes über die Hetze des internationalen Judentums gegen das nationalsozialistische Deutschland entstanden sind“, auf Kosten der jüdischen Inhaber sofort zu beseitigen und Versicherungsansprüche von Juden zugunsten des Reichs zu beschlagnahmen seien.³²³

Gleich am Tag nach dem Pogrom hatten sich Vater und Tochter in heller Angst nach Frankfurt abgemeldet.³²⁴ Wo sie in Frankfurt unterkamen, ließ sich nicht klären. Möglicherweise konnten sie eine verwandtschaftliche Beziehung nutzen, denn Moses Weinberg hatte eine sechs Jahre jüngere Cousine namens Lina Rothschild, eine geborene Weinberg aus Allendorf an der Lumda, die nach Frankfurt geheiratet hatte und 1938 als Witwe im Nordend lebte.³²⁵ Der schon erwähnte aus Gambach stammende Verwandte Albert Seewald hatte zu dieser Zeit Frankfurt schon verlassen, um nach Holland auszuwandern.³²⁶

Am 30. November 1938 kamen Moses Weinberg und Lilly Herz nach Holzheim zurück, Ruth zehn Tage danach.³²⁷ Laut ihrer späteren Aussage fand die Familie vor Ort Unterstützung – trotz antisemitischer Gesetzgebung und sozialer Kontrolle: „Some christian neighbours were nice enough to help my family make part of the house livable again.“³²⁸ In diesem Haus blieb sie aber nur noch wenige Wochen, denn die für die Familie wesentliche Folge des Pogroms war, dass Ruth sich zum

323 Walk: Sonderrecht, S. 254.

324 Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIII,1,1,4; XIX,6,1,28.

325 Vgl. Hühn: Familienbuch, Nr. 116. Nach dem Frankfurter Adressbuch wohnte sie damals im Erdgeschoss der Florstädter Straße 26. Vgl. Amtliches Frankfurter Adreßbuch [...] für das Jahr 1938. Frankfurt a. M. 1938, Teil 1, S. 590.

326 Bis 1936 war er im Adressbuch mit Geschäfts- und Privatadresse verzeichnet, 1937 nur noch mit Geschäftsadresse (vgl. Amtliches Frankfurter Adreßbuch 1936. Frankfurt. a. M. 1936, Teil 1, S. 666; desgl. 1937, Teil 1, S. 678). Zu seiner letzten Privatadresse Fichardstraße 61 heißt es, dass er sich zum 11.11.1936 mit Familie nach Amsterdam abgemeldet hatte (vgl. ISG FFM, Bestand A.12.03 Hausstandsbücher, Nr. 217, nach Auskunft Sandra Jahnkes, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, vom 15.11.2021). Von dort wurde er über Westerbork 1943 nach Sobibor deportiert und ermordet. Vgl. Müller u. a.: Münzenberg, S. 174.

327 Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XVIII,2,2. Nach der Holzheimer Quelle kam Ruth Herz aus Dinslaken, was aber nicht mit der Dinslakener Angabe (s. o.) und den Datumsangaben übereinstimmt.

328 Biography, S. 1. USHMM. – Ein starkes Zeichen der Solidarität auch im benachbarten Gambach, wo die siebenköpfige Familie Siegfried Seewalds vom nichtjüdischen Nachbarn, mit Dorfnamen „Enders Heinrich“, sogar in dessen Haus aufgenommen wurde, bis das der Seewalds wieder in Ordnung gebracht war. Vgl. Kilian: Gambach, S. 54 u. 113.



Abb. 11: Ruth Pauline Herz. Kennkartenantrag, Januar 1939.
Mit „Judenstempel“ und zusätzlichem Vornamen Sara zu ihrer Kennzeichnung als Jüdin.
(Stadtarchiv Pohlheim, Holzheim)

30. Januar 1939 nach Brüssel, Belgien, abmeldete.³²⁹ Dies war kein Umzug,³³⁰ auch der Begriff Auswanderung ist verharmlosend, eher könnte man von einer legalen, zu dieser Zeit von den Machthabern sogar noch erwünschten Flucht sprechen.³³¹ In ihrem neuen Reisepass wurde sie gleich zweifach als Angehörige der jüdischen Minderheit gekennzeichnet oder vielmehr stigmatisiert. Zusätzlich zu ihrem Vornamen, sofern er wie bei Ruth Pauline und Lilly nicht eindeutig jüdisch war, mussten Frauen den Namen Sara, Männer den Namen Israel führen. Zudem wurde das Dokument mit einem „Judenstempel“, einem roten „J“, versehen, was auf Ersuchen der Schweiz und Schwedens erfolgt sei, um jüdische Immigration zu verhindern.³³²

329 Abmeldung nach Brüssel am 28.1.1939 (vgl. Stadtarchiv Pohlheim, Holzheim XIII,1,1,4); „Wohnsitz gewechselt nach Brüssel am 30.1.1939“, ebd. XIII,1,1,3.

330 So Müller: Pohlheim, S. 83.

331 Nach einem vertraulichen Rundschreiben des Reichsführers SS und Chefs der deutschen Polizei vom 31.12.1938 sollte die Auswanderung jüdischer Jugendlicher unter 18 Jahren sogar erleichtert werden. Vgl. Walk: Sonderrecht, S. 272.

332 Verordnung vom 17.8. und vom 6.10.1938 mit Gültigkeit ab 1.1.1939. (Vgl. ebd., S. 237 u. 244.) Insgesamt sind von 14 jüdischen Holzheimern die Kennkartenanträge vom Januar 1939 erhalten, nicht aber von Lilly Herz.

So verstörend der Terror des 10. November 1938 und die darauf folgenden Tage in Dinslaken auch waren, im Rückblick erscheint der Aufenthalt des Mädchens im orthodoxen Israelitischen Waisenhaus als eine ausgesprochen glückliche Fügung, denn es ist kaum vorstellbar, dass dem alten Moses Weinberg und seiner Tochter in Holzheim alleine die aufwendige Vorbereitung dieses Unterfangens so gut hätte gelingen können. Dazu bedurfte es eines beherzten, engagierten und wendigen jungen Menschen wie Sophoni Herz, der für seine Schutzbefohlenen inklusive Ruth das Notwendige in die Wege leitete. Aber immerhin waren Mutter und Großvater klug genug, die 16-Jährige ohne familiären Schutz in eine ungewisse Zukunft ins Ausland gehen zu lassen. Dieser für alle Beteiligten schwere Schritt war – wiederum mit dem Wissen der Rückblickenden, das die Zeitgenossen ja nicht hatten – die einzige Chance, (vielleicht) ihr Leben zu retten.

11. Landflucht und Ende von Moses Weinberg und Lilly Herz

11.1. Das letzte Jahr in Holzheim

Nicht jeder hatte die Möglichkeit zur Auswanderung, sei es aus finanziellen Gründen, sei es aus Mangel an geeigneten Kontakten ins Ausland, zu Verwandten, Freunden oder entsprechenden Organisationen, um vor allem für die USA ein Affidavit (lat.: er/sie hat zugesichert), eine beglaubigte Bürgschaftserklärung für die Einreise, zu erhalten, oder sei es aus Gründen von Alter und Gebrechlichkeit, was auch seitens der Aufnahmeländer z. T. die Einwanderung ausschloss. Wollte man nicht ausgegrenzt, vereinsamt und verarmt im Dorf bleiben, so bot sich für viele nur die Landflucht an, der Umzug in die Stadt, wo wenigstens der Kontakt innerhalb der jüdischen Schicksalsgemeinschaft vielleicht einen Teil der Not mildern konnte. Ein Katalysator der Landflucht war möglicherweise der Runderlass vom 3. Dezember 1938 über den Einsatz jüdischen Vermögens, nach dessen Artikel 2 Juden auf Anordnung innerhalb einer gewissen Frist ihre Immobilie veräußern mussten, wobei der Kaufvertrag einer obrigkeitlichen Genehmigung bedurfte.³³³

Durch solche Abwanderung oder Landflucht war schon 1938 ein Viertel der jüdischen Gemeinden in den kleinen Orten verschwunden bzw. in Auflösung. Zugleich änderte sich die Altersstruktur. Ende 1938 machten die über 50-Jährigen reichsweit bereits die Hälfte der jüdischen Bevölkerung aus – in Holzheim sogar über zwei Drittel –, und die Überalterung schritt weiter voran.³³⁴ Für die Aufnahme von in Deutschland zurückgebliebenen älteren Juden wurden neue Altersheime, meist in Städten, eingerichtet.³³⁵ Diese entwickelten sich zugleich zu „Judenhäusern“ als einer neuen Form der Ghettoisierung. Dadurch konnten vormalige jüdische Wohnräume

³³³ Vgl. ebd., S. 262.

³³⁴ Richarz: Einführung. In: Jüdisches Leben. Bd. 3, S. 48 f. Im Juli 1941 waren zwei Drittel der jüdischen Deutschen älter als 45 Jahre. Vgl. ebd., S. 61

³³⁵ Anders in Württemberg, wo weit außerhalb der Städte große leerstehende Gebäude, besonders Schlösser, als Altersheime genutzt wurden, in die Juden zwangseingewiesen wurden, um dort unter unwürdigen Bedingungen ihr Dasein bis zur Deportation zu fristen. Vgl.

„arisiert“ werden, und Gemeinden oder Kreise kamen dem Ziel einer „Entjudung“ näher. Als in Bad Nauheim der Kurbetrieb des Israelitischen Frauenhauses zum Erliegen kam, richtete man hier im Juli 1937 ein Israelitisches Altenheim ein.³³⁶ In Frankfurt am Main waren seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nach und nach jüdische Altersheime von Stiftungen begründet worden, deren Zahl im Nationalsozialismus auf zehn anstieg.³³⁷ In Darmstadt wurde die Privatklinik des jüdischen Arztes Dr. Max Rosenthal 1939 in ein Jüdisches Alten- und Siechenheim umgewandelt.³³⁸ In Mainz, ebenfalls zum Volksstaat Hessen gehörend,³³⁹ gab es zwei solcher Altersheime, eines davon im Israelitischen Krankenhaus, dessen ursprüngliche Zweckbestimmung sich den neuen Bedürfnissen anpassen musste, wie auch im Falle des Krankenhauses der Israelitischen Gemeinde in Frankfurt.

Nach dem Novemberpogrom von 1938 hielt sich Moses Weinberg noch zehn Monate in Holzheim auf, davon die letzten acht Monate nur noch zu zweit mit seiner Tochter. Ende September 1939 erfolgte dann seine Landflucht nach Mainz. Aus dieser Zeitspanne von zehn Monaten wissen wir fast nichts über ihn persönlich, aber können uns über 250 neue Verordnungen (von insgesamt annähernd 2.000 zwischen 1933 und Anfang 1945) informieren, denen Juden im „Altreich“ unterworfen waren. Viele wurden in dichter Folge nach den Pogromen erlassen.³⁴⁰ Manches hat Weinberg und Tochter nicht betroffen, wie etwa der Entzug des Führerscheins und die Anordnung des Zwangsverkaufs von Kraftfahrzeugen an Nichtjuden³⁴¹ (zu Billigpreisen). Auf den Besuch kultureller Veranstaltungen, sofern solche in Holzheim oder Umgebung stattfanden, hatte er aufgrund des virulenten Antisemitismus wohl schon lange vor dem öffentlichen Verbot verzichtet.³⁴² Bedeutsam war jedoch, dass er seinen kleinen Laden, der letzte jüdische in Holzheim, ab dem 1. Januar 1939 nicht mehr weiterführen durfte, selbst der Verkauf restlicher Waren an Endverbraucher

Jüdische Altenheime im Nationalsozialismus. https://de.wikipedia.org/wiki/J%C3%BCdische_Altenheime_im_Nationalsozialismus (abgerufen am 26.4.2021).

336 Vgl. Jüdische Orte der Pflege in Bad Nauheim. <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/juedische-orte-der-pflege-in-bad-nauheim/> (abgerufen am 7.7.2021). Hierhin gingen eine Jüdin und ein Jude aus Gambach. Vgl. Müller u. a.: Münzenberg, S. 172 f.

337 Vgl. Frankfurter jüdische Altenpflege und Altenhilfe – ein historischer Überblick. <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/frankfurter-juedische-altenpflege-und-altenhilfe-ein-historischer-ueberblick/> (abgerufen am 14.8.2021).

338 Vgl. Alten- und Pflegeheim Dr. Rosenthal. https://dfg-vk-darmstadt.de/Lexikon_Auflage_2/AltenundPflegeheimDrRosenthal.htm (abgerufen am 14.8.2021). Dorthin ging 1938 ein Gambacher Jude. Vgl. Müller u. a.: Münzenberg, S. 173.

339 Der Volksstaat Hessen war von 1918/19 bis 1934 Rechtsnachfolger des Großherzogtums Hessen; von 1934 bis 1945 blieb er dem Anschein nach bestehen, verlor aber seinen Staatscharakter.

340 Das sind die von Joseph Walk und Mitarbeitern später zusammengetragenen Sonderrechte.

341 Erlass vom 3.12.1938 und Verfügung vom 14.12.1938, vgl. ebd., S. 262 u. 268.

342 Anordnung der Reichskulturkammer vom 12.11.1938, vgl. ebd., S. 255.

war verboten.³⁴³ Von Rentenerhöhungen blieb er als Jude ausgeschlossen, ebenso seine Tochter, die seit dem Tod ihres Mannes eine Witwenrente bezog.³⁴⁴ Hatten Juden zunächst noch Anspruch auf den Besitz von Wertgegenständen bis zur Höhe von 1.000 RM, wurden die entsprechenden Vorschriften verschärft, so dass nur noch ein Anspruch auf solche Objekte im Wert von 150 RM zugebilligt wurde,³⁴⁵ was die beiden wohl betroffen hat. Falls sie wie viele andere Familien einen Rundfunkapparat besaßen, so wurde der entschädigungslos beschlagnahmt.³⁴⁶ Ein Problem war der Kauf von Lebensmitteln, der an jüdische Kunden nur noch in besonderen Geschäften nationalsozialistisch zuverlässiger Kaufleute erfolgen durfte, außerdem nur zu bestimmten Uhrzeiten, mit geringeren Anteilen für Juden seit der kriegsbedingten Rationierung.³⁴⁷ Speziell für die jüdische Minderheit galt seit Kriegsbeginn ein Ausgangsverbot nach 20 Uhr, das offenbar in Rücksicht auf negative ausländische Reaktionen wieder rückgängig gemacht und schließlich wieder angeordnet wurde, wozu es eine vertrauliche Anweisung an die deutsche Presse gab, das Ausgehverbot damit zu rechtfertigen, dass Juden die Verdunklung zur Belästigung „arischer“ Frauen missbraucht hätten.³⁴⁸ Mit Kriegsbeginn wurden jüdische Gemeinden außerdem angewiesen, sich eigene Luftschutzräume einzurichten,³⁴⁹ denn für sogenannte Arier galt es schon längst als unzumutbar, sich gemeinsam mit Juden in einem Raum aufzuhalten.

Mit dem ferneren Ziel der „Arisierung“ jüdischen Hausbesitzes sollten Juden in einzelnen Häusern zusammengelegt werden.³⁵⁰ Moses Weinberg war davon nicht betroffen. Seinen Hausverkauf im Jahr 1939 darf man aber keinesfalls als freiwilligen Akt verstehen, denn falls der Verkauf nicht aufgrund einer Aufforderung seitens der Gemeinde erfolgte, so war es eine Flucht infolge des Pogroms, eine vorbereitete und endgültige nach der spontanen unmittelbar nach den Gewaltakten. Über die Modalitäten der Veräußerung ist nichts bekannt, also auch nichts darüber, ob bzw. inwieweit man eventuell genötigt war, unter dem Hauswert von 3.000 RM zu verkaufen.³⁵¹ Käufer waren der Holzheimer Spengler und Installateur Otto Luh und seine Frau Frieda. Sie war beim Auszug anwesend (weshalb sie Jahrzehnte später als Zeugin

343 Erste Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben vom 12.11.1938, der noch etliche Ergänzungen, etwa die vom 23.11.1938, folgen sollten. Vgl. ebd., S. 254 u. 258.

344 Erlass vom 12.12.1938, vgl. ebd., S. 266.

345 Erlass vom 26.11.1938 und 21.3.1939, vgl. ebd., S. 260 u. 289.

346 Erlass vom 20.9.1939, vgl. ebd., S. 305.

347 Erlass vom 12.9.1939, vgl. ebd., S. 304.

348 Runderlass und Anordnung vom 1.9.1939; Erlass vom 7.9.1939 und vertrauliche Anweisung vom 15.9.1938, vgl. ebd., S. 303 u. 305.

349 Runderlass vom 1.9.1939 und nicht zur Veröffentlichung bestimmte Anweisung der Gestapo vom 25.9.1939, vgl. ebd., S. 303 u. 306.

350 Anordnung vom 28.12.1938, vgl. ebd., S. 272.

351 Der war 1933 festgehalten worden und wurde 1948 als mutmaßlicher Wert angegeben. Zu beidem vgl. Stadtarchiv Pohlheim. XIII,1,1,10.

fungierte), vielleicht in ihrer Eigenschaft als neue Eigentümerin.³⁵² Dass sie eine engere Vertraute des Hauses Weinberg/Herz gewesen wäre, ist schwer vorstellbar angesichts der geltenden Verordnungen und der politischen Überzeugung der Käufer, denn beide Ehepartner waren engagierte Nationalsozialisten. Otto Luh (Jg. 1905) war nicht nur Mitglied der NSDAP, sondern – wie 20 weitere Holzheimer – auch der paramilitärischen Kampfgruppe SA, und Frieda Luh (ebenfalls Jg. 1905) war eine der sechs örtlichen Blockfrauen der NS-Frauenschaft.³⁵³ Hier ging jüdisches Eigentum in die Hände politischer Gegner über, was freilich für repräsentative städtische Gebäude sehr viel häufiger galt als für bescheidene dörfliche Wohnhäuser. Auch der kleine Laden Moses Weinbergs war jetzt „arisiert“, Frieda Luh betrieb ihn noch viele Jahre weiter.³⁵⁴

11.2. Moses Weinberg im Mainzer jüdischen Altersheim

Zum 30. September 1939 meldete sich der deutlich von seinen tragischen Erfahrungen gezeichnete Moses Weinberg in Holzheim ab und ging nach Mainz, das wie nur wenige andere deutsche Städte auf eine sehr alte jüdische Tradition (bis ins 10. Jahrhundert) zurückblicken konnte und das vor 1933 eine blühende jüdische Gemeinde hatte.³⁵⁵ Seit den Novemberpogromen und der dadurch ausgelösten Auswanderungswelle hatte diese in der Breidenbacher Straße 25 ein Altersheim eingerichtet.³⁵⁶ Moses Weinbergs neue Adresse war zwar das von Holzheim am weitesten entfernte jüdische Altersheim in Hessen, wohin außer ihm aber auch zwei Gambacher Juden zogen, so dass er dort auf Bekannte traf.³⁵⁷ Äußerlich wirkt das große vier- bzw. fünfgeschossige Eckhaus mit Erker, ganz nahe an der Innenstadt gelegen, durchaus ansprechend, im Inneren aber musste drangvolle Enge geherrscht haben, denn später wurden 122 Menschen allein aus diesem Haus deportiert. Das bedeutete, dass die Zimmer mit mehr als einer Person belegt waren, die Bewohner also keinerlei Privatsphäre hatten. Wollten sie die überfüllte Unterkunft verlassen, so mussten sie seit September 1941 in der Öffentlichkeit den stigmatisierenden gelben „Judenstern“

352 Vgl. ebd.; vgl. außerdem Adreßbuch Stadtkreis und Landkreis Gießen 1941, Abschnitt V, S. 91. Vorher hatte er mit seiner Frau und mehreren ihrer Verwandten wohl beengt in der Beunestraße 28 gewohnt. Vgl. Adreßbuch Stadtkreis und Landkreis Gießen 1939, Abschnitt V, S. 89.

353 Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIX,5,1,25.

354 Nach Auskunft der seit 1950 in Holzheim lebenden Gisela Sander.

355 Vgl. etwa Magenza – 1000 Jahre jüdisches Mainz. Katalog zur Dauerausstellung im Stadtgeschichtlichen Museum Mainz. Hrsg. v. Hedwig Brüchert. Mainz 2015. – 1933 lebten etwa 2.700 Juden in Mainz (rund 1,9 Prozent der Einwohnerschaft), darunter viele erfolgreiche Geschäftsleute und engagierte Bürger. Bis August 1938 verließen ca. 650 Mainzer Juden das Land, danach bis zum Auswanderungsverbot 1941 noch einmal doppelt so viele.

356 Auskünfte dazu von Ramona Weisenberger, Stadtarchiv Mainz, vom 9.12.2020 und von Dr. Hedwig Brüchert, Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz, vom 13.12.2020.

357 Auf Joseph Grünebaum und auf Moses Kaufmann, der vorher im Altersheim in Bad Nauheim gewesen war, dann aber nach Mainz wechselte. Vgl. Müller u. a.: Münzenberg, S. 172.

Kennort: Giessen	
Kennnummer: A-00023	
Gültig bis: 8. Januar 19 44	
Name: Weinberg	
Vornamen: Moses	
Geburtsort: 19. Februar 1862	
Geburtsort: Altkunze am Gro. Mühlgraben	
Beruf: Kolonialwarenhandlung	
Unveränderliche Kennzeichen: führen	
Veränderliche Kennzeichen: führen	
Bemerkungen: Prin	

Rechter Zeigefinger

Linker Zeigefinger

Moses Weinberg
(Unterschrift des Kennkarteninhabers)

Giessen, den **9. Januar** 19**39**
Der Landrat
des Landkreises Gießen
(Ausstellungsort)

(Unterschrift des ausstellenden Beamten)

A 104 (8.28) ©

Abb. 12: Moses Weinberg. Kennkartenantrag, Januar 1939.
Mit „Judenstempel“, ohne den zusätzlichen Vornamen Israel, weil der Name Moses eindeutig jüdisch war. (Stadtarchiv Poblheim. Holzheim)

tragen,³⁵⁸ was für die Träger nicht nur unangenehm, sondern angstbesetzt war. Zudem müssen die Heimbewohner Hunger gelitten haben, denn die Lebensmittelrationierungen für Juden verschlechterten sich mehrfach, was aber nicht in der Presse veröffentlicht werden durfte.³⁵⁹ Einzelheiten über das Leben in diesem Haus sind nicht bekannt.

Zu einem nicht bestimmbareren Zeitpunkt wurde Moses Weinberg in das 1904 errichtete Israelitische Krankenhaus in der damaligen Gonsenheimer Straße 11 (heute Fritz-Kohl-Straße) verbracht. Das mit annähernd einhundert Menschen völlig überbelegte Haus wurde jetzt überwiegend als Altersheim genutzt. Vielleicht wurde er aber als Patient eingeliefert, denn seine spätere Sterbeurkunde nennt Magen-

358 Vgl. die Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden vom 1.9.1941 und die Durchführungsrichtlinien vom 15.9.1941 bei Walk: Sonderrechte, S. 347 u. 349 f.

359 Vgl. z. B. eine Anweisung vom 1.12.1939. Ebd., S. 312. Ruth Herz sagte später, dass ihr Großvater nicht nur an Alter und Krankheit, sondern auch am Hunger zugrundegegangen sei, nach <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1148529> (abgerufen am 1.2.2021).



Abb. 13: Moses Weinbergs Grab auf dem Jüdischen Friedhof an der Unteren Zahlbacher Straße, Mainz. Er starb im Mai 1942, im September wäre er deportiert worden. (Eigene Aufnahme, 2021)

schlechtert. Die Lage spitzte sich mit dem Kriegseintritt der USA Ende 1941 und dem daraus resultierenden Mangel an bestimmten Stoffen weiter zu. Und was die

krebs als Todesursache.³⁶⁰ Ob sein Leiden dort noch in irgendeiner Weise behandelt wurde, bleibt ungewiss.³⁶¹ Die Voraussetzungen waren ungünstig. Von den 32 jüdischen Ärzten, die 1933 in Mainz praktiziert hatten, lebten 1941 noch sieben hier. Die meisten waren abgewandert infolge der massiven Einschränkungen, denn bald nach der sogenannten Machtergreifung hatte man ihnen die Zulassung als Kasernenärzte entzogen, 1938 die Approbation. Als „Krankenbehandler“ durften die verbliebenen seither ausschließlich Juden behandeln, was wiederum „arischen“ Ärzten streng verboten war. So kam Anfang der 1940er Jahre auf gut 200 Mainzer Jüdinnen und Juden rechnerisch jeweils ein „Krankenbehandler“. Welche Medikamente konnte ein solcher seinen Patienten überhaupt verordnen bzw. welche wurden noch an Juden dispensiert? Die jüdischen Apotheker hatte man 1936 reichsweit zu verdrängen begonnen, bis Ende Juni 1938 hatten sie ihre Apotheken an „Arier“ verkaufen müssen.³⁶² Zudem hatte sich seit Kriegsbeginn die Versorgung der gesamten Zivilbevölkerung mit Arzneimitteln als kriegswichtigen Produkten ver-

360 Sterberegister Mainz 1942, Nr. 1040, nach Auskunft Ramona Weisenbergers, Stadtarchiv Mainz, vom 9.12.2020.

361 Vgl. zum Folgenden Werner Friedrich Kümmel: Die „Ausschaltung“ der jüdischen Ärzte in Mainz durch die Nationalsozialisten. In: Moguntia medica. Das medizinische Mainz. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Hrsg. v. Franz Dumont u. a. Wiesbaden 2002, S. 385–395, hier S. 386, 389–391.

362 Zum Folgenden vgl. Christoph Friedrich: Pharmazie im Dienste des Volkes? Arzneimittel- und Apothekenwesen in der NS-Zeit und in der DDR. http://www.pharmaziegeschichte.at/ichp2009/penarvortraege/planarvortraege_volltext_pdf/PL03.pdf. Hinweise von Prof. em. Werner Friedrich Kümmel, Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der Universität Mainz.

Ausstattung des Mainzer Israelitischen Krankenhauses angeht, so hatten die Nationalsozialisten bereits 1938 alles Inventar inklusive des medizinischen Instrumentariums beschlagnahmt.

Zwei Monate vor seinem Tod musste Moses Weinberg noch einen traumatischen Einschnitt erleben: die Deportation seiner Tochter Lilly, ein Ereignis, das seinen Lebenswillen gebrochen haben mochte. Er starb am 28. Mai 1942, vier Monate, bevor er Ende September 1942 selbst deportiert worden wäre, wie viele ältere Menschen ins KZ Theresienstadt bei Prag.³⁶³ Begraben wurde er am 31. Mai auf dem Neuen Jüdischen Friedhof in Mainz an der Unteren Zahlbacher Straße. Nur aufgrund der Angaben zur Lage (Feld 11, Reihe 10, Nr. 1) lässt sich das Grab finden. Denn auf dem kleinen und ärmlichen, vermutlich aus Zement gegossenen Grabstein, der die üblen Bedingungen der letzten Lebensphase Moses Weinbergs widerspiegelt, sind Teile seines Namens nur für Informierte noch schwach erkennbar.

11.3. Die Deportation von Lilly Herz aus Mainz

Lilly Herz war ihrem Vater am 15. Januar 1940 nach Mainz gefolgt. Sie war damals 48 Jahre alt. Ob sie keine Möglichkeit zur Auswanderung hatte, weiß man nicht. Vermutlich bemühte sie sich nicht darum aus Loyalität gegenüber ihrem alten Vater, der ja ihr Kind aufgezogen und mit dem sie als Witwe die letzten sieben Jahre zusammengelebt hatte. Laut Abmeldung in Holzheim ging auch sie in ein Altersheim, was sich aber nicht verifizieren lässt, weil die Mainzer Meldekarteien nicht erhalten sind.³⁶⁴ Über ihre Zeit in Mainz ist nichts überliefert außer den Daten auf der 53 Seiten langen und 1.000 Personen erfassenden Liste zur ersten Deportation aus dem Volksstaat Hessen.³⁶⁵ Diese erfolgte zwei Monate nach dem Wannsee-Beschluss, der darauf abzielte, die schon längst gewollte „Endlösung der Judenfrage“, d. h. den Völkermord an den Juden, in die Tat umzusetzen. Wir finden Lilly Herz unter der Nummer 675. Sie war eine von 467 Mainzerinnen und Mainzern, was knapp ein Drittel der zu dieser Zeit noch in Mainz lebenden Juden war. Unter ihnen befanden sich auch die Eltern von Gertrud Babette Fränkel, einer gleichzeitig mit Ruth Herz ins Israelitische Waisenhaus in Dinslaken eingetretenen Haushaltsschülerin.³⁶⁶ Eine Leidensgenossin war z. B. auch Hedwig Reiling, die Mutter der unter dem Künstlernamen Anna Seghers bekannten Schriftstellerin (einer geborenen Netty Reiling), die ihrerseits rechtzeitig ins Ausland geflüchtet war.³⁶⁷ Die Liste erfasste außer Mainzer

363 Ein Transport verließ Darmstadt am 27.9.1942, unter den 453 meist älteren Menschen befanden sich auch vier Holzheimer Juden, zwei Frauen und zwei Männer. Drei Tage später erfolgte die nächste Deportation von Darmstadt, unter den 883 Jüdinnen und Juden waren 178 aus Mainz und sieben aus Holzheim, drei Frauen, drei Männer und ein noch nicht zweijähriger Junge.

364 Nach Auskunft Ramona Weisenbergers, Stadtarchiv Mainz, vom 26.10.2021.

365 Das Folgende nach Statistik und Deportation der jüdischen Bevölkerung aus dem Deutschen Reich. Vgl. https://www.statistik-des-holocaust.de/list_ger_hhn_420324.html.

366 Vgl. Prior: Kindertransport, S. 95 f. Die Tochter wurde am 4.8.1942 als 19-Jährige von Belgien nach Auschwitz-Birkenau deportiert und ist dort umgekommen. Vgl. ebd., S. 96.

367 Hedwig Reiling unter Nr. 856 der Deportationsliste, S. 46.

Juden auch solche aus Bingen, aus Stadt und Kreis Worms sowie aus Stadt und Kreis Darmstadt. Aufgelistet sind Nachname, bei Frauen auch der Geburtsname, Vorname und Beruf, Familienstand, Geburtstag und -ort sowie der letzte Wohnsitz. Lilly Herz wird als Hausangestellte bezeichnet, demnach hätte sie noch in einem jüdischen Haushalt Arbeit gefunden. Aber die Angaben sind nicht zuverlässig, vielleicht hatte sie vor ihrer Deportation Zwangsarbeit leisten müssen.³⁶⁸ Ihre letzte Adresse Kaiserstraße 21³⁶⁹ klingt recht nobel, handelt es sich doch um eine gründerzeitliche Prachtstraße, gesäumt von einer Grünanlage mit hohen Bäumen. Allerdings war das fragliche Gebäude, ehemals Eigentum des emigrierten Rechtsanwaltes Dr. Paul Simon,³⁷⁰ eines von vielen Mainzer „Judenhäusern“, in denen die zwangseingewiesenen Bewohner eng zusammengepfercht lebten. Für die Mainzer Juden galt seit dem 12. September 1941, dass jedes Zimmer mit mindestens zwei Personen belegt werden musste.³⁷¹ Die Lebensumstände waren wohl ähnlich wie im Altersheim.³⁷² Beklemmend war zudem die nächste Nähe zum Sitz der Mainzer Außenstelle der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) Darmstadt in der Kaiserstraße 31, die unter anderem für die Überwachung, Verfolgung und Deportation der Juden zuständig war.³⁷³

Einer dieser Gestapobeamten suchte vermutlich am 18. oder 19. März 1942 Lilly Herz (und elf andere Bewohner des Hauses) in Begleitung von ein oder zwei Polizisten auf und legte ihr eine Staatspolizeiliche Verfügung der Gestapo Darmstadt vor.³⁷⁴ Die eröffnete ihr, zum „Zwecke der Abschiebung [...] vorläufig festgenommen“ zu sein und ihre Unterkunft binnen drei Stunden verlassen zu müssen, um in ein Sammellager gebracht zu werden. Beim Packen des Koffers oder Rucksacks und Fertigmachen der Wohnung – gemäß exakten Anweisungen – wurde sie

368 Vgl. z. B. die Erlasse und Verfügungen vom 6.10.1938, 26.10.1939 und Anfang November 1939. Walk: Sonderrecht, S. 246 u. 308 f.

369 Vgl. Auf den Spuren des Nationalsozialismus durch Mainz. Sonderheft der Mainzer Geschichtsblätter. Hrsg. v. Verein für Sozialgeschichte Mainz e. V., bearb. v. Jan Storre. Neuaufl., überarb. v. Hedwig Brüchert u. Markus Würz. Mainz 2011. Im Mainzer Adressbuch (59. Ausg. Mainz 1940, S. 516) wurden nicht die vielen Bewohner des „Judenhauses“ angegeben, sondern nur der Eigentümer, ein Heinrich Dietz in Mainz-Waisenau, sowie als Hausverwalter der Regierungsrat a. D. Dr. Michel Oppenheim. Dieser war verpflichteter Verbindungsmann der Gestapo zur Jüdischen Gemeinde bzw. zur Reichsvereinigung der Juden in Deutschland. Informationen zur Kaiserstraße 21 von Dr. Hedwig Brüchert, Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Mainz, vom 13.10.2021.

370 Zu Simon vgl. Ausstellungskatalog. In: Nationalsozialismus in Mainz, S. 117–146, hier S. 136 f.

371 Diese Anordnung musste die Jüdische Kultusvereinigung/Israelitische Religionsgemeinschaft in Mainz an ihre Mitglieder weitergeben. Vgl. Brodhacker: Menschen, S. 386.

372 Ruth Herz Goldschmidt schrieb später über den Aufenthalt von Mutter und Großvater in Mainz: „they remained under the most stressful circumstances until 1942“. (Biography, S. 1. USHMM.) Ruth Herz konnte von Belgien aus, d. h. bis zum Mai 1940, noch zensierten Briefverkehr mit Mutter und Großvater unterhalten. Vgl. die Angaben unter <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1148527> (abgerufen am 1.2.2021).

373 In Mainzer Adressbüchern gibt es zu diesem Gebäude keinen Hinweis auf die Gestapo.

374 Dieses Dokument ist wiedergegeben bei Brodhacker: Menschen, S. 392 f. sowie bei Kümmel: „Ausschaltung“, S. 392 f.

von den Beamten beaufsichtigt. Wichtig war naturgemäß das Ausfüllen einer Vermögenserklärung sowie die Übergabe von Wertsachen, über die zuvor ein Verzeichnis anzulegen und mit Anschrift und Kennnummer zu versehen war, ganz so, als ob sie diese Dinge eines Tages zurückbekäme, obwohl doch selbst das Handgepäck häufig schon zu Beginn einer Deportation weggenommen wurde. Am einträglichsten für den NS-Staat aber war die Vermögenserklärung: Mit der Verschleppung in die besetzten Ostgebiete ging der Verlust der Staatsangehörigkeit und der Vermögensverfall zugunsten des Deutschen Reiches einher.³⁷⁵ Entwürdigend war nicht zuletzt die Anweisung, sich ein dauerhaftes Schild um den Hals zu hängen mit Namen, Geburtstag und der Kennnummer in deutlicher Schrift. Am Abend des 19. März herrschte striktes Ausgangsverbot für die Betroffenen, was allerdings nicht zur Angabe der vorgelegten Verfügung passt, die Wohnung innerhalb drei Stunden verlassen zu müssen. Elf der betroffenen Mainzer, die schon eine Ahnung des Bevorstehenden hatten, nahmen sich das Leben oder tauchten unter.³⁷⁶

Die Gestapo holte am nächsten Morgen, dem 20. März, die Menschen ab zum Sammelplatz, der Turnhalle der Feldbergschule. Von dort hat man sie in der Nacht zunächst auf Polizeilastwagen zum Güterbahnhof an der Mombacher Straße und von da nach Darmstadt transportiert.³⁷⁷ Die Darmstädter Sammelstelle war die nahe dem Güterbahnhof gelegene Justus-Liebig-Oberrealschule, deren Schulbetrieb während der Nutzung für Deportationszwecke ausfallen musste. In dieser Zeit hatten Gestapo, Finanzamt sowie Wirtschafts- und Justizbehörden darin Büros, denn es bedurfte vieler Mitarbeiter beim Ausrauben und Vorbereiten der Ermordung der Juden. Diese waren während ihres mehrtägigen Aufenthalts in einem großen Saal auf strohbedecktem Fußboden untergebracht, von bewaffneten Polizisten bewacht, bis sie am 25. März³⁷⁸ in einem angeblichen „Gesellschaftssonderzug zur Beförderung von Arbeitern“³⁷⁹ die Fahrt antraten, die sie über mehr als 1.300 Kilometer ins sogenannte Generalgouvernement, den von Deutschen besetzten Teil Polens, in das kleine Piaski führte, rund 20 Kilometer südöstlich von Lublin. Dort lebten nicht nur polnische Juden in ihrem zum Ghetto umgebildete Shtetl, sondern auch die bereits 1939 aus Posen und 1940 aus Pommern in den Bezirk Lublin deportierten Juden.³⁸⁰ Wohl

375 Vertraulicher Runderlass vom 3.12.1941 bei Walk: Sonderrecht, S. 358.

376 Es waren fünf Tote und sechs Vermisste. Vgl. Brodhacker: Menschen, S. 394.

377 Zum Aufenthalt in Darmstadt vgl. <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/nstopo/id/969> (abgerufen am 30.9.2021).

378 Auch dazu variieren die Angaben von Zeitzeugen, aber der 25. März kann wohl als gesichert gelten.

379 Ein Waggon mit Nähmaschinen am Zugende sollte diese Irreführung unterstützen. Nach Thomas Wolff: Vor 75 begannen auch in Darmstadt die Deportationen. In: Echo, 22.3.2017. https://www.echo-online.de/lokales/darmstadt/vor-75-jahren-begannen-auch-in-darmstadt-die-deportationen-von-juden_17768140 (abgerufen am 30.9.2021).

380 Tausend Juden aus Stettin, heißt es in Dokumenten des Nürnberger Prozesses, wurden im Februar 1940 abgeschoben, weil ihre Wohnungen dringend benötigt wurden. Vgl. Lebenszeichen aus Piaski. Briefe Deportierter aus dem Distrikt Lublin 1940–1943. Hrsg. v. Else Rosenfeld u. Gertrud Luckner. Nachwort v. Albrecht Goes. München 1968, S. 31 f. Zu den Deportierten aus Posen vgl. ebd., S. 21.

über 3.000 Juden aus Piaski mussten jetzt das Ghetto verlassen und wurden mit Giftgas in Belzec getötet,³⁸¹ um Platz zu machen für die hessischen Juden, für die Piaski ebenfalls Durchgangsstation in ein Vernichtungslager war. Im Herbst 1942 fand zwar eine große Häftlingsüberführung von Piaski ins nahegelegene Arbeitslager Trawniki statt.³⁸² Dass Lilly Herz dabei war, ist aufgrund ihres Alters und Geschlechts unwahrscheinlich. Vermutlich wurde sie schon bald nach ihrer Ankunft in Piaski direkt in eines der beiden Vernichtungslager Belzec oder Sobibor geschickt,³⁸³ vielleicht am 23. April 1942 nach Belzec oder im Juni 1942 nach Sobibor.³⁸⁴ Wer „ausgesiedelt“ wurde – so die amtliche Umschreibung – und gehfähig war, musste seinen letzten Marsch antreten, nach Belzec 90 Kilometer, nach Sobibor 60 Kilometer Luftlinie; nur Kranke und Kinder wurden auf Fuhrwerke geladen.³⁸⁵ Das Todesdatum von Lilly Herz ist nicht bekannt. Vom Amtsgericht Mainz wurde es willkürlich auf den 31. Dezember 1945 festgelegt.³⁸⁶

12. Landesflucht und Überlebenskampf von Ruth Herz

12.1. Der Kindertransport nach Belgien

Ruth Herz, die als 16-Jährige Deutschland notgedrungen verließ, teilte dieses schwere Schicksal mit etwa 20.000 jüdischen Kindern und Jugendlichen, darunter auch über 600 aus Frankfurt, die in den neun Monaten zwischen den Novemberpogromen

381 Ebd., S. 91–93.

382 In einer zweiten Überführung ins Arbeitslager im Frühjahr 1943 wurden nur Männer verlegt. Beides nach Art. Piaski. <https://de.wikipedia.org/wiki/Piaski> (abgerufen am 12.10.2021).

383 Beide Lager befanden sich im Südosten des Generalgouvernements. Belzec war ab 1940 ein Arbeitslager, ab 1942 ein Vernichtungslager. Nach seinem Vorbild wurde das sehr viel größere Sobibor Anfang 1942 errichtet. In Belzec wurden im Frühjahr 1942 innerhalb von nur vier Wochen ca. 75.000 Juden ermordet, in Sobibor im Frühjahr und Sommer 1942 nach Schätzungen etwa 90.000. Vgl. z. B. Vernichtungslager Belzec, https://de.wikipedia.org/wiki/Vernichtungslager_Belzec; Jenny Oertle: Das Vernichtungslager Belzec (20.4.2021), <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/der-zweite-weltkrieg/voelkermord/vernichtungslager-belzec.html>; https://de.wikipedia.org/wiki/Vernichtungslager_Sobibor; Fotos geben neuen Einblick ins KZ Sobibor, <https://www.zdf.de/nachrichten/politik/sobibor-neue-fotos-100.html> (alles abgerufen am 12.10.2021).

384 Vgl. Robert Werner: Die Ermordung der Regensburger Juden (24.3.2012), <https://www.regensburg-digital.de/die-ermordung-der-regensburger-juden/24032012/> (abgerufen am 4.11.2021).

385 Für die Kranken- und Kindertransporte musste die Gemeinde Piaski im Jahr 1942 bis Anfang Oktober 400 Fuhrwerke kostenlos bereitstellen. Vgl. das Schreiben des Kreishauptmanns in Lublin an den Gouverneur des Distrikts vom 5.10.1942, in: Lebenszeichen, S. 127.

386 Im Holzheimer Aufgebotsverzeichnis Nr. 407 vom 13.5.1921 betr. Lilly Weinberg und Eugen Isaak Herz findet sich folgende Randnotiz vom 6.8.1953: „Ehefrau ist durch rechtskräftigen Beschluß des Amtsgerichts Mainz vom 30. März 1953 Aktenzeichen 4 II 184/52 für tot erklärt. Als Zeitpunkt des Todes wird der 31. Dezember 1945 festgestellt.“ Hessisches Staatsarchiv Marburg (HStAMR) Best. 905 Nr. 665 Standesamt Holzheim. Heiratsnebenregister 1916–1925. [https://dfg-viewer.de/show/?set\[mets\]=https%3A%2F%2Fdigitalisat-he-arcinsys.de%2Fhstam%2F905%2F665.xml](https://dfg-viewer.de/show/?set[mets]=https%3A%2F%2Fdigitalisat-he-arcinsys.de%2Fhstam%2F905%2F665.xml) (abgerufen am 14.8.2021).

1938 und dem Kriegsbeginn im September 1939 in sogenannten Kindertransporten aus dem Machtbereich der nationalsozialistischen Diktatur gebracht werden konnten.³⁸⁷ Vorher hatten sich nur wenige Familien zu der Notlösung einer Trennung von ihren Kindern entschließen können. Das änderte sich aufgrund der „Reichskristallnacht“ und den darauf folgenden Tagen, als sich die Gefahr, in der jüdische Kinder und Jugendliche schwebten, nicht mehr verleugnen ließ, auch nicht im Ausland, was von größter Bedeutung war. Denn von der Bereitschaft anderer Länder zur Aufnahme der jungen Flüchtlinge hing alles ab. Diese Bereitschaft musste den Regierungen z. T. durch öffentlichen Druck und in Verhandlungen abgerungen werden. Dabei spielte das Engagement jüdischer und nichtjüdischer Hilfsorganisationen, jüdischer und christlicher Gemeinden sowie einzelner Aktivisten eine wichtige Rolle. Die Aufnahme jüdischer Kinder und Jugendlicher³⁸⁸ war nur als eine temporäre gedacht, außer im Falle Palästinas. Sie wurde zudem nicht staatlicherseits finanziert, sondern ausschließlich mit Spendengeldern. Am bekanntesten sind die Kindertransporte nach Großbritannien, weil dieses Land mit der Aufnahme von rund 10.000 die führende Rolle einnahm, es folgten Palästina mit 3.400–5.000, die Niederlande mit 1.500–1.900, Belgien mit 800–1.000, Frankreich (bis April 1939) mit 600–700, Schweden mit 500, die Schweiz mit 300, die USA (bis Juli 1939) mit 240, Australien bildete mit der Aufnahme einer Gruppe von 17 Personen das Schlusslicht.

In Belgien war bereits 1933 ein jüdisches Hilfskomitee für die Opfer des Antisemitismus in Deutschland gegründet worden, aus dem 1938 das Komitee für den Beistand für jüdische Flüchtlingskinder (Comité d'Assistance aux Enfants juifs réfugiés: CAEJR) hervorging.³⁸⁹ So konnte am 21. Dezember 1938 der erste Transport jüdischer Kinder und Jugendlicher, darunter auch Bewohner des Dinslakener Waisenhauses, in Belgien eintreffen, zu dem Ruth Herz angeblich gehörte,³⁹⁰ was jedoch nicht zutrifft. Denn sie hielt sich zu dieser Zeit noch in Holzheim auf. Das belegen sowohl ihr am 9. Januar 1939 in Gießen ausgefertigter Kennkartenantrag (vgl. Abb. 11) als auch ihre Abmeldung zum 30. Januar 1939.³⁹¹ Sie kam folglich mit dem zweiten Kontingent Anfang Februar 1939 nach Belgien. Höchstwahrscheinlich stieß sie in Köln zu den ehemaligen Bewohnern des Israelitischen Waisenhauses Dinslaken. Dieser von Sophoni Herz begleiteten Gruppe waren viele andere Kinder und Jugendliche zugeteilt, vor allem aus rheinischen Bezirken.³⁹² Unter den Blicken einer

387 Angaben im Folgenden nach der Ausstellung „Kinderemigration aus Frankfurt“ des Deutschen Exilarchivs 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek Frankfurt am Main, 1.9.2021–15.5.2022. Der angekündigte Katalog zur Ausstellung lag nicht rechtzeitig vor.

388 Ausgeschlossen blieben allerdings die Schwächsten, nämlich Kranke, Behinderte und Verhaltensauffällige.

389 Vgl. ebd., S.17. Präsidentin des CAEJR war in der hier fraglichen Zeit Marguérite Goldschmidt Brodsky, die Ehefrau des Vizepräsidenten des belgischen Roten Kreuzes, Alfred Goldschmidt. Vgl. Vera Friedländer: Die Kinder von La Hille. Flucht und Rettung vor der Deportation. Berlin 2004, S. 32; Prior: Kindertransport S. 17.

390 Vgl. Prior: Kindertransport, S. 23 u. 45.

391 Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIII,1,1,3 u. XIII,1,1,4.

392 Vgl. zum Folgenden Herz: Erinnerungen, S. 17 f.

großen Menge Zuschauer fuhren sie vom Kölner Neumarkt mit einer Straßenbahn, deren Wagen jeweils mit der Kennzeichnung „Judentransport“ versehen waren, zum Hauptbahnhof. Dort stiegen sie in einen aus Berlin kommenden Zug, der schon mit sehr vielen jüdischen Kindern gefüllt war. Dieser Zug stand unter der Aufsicht zahlreicher SA-Männer, die für die Wahrung nationalsozialistischer Ordnung sorgten, indem sie beispielsweise in jedem Abteil mehrere Koffer öffnen ließen, um abzugleichen, ob deren Inhalt „hundertprozentig“ mit den oben erwähnten Umzugsgutlisten der Flüchtlinge übereinstimmte. An der belgischen Grenze verabschiedete sich Sophoni Herz, der selbst knapp sechs Monate später über Holland nach Nordirland auswanderte, von seinen Schützlingen.

Ruth Herz war nach ihrer Ankunft in Belgien eine kurze Zeit im Heim Général Bernheim, einer Einrichtung für jüdische Mädchen aus Deutschland und Österreich, untergebracht. Es war gerade vom CAEJR im Brüsseler Vorort Zuen eröffnet worden und wurde von dem jungen Ehepaar Elka und Alexander Frank geleitet,³⁹³ die sich beide als Ruths Retter erweisen sollten. Bald schon kam sie bei einer christlichen Familie in Brüssel unter. Mädchen waren im Allgemeinen leichter vermittelbar als Jungen, weil man sie als Arbeitskraft im Haushalt einsetzen konnte. Ihre Unterbringung wurde zusätzlich begünstigt, wenn sie dazu bereit waren, sich in ein christliches Umfeld einzufügen. So konnte Ruth als eine der Älteren nun selbst ihren Lebensunterhalt sichern. Zu dieser Lebensphase bemerkte sie später: „In Brussels I worked as a ‚mother’s helper‘ for a Christian family. Actually I was the maid and slaved from dawn to late at night doing all the housework, yard work and supervising several school-age children.“³⁹⁴

12.2. In Südfrankreich

Mit der deutschen Invasion in Belgien seit dem 10. Mai 1940 setzte eine Fluchtbewegung von Hunderttausenden ein, nicht nur von Emigranten aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei, sondern auch von Belgiern. So verließ die christliche Familie, bei der Ruth Herz etwa ein Jahr gearbeitet hatte, Brüssel kurzentschlossen und ließ Ruth zurück,³⁹⁵ die sich in dieser Situation wieder ans Mädchenheim Général Bernheim wandte.³⁹⁶ Dessen Leiterin, Elka Frank, drängte auf eine rasche Flucht mit ihren Mädchen sowie den Jungen, die in einem Heim in Anderlecht untergebracht waren. Durch die Verbindung ihres Schwagers in ein Ministerium wurden schon am 14. Mai, rechtzeitig vor der baldigen Kapitulation Belgiens, an einen nach Frankreich fahrenden Zug zwei Güterwaggons gehängt, einen für die Mädchen, einen für die Jungen. An sich sollte die Einreise jüdischer Flüchtlinge nach Frankreich, sofern sie sich nicht in unmittelbarer Gefahr befanden, verwehrt werden, aber angesichts der Flüchtlingsströme war man wohl überfordert, genauere Kontrollen durch-

393 Vgl. Friedländer: Kinder, S. 41.

394 So wörtlich zitiert bei Reed: La Hille, S. 27.

395 Vgl. <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1148527> (abgerufen am 1.2.2021).

396 Vgl. Prior: Kindertransport, S. 45.

zuföhren. Während der vier Tage und vier Nächte dauernden Fahrt fehlten Nahrung und Getränke sowie hygienische Einrichtungen. Außerdem waren die Züge den Angriffen deutscher Bomber ausgesetzt. Doch der Zug mit Elka Franks Gruppe erreichte schließlich unbeschadet Villefranche-de-Lauragais (35 Kilometer südöstlich von Toulouse), was nicht ein selbstgewählter Zielort, sondern dem Zufall geschuldet war. In jedem Fall hatte Elka Frank wie andere Flüchtlinge weit in Frankreichs Süden gelangen wollen, wo man größere Sicherheit erwarten durfte. Von Villefranche wurde ihre Gruppe mit einem Bus rund sieben Kilometer bis nach Seyre gebracht, ein Dorf mit knapp dreihundert Einwohnern im Département Haute-Garonne. Dort, wo sie auf recht freundliche Dorfbewohner stießen, konnte man ihnen aber nur ein verlassenes Gehöft zuweisen, ohne jegliche Einrichtung, nicht heizbar, ohne Licht und mit offenen Löchern in den Mauern statt Fenstern.

Dass Ruth Herz zu dieser Flüchtlingsgruppe gehörte, zeigt die „Liste de la population du Foyer de Seyre c. Nailloux“, in der sie als eine der 99 Personen namentlich und mit Geburtsdatum aufgeführt ist.³⁹⁷ Alexander Frank, der am 15. August 1940 als neuer Leiter³⁹⁸ zu den Geflohenen stieß, hat diese Liste im September 1940 angelegt. Allerdings hielt sich Ruth Herz zu dieser Zeit nicht bei den anderen in Seyre auf. Sehr bald nach ihrer ruthigen Ankunft, noch im Mai 1940, war sie wie andere, die über 18 Jahre alt waren, von der Gestapo (wie sie später den Sachverhalt verkürzend angab) ins Camp de Gurs deportiert worden.³⁹⁹ Es waren aber wahrscheinlich französische Gendarmen der Vichy-Regierung.⁴⁰⁰ Diese Regierung im unbesetzten Süden Frankreichs kollaborierte bekanntlich mit den deutschen Besatzern in Nordfrankreich und agierte vielfach sogar in vorausseilendem Gehorsam.

In dem sehr rauen und unwirtlichen Gebiet auf einem Hochplateau am Rande der Pyrenäen, ca. 50 Kilometer entfernt von der spanischen Grenze, befand sich seit 1939 das größte französische Internierungslager. Benannt war es nach dem benachbarten 300-Seelen-Dorf Gurs im Département Pyrénées-Atlantiques. In annähernd 400 Baracken lebten dort über 20.000 Menschen gleichzeitig. Bis 1943 durchliefen insgesamt 60.000 Menschen das Lager, davon rund ein Drittel Deutsche, die besonders aus Südwestdeutschland dorthin deportiert wurden. Mit dem Einmarsch deutscher Truppen in Frankreich sollten alle Deutsche als feindliche Ausländer interniert werden. Dieses Schicksal teilte Ruth Herz z. B. mit Hanna Arendt, der aber

397 Vgl. Friedländer: Kinder, S. 36 f. Im handschriftlichen Original ist ihr Nachname mit tz geschrieben, ihr Geburtsdatum aber korrekt wiedergegeben; in der Transkription Friedländers ist die Schreibweise des Nachnamens richtig, der Geburtsmonat versehentlich falsch angegeben (vgl. ebd., S. 38).

398 Er ersetzte laut einem am 10.9.1940 ausgefertigten Schreiben Goldschmidt Brodskys den Vorgänger Gaspard Deway. Elka Frank war weiterhin für die Mädchen verantwortlich. Während Deway einen sehr autoritären Kurs verfolgt hatte, begründete Frank, wie er selbst sagte, eine Art „Kinderrepublik“.

399 Als Datum der Verhaftung ist nur „5.40“ (d. h. Mai 1940) angegeben. Vgl. Arolsen Archives. 6.3.3.2 Korrespondenzakte Ruth Goldschmidt.

400 So heißt es mehrfach bei Sebastian Steiger: Die Kinder von Schloß La Hille. Basel u. Gießen 1992, S. 38, 40, 64, 168 f. u. 316. Steiger war ab Sommer 1943 als Lehrer im Schloss tätig.

nach wenigen Wochen die Flucht gelang. Die Unterbringung im Camp de Gurs war katastrophal: auf morastigem Untergrund, ohne Schutz vor den extremen Wetterlagen in schlechten Baracken mit Ratten und Ungeziefer. Es fehlte an allem Lebensnotwendigen. Für eine gewisse Notversorgung sprangen das Schweizer Rote Kreuz und die Quäker ein.⁴⁰¹ Vor allem an den typischen Lager- und Kriegskrankheiten, durch mangelnde Hygiene verursacht, erkrankten viele Internierte schwer. Ruth Herz arbeitete als Helferin in einer Krankenabteilung, in der – wie im ganzen Lager – die Ruhr vorherrschte. Trotz der Konfrontation mit dieser bakteriell verursachten Darmentzündung mit ausgesprochen unangenehmen Begleiterscheinungen (bis zu 30 Entleerungen am Tag) kam hier in der 18-Jährigen der bleibende Wunsch auf, Krankenschwester zu werden.⁴⁰² Viele Menschen gingen an den im Lager herrschenden Verhältnissen zugrunde, wie der Deportiertenfriedhof bei Gurs mit seinen 1.070 Gräbern offenbart.⁴⁰³ Ruth Herz aber war jung und robust und überlebte ihren fünfmonatigen Aufenthalt im Lager, trotz des besonderen Exponiertseins in den Krankenbaracken. Dass sie freikam, schrieb sie dem Schweizer Roten Kreuz zu, unter dessen Schutz die Kolonie der Kinder und Jugendlichen seit dem 1. Oktober 1949 stand.⁴⁰⁴ Ausführendes Organ aber war Alexander Frank, der die in Gurs Internierten als Hilfskräfte anforderte und bei der Präfektur in Toulouse ihre Aufenthaltsgenehmigung für Seyre erwirkte.⁴⁰⁵ So traf Ruth Herz am 10. oder 12. Oktober 1940⁴⁰⁶ wieder in Seyre ein.⁴⁰⁷ Die Kolonie von Kindern und Jugendlichen hatte sich, was die Ernährung angeht, nur sehr mühsam über den Sommer gebracht, seit Anfang Oktober sorgte das Schweizer Rote Kreuz unter anderem für eine bessere Versorgung mit Nahrungsmitteln. Als großes Problem sollte sich aber der ganz ungewöhnlich harte Winter 1940/41 erweisen, in dem man über keinen nennenswerten Schutz vor der Kälte verfügte. Gegen eiternde Frostbeulen, Furunkulose und Infektionskrankheiten gab es auch keinen ärztlichen Beistand.

401 „Die Religiöse Gesellschaft der Freunde“ (Quäker) als Retter jüdischer Flüchtlinge ist hierzulande kaum gewürdigt worden. Sie engagierte sich in England, wo daraufhin die meisten Kindertransporte aufgenommen wurden, aber auch in Frankfurt. Vgl. Petra Bonavita: Quäker als Retter ... im Frankfurt am Main der NS-Zeit. Stuttgart 2014.

402 Nach eigenen Aussagen, wiedergegeben bei Friedländer: Kinder, S. 299.

403 Zu diesem Friedhof vgl. <https://www.gedenkstaetten-bw.de/gst/gurs> (abgerufen am 17.10.2021).

404 Vgl. Biography, S. 2. USHMM.

405 So Friedländer: Kinder, S. 41.

406 Nach den Aufzeichnungen von Alexander Frank am 10.10.1940 (vgl. Friedländer: Kinder, S. 39) vs. 12.10.1940 nach Arolsen Archives, 6.3.3.2 Korrespondenzakte Ruth Herz Goldschmidt. – Just im Oktober 1940, als Ruth Herz das Lager Gurs verlassen konnte, traf der entfernt mit ihr verwandte Samuel Seewald aus Gambach mit einem Massentransport dort ein. Vgl. Müller u. a.: Münzenberg, S. 174.

407 Aus ihrer Zeit in Seyre gibt es ein Foto einer Kindergruppe aus Ruths Besitz. Vgl. Photograph Number 59831. <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1148654> (abgerufen am 1.2.2021).

Dem Schweizer Roten Kreuz war es zu verdanken, dass die Kinderkolonie eine erheblich bessere Unterkunft bekam. Es mietete das seit längerer Zeit unbewohnte Schloss La Hille (Luftlinie ca. 50 Kilometer entfernt von Seyre und 60 Kilometer südlich von Toulouse). In einer malerischen Hügellandschaft am Fuß der Pyrenäen im Département Ariège gelegen, gehörte es zu dem kaum 100 Einwohner zählenden Dorf Montégut-Plantaurel. Am 12. Februar 1941 begaben sich die älteren Jungen mit einem Betreuer dorthin und machten es durch die Errichtung von Toiletten und einer Zisterne sowie durch Elektrifizierung so weit bewohnbar, dass die gesamte Gruppe am 31. Mai 1941 umziehen konnte. Bald wurde das Personal aufgestockt, eine weitere Leiterin kam, eine Kindergärtnerin und nach und nach verschiedene Lehrkräfte. Auch die Versorgung mit materiellen Gütern jeder Art funktionierte recht gut. Die Aufgaben der inzwischen 19-jährigen Ruth Herz in diesem Heim waren zweifellos Kinderbetreuung und hauswirtschaftliche Arbeiten, worin sie seit dem Aufenthalt im Israelitischen Waisenhaus in Dinslaken ja geübt war. Ein Foto zeigt, wie sie mit einer Matratze hantiert.⁴⁰⁸ Aber auch für die Jüngeren und Schulpflichtigen galt im sehr gut strukturierten Tagesablauf körperlicher Arbeitseinsatz nach Alter und Eignung im Dienst der Gemeinschaft. Gewiss profitierte Ruth von den Bildungsangeboten wie Bibliotheksnutzung, Musizieren und Theateraufführungen. Wie zuvor in Seyre lag auch weiterhin ein Schwerpunkt auf dem Erlernen der französischen Sprache,⁴⁰⁹ was unabdingbar war, um Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung herzustellen und sich in der Umgebung einzupassen.⁴¹⁰ Lebenswichtig wurden die Sprachkenntnisse für jene, die später mit falscher Identität bis zum Kriegsende durchhalten mussten. La Hille war insgesamt eine gute neue Heimstätte, die den Bewohnern noch Jahrzehnte in angenehmer Erinnerung blieb. Im Rückblick urteilte beispielsweise ein damals 13-jähriger Junge: „Es war eine relativ glückliche Zeit“.⁴¹¹ Die Zeit konnte nur eine relativ glückliche sein, denn alle sorgten sich, zumal in den abendlichen Mußestunden, um ihre Familien, die im Herrschaftsbereich der Nationalsozialisten hatten zurückbleiben müssen.

Eine andere Belastung war die fortwährende Gefahr einer Deportation. Die Vichy-Regierung hatte 1940 eigene antijüdische Gesetze erlassen. So drangen immer wieder Gendarmen ins Gelände der Kinderkolonie ein. Schon vor den großen Razzien des Spätsommers 1942, als die Vichy-Regierung gemäß einer Verpflichtung den Nationalsozialisten 10.000 Juden aus dem freien Süden auszuliefern suchte, verließen Bewohner von La Hille nach und nach das Schloss. Eine Gruppe von 22 Kindern wurde von Quäkern in die USA gerettet. Andere versuchten allein, zu zweit oder gruppenweise illegal über die Grenze zu gelangen, in die Schweiz oder über

408 Vgl. Photograph Number 59830. <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa114653> (abgerufen am 1.2.2021). Außerdem gibt es ebd. drei Gruppenbilder mit Ruth in La Hille.

409 Schon in Seyre sollten sich die Kinder und Jugendlichen auch untereinander nur auf französisch unterhalten.

410 Aus ebendiesem Grund feierte man in La Hille auch die großen christlichen Feste Weihnachten und Ostern statt der jüdischen.

411 Fernand Nohr, zitiert nach Friedländer: *Kinder*, S. 57.

die Pyrenäen nach Spanien, um von dort aus weiterzukommen in ein sicheres Exil. Manchem gelang die Flucht erst im zweiten oder dritten Anlauf, neun wurden gefasst, deportiert und kamen in Vernichtungslagern ums Leben; zwei weitere Jugendliche wurden bei anderer Gelegenheit deportiert, ein Mädchen ging seelisch an ihrem Schicksal in einer psychiatrischen Anstalt zugrunde.⁴¹²

Nicht um ins Ausland zu fliehen, sondern zur Entlastung der Kolonie verließen 19 junge Leute La Hille, um unterzutauchen bzw. an einem anderen Ort zu arbeiten, darunter Ruth Herz.⁴¹³ Während elf in der Nähe des Schlosses verblieben, ging Ruth kurz nach ihrem 20. Geburtstag im Frühjahr 1942 durch die Vermittlung einer der im Chateau La Hille arbeitenden Schweizerinnen in ein Waisenhaus des Roten Kreuzes in Praz-sur-Arly im äußersten Osten Frankreichs (ca. 50 Kilometer südöstlich von Genf), im Département Haute-Savoie.⁴¹⁴ Als die Achsenmächte im November 1942 auch den Süden Frankreichs besetzten, brauchte sie zunächst noch keine falschen Papiere, da ihre Region von den Italienern kontrollierte wurde, die kein besonderes Augenmerk auf Juden richteten. Mit der Ablösung der Italiener durch die Deutschen infolge des Waffenstillstands zwischen Italien und den Alliierten im Jahr 1943 wurde es gefährlich für sie. Sie erhielt falsche Dokumente vom Bürgermeister eines kleinen Ortes, wohl durch die Vermittlung ihrer Heimleiterin, einer Madame Barusseau.⁴¹⁵ Zu ihrer Sicherheit wurde sie außerdem in ein anderes Heim geschickt, nämlich nahe Castres im Département Ariège, etwa 80 Kilometer östlich von Toulouse. Dort hätten ihr Schweizer Schwestern und Lehrkräfte geholfen, sich vor den Nazis zu verbergen.⁴¹⁶ Trotzdem war dieses Leben mit angenommener Identität ein gewagtes Unterfangen, selbst wenn sie das Französische mittlerweile fließend beherrschte. Denn deutsche Besatzer machten Jagd auf Juden. Zwischen dem 27. März 1942 und dem 17. August 1944 wurden insgesamt 85.392 Menschen aus Frankreich in die Vernichtungslager im Osten transportiert.⁴¹⁷ Ruth Herz aber überlebte wiederum. Sie arbeitete im Heim bei Castres nicht nur bis zur Befreiung Frankreichs im Jahr 1944, sondern noch drei Jahre darüber hinaus. Als diese Einrichtung 1947 geschlossen wurde, war sie noch eine Zeitlang in Pau tätig, der größten Stadt im Département Pyrénées-Atlantique, 200 Kilometer westlich von Toulouse.⁴¹⁸

412 Eine Übersicht über die hundert Schicksale bei Steiger: La Hille, S. 359–366.

413 Vgl. Steiger: La Hille, S. 360–362. Zur Verdeutlichung der Gefahr: Im Jahr nach Ruths Weggang wurden 45 La Hiller ins Camp du Vernet verschleppt. Jedoch gelangen der Leiterin von La Hille, Rösli Näf, und ihrem Kollegen Maurice Dubois deren Rettung (vgl. ebd., S. 175–178), wofür sie später in Yad Vashem als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt wurden. Vgl. Friedländer: Kinder, S. 326 f.

414 Aus Ruths Besitz stammt das Foto einer Kindergruppe in Praz-sur-Arly. Vgl. Photograph Number 59833. <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1148656> (abgerufen am 1.2.2021).

415 Vgl. Biography, S. 2. USHMM; Friedländer: Kinder, S. 80.

416 Vgl. Biography, S. 2. USHMM.

417 Zahlen von Serge Klarsfeld ermittelt, hier nach Friedländer: Kinder, S. 328–330.

418 Diese Angabe über den kurzen Aufenthalt in Pau findet sich nur bei Reed: La Hille, S. 238.

13. Nach dem Krieg

13.1. Drei Helfer von Ruth Herz als Displaced Person

Ruth Herz, die als rassisch und religiös Verfolgte ihre Heimat hatte verlassen müssen, gehörte zu den Millionen von Displaced Persons (DPs), die sich, zumeist kriegsbedingt, an einem Ort befanden, an den sie nicht gehörten. Die junge Frau hatte nach ihren Erfahrungen in Deutschland keinen guten Grund, dorthin zurückzukehren, wo sie ja auch keine Bezugsperson mehr vorgefunden hätte. Zur Auswanderung aber fehlten ihr die notwendigen Verbindungen und Papiere. Da erfuhr sie mit viel Glück von drei Seiten die Hilfe, deren sie bedurfte.

Es war ein sehr eigenartiger Zufall, dass ihr an ihrem vorletzten Arbeitsort bei Castres jemand aus Holzheim begegnete. Der Sohn des verstorbenen evangelischen Pfarrers war einer der rund 937.000 deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich, die zum Wiederaufbau des Landes eingesetzt wurden.⁴¹⁹ Neben anderen verrichtete der Holzheimer für ihr Kinderheim bei Castres Schwerarbeiten.⁴²⁰ Das unverhoffte Zusammentreffen setzte eine für alle Beteiligten nützliche Kettenreaktion in Gang: Ruth schickte für ihn Briefe an seine verwitwete Mutter,⁴²¹ die wiederum eine Verbindung Ruths zu ihrem ehemaligen Holzheimer Lehrer, Wilhelm Gandenberger, herstellte. Der sorgte dafür, dass sie ihre Geburtsurkunde erhielt, damit sie ihre wahre Identität wieder annehmen konnte, die wesentliche Voraussetzung für eine Einwanderung in die USA. Sie wiederum war ihm bei seinem Entnazifizierungsverfahren behilflich. Sie ließ ihm demnach ein Schreiben zu seinen Gunsten zukommen über sein humanes Verhalten ihr gegenüber nach 1933. Wie nützlich ihm das war und wie sein Verfahren ausging, d. h. welcher der fünf, nach dem Grad ihrer schuldhaften Involvierung in nationalsozialistische Aktivitäten unterschiedenen Gruppen er zugeordnet wurde, ließ sich nicht klären.⁴²² Der in der US-amerikanischen Besatzungszone, zu der Hessen gehörte, anfänglich intendierte und auch praktizierte Rigorismus ließ sich nicht durchhalten. Beispielsweise hätte eine konsequente Entnazifizierung der Lehrerschaft, die zu großen Teilen NS-Gliederungen angehört hatte, wohl zu große Nachteile mit sich gebracht. Denn nach Kriegsende

419 Der größte Teil dieser Gefangenen war von den USA an Frankreich abgegeben worden. Zu den Kriegsgefangenen vgl. das Dossier der Bundeszentrale für politische Bildung: Der Zweite Weltkrieg. Karten und Grafiken: „Kriegsfolgen“ (vom 30.4.2015) <https://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/der-zweite-weltkrieg/204484/karten-und-grafiken-kriegsfolgen> (abgerufen am 12.10.2021).

420 Zum Folgenden vgl. <https://collections.ushmm.org/search.catalog/pa1148527> (abgerufen am 1.2.2021).

421 Kriegsgefangene durften anscheinend nur vorgedruckte Postkarten mit wenigen Stichworten ausfüllen.

422 Im Stadtarchiv Pohlheim befinden sich zwar Entnazifizierungsakten zu vielen Einwohnern Holzheims, auch zu Gandenberger, doch lassen sich die Entscheidungen der Gießener Spruchkammer nicht den davon getrennten Formularen mit den persönlichen Daten zuordnen. (Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIII,6,28.) Eine mehrere Monate vor Redaktionsschluss ans Hessischen Staatsarchiv Wiesbaden gestellte Anfrage blieb unbeantwortet.

sollte der Schulbetrieb möglichst bald wieder aufgenommen werden, um die Kinder von der Straße zu holen und weitere Lerndefizite nach den Unterrichtsausfällen der Kriegsjahre zu vermeiden; in Holzheim geschah das am 12. November 1945.⁴²³ So ging die Entnazifizierung sowohl aus Pragmatismus als auch durch eine Veränderung der politischen Prioritäten im sich entwickelnden Kalten Krieg in der US-amerikanischen Besatzungszone ab 1948 schrittweise ihrem Ende entgegen. Ab wann Wilhelm Gandenberger wieder unterrichten durfte, ist ungewiss. Im Frühjahr 1947 hielt er sich noch in Holzheim auf, wo ihm Wohnungs- und Aufenthaltsbeschränkungen auferlegt wurden.⁴²⁴ 1949 kehrte er aus Oberhessen, und zwar aus Allendorf an der Lumda, an seinen Geburtsort Pfungstadt zurück, wo der ehemalige Parteigenosse im Jahr 1951 im staatlichen Schuldienst als Lehrer auf Lebenszeit reüssieren konnte. Seine Lebenszeit erreichte jedoch schon vier Jahre später ihr Ende, er starb 57-jährig an einem Schädelbasisbruch.⁴²⁵

Ruths dritter Helfer in der Nachkriegszeit war Alexander Frank, der frühere Leiter der Kinderkolonie La Hille, der sie 1940 aus dem Lager Gurs geholt hatte. Nachdem eine weitere Leitungskraft nach La Hille gekommen war, mit der er manche Konflikte hatte, floh er Ende 1942 mit seiner Frau unter Lebensgefahr über die tief verschneiten Pyrenäen nach Spanien, von dort via Gibraltar nach England, wo er im Dienst der belgischen Luftwaffe stationiert war; nach Kriegsende kehrte er nach Belgien zurück.⁴²⁶ Mit ihm stand Ruth in Verbindung, dank seinem Einsatz für sie kam ein Kontakt zu ihren in England lebenden Verwandten zustande.⁴²⁷ Diese setzten sich daraufhin mit anderen Verwandten in New York in Verbindung, und mit deren Affidavit konnte Ruth Herz im November 1947 schließlich in die USA emigrieren. In Cannes bestieg sie die Sobieski,⁴²⁸ ein großes, auf nahezu 1.000 Passagiere ausgelegtes Motorschiff, das im Zweiten Weltkrieg als Truppentransporter der Alliierten gedient hatte. Das Ziel war New York. Sie war zu dieser Zeit 25 Jahre alt. Etwa die Hälfte ihrer damaligen Lebensjahre hatte sie infolge der NS-Herrschaft unter Entrechtung, Entbehrungen, Terror und Verfolgung leiden und in Angst leben müssen. Ob sie nach der Befreiung Frankreichs Mitte 1944 angstfrei leben konnte, ist fraglich, denn es folgte dort zunächst eine Zeit politischer „Säuberungen“, in der sie zu ihrer Sicherheit wohl besser nicht als Deutsche erkannt werden sollte.

423 Vgl. Archiv der Pfarrei Holzheim/Dorf Güll. Ortschronik [...]. Bd. 2: Ortschronik für die evangelische Pfarrei Holzheim 1935 ff., S. 26.

424 Laut Mitteilung des Vorsitzenden der Spruchkammer des Landkreises Gießen an den Holzheimer Bürgermeister. Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIII,6,1,28.

425 Angaben über Aufenthalte und Tod nach Mitteilung des Stadtarchivs Pfungstadt vom 30.6.2021. Zu seiner Verbeamtung vgl. Staats-Anzeiger für das Land Hessen. Wiesbaden, 1951, Nr. 26, 30.6.1951.

426 1956 ging das Ehepaar Frank nach Ostdeutschland. Zu den Franks vgl. Reed: La Hille, S. 144–146; Friedländer: Kinder, S. 314 f.

427 Das Folgende nach Ruths eigenen Auskünften, vgl. Friedländer: Kinder, S. 299; vgl. auch Reed: La Hille, S. 238.

428 Vgl. Arolsen Archives. International Center on Nazi Persecution, Bad Arolsen. 6.3.3.2 Korrespondenzakte Ruth Goldschmidt.

Außerdem war sie nicht freiwillig in diesem Land. Zu all dem kam der tragische Verlust ihrer nächsten Angehörigen.

13.2. Wiedergutmachung? Das bürokratische Nachspiel

Mit dem Unrecht umzugehen, das man Juden – und nicht nur ihnen – in den zwölf Jahren nationalsozialistischer Herrschaft angetan hatte und das für die Betroffenen zeitlebens belastend blieb, damit tat sich in den frühen Jahren der Bundesrepublik ein größerer Teil der Bevölkerung schwer. Nach den enormen Kriegszerstörungen bot die Notwendigkeit des Wiederaufbaus eine gute Möglichkeit, der Vergangenheitsbewältigung auszuweichen. Die verbreitete Unfähigkeit zu trauern⁴²⁹ verhinderte unter anderem eine Anteilnahme am Schicksal der NS-Verfolgten und die Akzeptanz einer Wiedergutmachung in Form von Zahlungen an die Opfer.⁴³⁰ Viele Deutsche betrachteten nach Bombenkrieg und Entnazifizierung sich selbst als die eigentlichen Opfer.⁴³¹ Zudem gab es in Politik, Verwaltung und Justiz vielfach personelle Kontinuitäten aus der NS-Zeit, was kaum zu einer Befürwortung einer Wiedergutmachung führen konnte. Machten Juden Ansprüche geltend, bestätigte das bei manchem alte Vorurteile einer besonderen jüdischen Geldgier.

Haben sich früher viele an der Sache Wiedergutmachung gestoßen, so erscheint heute der Begriff fragwürdig, weil er verharmlosend klingt und weil erlittenes Unrecht und Schäden jedweder Art sich durch Geldzahlungen nicht im eigentlichen Sinne wieder gut machen lassen. Im Unterschied zu einer Rückerstattung von geraubten Vermögenswerten und Gütern bzw. deren Abgeltung ist es ein besonders problematisches Unterfangen, andere Formen des erlittene Unrechts in Geldwert zu beziffern, um dafür zu entschädigen. Doch welche Alternative hätte es dazu geben können? So wurden in der BRD – unter Einfluss der Alliierten, besonders der US-Amerikaner – in den 1950er Jahren bis zur Mitte der 1960er Jahre mehrere Gesetze erlassen zur Regelung der Rückgabe geraubten Vermögens sowie der

429 Alexander u. Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München 1970 (EA 1967).

430 Zur Wiedergutmachung vgl. Mark Weber: Die materielle Wiedergutmachung für Opfer des Nationalsozialismus in Westdeutschland und die Verteilung der hierfür geleisteten Zahlungen. Norderstedt 2019; Christian Pross: Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer. Frankfurt a. M. 1988; zu den ersten Schritten vgl. Wolf-Arno Kropat: Jüdische Gemeinden, Wiedergutmachung, Rechtsradikalismus und Antisemitismus nach 1945. In: Neunhundert Jahre, S. 447–508, hier S. 469–476; Hans Günter Hockerts: Wiedergutmachung in Deutschland 1945–1990. Ein Überblick (2013). <https://www.bpb.de/apuz/162883/wiedergutmachung-in-deutschland-19451990-ein-ueberblick> (abgerufen am 10.11.2021).

431 Wie das Entnazifizierungsverfahren für den aufgrund seiner antisemitischen Gewaltakte angezeigten Herbert Becker ausging, bleibt ungeklärt. Er bezeichnete sich selbst später als Opfer des Nazi-Regimes und drohte allen, die ihn mit dem Pogrom in Zusammenhang brächten, mit einer Anklage. (Vgl. die Aktennotiz des Bürgermeisters Buß zum Gespräch mit ihm vom 31.1.1969. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIX,6,1,31.) Die beiden anderen namentlich bekannten Täter konnten nicht mehr belangt werden, weil sie die NS-Zeit nicht überlebt hatten.

Entschädigungsansprüche für Schäden an Leib, Leben, Gesundheit, Freiheit, Ausbildung und beruflichem Fortkommen.

Solche Informationen verbreiteten sich auch unter den Mitgliedern der deutsch-jüdischen Communities in den USA. Wenn in den Jahren 1959/1960 der Regierungspräsident in Darmstadt beim International Tracing Service Arolsen (ITS) um eine Inhaftierungs- und Aufenthaltsbescheinigung zur Lagerhaft von Ruth Herz in Gurs ersuchte,⁴³² so ist anzunehmen, dass dahinter eine Anfrage der Betroffenen selbst stand, die um die Möglichkeit einer Entschädigung für Lagerhaft wusste. Denn die Behörde ergriff ohne konkreten Anlass sicher nicht die Initiative, einem Einzelschicksal nachzugehen. Die Entschädigung hätte fünf DM pro Tag betragen, für rund 150 Tage also 750 DM. Ob sie diese erhalten hat, bleibt offen.

Die Emigrantin versuchte 1962 in ihrer Eigenschaft als Erbin, Kompensation für erlittene materielle Schäden ihrer Mutter und ihres Großvaters zu erlangen. Ihre Forderungen erscheinen sehr geringfügig und schöpften bei weitem nicht den vollen Umfang der Gesetze aus. Laut Oberfinanzdirektion Frankfurt am Main stellte sie lediglich „rückerstattungsrechtliche Schadensersatzansprüche wegen angeblich zwangsabgelieferter Edelmetallgegenstände“, nämlich zwei Kästen mit Silberbesteck und mehrere Schmuckstücke, von denen die wertvollsten im Einzelnen benannt wurden; ein Wert wurde nicht angegeben. Ein guter Bekannter der Familie aus Holzheim, Heinrich Schmandt, wurde als Zeuge angegeben, der sich möglicherweise an die Objekte erinnere. Der war aber zwischenzeitlich verstorben.⁴³³ Deshalb hat der Holzheimer Bürgermeister, Walter Buß, Schmandts Tochter, zwei früherer Nachbarinnen und die oben genannte Frieda Luh sowie einen ehemaligen Kunden Moses Weinbergs befragt, die allesamt aussagten, sich nicht an die genannten Wertgegenstände zu erinnern. Dass sich bei der unter den Augen Frieda Luhs erfolgten Haushaltsauflösung in den letzten Monaten des Jahres 1939 die Objekte aus Edelmetall nicht im Umzugsgut befunden haben, erklärt sich aus deren Zwangsablieferung bis spätestens Anfang März 1939.⁴³⁴ Nun stand aber eine Aussage gegen fünf Aussagen, und man muss annehmen, dass es zu keiner Erstattung des Geldwertes kam.

Sechs Jahre später, 1968, wagte unsere Emigrantin einen erneuten Vorstoß. Hintergrund dessen war das sogenannte Schlussgesetz von 1965 zum Bundesentschädigungsgesetz (BEG) mit der Bestimmung, dass Anträge auf Entschädigung nur noch bis zum Jahresende 1969 eingereicht werden könnten. Nun waren ihre Entschädigungsansprüche, vom Bezirksamt für Wiedergutmachung in Mainz an den Holzheimer Bürgermeister übermittelt, deutlich umfangreicher. Es ging um Einrichtung und Warenbestände des Kolonialwarenladens ihres Großvaters, von der Enkelin auf 600 bzw. 1.000 DM beziffert, um die vollständig zertrümmerte Wohnung, mit

432 Vgl. Arolsen Archives. 6.3.3.2. Korrespondenzakte Ruth Herz Goldschmidt. – Der ITS, dessen Ursprünge im Jahr 1947 liegen, wurde 2019 in Arolsen Archives – International Center of Nazi Persecution umbenannt. Seine Aufgabe war und ist es, Informationen zu NS-Opfern zu recherchieren, zu dokumentieren und Auskünfte zu erteilen.

433 Vgl. Buß: Familienbuch Holzheim, S176.4: Heinrich Schmandt (1888–1950).

434 Vgl. Anordnung vom 21.2.1939. Walk: Sonderrecht, S. 283.

7.000 DM veranschlagt, außerdem um die an das Finanzamt in Butzbach entrichtete „Judenvermögensabgabe“ des Großvaters in Höhe von 6.000 und die der Mutter von 4.000 RM.

Dazu existieren zwei Schriftstücke.⁴³⁵ Ein undatiertes handschriftliches des oben erwähnten Beigeordneten der Gemeinde lässt eine gewisse Abwehr der Wiedergutmachungsansprüche erkennen. Über den kleinen Laden Moses Weinbergs äußerte er sich abwertend. Unter anderem behauptete er, die Fläche hätte acht bis neun Quadratmeter betragen – beim Ausmessen ergaben sich elf Quadratmeter.⁴³⁶ Es war also ein Kleinreden im wahrsten Wortsinne, wenn er die Fläche um rund ein Viertel reduzierte. Dieser Fehler konnte durch Vermessen korrigiert werden, bei anderen Aspekten war eine sachlich einwandfreie Ermittlung aber nicht mehr möglich. So hatte der Beigeordnete die Ladenausstattung als weniger aufwendig und die Waren als erheblich dürftiger in Erinnerung, als von Weinbergs Enkelin angegeben. Möglicherweise hatte sie ein leicht verklärtes Bild des großväterlichen Ladens aus der untergegangenen Welt ihrer Kindheit und Jugend vor Augen. Ganz gewiss aber beschönigte der Beigeordnete den Pogrom in Holzheim, wenn er, wie oben angeführt, bestritt, dass Holzheimer sich überhaupt auf den Straßen aufgehalten oder gar vor Weinbergs Laden liegende Waren an sich genommen hätten, womit er implizit auch den finanziellen Verlust Weinbergs für gering erklärte.⁴³⁷

Das offizielle Schreiben des Bürgermeisters Walter Buß an das Mainzer Bezirksamt für Wiedergutmachung vom 20. Januar 1969 fiel maßvoller aus. Darin bezog er sich nicht auf die Aussagen des Beigeordneten, sondern auf zwei der schon 1962 befragten Holzheimerinnen. Der Verkaufsladen sei sehr bescheiden ausgestattet gewesen; Fensterscheiben, Sofa und Küchenschrank seien beschädigt worden, aber nicht die ganze Wohnung, denn beim Wegzug der Familie aus Holzheim sei noch Mobiliar von einem Spediteur abgeholt worden. Über die Vermögensabgabe lasse sich in Holzheim nichts ermitteln.⁴³⁸

435 Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIX,6,1,31.

436 Vgl. eine mit Maßangaben versehenen Skizze der Ladenfläche ebd.

437 Dergleichen hatte System. Z. B. spiegelt die „Bearbeitung“ von Wiedergutmachungsansprüchen durch die Stadtverwaltung Dinslaken eine ungeheure Indolenz wider. Bis zu einer schmallippigen Antwort ließ man ein Jahr verstreichen und behauptete dann (1960) nicht zu wissen, dass eine bestimmte jüdische Familie je in Dinslaken gelebt hatte; auch verfügte das Finanzamt bezeichnenderweise über keinerlei Unterlagen. (Vgl. Prior: Novemberpogrom, S. 118–121.) Und in Gambach erklärte der Bürgermeister der sehr überschaubaren Gemeinde 1954, um Wiedergutmachungsansprüche als überzogen hinzustellen, dass eine Kfz-Werkstatt nur ein Ein-Mann-Betrieb gewesen wäre. Tatsächlich aber hatte der jüdische Betreiber Fritz Hahn mehrere Mitarbeiter, woran sich Ortsbewohner hätten erinnern müssen und wie eine Foto beweist. (Vgl. Müller u. a.: Münzenberg, S. 131 u. 143.) Mit Recht beanstandet Müller eine große Teilnahmslosigkeit der Gemeindeverwaltung, die sich sogar bis in die Gegenwart fortsetze. Vgl. ebd., S. 6.

438 Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XIX,6,1,31. – Der Sachverhalt, dass beim Auszug Möbel von einem Spediteur abgeholt wurden, besagt nichts über deren Zustand nach den Ausschreitungen. Außerdem ist die Auflistung der Beschädigungen unvollständig. Insofern ist auch bei Bürgermeister Walter Buß kein Wohlwollen für die Geschädigte erkennbar.

Mit dieser Vermögensabgabe ist wohl die „Sühneleistung“ gemeint. Wenn, wie angegeben, der Großvater 6.000 und die Mutter 4.000 RM ans Finanzamt abgeführt hätten, so bedeutete das bei einer 25-prozentigen Zwangsabgabe, dass sich ihr gemeinsames Gesamtvermögen noch im Jahr 1939 auf 40.000 RM belaufen hätte. Da der Hauswert mit 3.000 RM relativ bescheiden war und seit 1933 die Einnahmen signifikant zurückgegangen waren und da sich zu dieser Zeit viele Juden am Rande des Existenzminimums bewegten, erscheint ein Gesamtvermögen in gut 13-facher Höhe des Hauswertes extrem hoch und nicht verlässlich. Man kann nur vermuten, dass die Enkelin, zur Zeit des fraglichen Unrechts erst 16-jährig, etwas Falsches erinnerte. Ihre Angaben hätten an sich behördlicherseits überprüft und korrigiert werden können. Aber sie waren wohl nicht überprüfbar, weil die Akten von den zuständigen Beamten höchstwahrscheinlich im Frühjahr 1945 vernichtet worden sind.⁴³⁹ So hätte auch hier wie so oft in Wiedergutmachungsverfahren die Beweislast ganz bei den Opfern gelegen, die schwerlich Beweise liefern konnten.

Auch über den Ausgang dieses Entschädigungsverfahrens von Ruth Goldschmidt, geborene Herz, wissen wir nichts, denn die überlieferten Akten sind aus Gründen des Datenschutzes noch nicht freigegeben.⁴⁴⁰ Vermutlich war das Ergebnis enttäuschend. Viele gingen leer aus. Nach den bis 1965 vorliegenden Angaben wurde nur etwa die Hälfte der Anträge positiv beschieden, wobei ausländische Antragsteller aber größere Aussicht auf Erfolg gehabt hätten als in Deutschland lebende.⁴⁴¹ Die Abweisung von Ansprüchen war frustrierend, schlimmer aber waren die zuvor für die zu erteilenden Auskünfte notwendigen intensiven Erinnerungen an das Erlittene, sie konnten zu einer Retraumatisierung der NS-Opfer führen.

Ruth Goldschmidt hat es anscheinend mit drei Versuchen, Wiedergutmachungsleistungen zu erhalten, bewenden lassen, obgleich die 1965 als Schlussgesetz titulierte Novellierung des BEG dann doch kein Schlussgesetz war. Damals hatte Bundeskanzler Ludwig Erhard (CDU) erklärt: „Wir haben keinen Sinn für jene Bestrebungen, die aus der vergangenen Barbarei für alle Zeiten eine deutsche Erb-sünde herleiten“.⁴⁴² Doch später trat ein gewisser Mentalitätswandel ein, so dass der deutsche Staat gegenüber jüdischen Verfolgten seit 1980 weitere Verpflichtungen übernahm; außerdem folgte noch eine ganze Reihe Abkommen mit verschiedenen

439 Akten des Finanzamtes zu Moses Weinberg sind außer dem wenigen, in diesem Beitrag Angeführten nicht erhalten. – Nur zwei Beispiele für die 1945 häufig erfolgte Aktenvernichtung: Das Holzheimer Protokollbuch der Gemeinderatssitzungen der Jahre 1921–1952 weist für 1937–1944 eine vielsagende Lücke auf. (Vgl. Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim XV,2b,6,14). Auch das Brandkatasterbuch für Holzheim wurde laut Vorbericht auf dem Deckblatt am 30.8.1946 neu erstellt „an Stelle des am 12.9.1945[!] durch Feindeinwirkung zerstörten Exemplars“; zugleich wurde es ein wenig modifiziert, indem verschiedene jüdische Hauseigentümer nun ungenannt blieben. HStAD C6 Brandkataster Nr. 1078 Holzheim.

440 Sie befinden sich im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden.

441 Vgl. Pross: Wiedergutmachung, S. 286 f. Bis zum Erscheinen seiner Publikation 1988 gab es laut Pross keine weiteren Angaben der Bundesregierung über die Anzahl von positiven Bescheiden bzw. Ablehnungen.

442 Nach Pross, ebd., S. 110.

Einzelstaaten, um NS-Opfer generell, nicht nur jüdische, zu unterstützen.⁴⁴³ Ferner hat sich im Jahr 2000 die Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft konstituiert, die nicht nur den von Unrecht aus der Zeit des Nationalsozialismus Betroffenen Leistungen gewährt, sondern auch, wie der Name sagt, verschiedenerlei zukunftsorientierte Projekte fördert, beispielsweise in den Bereichen Völkerverständigung und Jugendaustausch.⁴⁴⁴

Die Wiedergutmachungsleistungen der öffentlichen Hand betragen bis 1998 insgesamt 104 Milliarden DM, was umgerechnet auf die Preisverhältnisse von 1998 212 Milliarden DM entsprochen haben soll.⁴⁴⁵ Diese Ausgaben beinhalteten sowohl einmalige Zahlungen als auch monatliche Renten. In Hessen flossen im Zeitraum von 1950 bis 2007 aus Landesmitteln außerhalb des BEG weitere 55 Millionen Euro in die Wiedergutmachung.⁴⁴⁶

13.3. Das Leben in den Vereinigten Staaten

Trotz all des erlittenen Unrechts durch den Nationalsozialismus in jungen Jahren führte Ruth Herz in den USA ein aktives Leben mit einem hohen Maß an sozialer Verantwortung. Im Jahr 1950 heiratete sie den deutschen Einwanderer Arthur Goldschmidt, mit dem sie zwei Töchter hatte.⁴⁴⁷ Gleich nach ihrer Ankunft aber hatte sie für ihr berufliches Fortkommen gesorgt, indem sie wieder in einem jüdischen Kinderheim arbeitete, um „jeden Groschen“ für eine Ausbildung zur Krankenschwester zu sparen, die sie sodann absolvierte.⁴⁴⁸ In diesem Wunschberuf seit ihrer Zeit in Gurs arbeitete sie dreißig Jahre⁴⁴⁹ im Kew Gardens General Hospital, Queens, New York, in den letzten zehn Jahren in der Psychiatrie. Im Ruhestand engagierte sie sich ehrenamtlich noch 25 Jahre als Lesepatin an einer Grundschule. In verschiedenen jüdischen Organisationen war sie Mitglied, teilweise aktives. Augenscheinlich führte sie, wie vom Großvater mitgegeben, ein in jüdischen religiösen Traditionen und jüdischer Gemeinde fest verankertes Leben. Mit den Schicksalsgefährten ihrer Jugend, den „Kindern von La Hille“, blieb sie in Verbindung.⁴⁵⁰ Sie starb am 30. Dezember

443 Vgl. Weber: Wiedergutmachung, S. 419–421.

444 Vgl. ebd., S. 399–416. Die Stiftung setzt sich zusammen aus Bund und Unternehmen.

445 Vgl. Hockerts: Wiedergutmachung. Detaillierte Angaben bis 2007 bei Weber: Wiedergutmachung, S. 389 f.

446 Vgl. Weber: Wiedergutmachung, S. 392.

447 Auch die Töchter haben deutschstämmige Ehemänner, was nahelegt aufgrund der den deutschen Juden gemeinsamen Vorgeschichte.

448 Selbstauskunft von Ruth Herz in Friedländer: Kinder, S. 299.

449 In einem wörtlichen Zitat von Ruth Herz Goldschmidt sind es 30 Jahre (vgl. ebd.), ebenso bei Reed (La Hille, S. 239), dagegen eine falsche Zeitangabe in den beiden identischen Nachrufen im Internet. Vgl. <https://www.legacy.com/us/obituaries/baltimoresun/name/ruth-goldschmidt-obituary?pid=197403153>; <https://memorials.sollevinson.com/ruth-goldschmidt/4414300/> (beide abgerufen am 1.5.2021).

450 Über ein Treffen der Gruppe im Jahr 1993 gibt es einen Dokumentarfilm von Ursula Junk und Gert Monheim mit dem Titel „Die Kinder vom Schloss La Hille“, gesendet im WDR. Nach Friedländer: Kinder, S. 7 u. 333.

2020 in ihrem 99. Lebensjahr. Die Aufklärung über die Geschichte des Holocaust war ihr ein wichtiges Anliegen. Deshalb hat sie beim United States Holocaust Memorial Museum in Washington 1995 den kurzen Lebensabriss bis zum Jahr 1947 und 2005 die wenigen noch erhaltenen alten Fotos hinterlegt und sich schließlich anstelle von Blumenspenden zu ihrem Begräbnis Spenden zur Unterstützung dieses Museums gewünscht.

Literatur

Appel, Marta, geb. Insel: *Memoirs*. Ms. undatiert. Auszug in: *Jüdisches Leben in Deutschland*. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz. Bd. 3: *Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945*. Stuttgart 1982, S. 231–242.

Arnsberg, Paul: *Die jüdischen Gemeinden in Hessen. Anfang – Untergang – Neubeginn*. Bd. 1–3. Frankfurt 1971–1973.

Auf den Spuren des Nationalsozialismus durch Mainz. Stadtführer. Hrsg. v. Verein für Sozialgeschichte Mainz e. V., bearb. v. Jan Storre. Neuaufl. überarb. v. Hedwig Brüchert u. Markus Würz. Mainz 2011.

Augstein, Dietrich, Ludwig Brake u. Dieter Eckert: *Stadtverkehr in Gießen. Pferdeomnibusse – Straßenbahn – Obusse – Omnibusse*. Nordhorn 2009.

Barkai, Avraham: *Etappen der Ausgrenzung und Verfolgung bis 1939*. In: Ders. u. Paul Mendes Flohr: *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*. Bd. 4: *Aufbruch und Zerstörung, 1918–1945*. Von Avraham Barkai, Paul Mendes-Flohr u. Steven M. Lowenstein. München 2000, S. 193–224.

Ders.: *Jüdisches Leben unter Verfolgung*. In: *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*. Bd. 4: *Aufbruch und Zerstörung 1918–1945*. Von Avraham Barkai, Paul Mendes-Flohr u. Steven M. Lowenstein. München 2000, S. 225–248.

Berndt, Otto, Friedrich Damrath u. Hanno Müller: *Juden in Lang-Göns. Eine Dokumentation gegen das Vergessen*. Überarb. Fassung. Fernwald 2018.

Brakelmann, Günter: *Adolf Stoecker als Antisemit. Teil 1: Leben und Wirken Adolf Stoeckers im Kontext seiner Zeit*. Waltrop 2004.

Ders.: *Adolf Stoecker als Antisemit. Teil 2: Texte des Parteipolitikers und Kirchenmannes*. Waltrop 2004.

Brodhaecker, Michael: *Menschen zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Der Alltag jüdischer Mitmenschen in Rheinhessen, Mainz und Worms während des „Dritten Reiches“*. Mainz 1999.

Brüchert, Hedwig: *Nationalsozialistischer Rassenwahn. Entrechtung, Verschleppung und Ermordung der Mainzer Juden, Sinti und gestig behinderten Menschen*. In: *Der Nationalsozialismus in Mainz 1933–45. Terror und Alltag*. (Katalog zur Ausstellung des Stadtarchivs Mainz [...] 2008). Hrsg. v. der Stadt Mainz. Redaktion Wolfgang Dobras. Mainz 2008, S. 79–92.

Buß, Gerold: *Familienbuch Holzheim Krs. Gießen 1671–1900*. Darmstadt 1993.

Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Hrsg. i. Auftr. d. Leo-Baeck-Instituts v. Michael A. Meyer unter Mitw. v. Michael Brenner.

Bd. 2: Emanzipation und Akkulturation 1780–1871. Von Michael Brenner, Stefi Jersch-Wenzel u. Michael A. Meyer. München 2000.

Bd. 3: Umstrittene Integration 1871–1918. Von Steven M. Lowenstein, Paul Mendes-Flohr, Peter Pulzer Pulzer u. Monika Richarz. München 2000.

Bd. 4: Aufbruch und Zerstörung 1918–1945. Von Avraham Barkai u. Paul Mendes Flohr mit e. Epilog v. Steven M. Lowenstein. München 2000.

Durlacher, Gerhard L.: Ertrinken. Eine Kindheit im Dritten Reich. Aus dem Niederländ. Übers. v. Maria Csollány. Hamburg 1993.

Erinnerungsblätter deutscher Regimenter. Die Anteilnahme der Truppenteile der ehemaligen deutschen Armee am Weltkriege. Bearb. unter Benutzung der amtlichen Kriegstagebücher. Truppenteile des ehemaligen preußischen Kontingents. Der Schriftenfolge 171. Band: Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 3. Oldenburg u. Berlin 1926.

Frank, Julius: Reminiscences of Days gone bye. Ms. undatiert. Auszug in: Jüdisches Leben in Deutschland. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz. Bd. 2: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte im Kaiserreich. Stuttgart 1979, S. 190–200.

Friedländer, Vera: Die Kinder von La Hille. Flucht und Rettung vor der Deportation. Berlin 2004.

Geißler, Gert: Schulgeschichte in Deutschland. Von den Anfängen bis in die Gegenwart. 2. aktual. u. erw. Aufl. Frankfurt a. M. 2011.

Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945. Hrsg. i. Auftr. d. Leo Baeck Instituts v. Marion Kaplan. München 2003.

Gesetz-Sammlung für das Grossherzogtum Hessen [...] enthaltend sämtliche hessische Gesetze und Verordnungen in der zeitlichen Reihenfolge und dem geltenden Wortlaut. Bd. 1–11. Hrsg. v. Reh, Heyer u. Gros. Mainz 1904–1913.

Gidal, Nachum T.: Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik. Mit e. Nachwort v. Marion Gräfin Dönhoff. Köln 1997.

Gronemann, Sammy: Erinnerungen. Ms. undatiert (vor 1947). Auszug in: Jüdisches Leben in Deutschland. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz. Bd. 2: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte im Kaiserreich. Stuttgart 1979, S. 391–419.

Günther, Gitta u. Gerhard Hoffmann: Konzentrationslager Buchenwald 1937–1945. Kleines Lexikon. Ilmenau 2016.

Heimatbuch Holzheim. Bearb. v. Waldemar Küther, hrsg. v. der Gemeinde Holzheim [1965].

Heyne, Kurt u. a.: Judenverfolgung in Gießen und Umgebung 1933–1945. In: MOHG NF 69. Gießen 1984, S. 1–315.

Herz, Yitzhak Sophoni: Fast vergessen? Erinnerungen an die „Kristallnacht“ in Dinslaken am 10. November 1938. 3. Aufl. Dinslaken 2003.

Hilberg, Raul: Täter, Opfer, Zuschauer. Vernichtung der Juden 1933–1945. Frankfurt a. M. 1992.

Hiß, Albert: Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm (2. Großherzoglich Hessisches) Nr. 116. Nach amtlichen Unterlagen und Berichten der Mitkämpfer [...]. Oldenburg u. Berlin 1924.

Hoffmann, Dieter: „... wir sind doch Deutsche“. Zu Geschichte und Schicksal der Landjuden in Rhein Hessen. Alzey 1992.

Hühn, Christine: Familienbuch der Juden in Allendorf an der Lumda. Allendorf an der Lumda 2019.

Jüdisches Leben in Deutschland. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz.

Bd. 1: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1780–1871. Stuttgart 1976.

Bd. 2: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte im Kaiserreich. Stuttgart 1979.

Bd. 3: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945. Stuttgart 1982.

Jung, Karl Heinrich: Die Holzheimer Juden. Eine historische Betrachtung. In: Hessische Heimat. Beilage zur Gießener Allgemeinen Zeitung v. 4.6.1988, S. 45–48.

Ders.: Die politischen Wahlen 1871–1961. In: Heimatbuch Holzheim. Bearb. v. Waldemar Küther. Holzheim [1965], S. 119–129.

Ders.: 150 Jahre Holzheimer neuere Geschichte (1806–1957). In: Ebd., S. 194–216.

Ders.: Holzheim in der Statistik. In: Ebd., S. 147–153.

Ders.: Wovon die Holzheimer leben. In: Ebd., S. 140–146.

Ders. u. Waldemar Küther: Das Schulwesen in Holzheim. In: Ebd., S. 194–216.

Ders. u. Gerold Buß: Das 1200jährige Pohlheim-Holzheim. Beiträge zu seiner Geschichte. Pohlheim 1991.

Kaplan, Marion: Konsolidierung eines bürgerlichen Lebens im Kaiserlichen Deutschland 1871–1918. In: Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945. Hrsg. i. Auftr. d. Leo Baeck Instituts v. Marion Kaplan. München 2003, S. 226–344.

Kilian, Helma: Jüdisches Leben in Gambach. [...] [Münzenberg 2013?].

Kingreen, Monica: Gewaltsam verschleppt aus Oberhessen. Die Deportationen der Juden im September 1942 und in den Jahren 1943–1945. In: MOHG NF 85. Gießen 2000, S. 5–95.

Dies.: Zuflucht in Frankfurt. Zuzug hessischer Landjuden und städtische antijüdische Politik. In: Dies. (Hrsg.): „Nach der Kristallnacht“. Jüdisches Leben und antijüdische Politik in Frankfurt am Main 1938–1945. Frankfurt a. M. u. New York 1999, S. 119–155.

Dies. (Hrsg.): „Nach der Kristallnacht“. Jüdisches Leben und antijüdische Politik in Frankfurt am Main 1938–1945. Frankfurt a. M. u. New York 1999.

Knauß, Erwin: Der politische Antisemitismus im Kaiserreich (1871–1900) unter besonderer Berücksichtigung des mittelhessischen Raumes. In: MOHG 53/54. Gießen 1969, S. 43–68.

Kriegsbriefe gefallener deutscher Juden. Mit e. Geleitwort v. Franz Josef Strauß. Herford 1992 (veränd. Neuaufl. d. EA 1935).

Krohn, Helga: „Holt sie raus, bevor es zu spät ist!“. Hilfsaktionen zur Rettung jüdischer Kinder zwischen 1938 und 1942. In: Monica Kingreen (Hrsg.): „Nach der Kristallnacht“. Jüdisches Leben in Frankfurt am Main 1938–1945. Frankfurt a. M. u. New York 1999, S. 91–118.

Kropat, Wolf-Arno: Kristallnacht in Hessen. Der Judenpogrom vom November 1938. Eine Dokumentation. Wiesbaden 1988.

Ders.: Die hessischen Juden im Alltag der NS-Diktatur 1933–1939. In: Neunhundert Jahre Geschichte der Juden in Hessen. Beiträge zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben. Komm. für die Geschichte d. Juden in Hessen. Bearb. v. Christiane Heinemann. Wiesbaden 1983, S. 411–445.

Kümmel, Werner Friedrich: Die „Ausschaltung“ der jüdischen Ärzte in Mainz durch die Nationalsozialisten. In: Moguntia medica – Das medizinische Mainz. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Hrsg. v. Franz Dumont u. a. Wiesbaden 2002, S. 385–395.

Leipner, Jürgen: Aus dem Leben der jüdischen Gemeinde Dinslakens von 1933 bis 1944. Dinslaken 2014.

Lowenstein, Steven M.: Anfänge der Integration 1780–1871. In: Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945. Hrsg. i. Auftr. d. Leo Baeck Instituts v. Marion Kaplan. München 2003, S. 123–224.

Ludwig Hoffmann's Wohlfahrtsbauten der Stadt Berlin, mit beschreibendem Text v. Hermann Schmitz. Berlin 1917.

Mack, Rüdiger: Otto Böckel und die antisemitische Bauernbewegung in Hessen 1887–1894. In: Neunhundert Jahre Geschichte der Juden in Hessen. Beiträge zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben. Komm. für die Geschichte d. Juden in Hessen. Bearb. v. Christiane Heinemann. Wiesbaden 1983, S. 377–410.

Magenza – 1000 Jahre jüdisches Mainz. Katalog zur Dauerausstellung im Stadthistorischen Museum Mainz. Hrsg. v. Hedwig Brüchert i. Auftr. d. Fördervereins Stadthistorisches Museum Mainz. Mainz 2015.

Meinl, Susanne: Legalisierter Diebstahl: Der Fiskus und der Raub „jüdischen Vermögens“ in Stadt und Landkreis Gießen 1933–1945. In: MOHG. NF 87. Gießen 2002, S. 1–56.

Mitscherlich, Alexander und Margarete: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München 1970.

Müller, Hanno: Juden in Laubach und Ruppertsburg. Lich 2015.

Ders. u. a.: Juden in Lich [...]. Teil 1: Familien. Fernwald 2010.

Ders., Helma Kilian u. Monica Kingreen: Juden in Münzenberg 1800–1942, Gambach 1750–1942, Fauerbach II 1800–1874. Fernwald 2014.

Ders.: Stoabach froijer. III: Drimherim. Autobahn, Steinbruch, Wald, Kirmes, Fastnacht, Landwirtschaft. Fernwald-Steinbach 2013.

Ders. u. Lothar Tetzner: Juden und jüdische Kurgäste in Bad Nauheim und Steinfurth. Lich 2020.

Ders. unter Mitarbeit v. Monica Kingreen: Juden in Pohlheim. Garbenteich 1789–1945, Grüningen 1763–1941, Holzheim 1784–1942, Watzenborn-Steinberg 1758–1942. Lich 2015.

Neunhundert Jahre Geschichte der Juden in Hessen: Beiträge zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben. Komm. für die Geschichte d. Juden in Hessen. Bearb. v. Christiane Heinemann. Wiesbaden 1983.

- Noam, Ernst u. Wolf-Arno Kropat: *Juden vor Gericht 1933–1945*. Wiesbaden 1986.
- Obinger, Herbert, Lukas Grawe u. Nikolas Dörr: *Veteranen- und Kriegsopferversorgung und Sozialstaatsentwicklung in Australien, Deutschland, Österreich und den USA*. In: *Politische Vierteljahresschrift* 61 (2020), S. 473–501.
- Pohlheim-Holzheim. *Geschichte in Bildern*. Hrsg. v. Magistrat d. Stadt Pohlheim. Texte v. Karl Heinrich Jung. Pohlheim 1989.
- Prior, Anne: *„Geben Sie diese Kinder nicht auf!“ Kindertransport nach Belgien und die Schicksale der Bewohner des Israelitischen Waisenhauses Dinslaken 1938–1945*. Essen 2015.
- Dies.: *„Wo die Juden geblieben sind, ist [...] nicht bekannt.“ Novembepogrom 1938 in Dinslaken und die Deportation Dinslakener Juden 1941–1944*. Essen 2010.
- Pross, Christian: *Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer*. Frankfurt a. M. 1988.
- Ders.: *Das Krankenhaus Moabit 1920 – 1933 – 1945*. In: Christian Pross u. Rolf Winau (Hrsg.): *nicht mißhandeln. Das Krankenhaus Moabit*. Berlin 1984, S. 109–252.
- Reed, Walter W.: *The Children of La Hille. Eluding Nazi Capture during World War II*. Syracuse, New York 2015.
- Richarz, Monika: *Berufliche und soziale Struktur*. In: *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*. Hrsg. i. Auftr. d. Leo-Baeck-Instituts v. Michael A. Meyer unter Mitw. v. Michael Brenner. Bd. 3: *Umstrittene Integration 1871–1918*. München 2000, S. 39–68.
- Dies.: *Einführung*. In: *Jüdisches Leben in Deutschland*. Bd. 1: *Selbstzeugnisse und Sozialgeschichte 1780–1871*. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz. Stuttgart 1976, S. 11–69.
- Dies.: *Einführung*. In: *Jüdisches Leben in Deutschland*. Bd. 2: *Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte im Kaiserreich*. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz. Stuttgart 1979, S. 7–62.
- Dies.: *Einführung*. In: *Jüdisches Leben in Deutschland*. Bd. 3: *Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945*. Stuttgart 1982, S. 13–73.
- Dies.: *Landjuden und Bauern im 19. Jahrhundert. Ihre sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen am Beispiel Südwestdeutschland*. Ms. e. Vortrags, gehalten an der Universität Heidelberg am 22. Juni 1988.
- Ries, Rotraud: *Mitten unter uns. Landjuden in Unterfranken vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Die Wanderausstellung im Buch*. Unter Mitarb. v. Rebekka Denz, Würzburg 2015.
- Rohkrämer, Michael: *Der Militarismus der „kleinen Leute“. Die Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich 1871–1914*. München 1990.
- Schmidt, Werner: *Leben an Grenzen. Autobiographischer Bericht eines Mediziners aus dunkler Zeit*. Zürich 1989.
- Schmiedebach, Heinz-Peter: *Jüdische Ärzte in Berlin. Wissenschaft und ärztliche Praxis im Spannungsfeld zwischen Emanzipation und Antisemitismus*. In: *Berliner Ärzteblatt (Rotes Blatt)*. 116. Jg. (2002), S. 14–18 u. 69–72.
- Schuster, Armin: *Die Entnazifizierung in Hessen 1945–1954. Vergangenheitspolitik in der Nachkriegszeit*. Wiesbaden 1999.

Schwerdtfeger, Erich (Hrsg.): Jüdisches Leben in einem hessischen Dorf. Aus den Lebenserinnerungen Ludwig Rothschilds (1916–1992). Norderstedt 2006.

Seligberger-White, Philip: *Memoirs of my youth in Fürth, Bavaria*. Ms. 1947. Auszug in: Jüdisches Leben in Deutschland. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz. Bd. 3: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945. Stuttgart 1982, S. 129–143.

Spiro, Samuel: *Jugenderinnerungen aus hessischen Judengemeinden*. Ms. Israel 1948. Auszug in: Jüdisches Leben in Deutschland. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz. Bd. 2: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte im Kaiserreich. Stuttgart 1979, S. 137–154.

Stern, Liselotte: *Erinnerungen an mein Elternhaus*. Ms. New York 1979. In: Jüdisches Leben in Deutschland. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz. Bd. 3: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945. Stuttgart 1982, S. 168–171.

Tänzer, Arnold: *Kriegserinnerungen*. Ms. undatiert. Auszug in: Jüdisches Leben in Deutschland. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz. Bd. 2: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte im Kaiserreich. Stuttgart 1979, S. 445–456

„Und keiner hat für uns Kaddisch gesagt...“ *Deportationen aus Frankfurt am Main 1941 bis 1945*. Frankfurt a. M. 2004.

Walk, Joseph (Hrsg.): *Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung*. Heidelberg u. Karlsruhe 1981.

Wassermann, Jakob: *Mein Weg als Deutscher und Jude*. Berlin 1987 (Erstausgabe 1921).

Weber, Mark: *Die materielle Wiedergutmachung für Opfer des Nationalsozialismus in Westdeutschland und die Verteilung der hierfür geleisteten Zahlungen*. Norderstedt 2019.

Wehler, Hans-Ulrich: *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918*. 5. durchges. u. bibliogr. erg. Aufl. Göttingen 1983.

Weil, Friedrich: *Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933*. Ms. undatiert. Auszug in: Jüdisches Leben in Deutschland. Hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz. Bd. 3: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945. Stuttgart 1982, S. 269–280.

Wertheim Stein, Mathilda: *The Way It Was. The Jewish World of Rural Hesse*. Atlanta, Georgia 2000.

Wolff, Horst-Peter u. Arno Kalinich: *Zur Geschichte der Krankenhausstadt Berlin-Buch*. 2. überarb. u. erw. Aufl. Frankfurt a. M. 2006.

Gedruckte und ungedruckte Quellen:

Adressbücher der Städte Berlin, Frankfurt a. M., Gießen, Leipzig, Magdeburg und Mainz (jeweils mehrere Jahrgänge, die z. T. mehrfach variierende Titel aufweisen).

Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918. Ein Gedenkbuch. Hrsg. v. Reichsbund jüdischer Frontsoldaten. Reprint d. Originals d. 2. Aufl. Berlin 1932. Guben 2010.

Gießener Anzeiger. General-Anzeiger für Oberhessen. Gießen. Jgg. 1890–1920.

Israelitisches Familienblatt. Berlin u. Hamburg. Jg. 22 (1920).

Landes-Adreßbuch für das Großherzogtum Hessen. Bd. 3: Provinz Oberhessen. Darmstadt 1906.

Schreiben Max Bambergers, Rochester (New York, USA) vom 8.9. (oder 9.8.) 1946. Privatbesitz.

Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reichs. N. F. 2 (1893). Berlin 1893.

Archive – Auskünfte und Archivalien:

Arolsen Archives. International Center on Nazi Persecution, Bad Arolsen: Korrespondenzakte Ruth Herz Goldschmidt 6.3.3.2.

Archiv, Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen, Oranienburg.

Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau.

Archiv des Pfarramts Holzheim/Dorf-Güll. Ortschronik für die evangelische Pfarrei Holzheim & Dorf-Güll, Kreis Gießen, Dekanat Hungen. Bd. 1, Teil 1: Ortschronik für die Gemeinde Holzheim 1858–1935; Bd. 1, Teil 2: Chronik der Gemeinde Dorf-Güll 1858–1954; Bd. 2: Ortschronik der evangelischen Pfarrei Holzheim 1935 ff.

Bundesarchiv. Abteilung Militärarchiv, Freiburg i. Br.

Bundesarchiv. Abteilung Personenbezogene Auskünfte zum Ersten und Zweiten Weltkrieg, Berlin. BArch Bestand B 578 Krankenbuchlager, Weinberg, Albert (19.09.1897).

Hessisches Landesarchiv. Hessisches Staatsarchiv Darmstadt: C 6, 1078 Brandkataster Holzheim; G 28 Amtsgericht Butzbach Nr. R 233.

Hessisches Staatsarchiv Marburg. Best. 905 Nr. 664 Standesamt Holzheim. Heiratsnebenregister 1906–1915; Nr. 665 Standesamt Holzheim. Heiratsnebenregister 1916–1925.

Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a. M.

Landesarchiv Berlin. P Rep. 205 Nr. 145.

Landesarchiv Thüringen. Hauptstaatsarchiv Weimar.

Stadtarchiv Butzbach.

Stadtarchiv Dinslaken. Sammlung Jürgen Grafen SP 140 – Herz, Ruth-Pauline.

Stadtarchiv Gießen.

Stadtarchiv Leipzig.

Stadtarchiv Magdeburg.

Stadtarchiv Mainz.

Stadtarchiv Pohlheim. Holzheim, XIII,1,1,2 – XIII,1,1,7; XIII,1,1,9; XIII,1,1,10; XIII,1,1,20; XV,2a,2,17; XV,2b,6,13; XV,2b,6,14; XVIII,4,2,1; XIX,5,1,25; XIX,6,1,28; XIX,6,1,31; XXIII,5b,2,7.

Stadtarchiv Saarbrücken.

United States Holocaust Memorial Museum Washington, 1995.A.541 Goldschmidt Ruth.

Internet:

AJDC Berlin Kartei. Deportationen. https://eguide.arolsen-archives.org/archiv/anzeige/kartei-der-ajdc-deportationskartei/?gclid=EAIAIQobChMIqPHW1MLX9AIVQfyCh0h8gbrEAA YASAAEgIRDvD_BwE.

Alten- und Pflegeheim Dr. Rosenthal. https://dfg-vk-darmstadt.de/Lexikon_Auflage_2/Alten_und_Pflegeheim_Dr_Rosenthal.htm.

Aus der Geschichte der jüdischen Gemeinden im deutschen Sprachraum. Dinslaken (Nordrhein-Westfalen). <https://www.juedische-gemeinden.de/index.php/gemeinden/c-d/139-dinslaken-nordrhein-westfalen>.

Bahnhof Berlin-Grunewald. Deportationen. https://de.wikipedia.org/wiki/Bahnhof_Berlin-Grunewald#Deportationen.

Berding, Helmut: Von der Judenemanzipation zum Antisemitismus. Die Situation der Juden in Hessen im 19. Jahrhundert. In: Justus-Liebig-Universität – Spiegel der Forschung Nr. 1/2012, S. 10–25. http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2012/8781/pdf/SdF_2012_1_10_25.p.

Bundesarchiv Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945. <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/>.

Bundeszentrale für politische Bildung. Dossier: Der Zweite Weltkrieg. Karten und Grafiken: „Kriegsfolgen“ (vom 30.4.2015). <https://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/der-zweite-weltkrieg/204484/karten-und-grafiken-kriegsfolgen>.

Datenbank der Opfer Berlin-Buch. <https://www.gedenkort-t4.eu/de/biografien/klinikum-berlin-buch>.

Der Novemberpogrom. „Der Schlag kam von innen“. Das Waisenhaus in Dinslaken: <https://www.yadvashem.org/yv/de/exhibitions/novemberpogromnacht/jewish-orphanage.asp>.

Der Tagesspiegel (18.10.2020). Der Weg in den Tod begann in Moabit. <https://www.tagesspiegel.de/berlin/ein-audiowalk-erinnert-juden-deportationen-der-weg-in-den-tod-begann-in-moabit/26275140.html>.

Durchschnittliches Bruttoarbeitsentgelt der vollzeitbeschäftigten Arbeitnehmer in der Weimarer Republik (Deutsches Reich) in den Jahren 1919 bis 1933. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1100231/umfrage/durchschnittseinkommen-in-der-weimarer-republik/>.

Eugene Isaac Herz. <http://www.geni.com/people>.

Fotos geben neuen Einblick ins KZ Sobibor. <https://www.zdf.de/nachrichten/politik/sobibor-neue-fotos-100.html>.

Frankfurter jüdische Altenpflege und Altenhilfe – ein historischer Überblick. <https://www.juedische-pflegegeschichte.de/frankfurter-juedische-altenpflege-und-altenhilfe-ein-historischer-ueberblick/>.

Freier, Thomas: Statistik und Deportation der jüdischen Bevölkerung aus dem Deutschen Reich. <https://www.statistik-des-holocaust.de/>.

Friedrich, Christoph: Pharmazie im Dienste des Volkes? Arzneimittel- und Apothekenwesen in der NS-Zeit und in der DDR. http://www.pharmaziegeschichte.at/ichp2009/penarvortrag/planarvortrag_volltext_pdf/PL03.pdf.

Gedenkstätte Opfer der Euthanasie-Morde. 1940 „Euthanasie“-Tötungsanstalt Brandenburg. <https://www.brandenburg-euthanasie-sbg.de/geschichte/1940-t4-mordstaette-brandenburg/>.

Geißler, Cornelia Shati: Die Darstellung der Deportation in Zeugnissen deutscher Jüdinnen und Juden. https://www.gedenkstaettenforum.de/nc/gedenkstaettenrundbrief/rundbrief/news/die_darstellung_der_deportation_in_zeugnissen_deutscher_juedinnen_und_juden/.

Geschichte der Krieger-, Kameraden- und Reservistenvereine in Deutschland. Wissenschaftliche Dienste Deutscher Bundestag. Ausarbeitung WD1-3000/078/11. <https://www.bundestag.de/resource/blob/410388/05b1064e5d6b689ba0482d80f15f0098/WD-1-078-11-pdf-data.pdf>.

Hamburger Schlüsseldokumente zur deutsch-jüdischen Geschichte. <https://dx.doi.org/10.23691/jgo:article-162.de.v1>.

Hessisches Staatsarchiv Marburg Best. 905 Nr. 664 Standesamt Holzheim. Heiratsnebenregister 1906–1915. https://dfg-viewer.de/show?tx_dlf%5Bdouble%5D=0&tx_dlf%5Bid%5D=https%3A%2F%2Fdigitalisate-he.arcinsys.de%2Fhstam%2F905%2F664.xml&tx_dlf%5Bpage%5D=1&cHash=0cadcc262fcfc41f067f6360ce8be58e.

Hessisches Staatsarchiv Marburg Best. 905 Nr. 665 Standesamt Holzheim. Heiratsnebenregister 1916–1925. [https://dfg-viewer.de/show/?set\[mets\]=https%3A%2F%2Fdigitalisate-he.arcinsys.de%2Fhstam%2F905%2F665.xml](https://dfg-viewer.de/show/?set[mets]=https%3A%2F%2Fdigitalisate-he.arcinsys.de%2Fhstam%2F905%2F665.xml).

Historisches Ortslexikon. <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ol/id/10336>> (Stand: 16.10.2018).

Hockerts, Hans Günter: Wiedergutmachung in Deutschland 1945–1990. Ein Überblick (2013). <https://www.bpb.de/apuz/162883/wiedergutmachung-in-deutschland-19451990-ein-ueberblick>.

Holzheim. Jüdische Wohlfahrtspflege 1932/33. <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/gsrec/current/1/sn/jgv?q=holzheim>.

Holzheim mit Grüningen (Stadt Pohlheim, Kreis Gießen). Jüdische Geschichte/Synagoge. http://www.alemannia-judaica.de/holzheim_synagoge.htm.

ICRC historical archives. 1914–1918 Prisoners of the First World War. <https://grandeguerre.icrc.org/en/File/Search/#/1/2/147/0/German/Military/Weinberg%2C%20Albert>.

Judenzählung. https://de.wikipedia.org/wiki/Judenzählung#Erlaess_und_Durchfuehrung.

Jüdische Altenheime im Nationalsozialismus. https://de.wikipedia.org/wiki/J%C3%BCdische_Altenheime_im_Nationalsozialismus.

Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen. Topografie des Nationalsozialismus in Hessen. <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/nstopo/id/969>.

Liste der Deportationszüge aus Berlin von 1941 bis 1945. https://de.wikipedia.org/wiki/Bahnhof_Berlin-Grunewald#Deportationen.

Sie waren Nachbarn. Jüdische Opfer der Nazis in Moabit. <https://www.siewarennachbarn.de/juedische-opfer>.

Sol Levinson. Ruth Goldschmidt (Herz). <https://memorials.sollevinson.com/ruth-goldschmidt/4414300>.

The Baltimore Sun. Ruth Goldschmidt. <https://www.legacy.com/us/obituaries/baltimoresun/name/ruth-goldschmidt-obituary?pid=197403153>.

United States Holocaust Memorial Museum. <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa114653> – [pa114656](https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa114656); <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1148527> – [pa1148530](https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1148530); <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1148658>; <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1170493>.

Wolff, Thomas: Vor 75 begannen auch in Darmstadt die Deportationen. In: Echo, 22.3.2017. https://www.echo-online.de/lokales/darmstadt/vor-75-jahren-begannen-auch-in-darmstadt-die-deportationen-von-juden_17768140.

Yad Vashem – The World Holocaust Remembrance Center. <https://www.yadvashem.org>.

Die Befreiung Angenrods und seiner Umgebung 1945 durch die US-Streitkräfte

INGFRIED STAHL

Die militärische Lage in Europa nach dem 6. Juni 1944, dem D-Day

Entscheidende Wendepunkte im militärischen Ablauf des von Nazi-Deutschland unter Diktator Adolf Hitler und seiner Helfershelfer initiierten, geschichtlich beispiellos-menschenverachtenden und auf nationalistischem Größenwahn basierten Zweiten Weltkriegs waren im Osten die gescheiterte Einnahme Moskaus und dann vor allem die von Stalingrad Anfang 1943, zum anderen nach Eröffnung der zweiten Front im Westen die Invasion der Briten, US-Amerikaner und Kanadier auf das europäische Festland.¹

Diese „Operation Overlord“ erfolgte am 6. Juni 1944, dem D-day (Decision-day), mit dem überraschenden und lange im Geheimen vorbereiteten Übersetzen einer Vielzahl von Landungsbooten auf das europäische Festland. Massiv unterstützt wurde dieses von Artilleriefeuer von Kriegsschiffen und Bombardierungen aus der Luft. Entschieden hatten sich die Befehlshaber für drei Landungsabschnitte an der französischen Kanalküste in der Normandie: Utah-, Gold- und Omaha-Beach. Das Oberkommando hatte Dwight D. Eisenhower.

Derweil hatte im Osten Europas bereits die Rote Armee der Sowjetunion die deutsche Wehrmacht unter hohen Verlusten immer massiver in die Defensive gedrängt. Vom 22. Juni bis Ende August 1944 wurde die Heeresgruppe Mitte operativ sogar vollständig vernichtet. Der Verlust von 28 Divisionen der Wehrmacht in dieser „Operation Bagration“ der Sowjets gilt als die militärgeschichtlich schwerste und verlustreichste deutsche Niederlage überhaupt.²

Zwischenzeitlich zum Stillstand kam dann die sowjetisch-deutsche Kampflinie an der Weichsel, der Grenze Ostpreußens und im Baltikum bei Riga. Die Unausweichlichkeit der deutschen Niederlage zeichnete sich aber hier bereits ab. Mit weltweit insgesamt 60 Millionen Toten, unsäglichem Leid und Zerstörung in weiten Teilen der Welt sollte es sich letztlich um das furchtbarste Kriegsgeschehen der Menschheitsgeschichte überhaupt herausstellen. Dies zudem einhergehend mit der

1 Piekalkiewicz, Janusz, Die Invasion. Frankreich 1944, München 1979.

2 Gackenholz, Hermann, Der Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte 1944, in: Hans-Adolf Jacobsen, Jürgen Rohwer (Hrsg.), Entscheidungsschlachten des Zweiten Weltkrieges, Bernard & Graefe, Frankfurt/Main 1960, S. 474. Lakowski, Richard, Der Zusammenbruch der deutschen Verteidigung zwischen Ostsee und Karpaten, in: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Teil Bd. 10, Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1945, Auftr. des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, Rolf Dieter Müller (Herausg.), S. 491; <https://d-nb.info/986632929>.

Ermordung von sechs Millionen unschuldiger Menschen jüdischer Religionszugehörigkeit in der Shoah, einem geschichtlich beispiellosen Genozid im Namen Deutschlands.³

Mit dem weiteren Vorstoß der sowjetischen Armeen im Osten über Ostpreußen, die Weichsel und Polen und schließlich der Oder sowie der Alliierten vom Westen her über Frankreich, Belgien und die Ardennen gelangte ab Anfang 1945 das Kriegsgeschehen ins Deutsche Reich. Es war die finale Phase in einem von Deutschland nicht mehr zu verteidigenden Zweifronten-Krieg und damit des über fünf Jahre und acht Monate dauernden Weltkrieges auf europäischem Boden.

Alle Dämme brachen schließlich mit der Überquerung des Rheins, des Vaters der deutschen Flüsse, und dem Vordringen der alliierten Streitkräfte ins Ruhrgebiet, nach Hessen und Baden-Württemberg.

Die 3. US-Armee überquert den Rhein und dringt nach Hessen vor

So hatten am 22. und 23. März 1945 Einheiten der 3rd US-Army unter dem Befehl von Lieutenant George S. Patton Jr. (1885–1945) in raschem militärischem Zugriff auch das rechte Ufer des Rheins in Höhe von Oppenheim/Geinsheim erobert. Dem ohne nennenswerten Widerstand deutscher Verbände und auf Pontons erfolgten Übersetzen der US-Soldaten mit ihren Panzern und Militärfahrzeugen über den „Vater der deutschen Flüsse“ waren allerdings sorgfältige vorbereitende Übungen am linksseitigen Rhein bei Nierstein vorausgegangen.

Am 25. März waren amerikanische Truppen bereits nach Darmstadt vorgerückt und besetzten die Südhessen-Metropole,⁴ am 28. März folgte Wiesbaden und einen Tag später Frankfurt am Main. In weiter schnellem Vormarsch wurden dann auch Gießen und Marburg, also Oberhessen besetzt. Am 4. April schließlich erreichte die US-Armee auch Kassel.⁵

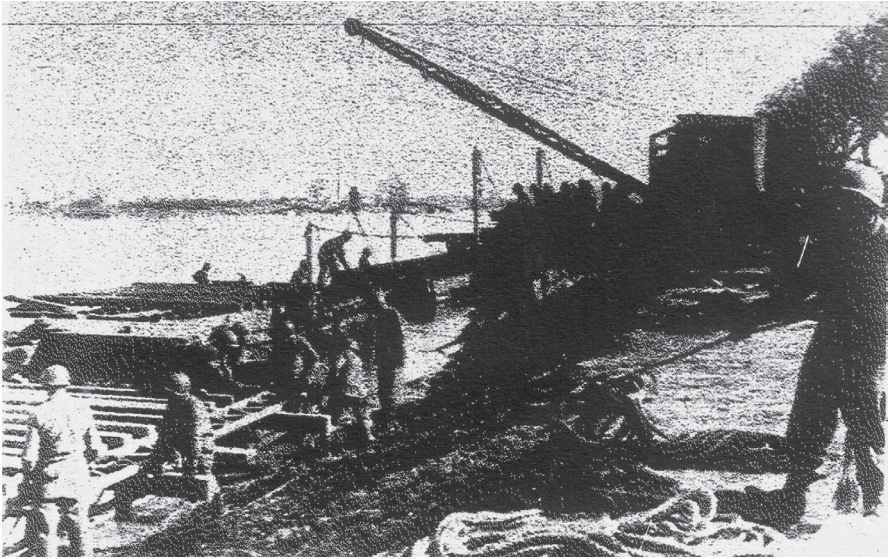
Die Okkupation des nach dem Ersten Weltkrieg etablierten „Volksstaats Hessen“ mit Rheinhessen, Starkenburg und Oberhessen als Rechtsnachfolger des Großherzogtums Hessen durch die US-Truppen erfolgte somit in nur knapp zwei Wochen militärischer Aktionen.

Patton selbst, bekanntermaßen sehr ehrgeizig, gelang es dabei, nach dem ersten Übersetzen amerikanischer Truppen bei Remagen (7. März) als nächste mit seiner Einheit den Rhein zu überqueren und somit in das eigentliche Kerngebiet des Dritten Reichs vorzurücken. Bei Remagen war da schon vom 7. März bis zum 17. März

3 Cesarani, David, Endlösung – Das Schicksal der Juden 1933–1948, Ullstein Buchverlage, Berlin 2016.

4 Besetzung der Städte in Süd- und Mittelhessen, 27.-28. März 1945“, in: Zeitgeschichte in Hessen <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/edb/id/890>> (Stand: 14.11.2021).

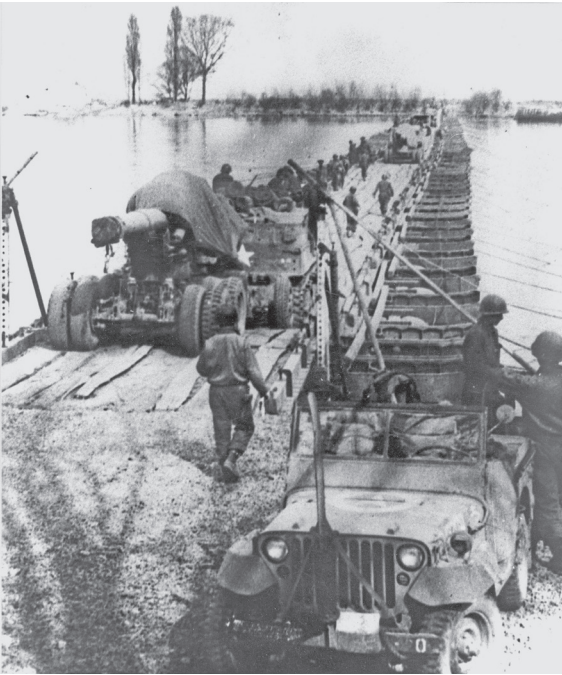
5 <http://www.fr-online.de/zeitgeschichte/hintergrund-das-kriegsende-in-den-wichtigsten-hessischen-staedten,1477344,2815426.html> (aufgerufen am 06.03.2015); http://mediathek.bildung.hessen.de/material/geschichte/epochen/neuere_geschichte/zweiter_weltkrieg/I_1_Chronik.pdf (aufgerufen am 06.03.2015); <https://hmulv.hessen.de/fuer-besucher/geschichte-des-landes-hessen/nationalsozialistische-gewaltherrschaft> (aufgerufen am 14.11.2021).



*Abb. 1: Die schwere Pontonbrücke bei Nierstein über den Rhein im Bau.
Quelle: Movement of third US Army Division 23-31 March 1945 and Enemy Situation
31 March 1945, Headquarters United States Army APO 403. 18. Sept. 1945.*



*Abb. 2: Die fertiggestellte Pontonbrücke für die Rheinüberquerung der US-Armee.
Quelle: Movement of third US Army Division 23-31 March 1945 and Enemy Situation
31 March 1945, Headquarters United States Army APO 403. 18. Sept. 1945.*



*Abb. 3/Abb. 4:
Die US-Soldaten setzen am
22./23. März 1945 bei
Nierstein/Oppenheim mit
Ponton-Brücken über den
Rhein über. Quelle: StADA,
Best. R 4, Nr. 24647 UF,
Bilddokumente: Stars and
Stripes.*





Abb. 5: Rheinübergang bei Kornsand und Nierstein/Oppenheim heute. An der Stelle des damaligen US-GIs-Übersetzen verkehrt heute fabrikplanmäßig mehrfach eine Autofähre. Foto: I. Stabl.

1945, dem Einsturztag der berühmten Eisenbahnbrücke, von der 9. US-Panzerdivision unter General William H. Hodges ein Brückenkopf gebildet worden.⁶

Den Tradierungen zufolge war es für den US-General wichtig, mit seinem Übersetzen über den Rhein Schlagzeilen zu liefern ähnlich denjenigen, die die 1st Army bei ihrer vorstehend erwähnten Brückeneinnahme von Remagen machte.

Andererseits wollte der egozentrierte US-Militär unbedingt dem britischen „Field Marshal Montgomery“ zuvorkommen. Montgomery hatte seinen Rheinübergang, dies aber weit entfernt am Niederrhein im Raum Wesel, für die Nacht des 23. März 1945 geplant.

Die symbolische Inbesitznahme des rechten Rheinuferes demonstrierte der unerschrockene US-General – ein Kalifornier –, indem er es sich nicht nur nicht nehmen ließ, die Pontons zu Fuß zu überqueren und dabei auch, im Beisein seiner Soldaten und eines Armee-Fotografen, in der Mitte des Flusses eine bewusste Pinkelpause einzulegen: in cooler Siegermanier.

6 Gückelhorn, Wolfgang, Das Ende am Rhein: Kriegsende zwischen Remagen und Andernach, Helios, Aachen 2005; http://kriegsende.ard.de/pages_std_lib/0,3275,OID1106664,00.html (aufgerufen am 14.11.2021).

Das damals aufgenommene legendäre Foto genoss in amerikanischen Veteranenkreisen noch lange nach Ende des Zweiten Weltkriegs Kultstatus. In seiner offiziellen Version wurde das Bild dann durch Urinstrahlretusche in seiner provokanten Aussagekraft etwas gemildert.⁷

Und noch eine weitere spektakuläre Aktion Pattons wird überliefert. Kaum auf der rechten Rheinseite angelangt, griff er á la William the Conqueror mit beiden Händen in das Erdreich, damit demonstrierend, dass jetzt endlich vom rechten Rheinufer und somit dem Deutschen Reich Besitz ergriffen wurde.

Patton selbst hielt diese historischen Momente in seinem Tagebuch fest: „I drove to the Rhein River and went across on the pontoon bridge. I stopped in the middle to take a piss and then picked up some dirt on the far side in emulation of William the Conqueror.“⁸

Die später veröffentlichte offizielle Version seiner Erinnerungen war dann aber eine sorgfältig bereinigte.⁹ Ins Deutsche übertragen stand jetzt zu lesen: „Am 24. ging ich mit Codman, Stiller und Eddy (General Eddy, d. Verf.) bei Oppenheim über den Rhein. Auf der Brücke hielten wir an, um in den Fluss zu spucken. Beim Betreten des jenseitigen Ufers stolperte ich absichtlich, so dass ich zu Boden fiel und in Nachahmung des Scipio Africanus und Wilhelms des Eroberers eine Handvoll deutsche Erde nahm. Bekanntlich stürzten beide beim Betreten des zu erobernden Landes, sagten aber geistesgegenwärtig: ‚Ich sehe in meinen Händen Afrikas Erde‘, beziehungsweise ‚... Englands Erde‘. Ich sah in meinen Händen Deutschlands Erde.“

Summa summarum überquerte dann innerhalb einer Woche eine komplette US-Armee, nämlich die 3rd Army unter General Patton, bei Nierstein/Oppenheim mit insgesamt 60 000 Fahrzeugen und Waffen sowie Gerät den Rhein, übrigens unweit des „Kühkopfs“, des heutigen Naturschutzgebiets „Altrhein“.

Zwar stand damals eine gewaltige 13 Bataillone umfassende Artilleriegruppierung der US-Armee, jederzeit zum Feuern bereit, zur Verfügung, jedoch war letztlich keinerlei Artillerie- und Luftunterstützung erforderlich. Der Übergang über Deutschlands Strom Nummer 1, den Rhein, erfolgte, wie die US-Militärs zufrieden festhielten, völlig „silently“, also ungestört und ruhig.

Einen Eindruck von den Rezeptionen durch die deutsche Wehrmacht gibt deren Eintragung in das Lagebuch des Wehrmachtführungsstabs. Hier wurde unter dem 23. März zu den Ereignissen des Vortrags folgendes vermerkt:

7 <http://www.lagis-hessen.de/de/imagepopup/s3/sn/edb/id/3296-FM-10> (aufgerufen am 17.05.2015).

8 „US-General Patton ergreift symbolisch Besitz vom eroberten rechten Rheinufer, 22.–23. März 1945“, in: *Zeitgeschichte in Hessen* <<http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/edb/id/3296>> (Stand: 17.05.2015); Mühlhausen, Walter, *Die amerikanische Militärregierung und der Aufbau der Demokratie im Nachkriegshessen in Hessen*, in: *60 Jahre Demokratie – Beiträge zum Landesjubiläum in memoriam Wolf-Arno Kropat*, hrsg. von Helmut Berding., Histor. Komm. für Nassau, Wiesbaden 2006, S. 3–34.

9 Patton, George S., *Krieg wie ich ihn erlebte*, Alfred Scherz Verlag, Bern 1950, S. 197; <http://d-nb.info/453712746> (aufgerufen am 25.08.2015).



Abb. 6: General George S. Patton dankt den Ingenieuren für den Bau der Brücke über den Rhein am 22. März 1945. Foto: Bildarchiv Dr. John Provan.

„Zwischen Koblenz und Mainz, wo der Widerstand erloschen ist, entstand dadurch eine kritische Lage, daß 200 Mann mit Panzern bei Oppenheim übersetzten und bis Groß-Gerau unter dem Schutz von Nebel und Artillerie vorstießen. Inzwischen sind Kräfte nachgezogen, vermutlich die 4. Pz.-Div. Ständiger Jagdschutz macht die Aufklärung unmöglich. Eine Pontonbrücke ist bereits zur Hälfte fertig. Eigene Kräfte werden herangezogen, unter anderem von der 19. Armee ein teil-mot. Rgt., von Frankfurt örtliche Flak-Kräfte.“

An diesem Tag, also dem 23. März und somit nur einen Tag nach Pattons Übersetzen bei Oppenheim, begann dann auch die Rheinquerung nördlich des Ruhrgebiets, und zwar bei Wesel („Operation Plunder“).¹⁰ Mit der Operation „Varsity“ erfolgte dabei auch noch einmal eine groß angelegte Luftlandeoperation, die größte eintägige des Zweiten Weltkriegs überhaupt. Landezonen waren hier die Wiesen- und Felder-Areale südlich und nordwestlich von Hamminkeln sowie nordwestlich von Wesel.¹¹

10 Berkel, Alexander, Krieg vor der eigenen Haustür – Rheinübergang und Luftlandung am Niederrhein 1945, Wesel 2004.

11 Ellis, L. F. u. Warhurst, A.E, Victory in the West, Vol. II: The Defeat of Germany, London 1968; Nitrowski, Johann J., Die Luftlandung – Das Kriegsende im Gebiet der Städte Hamminkeln und Wesel, Hamminkeln 1997.



Abb. 7/8: US-Panzer der 90. Division nach dem Patton-Motto „push-push“ im schnellen Vorrücken auf der Autobahn. Fotos: Bildarchiv Dr. John Provan.

In Zusammenwirken britischer und US-amerikanischer Luftlandedivisionen waren hier 540 Transportflugzeuge und 1300 Lastensegler beteiligt. Abgesetzt wurden 4978 britische und 9387 amerikanische Soldaten. Strategisches Ziel dieser Operation war es im Verbund mit den Streitkräften, die bei Remagen übergesetzt waren, die hochpotenten Industriegebiete an Rhein, Emscher, Ruhr, Wupper und Sieg, also das Ruhrgebiet und Siegerland, im sogenannten Ruhrkessel außer Gefecht zu setzen.

Am 24. März heißt es dann bezüglich des Vorwärtmarschierens der Patton-GIs in unserer Region Hessen im Lagebuch: „Im Brückenkopf von Oppenheim drang der Feind weiter vor. Ein um 23 Uhr eingesetzter Gegenangriff hatte Erfolge. Jedoch gingen Trebur und Wallerstädten heute verloren.“

Noch vor der endgültigen Besetzung Hessens durch die US-Armee waren Flugblätter abgeworfen worden, auf denen auf der Vorderseite von Abb. 9 folgendes zu lesen stand:¹²

„**An den Bürgermeister:** Wenn Sie Ihren Ort und die Bevölkerung retten wollen, müssen die folgenden Anweisungen sofort ausgeführt werden.

1. Eine weiße Fahne ist sichtbar am höchsten Gebäude des Ortes auszuhängen.
2. Ein Bevollmächtigter unter weißer Fahne ist in der Richtung der amerikanischen Truppen zu entsenden.
3. Alle Minen und Barrikaden sind zu beseitigen.

Gewissenlose Elemente können durch Abgeben von auch nur einigen Schüssen Ihre Bemühungen zunichtemachen und die Zerstörung Ihres Ortes herbeiführen.

Dieses Flugblatt ist dem Bürgermeister sofort zu übergeben.“

Am 25. März ergab sich die nach Luftangriffen massiv zerstörte Stadt Darmstadt, nur einen Tag später erreichten US-Truppen die südliche Peripherie der Mainmetropole Frankfurt. Die Besetzung der nördlichen Frankfurter Stadtteile erfolgte



Abb. 9: Flugblatt der US-Armee für den Bürgermeister. Quelle: Stadtarchiv Bad Homburg, S04 15, Nr. 19.

12 Abdruck des Flugblatts in: Aufbruch zur Demokratie (50 Jahre Hessische Verfassung), Wiesbaden 1996, S. 5.

am 29. März 1945. Zuvor war die Standortkommandantur an der Taunusanlage durch einen gezielten Treffer außer Gefecht gesetzt worden.

Es war der Gründonnerstag. An diesem Tag wurde auch bereits Wilhelm Hollbach, früherer Journalist und parteilos, zum Amtierenden Bürgermeister Frankfurts ernannt.

Frankfurts NS-Oberbürgermeister Dr. Friedrich Krebs (1894–1961)¹³ war derweil nach Bad Homburg entkommen. NSDAP-Gauleiter Jakob Sprenger, der auch für Oberhessen zuständig war, machte sich vor den heranrückenden US-Truppen aus dem Staub. Dem Bericht von Historiker Lutz Becht vom Frankfurter Institut für Stadtgeschichte zufolge soll er sich kurz vor Kriegsende für den Freitod entschieden haben.¹⁴

Die Besetzung Oberhessens durch die Amerikaner

Schon tags zuvor, also am 28. März 1945, waren US-Truppen der 1. US-Armee in die Oberhessen-Metropole Gießen, somit nur 40 Kilometer von Angenrod entfernt, eingezogen. Ausgangspunkt der unter General Courtney Hicks Hodges (1887–1966)¹⁵ stehenden 1. Armee war das rechtsrheinische Remagen. Nur vereinzelt soll es Widerstand gegeben haben. Eine Brücke über die Lahn wurde zum Teil gesprengt.

Die 1. und 3. US-Armee unterstanden der 12. Army Group¹⁶ unter General Omar N. Bradley (1893–1981).¹⁷ Mit 1,3 Millionen Soldaten war diese Armeegruppe der größte Heeresverband der US-amerikanischen Geschichte.

Wie Dr. Eva-Marie Felschow, ehemalige Leiterin des Archivs der Universität Gießen, hierzu mitteilte, seien die Amerikaner „insgesamt ohne größeren Widerstand einmarschiert. Es war relativ kampflös.“ Erwartet wurden die US-Soldaten, wie Filmdokumente am Beispiel einiger Männer belegen, offensichtlich wohl verbreitet mit weißen Tüchern, Signalen des Sich-Ergebens.

Der deutsche Wehrmachtsführungsstab berichtete über den weiteren Vorstoß der US-Amerikaner nach Mittel- und Nordhessen am 29. März 1945, rückblickend auf die Ereignisse des Vortags, des 28. März, wie folgt:¹⁸

„An eigenen Flak-Kräften sind nunmehr eingesetzt ... bei Siegen die 2. Flak-Brig. mit 2 Abt.en und die 19. Flak-Brig. bei Frankfurt. Ferner weitere Abteilungen im Raum Lindenfels-Michelstadt. ...

13 Drummer, Heike u. Krebs, Friedrich – Nationalsozialistischer OB in Frankfurt/M, Rekonstruktion eines politischen Lebens, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Band 42, Marburg 1992, S. 219ff.

14 <http://www.fr-online.de/zeitgeschichte/hintergrund-das-kriegsende-in-den-wichtigsten-hessischen-staedten,1477344,2815426.html> (aufgerufen am 20.05.2015).

15 Wishnevsky, Stephan T., Courtney Hicks Hodges – from private to four-star general in the United States Army. – Jefferson, N.C., McFarland & Co., 2006.

16 https://www.deinlexikon.de/wiki/12th_Army_Group (aufgerufen am 15.11.2021).

17 Bradley, Omar, A Soldier's Story. Henry Holt and Company, New York 1950, S. 557–561.

18 „Weiterer Vorstoß der US-Armee nach Mittel- und Nordhessen, 28. März 1945“, in: Zeitgeschichte in Hessen <<http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/edb/id/2633>> (Stand: 20.05.2015).

Die 1. amerik. Armee stößt nach Norden und Nordosten; daher sind die 3. und 7. Div. nach Norden eingedreht, die 99. Inf.-Div. folgt. Anscheinend werden noch 2 weitere Inf.-Div. nachgeführt. Die 3. amerik. Armee (Patton) hat ihren Stoß nach Osten nicht fortgesetzt, sondern gleichfalls nach Norden eingedreht. Außerdem führen die Amerikaner einen Stoß gegen die Kräfte im Rheinbogen. Die Naht nach Süden ist südlich Aschaffenburg anzunehmen.

Der Feind stieß über Marburg nach Norden vor und erreichte 10.25 Battenberg. Die Besetzung von Frankenberg ist noch nicht bestätigt. Das Gen.-Kdo. LXVII. AK. verlegt nach Waldeck. Wo das Gen.-Kdo. LXXXV. AK. liegt, ist nicht bekannt.

Heeresgr. G: (6. Tag nach dem Übergang bei Oppenheim). Die 4. amerik. Pz.-Div. jetzt im Stoß nach Norden. Erreicht wurden Nidda-Münzenberg: in diesem Raum bereits die Vereinigung von Teilen der 1. und 3. Armee durch Vorstoß über Wetzlar. Gefechtslärm bei Lauterbach.

Bei Hanau wurden die eigenen Kräfte vom Main abgedrängt, aber der Anschluß an den alten Brückenkopf ist gewahrt worden. Bei Aschaffenburg Ruhe. Bei Hammelburg wurden 3 Panzer vernichtet, deren Besatzung betrunken war. Im Odenwald stieß der Gegner in südostwärtiger Richtung weiter durch die dort aufgebaute Sperrlinie. Michelstadt ging verloren.“

Die Osthessen-Metropole Fulda erreichten die US-Streitkräfte erst kurz vor Ostern 1945. In der Barockstadt gab es aber noch heftigen Widerstand. Alle Fulda-Brücken waren zuvor durch die Amerikaner gesprengt worden. Es gab Beschuss durch US-Panzer von den Höhen herunter. Und erst nachdem die Drohung geäußert wurde, die ganze Stadt zu zerstören, weil immer noch Deutsche schossen, wurde durch Fuldas NSDAP-Oberbürgermeister Dr. Franz Danzebrink¹⁹ dem aussichtslosen Widerstand ein Ende gemacht: Er lief mit einem weißen Taschentuch in der Hand zum letzten Häuflein deutscher Soldaten und forderte es mit Erfolg zur Aufgabe auf.

Zu den letzten Kriegstagen in der Domstadt, nur 50 Kilometer von Angenrod entfernt, veröffentlichte auch die „Fuldaer Zeitung“ eine Reihe von Augenzeugenberichten aus Anlass der 70. Wiederkehr der Befreiung Fuldas durch die US-Amerikaner mit ihrem kommandierenden General George S. Patton an der Spitze.²⁰

In bedrückenden Erinnerungen lebten dabei die damaligen schrecklichen Erlebnisse noch einmal auf. Viele Menschen auch der Region um Fulda und der Rhön-Vogelsberg-Region kamen dabei, nur sechs Wochen vor Kriegsende, noch ums Leben.

19 <http://www.fulda.de/stadtverwaltung/stadtpolitik/historie/oberbuergemeister-der-stadt-fulda.html> (aufgerufen am 23.03.2015).

20 Der Autor dankt an dieser Stelle ganz herzlich Herrn Dr. Ludwig Weber (Oberstudienrat a. D., Fulda, gebürtiger Ruhlkirchener) für die Zusendung und Zurverfügungstellung einiger Zeitungsberichte dieser Serie für diese Dokumentation.



Abb. 10: US-Soldaten bringen auf dem Lichtweg in Fulda ein Hitler-Bild in ihren Gewahrsam. Bildokument: Stadtarchiv Fulda, BA 35347.

Oberkalbach: „Am 5. April 1945 wurde Oberkalbach von US-Streitkräften eingenommen. Dabei kamen sechs Menschen ums Leben, 70 wurden obdachlos, 61 Gebäude brannten nieder.“²¹

Mackenzell: „Vor 70 Jahren wurde Mackenzell in Schutt und Asche gelegt. Am frühen Morgen des 1. April 1945 hatten die Glocken noch zur Ostermesse gerufen, am Ende des Gottesdienstes wimmelte es im Ort von Soldaten und Waffen-SS.“

Deutsche Soldaten hatten in diesem kleinen Ort am Ostersonntag 1945 die US-Armee noch aufhalten wollen. Die Sherman-Panzer der Amerikaner nahmen daraufhin das Dorf unter Kanonenbeschuss, Mackenzell stand in Flammen. Danach ergaben sich, wie berichtet wurde, die Soldaten, „und alles war schnell vorbei.“²²

Hauswurz: 80 Prozent des Ortes wurden am 31.03.1945 von US-Panzern durch Beschuss zerstört, als Wehrmachtseinheit versuchte, Hauswurz vor der US-Armee zu verteidigen. Insgesamt 18 Personen starben, vier US- und 14 deutsche Soldaten.²³

Ober-Moos: „Zwei Tage nach Rixfeld ist Ober-Moos das zweite Vogelsbergdorf im Kreis Lauterbach, das beim Vormarsch der US-Armee zerstört wird.“ Schüsse auf

21 Fuldaer Zeitung: 07.04.2015.

22 Fuldaer Zeitung: 01.04.2015.

23 Fuldaer Zeitung: 31.03.2015.

ein US-Aufklärungsflugzeug hatten ein Bombardement von vier US-Jagdbombern mit Spreng- und Brandbomben ausgelöst. Zudem erfolgten Beschießungen durch die Bordkanonen. „Bilanz des Angriffs: 22 Bauernhöfe, zwei Scheunen und die Kirche brannten ab, 60 Prozent des Viehs kamen um.“ Erfreulicherweise kamen aber hier keine Menschen zu Schaden.²⁴

Fulda: „Am 25. März fielen die letzten Bomben auf Fulda.“ Es waren die Tage fast täglichen Fliegeralarms. „Fast 200 Menschen starben im Fuldaer Land durch diese Angriffe kurz vor Kriegsende, am 25. März allein 153.“

Tote im März im Raum Fulda infolge von Luftangriffen laut Angaben in dieser Zeitungs-Serie: Edzell (1. März, 1 Toter), Fulda (7. März, 2 Tote; 17. März, 2 Tote; 19. März, 17 Tote; 25. März, 153 Tote), Engelhelms (17. März, 13 Tote), Bronnzell (17. März, 1 Toter).²⁵

Lauterbach: Infolge noch geleisteten Widerstands starben in der heutigen Kreisstadt des Vogelsbergkreises 29 deutsche Soldaten.²⁶

Die Eroberung beziehungsweise Besetzung und Befreiung unserer Region Rhön-Vogelsberg wurde in jüngster Zeit mit einigen wichtigen Beiträgen zur Zeitgeschichte eingehend dokumentiert.^{27 28}

Die **Besetzung Alsfelds** am 30. März 1945 durch die US-Streitkräfte und alle damit im Zusammenhang stehenden gravierenden Ereignisse in der Kreisstadt wurden bereits 1974 von Alsfelds Heimat-Historiker Dr. Herbert Jäkel dokumentiert. Nachzulesen sind diese ausführlichen Details in den Mitteilungen des Geschichts- und Museumsvereins Alsfeld (MittGMV Alsfeld).²⁹

Zwei Jahrzehnte später (1995) präsentierte Jäkel diese zeithistorischen Arbeiten durch Publikation einer fünfteiligen Serie von Beiträgen in der „Oberhessischen Zeitung“. Er machte sie damit auch einer breiteren Leserschaft zugänglich.³⁰ In einem vorausgegangenen Beitrag in der „Heimatchronik“ der OZ hatte der Historiker,

24 Fuldaer Zeitung: 30.03.2015.

25 Fuldaer Zeitung: 26.03.2015.

26 Fuldaer Zeitung: 28.03.2015.

27 Sagan, Günter, Kriegsende 1945 im Vogelsberg und in der Rhön, Michael Imhof Verlag, Petersberg 2008.

28 Schroll, Karl-Heinz (Red), Als die Amerikaner kamen, VHS Lohr am Main 1999.

29 Jäkel, Herbert, Als die Amerikaner kamen. Das Ende des Krieges und die Besetzung Alsfelds am 30. März 1945, in: MittGMV Alsfeld, 12. Reihe, 1974, S. 49–68. Auch in der mit Alsfeld vergleichbaren Kleinstadt Osterode am Harz wurde die NS-Geschichte der Stadt und das Kriegsende mit seiner Besetzung beispielgebend detailliert und umfassend aufgearbeitet: Kriegsende in der „Festung Harz“, in: Walter Struve, Aufstieg und Herrschaft des Nationalsozialismus in einer industriellen Kleinstadt, Osterode am Harz 1918–1945, S. 488–512, Klartext Verlag Augsburg 1992.

30 Jäkel, Herbert, Vor 50 Jahren – Als die Bomben auf Alsfeld fielen, in: Heimatchronik der Oberhessischen Zeitung, 12. Jhg., Heft 3, März 1995; Jäkel, Herbert, Vor 50 Jahren: Alsfeld unter amerikanischer Besetzung: Die Stunde Null, OZ-Archiv: 07.04.1995.

auch mit Fotodokumenten, an die verheerenden Bombenabwürfe am 22. Februar 1945 auf die oberhessische Fachwerk-Kleinstadt erinnert.³¹

Jäkels Serie „Alsfeld unter amerikanischer Besatzung“ thematisierte im Einzelnen: „Die Stunde Null“ (Teil I),³² „Die schwierige Suche nach ‚brauchbaren‘ Bürgermeistern“ (Teil II),³³ „Die Amerikaner richten sich in Alsfeld ein“ (Teil III),³⁴ „Das Reservelazarett Alsfeld“ (Teil IV),³⁵ und das der primären Erfassung der NS-Aktivistinnen Alsfelds gewidmete Thema „Alle Männer politisch durchleuchtet“ (Teil V).³⁶

Aus Anlass des 50. Jahrestags des Kriegsendes hielt der Alsfelder Studienrat auch am 30. März 1995 im vollbesetzten Alsfelder Regionalmuseum einen grundlegenden Vortrag zu jenen Ereignissen in Alsfeld („Als die Amerikaner vor 50 Jahren nach Alsfeld kamen“).³⁷ Der OZ-Bericht hierzu trug die Überschrift: „Am Mittag des 30. März 1945 war in Alsfeld der Krieg vorbei“.

Mit dem Titel „Vor 50 Jahren – 1945 – Kriegsende – Zeitzeugen erinnern sich“, diese Beiträge in loser Folge, ließ die OZ aber auch eine Reihe von Zeitzeugen selbst mit eindrucksvollen, zumeist bedrückenden und sehr nachdenklich stimmenden Erinnerungen zu Wort kommen:

Ältere Bewohner Ehringshausens (Ehringshausen, „Wo einst der Bahnhof stand, öffnete sich ein 50 Meter breiter Krater“, Bericht von der Zerstörung des Ehringshäuser Bahnhofs mit den Untertiteln „Luftangriff am 25. März 1945“, „Gesamte Ladung explodierte“ und „Druckwelle fegte über den Ort“),³⁸ Herbert Decher (Liederbach, „Die jüngsten Soldaten ließen mit 16 ihr Leben“),³⁹ Walter Dickhaut (Arnshain, „Fliegertod über Arnshain: Der Abschuss eines englischen Bombers bei Wahlen“),⁴⁰ Else Schild (Alsfeld, „Bei unserer Hochzeit traten US-Soldaten zum Spalier an“),⁴¹ Änne Weihrauch (Groß-Felda, „Am 8. April 1945 doppelten Grund zum Feiern: Kriegsende am Geburtstag“),⁴² Anna Matz (Alsfeld, „Anna Matz: Die Frau mit der roten Mütze“),⁴³ Dr. Gernot Dippell (Zell, „Als Kindersoldat gehörte ich zu Adolf Hitlers letztem Aufgebot“),⁴⁴ Gertrud Pagels (Alsfeld, „Auf dem Rad fuhr mein Mann vor dem Feind her“),⁴⁵ Walter Dickhaut (Arnshain, „Abgeschossen:

31 Jäkel, Herbert, Als die Bomben auf Alsfeld fielen, in: Heimatchronik der Oberhessischen Zeitung, 12. Jhg., 1995, Heft 3, März 1995.

32 OZ-Archiv: 07.04.1995.

33 OZ-Archiv: 15.04.1995.

34 OZ-Archiv: 21.04.1995.

35 OZ-Archiv: 26.04.1995.

36 OZ-Archiv: 28.04.1995.

37 OZ-Archiv: 01.04.1995.

38 OZ-Archiv: 25.03.1945.

39 OZ-Archiv: 30.03.1995.

40 OZ-Archiv: 31.03.1995.

41 OZ-Archiv: 01.04.1995.

42 OZ-Archiv: 08.04.1995.

43 OZ-Archiv: 12.04.1995.

44 OZ-Archiv: 22.04.1995.

45 OZ-Archiv: 28.04.1995.

Einer kam davon“, Der Abschuss eines deutschen Jägers bei Bernsburg),⁴⁶ Karl Fey (Ohmes, „Als Prisoner of war hat Karl Fey vom Kriegsende nichts mitbekommen“),⁴⁷ sowie Walter Harres (Ehringshausen, „Das Ende des Zweiten Weltkriegs in Ehringshausen/Oberhessen“)⁴⁸ und Walter Dickhaut (Arnshain, „Flugplatz Kirtorf-Wahlen“, Ausbau, Ereignisse und Zerstörung am 24. März 1945).⁴⁹

Traurige Bilanz der Einnahme Alsfelds durch die US-Amerikaner auf Basis vorstehender Veröffentlichungen waren, was die Menschenopfer angeht, vor allem der Tod von 14 jungen Deutschen, die auf dem Liederbacher Friedhof Oberrod bestattet sind, und die acht Kriegstoten bei der Bombardierung Alsfelds. In der „combat-history“-Web-Dokumentation der „Supersixth“ von Patton heißt es bezüglich der Einnahme Alsfelds kurz: „Alsfeld fell after stiff engagement“, also „Alsfeld fiel nach heftigem Widerstand“.⁵⁰



Abb. 11: Kriegsgräber auf dem Friedhof von Oberrod (Asfeld-Liederbach) der beim Einrücken der US-Armee an der Pfefferböbe ums Leben gekommenen jungen deutschen Soldaten. Foto: Ingfried Stabl.

46 OZ-Archiv: 04.05.1995.

47 OZ-Archiv: 08.05.1995.

48 Harres, Walter, in: Heimatchronik der Oberhessischen Zeitung, 12. Jhg., 1995, Heft 5, Mai 1995.

49 Dickhaut, Walter, in: Heimatchronik der Oberhessischen Zeitung, 12. Jhg., 1995, Heft 5, Mai 1995.

50 <http://www.super6th.org/cmbthist/cmbgrmny.htm> (aufgerufen am 28.08.2015).

Im Regionalmuseum Alsfeld hielt zu dem letzten Kriegstag in Alsfeld auch Dr. Ingo Stöppler, ehemaliger Leiter der Stadtschule und auch früherer Stadtarchivar, einen gesonderten Vortrag, den die OZ mit „Alsfeld wird nur noch mit leichten Waffen verteidigt“ titelte.⁵¹

„Ausführlich schilderte Ingo Stöppler auch die Begebenheiten beim Einmarsch der Amerikaner in der Region, verbunden auch mit dem sinnlosen Widerstand junger deutscher Soldaten. Der Referent las dabei aus einem Bericht von OZ-Lokalredakteur Wolfgang Kneipp vor, den dieser aus Anlass des 40. Jahrestages der US-Invasion in Alsfeld verfasst hatte. Die Amerikaner seien damals über die und entlang der B 49 (von Romrod herkommend, d. Verf.) auf Alsfeld vorgerückt.

Leichter hie und da mit leichten Waffen aufkeimender Widerstand der Wehrmacht sei von den Amerikanern mit Panzerkanonen und Granatwerfern gebrochen worden. Eine HKL, also eine Hauptkampflinie, habe es hier schon seit Wochen nicht mehr gegeben. Die Amerikaner hätten eine kaum vorstellbare materielle Überlegenheit gehabt und sich auch taktisch dementsprechend verhalten.

Gegen 8.30 Uhr an Karfreitag 1945 seien die ersten US-Gefechtsfahrzeuge auf der Leuseler Höhe aufgetaucht. Den oberen Teil der Walpurgiskirche wohl für einen Beobachtungsstand auf der Flucht befindlicher deutscher Streitkräfte haltend sei dann auf diesem ein Schuss aus einer 9,35 cm Kanone als Volltreffer eingeschlagen. Eine halbe Stunde später sei dann das Hochzeitshaus dran gewesen und beschädigt worden.

Skurril machten sich dann die Schilderungen des damals völlig unsinnigen Widerstands einiger deutscher Soldaten aus, so mit gefällten Bäumen in der oberen Marburger Straße zum Aufhalten von US-Panzern. Soldaten der Heeresnachrichtenschule hätten an der Pfefferhöhe (Rasthof an der A 45, d. Verf.) die Amis heldenmütig aufhalten sollen. Vierzehn dieser jungen Menschen, so die Berichterstattung in der OZ, hätten letztlich ihr Leben ausgehaucht: „Gefallen für Führer, Volk und Vaterland“. Sie hätten auf dem Friedhof Oberrod bei Liederbach ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Mit auch persönlichen Erinnerungen des damals noch ganz jungen Referenten an Ereignisse im Zusammenhang mit dem Kriegsende schloss Stöppler seinen mit viel Beifall bedachten Vortrag. Wert legte der Referent aber auch auf die Feststellung, dass schon damals – noch lange vor dem eigentlichen Kriegsende, dem 8. Mai 1945 – in Hessen erste neue Verwaltungsstrukturen aufgebaut worden seien. Schon im Herbst 1945 habe es auch wieder Schulausbildung gegeben. Eine deutsche Widerstandsbewegung, eine deutsche ‚resistance‘, habe es im Unterschied zu anderen Nationen nicht gegeben.“⁵²

Schon zehn Jahre zuvor aus Anlass des 50. Jahrestags des Kriegsendes hatte Dr. Herbert Jäkel, Geschichtslehrer am Albert-Schweitzer-Gymnasium, am 30. März 1995 im Regionalmuseum Alsfeld einen grundlegenden Vortrag zu jenen

51 OZ-Archiv: 07.05.2005.

52 Auszug aus dem Bericht von (la.) (Kürzel des Berichterstatters) in der Veröffentlichung des Vortrags von Dr. Ingo Stöppler am 07.05.2005 in der „Oberhessischen Zeitung“ (Alsfeld).

Ereignissen in Alsfeld („Als die Amerikaner vor 50 Jahren nach Alsfeld kamen“) gehalten. Der OZ-Bericht hierzu war getitelt: „Am Mittag des 30. März 1945 war in Alsfeld der Krieg vorbei“.⁵³

In dem Zeitungsbericht wird der Alsfelder Historiker zu den Kriegsabläufen in der engeren Region Alsfeld wie folgt zitiert:

„Auf die militärische Lage im oberhessischen Raum kommend, berichtet Jäkel, dass Pattons Panzer am 24. und 25. März Darmstadt und Aschaffenburg erreicht hätten, einen Tag später seien sie in Frankfurt eingerollt. Die 6. Amerikanische Panzerdivision brach dann nach Norden durch, während die 4. Panzerdivision die Front nach Nordosten öffnete und rücksichtslos über das Kinzigtal in den Vogelsberger Raum bis Lauterbach vorstieß.

Infanterie der 318. und 319. Infanteriedivisionen räumten dann die liegengelassenen Widerstandsnester aus – Guderian hatte es den Alliierten ja gezeigt, wie man so etwas macht.

Kampfgruppen der dritten Armee stießen, von Remagen kommend, in Richtung Siegen vor. Kampfkommandos dieser Armee gingen das Lahntal entlang vor und besetzten am 29. März Marburg. So standen amerikanische Truppen in den letzten Märztagen 1945 in Alsfeld.

An dem regnerischen Morgen des 30. Mai 1945 hätten sich Panzergruppen über Romrod bis zur Pfefferhöhe vorgekämpft, andere Panzerrudel hätten im Westen über Leusel, den Mönchberg und Münch-Leusel die Stadt umgangen.

Artillerie, die im Raum Lauterbach-Reuters in Stellung waren, hätten in der Nacht vorher die Stadt unter Störungsfeuer genommen. Tage vorher seien bereits Flüchtlingsströme durch die Stadt nach Richtung Hersfeld gezogen, die von der Bevölkerung notdürftig mit Essen und Trinken versorgt wurden, Parteileute hätten sich mit viel Gepäck abgesetzt – zum Teil mit gestohlenen Fahrzeugen – die Einwohner der Stadt seien mit Durchhalteparolen gefüttert worden.

Nach einem aufgefangenen Funkspruch der Amerikaner erwartete man in Alsfeld einen starken Luftangriff, der die Stadt wohl vernichtet hätte. Dr. Völsing, der damalige Bürgermeister, wollte dies verhindern und die Stadt kampfflos übergeben. Auf einen entsprechenden Vorschlag wurde ihm von einem Offizier beim Stab des Kampfkommandanten geantwortet „... dann sind Sie in zwei Minuten eine Leiche“.

Auch die Bemühung des greisen Lehrers Dollinger in dieser Richtung blieben ohne Erfolg. Der alarmierte Volkssturm wurde nach Hause geschickt, da die Leute nicht bewaffnet und nicht uniformiert waren. Wenigstens hier hatte man etwas Verantwortung gezeigt, die Männer des Volkssturms wären in Zivil alle dem Kriegsrecht verfallen gewesen und exekutiert worden – die Amerikaner kannten da keine Gnade, sie hatten große Angst vor dem ‚Werwolf‘.

Die Schießerei hätte dann begonnen, als die Panzer mit aufgesessener Infanterie am 30. März um 8.30 Uhr über die Hochstraße und Marburger Straße in die Stadt eindrangen, es gab bei den sich entwickelnden Straßenkämpfen bei Freund

53 OZ-Archiv: 01.04.1995.

und Feind Verluste. Gegen 9.00 Uhr sei das Infanteriefeuer stärker geworden, man habe nun auch Abschüsse von Panzerkanonen wahrgenommen.

Ein Gegenstoß sei durch die Übermacht der Amerikaner zurückgedrängt worden, die Straßenkämpfe hätten sich im Bereich Mainzer Tor – Roßmarkt-Kreuz verlustreich für beide Seiten weiterentwickelt, dabei sei ein amerikanischer Panzer abgeschossen worden. Eine Halbbatterie deutscher Artillerie, die im Bereich Schlachthaus – Burgmauerweg Stellung bezogen hatte, nahm mit zwei 10,5 cm-Kanonen die Autobahn unter Feuer, es sollen nach Berichten von Zeitzeugen an diesem Vormittag etwa 180 Abschüsse gezählt worden sein. Dann hätten die Kanoniere die Geschütze gesprengt und sich mit den anderen Einheiten in Richtung Steinkaute abgesetzt.

Gegen 12.30 Uhr ebte das Gefecht in Alsfeld ab, die restlichen wenigen deutschen Soldaten hatten sich abgesetzt, die amerikanische Infanterie kämmte nun die Stadt durch. Türschlösser seien aufgeschossen worden, Fenster eingeschlagen, den Einwohnern sei aber nichts geschehen, man hätte nur nach versteckten Soldaten gesucht. Für Alsfeld sei der Krieg vorbei gewesen.“

Detailliertere Angaben zu dem Durchbruch der Patton-GIs in unserer Region sind dann dem „after action report“ (ARA) des „Combat Command B“ (Kampfkommando B, d. Verf.) der 6. Panzerdivision zu entnehmen.⁵⁴

Hier heißt es im Original:⁵⁵ „All elements of the command moved rapidly meeting little organized resistance and captured many PKW's and vehicles. A garrison of 800 men surrendered and numerous vehicles were captured in FRIEDBERG. CT 69 moved north meeting no resistance, but capturing many prisoners and vehicles and moved into an assembly area in the vicinity of REISKERCHEN after clearing the town of approximately 700 PW's (Prisoners of war, d. Verf.). At 21.00A a unit commanders' meeting was held to discuss the plan for the combat command for 30 March. ...“

Insgesamt, hier ins Deutsche übersetzt, wurde der US-Angriff am 30. März 1945 wie folgt geplant:

Alle Elemente des Kommandos bewegten sich schnell, stießen auf wenig organisierten Widerstand und erbeuteten viele PKWs und Fahrzeuge. Eine Garnison von 800 Mann kapitulierte und zahlreiche Fahrzeuge wurden in FRIEDBERG erbeutet. CT 69 zog ohne Widerstand nach Norden, nahm aber viele Häftlinge und Fahrzeuge auf und zog nach Räumung der Stadt von ca. 700 PW's (Kriegsgefangene, d. Verf.) in einen Sammelplatz in der Nähe von REISKERCHEN (Reiskirchen, d. Verf.). Um 21 Uhr fand eine Einheitskommandeurssitzung statt, um den Plan für die Kampfführung für den 30. März zu besprechen.

Die Division greift am 30. März um 06.00 Uhr an, um ALSFELD und KASSEL in einer Entfernung von etwa 70 Meilen zu erobern. Die Division würde mit Kampfkommandos nebeneinander angreifen, wobei jedes Kampfkommando in mindestens zwei Kolonnen operierte, mit dem Kampfkommando „B“ rechts (SE) und sich auf

54 http://www.super6th.org/CCB/ccb_history.pdf, page 29 u. 30 (aufgerufen am 28.08.2015).

55 Im US-Militärreport verwendete Abkürzungen: CC (Combat Command); CT (Combat Team); Tk Bn (Panzerbataillon);

drei Routen in seiner Zone nach KASSEL bewegte. Das Kampfkommando „A“ sollte ALSFELD einnehmen, wobei ein Kampfteam des Kampfkommandos „B“ bereit sein sollte, bei der Verkleinerung der Stadt zu helfen, falls diese stark verteidigt werden sollte. TR B 86th Cav Ren Sq Macz wurde aus dem Kampfkommando entlassen und Ren Co 603d TD Bn dem Kampfteams wie folgt zugeteilt. 1 Zug CT 44, 1 Zug CT 69 und das Unternehmen minus 2 Züge CT 50. CT 44 würde auf der Südroute, CT 69 auf der Nordroute und CT 50 in der Mitte verkehren. Die 128th Armd FA Bn würde CT 44 direkt unterstützen und die 231st AFA Bn (-1 Btry) würde CT 69 direkt unterstützen. Eine Batterie 231. Armd FA Bn (bewaffnetes Feldartillerie-Bataillon, d. Verf.) wurde CT 50 zugeteilt. Die 176. Armd FA Bn würde die allgemeine Unterstützung übernehmen. Alle Züge werden an Einheiten freigegeben und würden Einheiten bei dieser Operation begleiten. CP ZK „B“ in REISKERCHEN (Reiskirchen, d. Verf.) geschlossen.

30 (30. März, d. Verf.) CT 69 nahm seinen Marsch um 06.00 A auf einer Nordroute wieder auf und traf südwestlich von ALSFELD auf feindlichen Widerstand. Es überrannte eine Regiments-KP und zerstörte zwei 105-mm-Haubitzen, umging eine gesprengte Brücke östlich von ALSFELD und nahm die Marschroute nach OTTRAU wieder auf, wo es auf leichtes Maschinengewehr- und Panzerfaustfeuer traf. Die Kampfgruppe räumte die Stadt und nahm ihren Marsch mit leichtem Streuwiderstand wieder auf und schloss sich in einem Sammelplatz in der Nähe von OBERBEISHEIM auf. CT 44 zog auf einer Südroute aus, gefolgt von CT 50. Die Inf. Regiment 65. InfDiv war dem Kampfkommando unterstellt. Die Zusammensetzung des Kommandos war wie folgt: 69. Tk Bn (Panzerbataillon, d. Verf.); 44th Armd Inf Bn (bewaffnetes Infanteriebataillon, d. Verf.); 50th Armd Inf Bn (-Cos A & C); 2d Bn 261. Inf Regt (Atchd); Co A 68. Tk Mrd; Co A 25. Ingr. Mrd; Plat Co C 25th Armd Engr Bn; Co C 603d TD Bn und Rcn Co 603d TD Bn; Btry B 777. AAA Mrd; CP CC „B“ in OBERBEISHEIM geschlossen.

Zur Einnahme und Besetzung Alsfelds durch die US-Armee gibt es auch eine jetzt im Staatsarchiv Darmstadt recherchierte Stellungnahme aus erster Hand, nämlich die von Alsfelds damaligem Bürgermeister Dr. Karl Völzing.

Dieser Stellungnahme als auch direkter Zeit- und Augenzeuge der oberhessischen Fachwerkstadt lag die Anfrage des Personenstandsarchivs II des Landes Nordrhein-Westfalen in Kornelimünster (Kreis Aachen) mit Schreiben vom 21.05.1952 an das Landratsamt Alsfeld zugrunde.⁵⁶

Darin wird um amtliche Mitteilung ersucht, „wann (Tag und Monat) Ihre Kreisstadt und die Städte über 10 000 Einwohner Ihres Kreises im Kriege oder bei Kriegsende von den alliierten Truppen besetzt worden sind beziehungsweise von wann bis wann die Kämpfe in den Städten andauerten, die zur anschließenden Besetzung führten.“

Regierungsobersinspektor Karl Kneisel wurde daraufhin von Landrat Dr. Kurt Mildner beauftragt, den Vorgang an Alsfelds Bürgermeister Völzing weiterzuleiten,

56 StADA, Best. H 2 Alsfeld, Nr. 732.

wobei Kneisel aber auch noch einige Fakten seiner Erinnerung an die Besetzung hinzufügte.

Er, Kneisel, könne sich noch erinnern: „So viel ich noch in Erinnerung habe, waren die Kampfhandlungen an einem Karfreitag. Wie ich an dem hier noch vorliegenden Kalender des Jahres 1945 festgestellt habe, war dies der 30. März 1945.

Soviel ich mich auch noch erinnern kann, waren Sie, sehr geehrter Herr Bürgermeister, damals diejenige Person, die die heroischen Tage der Rettung unseres schönen Städtchens vor der Zerstörung vollbrachte.“

Mit Schreiben vom 28.05.1952 an Kneisel nahm Bürgermeister a. D. Völzing dann wie folgt Stellung zu den letzten Kriegseignissen in seiner Stadt.

„Am Karfreitag, dem 30. März 1945 wurde die Kreisstadt Alsfeld von der amerikanischen Wehrmacht nach vorausgegangenem Kampfe besetzt. Bereits am 29. März war die Stadt von zahlreichen amerikanischen Panzern umstellt, die in der Nacht vom 29./30. März ein lebhaftes Feuer aus den Panzern auf vorgelagerten Ortschaften, insbesondere auf Altenburg, eröffneten.

Am Morgen, den 30. März, begann der Panzerangriff auf Alsfeld und Romrod. Nach mehrstündigem heftigem Kampfe drangen am Nachmittag die amerikanischen Panzer auf mehreren Straßen in die Stadt ein und besetzten diese.

Bei den Kämpfen, die auf beiden Seiten Opfer kosteten, wurden auch zwei Zivilisten in der Stadt durch Maschinengewehrfeuer getötet. Infolge mehrerer Treffer durch Panzergranaten ging während des Kampfes das Anwesen der Mechanischen Weberei Grünewald am Schützenrain vollständig in Flammen auf.

In derselben Straße gegenüber wurden durch Granatfeuer 2 Wohnhäuser in Brand geschossen. Außerdem wurde durch Granatfeuer in der Altenburger Straße im landwirtschaftlichen Anwesen Raab eine Scheune in Brand geschossen. Außerdem wurden durch Granatfeuer noch mehrere Gebäude getroffen, die aber meist nur geringere Schäden erlitten.

Der geleistete militärische Widerstand in Alsfeld erfolgte auf Anordnung der deutschen Wehrmacht, trotz des energischen Einspruchs des Bürgermeisters, der vergeblich dem Vertreter der Wehrmacht klar zu machen suchte, dass ein Widerstand sinnlos sei und die Stadt der Gefahr der Vernichtung aussetzt.

Die Übergabe der Stadt erfolgte an den amerikanischen Kampfkommandanten auf dem Marktplatz, der sofort – ohne nähere Untersuchung – den Bürgermeister für abgesetzt erklärte.“

Die US-Armee erreicht und besetzt auch Angenrod

Am Karfreitag, als parallel auch bereits die Fulda-Brücken in der Domstadt gesprengt worden waren, erschienen dann Teile der US-Truppen erstmalig auch in Angenrod. Wie die jüngeren Zeitzeugen in Erwartung der Invasion und Besetzung auch Angenrods berichten, sei schon deutlich aus der Ferne das Brummen und Grollen der US-Panzer zu hören gewesen. Es waren die berühmten und wuchtigen Sherman-Panzer der Übersee-Armee.

Diese Kampfpanzer, mittlere Panzer aus US-amerikanischer Produktion, waren die meistgebauten US-Panzer im Zweiten Weltkrieg. Ihre „Feuertaufe“ erlebten sie bereits, von der britischen Armee in Dienst gestellt, bei der zweiten El-Alamein-Schlacht unter Montgomery gegen das Afrika-Korps unter „Wüstenfuchs“ Erwin Rommel.

Ausgerüstet waren diese etwa sechs Meter langen, über zweieinhalb Meter breiten und etwa 2,75 Meter hohen Panzer neben drei MGs insbesondere mit einer 75 mm-Kanone als Hauptbewaffnung. Die Panzerbesatzung umfasste fünf Soldaten.

Aufgrund der hohen Stückzahlproduktionen dieser Panzer konnte seitens der Alliierten der grundsätzliche Nachteil gegenüber den deutschen Panzern wie zum Beispiel dem „Tiger“ und dem „Panther“ weitgehend wettgemacht werden. Zudem verfügten diese frontbrechenden, mit verbesserten Geschützpanzerungen ausgestatteten Kettenfahrzeuge über bessere Wartungseigenschaften als die der deutschen Armee, Vorzüge, die den qualitativen Nachteil gegenüber den Panzern der deutschen Wehrmacht kompensierten.

Auch die Eroberung Oberhessens erfolgte dann durch diese Panzer an der Spitze. Sie näherten sich Angenrod vom südlichen Ende her, also aus Richtung Billertshausen und Getürms. Die Ortsbewohner, darunter auch die Kinder und ausländischen Zwangsarbeiter und vor allem Frauen und die Landwirte, dürften sich wohl ganz überwiegend in die vorgesehenen Schutzbereiche zurückgezogen haben, wie auch Zeitzeugen sowohl aus Billertshausen als auch Angenrod aus eigenem Erleben berichten.⁵⁷

Über die konkreten Details der Besetzung Angenrods durch die US-Amerikaner mit deren Panzern und Militärfahrzeugen sind bislang allerdings keine Archivalien zu ermitteln, weder via der Akten der Hessischen Staatsarchive, noch vor allem durch die spezifischen Aufzeichnungen der US-Militärkommandantur in den sogenannten OMGUS-Akten (Office of Military Government for Germany, U.S.).⁵⁸

Von letzteren liegen zwar insgesamt circa 6 Millionen Blatt auf circa 100 000 Mikrofiches als Akten für die deutsche Nachkriegsgeschichte vor,⁵⁹ jedoch lassen sich diese, wie auch Fachreferent Dr. Klaus-Dieter Rack vom Staatsarchiv Darmstadt bestätigt, bislang nicht digital recherchieren.

Bei OMGUS handelt es sich um eine gegenüber dem Originalbestand in den National Archives, Washington D. C., um große Teile Kassationsmaterial verringerte Sammlung, die insbesondere auch das Schriftgut der zentralen OMGUS-Einrichtungen involviert. Bei den OMGUS-Akten wäre, so Dr. Rack, mit Blick auf zügige archivische Recherchen eine grundlegende Tiefenaushebung vonnöten.⁶⁰

57 Zeitzeugentradierungen.

58 <https://www.ifz-muenchen.de/das-archiv/ueber-das-archiv/bestaende/omgus-akten> (aufgerufen am 15.11.2021). Der aus Mikrofiche-Reproduktionen bestehende Bestand enthält Unterlagen zu fast allen Aspekten der amerikanischen Besetzung in Deutschland.

59 <http://www.ifz-muenchen.de/das-archiv/ueber-das-archiv/bestaende/omgus-akten/> (aufgerufen am 15.05.2015).

60 Persönliche Mitteilung Dr. Klaus-Dieter Rack (StADA).

Wenngleich sich also über die Aktenschiene offizieller Militärunterlagen keine historischen Angaben zur Besetzung auch Angenrods ermitteln lassen, so kann doch durch eine ganze Reihe sich ergänzender und grundlegend übereinstimmender Mitteilungen der Zeitzeugen ein sehr plastisches Bild der damaligen Ereignisse nachgezeichnet werden.

Im Prinzip bedeutete diese Besetzung durch die GIs die endgültige Befreiung auch dieses Dorfes von der traumatischen Nazi-Terrordiktatur. Die Besetzung beziehungsweise Eroberung Oberhessens mit auch Angenrod muss daher retrospektiv, und das kann nicht deutlich genug hervorgehoben werden, als eine grundlegende Befreiung von den unsäglichen Nazi-Represalien interpretiert werden.

Für diverse andere Gemeinden und vor allem dann für die Kreisstadt Alsfeld, wo die US-Offiziere dann auch eine Militärregierung mit Capt. Infantry William P. Burks als Militärgouverneur, zuständig für den gesamten Kreis Alsfeld, einrichtete, lassen sich aber offizielle Militärunterlagen der US-Armee relativ einfach ausheben.⁶¹

Fest steht, und das auch in Übereinstimmung mit den zeithistorischen Recherchen von Dr. Herbert Jäkel bezüglich der simultan verlaufenen Besetzung der Kreisstadt Alsfeld,⁶² dass die US-Amerikaner mit deren Panzer und Militärfahrzeugen Billertshausen und Angenrod am Karfreitag, dem 30. März 1945, erreichten, durchfuhren und mit Teilen ihrer Soldaten und Offiziere temporär, wohl für einige Monate, auch in Angenrod verblieben, sich also im 550 Einwohner-Dorf einrichteten.

Wie die US-amerikanischen Besatzer mit vor allem ihren dröhnenden Panzern am Karfreitag 1945 nach Angenrod gelangten, darüber können vor allem auch Billertshäuser Zeitzeugen noch lebendig berichten. Diese militärische Detailoperation ist bislang weder in der örtlichen Presse noch in den Dokumenten der Hessischen Staatsarchive zu recherchieren. Umso wertvoller sind daher noch Erzählungen der insbesondere damals noch jüngeren Zeitzeugen des Angenröder Nachbarorts Billertshausen, die sich komplettierend in die Tradierungen der Angenröder Zeitzeugen einfügen.

So erinnert sich der damals 13-jährige Paul Reul (Billertshausen) noch sehr genau, als die US-Panzer am 30. März 1945 sein Heimatdorf an der Antrift, und dies gänzlich widerstandslos, durchfuhren.⁶³ Ihre Anfahrt hätten die Militärfahrzeuge, vom Heimertshäuser Wald her kommend, über Zell genommen. In Zell seien diese dann nach Norden, also in Richtung des 300 Einwohner-Dorfs Billertshausen, abgebogen.

61 Exemplarische Sichtung der OMGUS-Mikrofiches durch den Verfasser.

62 Jäkel, Herbert, Alsfeld unter amerikanischer Besetzung, OZ-Serie „Vor 50 Jahren“, StADA, Best. O, Nr. 26/48. Der Verfasser Jäkel merkt zu dieser Serie an: „Wegen Veränderungen und Streichungen im Text durch die Redaktion der Oberhessischen Zeitung und wegen mangelnden Interesses wurde die Artikelserie abgebrochen.“

63 Zeitzeugeninterview Paul Reul am 02.06.2016.

Military Government -Germany

SUPREME COMMANDER'S AREA OF CONTROL

NOTICE

SURRENDER OF FIREARMS, AMMUNITION,
WEAPONS, CARRIER PIGEONS AND
RADIO-SENDING EQUIPMENT.

ARTICLE I

Notice is hereby given that all firearms, including shotguns, ammunition and explosives, and all other weapons of any kind must be surrendered:

by _____ 1945
to _____
at _____

ARTICLE II

Notice is hereby given that all radio transmission sets and parts and accessories thereof and all carrier pigeons must be surrendered:

by _____ 1945
to _____
at _____

ARTICLE III

Violations of these Orders are punishable by death or imprisonment.

BY ORDER OF
MILITARY GOVERNMENT.

* Strike out if carrier pigeons are only to be declared and not surrendered.

Militärregierung -Deutschland

KONTROLL - GEBIET DES OBERSTEN BEFEHLSHABERS

BEKANNTMACHUNG

ABLIEFERUNG VON SCHUSSWAFFEN,
MUNITION, WAFFEN, BRIEFTAUBEN
UND FUNKSENDEGERÄTEN.

ARTIKEL I

Es wird hiermit bekannt gemacht, dass alle Schusswaffen, einschliesslich Jagdwaffen, Munition, Sprengstoffen und alle anderen Waffen jeder Art abzugeben sind:

bis zum _____ 1945
a _____
in _____

ARTIKEL II

Es wird hiermit bekannt gemacht, dass alle Funksendegeräte, Teile und Zubehör und alle Brieftauben abzugeben sind:

bis zum _____ 1945
an _____
in _____

ARTIKEL III

Verstöße gegen die Vorschriften dieser Bekanntmachung werden mit dem Tode oder mit Freiheitsstrafen bestraft.

IM AUFTRAGE
DER MILITÄRREGIERUNG.

* Falls Brieftauben nur anzumelden und nicht abzugeben sind, durchstreichen.

12001/1146 Wf. 2027/92648 Stm. 2, 40 T. 2 B. Dp. 4

Abb. 12: Flugblatt des Oberkommandierenden der US-Streitkräfte, General Dwight D. Eisenhower, bezüglich Etablierung einer Militärregierung in Deutschland. Quelle: StADA, Best. R 2, Nr. 571.

Alle Bewohner hätten sich in großer Furcht vor dem Bevorstehenden in Schutzbeziehungsweise Kellerräume zurückgezogen, zumeist in völliger Dunkelheit und mit Beklommenheit vor eventuellen Repressalien.

Auch seine Familie, die an der seitlich der Hauptstraße abzweigenden Heimertshäuser Straße wohnte, habe dort ausgeharrt, als die Amerikaner Billertshausen – „Panzer an Panzer“ – durchfuhren. Sie hätten aber dann seiner Wahrnehmung zufolge, um Angenrod zu erreichen, wo man noch eventuellen Widerstand erwartete, das Nachbardorf nicht auf direktem Weg über die Landstraße und somit über das Getürms, angefahren. Vielmehr seien sie breit ausschwärmend in der Dorfmitte Billertshausen nach rechts, also auf die Anhöhe in östlicher Richtung, weitergerollt.

Dabei seien die Tanks zum einen, und dies sei eigentlich sehr erstaunlich, über die kleine Billertshäuser Antrift-Brücke gefahren, und dies, ohne dass die Brücke zusammenbrach. Andere wiederum seien weiter dorfabwärts direkt durch die Antrift hindurchgewalzt. Dabei hätten sie ganz massive und tiefe Spuren im Bachbett hinterlassen. Nach der Durchfahrt der Panzer sei dann die motorisierte US-Nachhut mit Jeeps und LkW gefolgt.

Zum ersten Mal habe er dann überhaupt auch schwarze US-Amerikaner zu Gesicht bekommen, so Paul Reul. Geschossen worden sei in Billertshausen seiner Erinnerung nach auch, und zwar, indem die US-Soldaten mit ihren Gewehren auf Fische in der Antrift zielten und wohl auch einige als Mahlzeit an Land zogen.

Sie zu Hause, so der Zeitzeuge, hätten für ihre Familienversorgung unter anderem auch in Einweckgläsern aufbewahrte Wurst gehabt. Von einem dunkelhäutigen US-Soldaten sei ein solches in Besitz genommen worden. Der gesamte schmackhafte Inhalt mit oberhessischer Wurstspezialität muss dem US-Boy wohl sehr gemundet haben. Fein säuberlich sei das geleerte Einmachglas wieder an seinen Platz zurückgestellt worden. Die ursprünglich große Angst vor insbesondere den farbigen US-Soldaten sei aber erfreulicherweise unbegründet gewesen. Es sei in Billertshausen zu keinen Übergriffen gegenüber der Bevölkerung gekommen. Auch Frauen sei seines Wissens nach nichts geschehen.

Dass die Amis damals nach Billertshausen auch von Seiten Zells hereingefahren seien, bestätigt eine weitere Billertshäuser Zeitzeugin, die damals an der Zeller Straße wohnende Irmgard Geisel, später in Angenrod verh. Schlitt (1931–2021) „Luwicks“, später „Obere Mühle“ in Angenrod.⁶⁴

Die 2021 89-Jährige erinnert sich noch lebhaft an das Durchfahren des Angenröder Nachbardorfs durch die US-Panzer und den Militärkonvoi. Generell seien in dem 300 Einwohner-Dorf natürlich die obligatorischen „weißen Fahnen“, zumeist Betttücher, als Zeichen der bedingungslosen Kapitulation herausgehängt gewesen.

Ihre Billertshäuser Mitbewohner hätten sich damals allesamt in Kellern und dergleichen verborgen, da man ja nicht wusste, wie man sich den Besatzern gegenüber verhalten sollte, vielmehr aber auch, ob einem von diesen persönliche Gefahr drohte.

64 Zeitzeugenbericht: Irmgard Schlitt geb. Geisel, interviewt am 29.04.2015 und 13.05.2015.

Das hätte ja Festnahmen oder Gewalttätigkeiten bedeuten können. Aber nichts dergleichen sei in Billertshausen geschehen. Es sei eine im Wesentlichen völlig friedliche Besetzung und Durchfahrt gewesen, erinnert sich Irmgard Schlitt, und bestätigt auch das Hochfahren großer Teile der US-Truppen auf die Höhe über den Billertshäuser Staatsweg.⁶⁵ Ein Teil müsse sich aber auch auf der Billertshäuser Straße in Richtung des Getürms und damit von Angenrod bewegt haben.

In Billertshausen sei jedoch eine dramatische Begebenheit ortsintern kolportiert worden. In der Nähe von „Richtbergs“ auf der gegenüberliegenden Seite des Antrift-Bachs soll laut diesen Dorfberichten ein deutscher Flieger die US-Soldaten unter Beschuss genommen haben.

Dabei solle ein US-Soldat, der unter einem Militärfahrzeug Deckung gesucht habe, zu Tode gekommen sein. Die Todesumstände seien allerdings unklar. Möglicherweise sei der GI nicht durch den direkten Beschuss, sondern durch den weiterfahrenden Panzer umgekommen.

Billertshausen muss wohl offensichtlich lediglich eine Zwischenetappe für die Amis gewesen sein, zumal es dort dann auch keine dauerhafte Einrichtung einer örtlichen Militärkommandantur wie im Nachbarort Angenrod gegeben hat. Somit fügte sich auch Billertshausen wie zahlreiche weitere Dörfer der Region, weiße Fahnen beziehungsweise Bettlaken hissend, ohne jeglichen Widerstand in die neue militärische und politische Ausrichtung ein.

Weitere Details des Erreichens und der Passage Angenrods durch die Amerikaner erhellen wiederum lediglich aus Zeitzeugenberichten. Da die Zeitzeugenüberlieferungen jedoch übereinstimmend und noch sehr lebendig erfolgen, kann der Verfasser auch in diesem Bereich der Schlussphase des Kriegs in Angenrod von einer historisch weitgehend korrekten Berichterstattung ausgehen.

Über das In-Bewegung-Setzen der US-Streitkräfte in der Nähe Angenrods, die Richtung ihres Vorrückens und ihre weiteren Vorstöße im engeren Raum um Angenrod gibt es keine schriftlichen Überlieferungen.

Grundsätzlich wird bestätigt, die US-Panzer seien vom Getürms, also der Billertshäuser Seite her, angerollt und über die Billertshäuser Straße von Süden her in das Dorf vorgedrückt.⁶⁶

Geographische Bindeglieder zwischen Billertshausen und Angenrod stellen zum einen die Werthmühle und zum anderen die Kirche auf dem Getürms dar.

Und gerade mit Blick auf diese Bereiche gibt es sehr wertvolle und die bisherigen Details der Besetzung durch die US-Truppen ergänzende Berichte von Zeitzeugin Paula Meilich geb. Schäfer (1924–2014).⁶⁷ Paula Meilichs Elternhaus befand sich auf der zu Billertshausen zählenden „Werthmühle“. Langjährig beruflich tätig war

65 Das bestätigt auch ein Angenröder Zeitzeuge. Hier oben mit Weitblick auf die Stadt Alsfeld sei die US-Artillerie in Stellung gegangen, und es seien auch warnende Schüsse auf die historische Kleinstadt abgefeuert worden.

66 Bestätigung einer am südlichen Ortsende wohnenden Angenröder Zeitzeugin auf Nachfrage des Verfassers.

67 Zeitzeugenüberlieferung: Paula Meilich geb. Schäfer, interviewt am 24.06.2013.

sie jedoch in damaliger Zeit in Angenrod bei der Landwirtsfamilie von Johannes Bernhard 2. („Scholtesse“).

Die somit Angenröder und Billertshäuser Zeitzeugin erinnert sich noch sehr genau an ihren ersten Blickkontakt mit den neuen Besitzern von Übersee. Solange die US-Soldaten noch nicht da gewesen seien, solle sie schnell nach Hause kommen, hätten damals sowohl ihre Mutter auf der Werthmühle als auch Berta Bernhard geb. Wahl („Scholtesse“) zu ihr gesagt: „Du kommst aber heim!“

Sie, Paula, habe nämlich „zwei Heime“ gehabt: zum einen ihr Elternhaus auf der Werthmühle, zum anderen das Haus der Landwirtsfamilie um Johannes Bernhard 2. („Scholtesse“). Bei „Scholtesse“ habe sie schließlich insgesamt sieben Jahre in Dienst gestanden.

Wie allabendlich sei sie auch an diesem bewussten Tag, dem „wohl Gründonnerstag oder Karfreitag 1945“ (Karfreitag, d. Verf.), auf ihrem Nachhauseweg zur Werthmühle gewesen. Als sie über den Hohen Berg zu gehen beabsichtigte, hätten dort bereits zwei US-Soldaten gestanden. Sie seien weißer Hautfarbe gewesen. Einer der beiden habe schon zur Pistole gegriffen, erinnert sich Paula Meilich. Daraufhin habe sie den Weg wieder zurück zur Angenröder Hauptstraße eingeschlagen.

Denn sie sei sich darüber im Klaren gewesen, dass Weglaufen sinnlos gewesen wäre. Wenn die Soldaten hätten schießen wollen, dann hätten sie dies ohnehin tun können. Und gefunden hätte sie dann wohl so leicht keiner, so die Zeitzeugin retrospektiv.

Auf der Hauptstraße, der heutigen B 62, aber sei sie drei deutschen Soldaten mit Fahrrädern begegnet. Und von diesen wohl versprengten deutschen Soldaten sei sie dann gefragt worden, wie weit der Feind weg wäre. Ihre lapidare Antwort habe dann gelautet: „Der Feind ist schon da!“

Als sie dann wohlbehalten wieder abends auf dem Hof von „Scholtesse“ angekommen sei, seien die US-Panzer bereits durch Angenrod hindurchgefahren.

Was die Besetzung Angenrods durch das US-Militär anbelangt, bringen ergänzende und präzise Angaben weiterer Zeitzeugen eine konkrete Datumsfestlegung. Es soll demnach in der Tat der **Karfreitagvormittag 1945** gewesen sein, als Angenrod von dem US-Militär erreicht wurde. Rechnet man diese Zeitzeugenangaben zurück, so war es der **30. März 1945**, als für Angenrod das so unheilvolle Dritte Reich endgültig Geschichte wurde.

Dass die US-Panzer und der US-Militärkonvoi dann speziell Angenrod über die Billertshäuser Straße anfuhrten, bestätigt auch die Mitteilung der jetzt 83-jährigen Irmtraud Steinmetz, Tochter des damaligen Landwirts Friedrich Steinmetz, dessen Wohn- und Wirtschaftsgebäude sich direkt an der Billertshäuser Straße befanden.

Irmtraud Steinmetz, damals sechseinhalbjährig, erlebte den Karfreitag 1945 gemeinsam mit ihrer Schwester Gerti (Gertraud) und Mutter Frieda im Kellerversteck, so wie wohl auch viele andere Angenröder.

Als dann die US-Panzer in langer Kolonne an ihrem Haus vorbeidröhnten, ab und an auch stehen bleiben mussten, da es vorne stockte, da hielt es wohl ihre Schwester Gerti, erst vier Jahre alt, nicht länger im Verborgenen. Neugierig, wie halt kleine Kinder sind, habe sich Gerti trotz strikter Untersagung seitens ihrer Mutter

nach draußen begeben und von der illustren Steintreppe aus die direkt vor ihr stehenden Panzer bestaunt.

Da hätten dann die schwarzen US-Soldaten, die wohl noch nie ein Mädchen mit einem solchen blonden Lockenkopf gesehen haben dürften, mit der Kleinen gelacht und sie voller Begeisterung bestaunt. Sie hätten sogar versucht, mit dem kleinen Mädchen ins Gespräch zu kommen, erinnert sich ihre Schwester.

Aber Mutter Frieda habe dann, als sie vom Weglaufen ihrer jüngsten Tochter durch die im Keller zurückgebliebene Tochter Irmtraud erfahren hatte, schnell dafür gesorgt, dass das Töchterchen wieder in den Keller zurückkam. Schließlich war damals noch unklar, ob von Seiten der Besatzer Gefahr drohte.

Das war aber dann erfreulicherweise auch hier in Angenrod nicht der Fall. Lediglich mit den damals auf dem Hof vorhandenen Bohnenstangen, so die Zeitzeugin, hätten sich die Amis am Karfreitagabend dann unten auf ihrem Hof ein „Feuerchen“ gemacht.

Über die anschließende Weiterfahrt der US-Amerikaner in Angenrod, von der Billertshäuser Straße herkommend, gibt es dann eine weitere Tradierung.

Der damals zwölfjährige Karl Möller (1933–2020), direkt an der „Breiten Bach“ im Oberdorf wohnend, hat das spektakuläre Queren der Antrift durch die US-Panzer gemeinsam mit seinem vier Jahre älteren Bruder Erwin hautnah mitverfolgen können und erinnert sich noch an viele Details der Besetzung, de facto aber der Befreiung Angenrods vom Nazi-Totalitarismus.⁶⁸

Als die US-Soldaten mit ihren Panzern, auf der Billertshäuser Straße dorfeinwärts fahrend, sich für ihre Weiterfahrt auf Höhe des Marktplatzes zu entscheiden hatten, seien diese zunächst nicht über die Angenröder Hauptstraßenbrücke gefahren,⁶⁹ sondern vielmehr in der Dorfmitte nach rechts über den damals noch unbefestigten, lediglich geschotterten Markplatz in Richtung „Breite Bach“, also der Bachfurt, gefahren.

Zusammen mit seinem 16-jährigen Bruder habe er am Grundstückseck mit Blick auf dem Angenröder Marktplatz gestanden und neugierig-unerschrocken das Durchrollen der mächtigen US-Panzer beobachtet. Panzer an Panzer seien gekommen und direkt durch die Antrift-Furt hindurchgeprescht.

Diese Antrift-Furt wurde damals und noch längere Zeit in der Nachkriegsära auch oft von den Pferdefuhrwerken der Angenröder Bauern als verkürzter Weg benutzt. Jetzt aber, ab Ende März 1945, benutzten auch die US-Panzer und auch die nachfolgenden Militärfahrzeuge wie Jeeps und Lastwagen diesen Kurzweg.

68 Detaillierte Angenröder Zeitzeugenüberlieferung: Karl Möller, interviewt am 29.09.2016.

69 Bezüglich der späteren und dann regelmäßigen Nutzung der Hauptbrücke für Überfahrten der US-Militärfahrzeuge wurden dem Verfasser von Zeitzeugen folgende Varianten mitgeteilt. Zum einen hätten die US-Amerikaner gesehen, dass Angenröder stets wie üblich die Brücke durch Überschreiten oder Überfahren genutzt hätten, auch wurde vereinzelt berichtet, die Amerikaner hätten zunächst die Brücke mit einem Jeep unter Begleitung eines Angenröder NS-Funktionärs überfahren. Von nun an wurde dieser direkte Weg generell von den amerikanischen Panzern und Militärfahrzeugen genutzt.



Abb. 13: Die „Breite Bach“ mit eisernem Steg Ende der 20er-Jahre. Rechts das Hofgut, links das Haus Steinberger, in der Mitte der alte Marktplatz und im Hintergrund das Gasthaus Bambey. (Foto: Erwin Pfeiffer).

Die GIs seien, wenngleich auch immer wieder mit Stop and Go wegen der Vielzahl durchfahrender Panzer und Militärfahrzeuge, ohne jeglichen Widerstand durch Angenrods Dorfmitte gefahren. Allenthalben an den Hausgiebeln hatte die Bevölkerung als Zeichen der bedingungslosen Kapitulation weiße Fahnen, konkret eher weißes Bettzeug, herausgehängt. Widerstand stand hier in Angenrod also nicht auf der Agenda.

Und bei einem gerade stehenden Sherman-Panzer direkt vor den beiden Angenröder Schuljungen habe ein US-Soldat aus dem Panzer eine noch nicht geleerte Schachtel Zigaretten zu den Jungen herübergeworfen. Das war für die Beiden natürlich eine symbolträchtige freundschaftliche Geste der US-Boys.

Offensichtlich, und das wird auch von NS-Zeitgeschichtsexperten der Archive bestätigt, waren die US-Militärs bereits bestens mit dem sie Erwartenden vertraut: auch über die einzuschlagenden Fahrtrouten und die Personalien eventueller Ansprechpartner, die dem Nationalsozialismus eher ablehnend gegenüberstanden.

Dabei stand ja dann auch die Frage der Reaktivierung der kommunalen Verwaltung an. Bezüglich Angenrods war dies dann das Aussuchen und Bestimmen eines Nachkriegsbürgermeisters ohne NS-Hintergrund.

Die Durchfahrtsroute betreffend erinnert sich der Angenröder Zeitzeuge Karl Möller an einen etwas später folgenden Jeep, der dann ebenfalls die Breite Bach

durchfuhr. Auf dessen Motorhaube sei eine großformatige gelbe Straßenkarte zu sehen gewesen: klares Indiz dafür, dass die Amis sehr wohl über die Örtlichkeiten auch hier im Umfeld Angenrods bestens informiert waren.

Durch die Überlieferung der erst vor wenigen Wochen besuchten und jetzt in Feldatal wohnenden ehemaligen Angenröderin Hilde Schneider geb. Bernges, jetzt 85 Jahre alt, aber mit außergewöhnlich gutem Erinnerungsvermögen ausgestattet, ließen sich die geschilderten Angaben zur Durchfahrt und der Besetzung Angenrods durch die US-Soldaten prinzipiell bestätigen.

Den Tradierungen der noch sehr vitalen Augen- und Zeitzeugin kommen insbesondere durch die Tatsache weiterer und bislang unbekannter Details zu jenen Tagen in Angenrod besondere Bedeutung zu, als sie und ihre Familie direkt an der Breiten Bach wohnten und aus unmittelbarer Nähe das Durchpreschen der US-Panzer durch die Antrift verfolgen konnten.

Es sei der Karfreitag 1945 gewesen, erinnert sich die damals neunjährige Schülerin und jetzige Angenröder Zeit- und Augenzeugin, als die US-Armee Angenrod erreichte und auch partiell okkupierte.

Schon beim Bekanntwerden der Annäherung der US-Armee mit deren Panzern und Jeeps habe sie zusammen mit ihrer Familie und noch weiteren Nachbarn in beklemmender Erwartung gemeinsam die Zeit im mit Eisenbögen verstärkten Gewölbekeller des Nachbarhauses verbracht. Dieses stand eingangs der Wuhlgasse direkt vis à vis ihrem Wohnhaus unmittelbar an der Antrift. Dort steht es auch heute noch.

Dessen Keller sei den Nazi-Direktiven entsprechend auch als Luftschutzraum deklariert gewesen. Und es sei auch befürchtet worden, dass ihnen allen Repressalien durch die Besatzer drohen könnten. Ging man vom Keller eine kleine Treppe nach oben, habe man sehen können, was sich draußen abspielte, erzählt Hilde Schneider.

Auch im gegenüberliegenden Bauernhof vom damaligen Angenröder Bürgermeister in der NS-Zeit, Karl Hoffmann, dem Gehöft von „Feicks“, hätten sich die Bewohner und auch weitere Anwohner in den Keller begeben. Das sei ihres Wissens eigentlich in allen Teilen des Orts bei entsprechend geeigneten Kellern der Fall gewesen. Kein Angenröder habe sich beim Ein- und Durchmarsch der Amerikaner draußen auf den Straßen befunden oder sich blicken lassen. Alle hätten, ängstlich beobachtend und abwartend, im Unterschlupf ausgeharrt.

Kenntnis von dem Herankommen der US-Panzer und des Armeekonvois habe ihre Familie schon am Gründonnerstag von ihrem Vater Karl Bernges, damals Soldat der deutschen Wehrmacht und in den paar Tagen seines Urlaubs hier in der Gießener Augenklinik therapiert, erhalten. Immer, wenn ihr Vater hier in Urlaub gewesen sei, habe er sich wegen seiner Augenprobleme medizinisch behandeln lassen müssen.

In der Augenklinik habe ihr Vater auch den späteren langjährigen Alsfelder Augenfacharzt Dr. Heinrich Hennighausen kennengelernt. Daraus habe sich eine lebenslange „dicke Freundschaft“ entwickelt, sagt Tochter und Zeitzeugin Hilde Schneider.

Bevor ihr Vater aus Gießen dann wieder zu Hause in Angenrod eingetroffen sei, habe er wie so viele weitere Angenröder damals, am Zeller Bahnhof einen dort

stehenden und mit Margarine und Heringen beladenen Eisenbahnwagon mit ausgeplündert. Darunter seien auch die Leute ihrer Angenröder Nachbarschaft gewesen.

Als das Familienoberhaupt dann zu Hause eingetroffen war, habe es seine Familie mit der lapidaren Bemerkung geschockt: „Die Amis stehen schon in Zell!“ Vater habe sich dann umgehend als Soldat wieder auf den Weg gemacht, von seiner Frau und den Kindern bis auf die Leuseler Höhe noch mitbegleitet. Von dort aus habe er sich noch zu seiner Einheit in Pilsen begeben wollen. Auf der Leuseler Höhe, der Hauptstraßenanhöhe zwischen Angenrod und dem Nachbarort Leusel, habe sich jedoch ein Bild des Schreckens ergeben: „Da lagen sie dann alle, die erschossenen Gäule!“



Abb. 14: Durchfahrtroute der US-Panzer durch den Ort Angenrod: durch die Antrift von zwei Seiten und schließlich über die Sandstein-Hauptstraßenbrücke. Quelle: StADA Best. P 4, Nr. 08461-0018. Grafikeingaben: Ingfried Stahl.

Die Pferde seien von den deutschen Wehrmachts-Soldaten noch erschossen worden, da die Lage aussichtslos geworden sei. Mit ihm auf den Weg gemacht habe sich an diesem Tag auch noch der damalig Angenröder Soldat Peter Martin 2., in der Nachkriegszeit dann auch Angenrods Feldschütz und Mitglied des Gemeinderats. Martin 2. war Sohn von Maurermeister Peter Martin 1., auch Mitgründer des früheren Männergesangsvereins „Harmonie“.

Gemeinsam seien die beiden Angenröder dann noch zu Fuß nach Alsfeld zum Bahnhof gegangen. Während Vater Karl Bernges letztlich noch tatsächlich bis zu seiner Einheit nach Pilsen gelangt sei, habe sich Peter Martin 2. dann wieder nach Angenrod zurückbegeben. Ihr Vater sei bei der berittenen Infanterie gewesen, weiß Hilde Schneider noch zu konkretisieren.

Neu in den Erzählungen dieser Zeitzeugin ist vor allem auch die Angabe, dass zwar die meisten Sherman-Panzer der US-Amerikaner die direkte Route vom Angenröder Marktplatz am Hofgut, der historischen Wasserburg, durch die Antrift-Furt gewählt hätten, eine Reihe weiterer dieser Kampfkolosse sei aber auch vorher schon nach rechts in die abschüssige und enge Schellengasse – heute „Zur Antrift“ – abgelenkt und in Nähe der „Oberen Mühle“ direkt in die Antrift hineingewalzt.

Von dort aus sei dieser schwer bewaffnete Armeeteil noch etwa 100 Meter im Bach weitergefahren, um dann nach Erreichen des Furt-Übergangs der Breiten Bach vor dem Transformatorenhäuschen wieder aus der Antrift herauszupreschen und somit den gleichen Weg wieder einzuschlagen wie die übrigen Panzer.

All dies sei in den Vormittagsstunden abgelaufen. Am Nachmittag dann hätten auch Panzer direkt vor ihrem Unterschlupfhaus beim ortsbildprägenden Kastanienbaum am Oberen Mühlweg gestanden. Und dort habe man dann Soldaten beim Trinken von Kaffee sehen können. Dazu sei auch ein Lagerfeuer entfacht worden.

Dies, berichtet die Zeitzeugin, habe man alles vom Unterschlupfhaus Emil Koch eingangs der Wuhlgasse, „Hänsches“ in der dörflichen Bezeichnung, deutlich sehen können. Erst ganz allmählich habe man sich wieder herausgetraut, zumal auch keine militärischen Aktionen abgelaufen seien.

Und dann seien aber plötzlich auch Flieger über Angenrod aufgetaucht, wohl nachdem der Flugplatz bei Kirtorf/Wahlen bombardiert worden sei.⁷⁰ Und auch in der Alsfelder Wetzelsbach sei es, wie innerorts danach berichtet worden sei, zu einem heftigen Gefecht mit auch Todesopfern gekommen.

In unmittelbarer Nähe zu ihrem Wohnhaus sei dann plötzlich ein lauter Schuss abgegeben worden, „ein Knall“. Der Schuss sei aus dem Haus der Familie Kern abgegeben worden, Heckenschütze sei, wie dann innerörtlich erzählt worden sei, ein älterer Hausmitbewohner gewesen. Nach diesem dramatischen Vorfall hätten dann die Amerikaner jedes einzelne Angenröder Haus dieses Ortsbereichs aufs Genaueste untersucht, da man noch Widerständler vermutet habe. Es sei nach versteckten Personen und noch vorhandenen Waffen gesucht worden.

70 Dickhaut, Walter, in: Heimatchronik der Oberhessische Zeitung, 12. Jhg., 1995, Heft 5, Mai 1995.

Von ihrem Großvater Georg Bernges habe in ihrem Wohnhaus ein Bild von ihm als Soldat im Ersten Weltkrieg an der Wand gehangen, das ihn in Uniform der kaiserlichen deutschen Armee gezeigt habe. Dieses Erinnerungsbild solle sofort von der Wand abgehängt und ihnen ausgehändigt werden, sei ihnen bedeutet worden. Und da sei dann ihr Großvater dazwischen getreten und habe „nix, nix“ gesagt. Das Bild solle hier weiter verbleiben.

Ein Vorgesetzter der Soldaten habe dann aber diesem Wunsch entsprochen. Hätte man das Bild herausgegeben, wäre es mit Sicherheit zerstört worden, meint die Augenzeugin. Die Soldaten seien wegen der Uniformierung wohl der Auffassung gewesen, dass es sich um einen Nazi-Soldaten handele.

In ihrem Wohnhaus an dem Bach habe damals auch ein „Werwolf“-Angehöriger genächtigt. Beim „Werwolf“ handelte es sich in der Schlussphase des Zweiten Weltkriegs um eine von Heinrich Himmler als Minister und Reichsführer SS im September 1944 gegründete NS-Organisation mit dem Ziel des Aufbaus einer Untergrundbewegung.

Noch im April 1945 erschien die Deutsche Soldatenzeitung „Front und Heimat“ mit dem Aufmacher zum Werwolf und den Schlagzeilen „Jeder Deutsche ein Freiheitskämpfer – Werwolf greift an!“⁷¹ Reichsweit stießen aber die Aufrufe zur Bildung von „Werwolf“-Gruppen nicht mehr auf große Resonanz. Adressaten der Aufrufe waren die Bevölkerung allgemein und auch Angehörige der Wehrmacht.

Das „Werwolf“-Gruppenmitglied im Hause Bernges habe zusammen mit weiteren Mitgliedern – alle bewaffnet – beabsichtigt, vom Getürms aus Angenrod zu verteidigen. Da sei dann auch Angenrods ehemaliger Bürgermeister in der NS-Zeit, Karl Hoffmann, von gegenüber dazwischen gegangen und habe den Fussmarsch der Werwolf-Angehörigen strikt untersagt. Dem habe sich auch ihre Mutter, so Hilde Schneider, mit Vehemenz angeschlossen. Daraufhin hätten die Männer ihren irrsinnigen Plan aufgegeben und schließlich das Weite gesucht.

Kurzzeitig sei nach der Besetzung Angenrods durch die Amerikaner der Angenröder Landwirt Karl Höhler („Stimmjes“) zum kommissarischen Bürgermeister Angenrods bestimmt worden. Höhler war in der NS-Zeit Beigeordneter des Gemeinderats gewesen.

Ein großes Problem habe sich dann nachmittags im Bereich der Hauptstraßenbrücke über die Antrift ergeben. Um ihren Vormarsch gemäß der Patton'schen „hurry up, push, push“-Devise nicht zu sehr zu verlangsamen, seien die US-Kommandanten natürlich sehr darauf erpicht gewesen, die Weiterfahrt ihrer vielen übrigen Panzer und des Konvois über die Sandstein-Brücke zu nehmen. Doch sie hätten sich nicht getraut, über diese Brücke zu fahren, fürchteten sie doch, dass unter der Brücke Sprengsätze der SS und Nazis überhaupt angebracht worden seien.

71 Die Deutsche Soldatenzeitung – Front und Heimat – Nr. 94, April 1945, Berlin.

Sie beauftragten daher als Erstes den kommissarischen Bürgermeister Angenrods, Karl Höhler, seine Pferde aus dem Stall zu holen, diese vor seinen bäuerlichen Leiterwagen zu spannen und den Wagen mit einer Vielzahl Angenröder Männer zu füllen. Dann habe Höhler mit seinem Fuhrwerk und den Menschen darauf mehrfach hin und zurück über die Brücke fahren müssen. Für die US-Amerikaner war dies der Test, dass keine Sprengung ausgelöst werde.

Und sie setzten diesem Prozedere, so Hilde Schneider, noch ein weiteres hinzu: Mit einem von einem amerikanischen Soldaten gesteuerten Jeep und mit Karl Höhler als Beifahrer sowie mit mehreren Angenröдераn noch zusätzlich sei auch dieser mehrfach über die Brücke – „hin und her“ -gefahren, bis die Verantwortlichen dieser US-Streitkräfte überzeugt gewesen seien, dass sie die Hauptstraßenbrücke ohne Gefahr überqueren könnten. Sie hätten erst sicher gehen wollen, dass die Brücke nicht hochgehe, erinnert sich die Angenröder Zeitzeugin noch sehr genau.

Das sei dann auch durchgängig praktiziert worden. Der Panzervormarsch sei schließlich auch im Verbund mit der Vielzahl der Kleinlaster und Jeeps der US-Armee weiter vonstattengegangen. Zuerst seien die Lastwagen und Jeeps über die Brücke gefahren, danach dann auch die Panzer.

Beeindruckend für sie als damals neunjähriges Mädchen sei insbesondere die Vielzahl und militärische Stärke der US-Militärfahrzeuge, vor allem der spektakulären dröhnenden und den Untergrund gewaltig erschütternden Panzer gewesen. Dabei seien die Ortsstraßen und auch die Hauptstraße in arge Mitleidenschaft gezogen worden.

In die damals lediglich geschotterten Fahrbahnen seien tiefe breite Spurrinnen hineingefahren worden. In der Antrift selbst sei es so gewesen, und das war ja dann auch der Grund, dass man über die Hauptstraße fahren wollte, dass infolge Durchquerens des Wasserlaufs und den in dem ganzen Durchquerungsbereich hoch aufgetürmten steinigen Untergrund überhaupt keine normale Passage mehr möglich gewesen sei. Und dabei sei auch die Angenröder Wasserleitung im Bachbett komplett kaputtgefahren worden. Das wird auch von allen übrigen Zeitzeugen kolportiert.

Die vielen Panzer, die den Bach durchfahren hatten, wendeten dann auf der anderen Uferseite am Transformatorenhäuschen, dem „Lichthäuschen“, nach links und fuhren, wie Hilde Schneider in Übereinstimmung mit den bisherigen Zeitzeugen erzählt, auf dem Oberen Mühlweg in Richtung Hauptstraße, der heutigen B 62, weiter. Dabei wendeten die Panzer sich direkt an ihrem Wohnhaus, dem früheren Wohnsitz der Angenröder „Hechts“ – von Siegmund Hecht und seiner Frau Hannchen geb. Lorsch – aus der Bach hochkommend nach links in den vorderen Teil des Oberen Mühlwegs.

Ihr Weg führte dann auf der Hauptstraße zunächst kurz in Richtung Alsfeld weiter. An der Einmündung der Taubengasse auf Höhe des damaligen Anwesens von Karl Nagel („Stiebig“) bogen die US-Soldaten jedoch dann nach links in Richtung Vockenrod ab. Den Zeitzeugenüberlieferungen entsprechend schlugen sie dabei jedoch nicht die korrekte Zufahrt über den Vockenröder Weg ein. Vielmehr kürzten sie einfach ab, indem sie schlichtweg den Feldweg durch die „Rudolfswiesen“ fuhren. Sie sollen dann in Richtung Vockenrod dem Blick der Angenröder entschwunden sein.

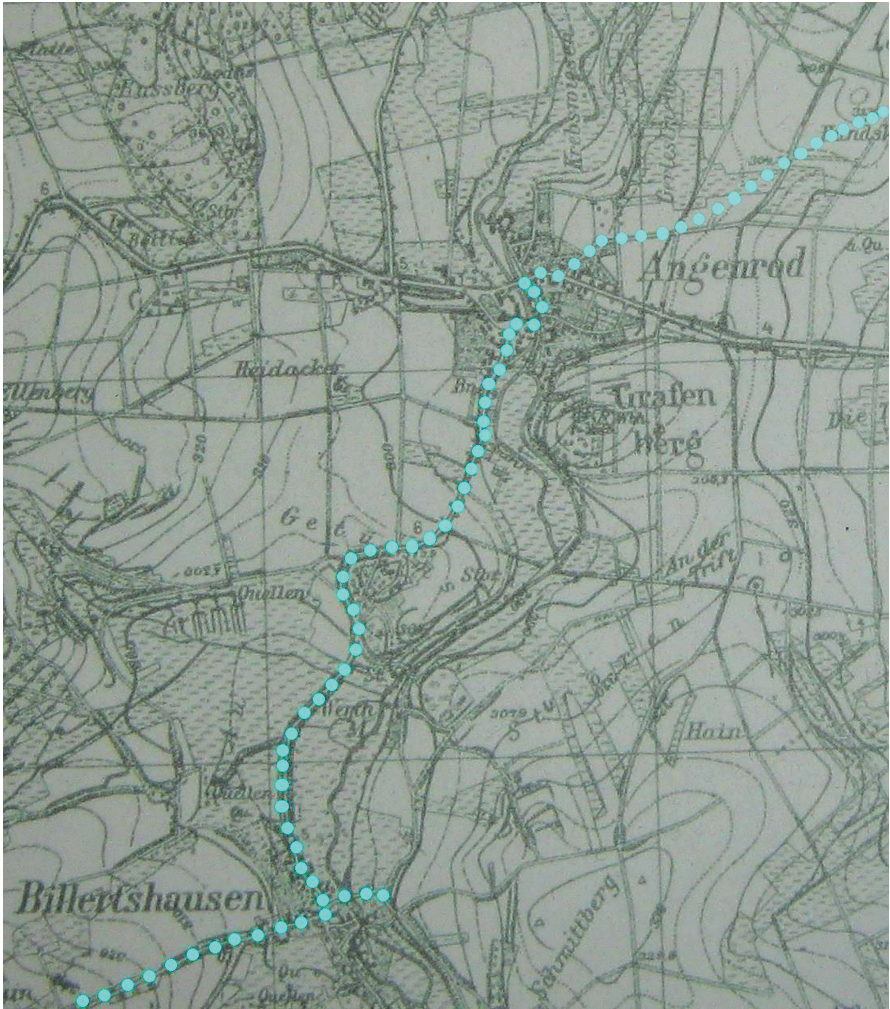


Abb. 15: Durchfahrtroute der US-Panzer durch Billertshausen, Angenrod und von dort in Richtung Vockenrod am 30. März 1945. (Historische topografische Karte; Bildbearbeitung mit Routenmarkierung; I. Stahl)

Eine direkte Anfahrt der Kreisstadt Alsfeld, so erschließt sich aus den Archivalien, verbot sich damals für die US-Militärs, wurden doch dort noch erhebliche Widerstände erwartet. Dies war dann wohl auch der Fall.^{72 73}

Gegen Mittag des 30. März 1945 seien dann weitere Panzer die Billertshäuser Straße bis zur Linde weitergefahren, um von dort aus – zunächst über die Hauptstraße, dann die Kreisstraße – nach Seibelsdorf vorzurücken. Dabei sei auch auf dem massiven Basaltblock an der Angenröder Linde von den US-GIs ein Fass Bier aufgestellt und auch angezapft worden, erinnert sich Angenrods Zeitzeuge Karl Möller noch detailgenau.

Ein Teil der US-Panzer soll aber auch, wie von Zeit- und Augenzeugen Leusels und Vockenrods überliefert wird, auf dem „Diebsweg“ in Richtung Vockenrod gefahren sein.⁷⁴ In Leusel habe es übrigens damals geheißt, der Ort werde verteidigt. Daraufhin flüchteten der Tradierung zufolge insbesondere zwei am westlichen Ortsausgang wohnende Leuseler Familien sofort nach Vockenrod, hoffend, dass einem dort nichts geschehen werde. Die kleine Katzenberg-Gemeinde lag schließlich abseits der Hauptverkehrsstraße. Dieser Teil der Panzer ist vermutlich dann nach Alsfeld von nördlicher Seite her hineingefahren.

Das berichtet auch der jetzt in Angenrod wohnende Alsfelder Zeitzeuge Otto Diemer. Er habe als damaliger Schuljunge direkt auf Höhe der jetzigen Ernst Arnold-Straße die Panzer auffahren und ihre Kanonen zuerst auf Alsfeld, und dann auf Eudorf hin ausgerichtet gesehen. Dabei seien auch Kanonenschüsse abgefeuert worden, erinnert sich der Zeitzeuge.⁷⁵

Ergänzende Details der Besetzung Angenrods durch die US-Armee werden auch durch Berichte weiterer Angenröder Zeitzeugen beschrieben, darunter auch jüngerer, die damals noch Schüler der Angenröder Volksschule waren.

So erinnert sich der gebürtige Angenröder Paul Schmidt („Gosse“, jetzt in Hattendorf lebend) noch sehr konkret an das Sich-Nähern und das Erscheinen der ersten US-Panzer in seinem Heimatdorf.⁷⁶

Der damals Achtjährige berichtet, dass die Amerikaner umgehend nach Besetzung Angenrods am Karfreitag 1945 unter anderem auch die Klassenräume der Volksschule mit Soldaten belegten. Dort hätten die Militärs aus Übersee vor allem ihre Büroräume eingerichtet. Eine weitere Belegung mit dieser administrativen Zielrichtung sei im Hofgut Angenrod erfolgt, und zwar wohl in den Wohnräumen

72 Jäkel, Herbert, Als die Amerikaner kamen. Das Ende des Krieges und die Besetzung Alsfelds am 30. März 1945, in: MittGMV Alsfeld 12. Reihe, 1973/82, S. 49–68; Vortrag Herbert Jäkel im Regionalmuseum Alsfeld, getitelt in der OZ „Als die Amerikaner vor 50 Jahren nach Alsfeld kamen“, OZ-Archiv: 01.04.1995.

73 Einem Bericht des damals erst sechsjährigen Angenröder Jungen Richard Jung zufolge erinnert sich dieser noch sehr gut an die Querung der Panzer durch die „Breite Bach“. Er beobachtete sie von erhöhtem Standort eines Wohnhauses im östlichen Ortsbereich.

74 Überlieferung von sowohl zwei Leuseler als auch einem Vockenröder Zeitzeugen (Karl Schlitt). Ergänzt werden die Berichte durch eine sekundäre Leuseler Zeitzeugenüberlieferung.

75 Zeitzeugentradierung: Otto Diemer, interviewt am 07.12.2021.

76 Zeitzeugenüberlieferung: Paul Schmidt, interviewt am 25.03.2015.



*Abb. 16: Blick auf Angerodes Hauptstraße in Richtung Alsfeld – von der Einmündung der Billertsbäuser Straße aus fotografiert. Im Vordergrund markiert der ehemalige massive Basaltblock, im Hintergrund die alte Rundbogen-Straßenbrücke über die Antrift.
Foto: BS I. Stabl.*

des Grafen Bernstorff. Im Hofgut seien auch vor allem farbige US-Soldaten untergebracht gewesen.

Die Volksschule befindet sich vis á vis seinem Elternhaus an der Hauptstraße, so dass er und seine Angehörigen mit Ausnahme seines im Krieg eingesetzten Vaters Rudolf alle besetzungsbedingten Ereignisse im Bereich der Hauptstraße und der Abzweigung in Richtung Billertshausen mitverfolgen konnten.

Dass die US-Amerikaner sich zunehmend in diesen Tagen in Oberhessen vorwärts bewegten, war seiner Familie und auch den übrigen Angenrödern sowohl durch Durchsagen im Radio als auch durch Zeitungsankündigungen und auch durch Mund-zu-Mund-Berichte wohl bekannt.

Immer lauter werdendes Motorengedröhn habe dann das Annähern der US-Panzer der Angenröder Bevölkerung unüberhörbar signalisiert. Das eigentliche Einrücken der US-Einheit sei am Vormittag des Karfreitags erfolgt, eine Aussage, die sich, wie bereits erwähnt, auch mit denjenigen der übrigen Angenröder Zeitzeugen deckt.

Beim Einrücken der US-Soldaten mit ihren furchteinflößenden Sherman-Panzern an der Spitze seien, erinnert sich Schmidt, allenthalben in Angenrod auch weiße Fahnen, das heißt im Wesentlichen weiße Betttücher, an die Fenster und Häuser platziert worden: Zeichen der bedingungslosen Kapitulation auch in dem kleinen Dorf an der Antrift.

Seine Familie habe daher ebenfalls schon Tage vorher ein weißes Bettuch am obersten giebelseitigen Bodenfenster ausgehängt. Es habe sinngemäß im Ort geheißt: „Die Amerikaner kommen näher, und wir haben keine Wahl mehr: Wir müssen uns ergeben!“ Solche Nachrichten, dass es bedenklich sei und es nicht mehr lange dauern könne, bis der Amerikaner auch nach hier vorrücke, habe man natürlich auch aus dem Volksempfänger vernommen.

Und es habe dann, wie allgemein im Dorf verlautet wurde, gegolten, zur Vorsorge die Koffer zu packen, diese in den Kellerräumen zu platzieren und sich selbst, also die Hausbewohner, in die schon seit langem vorbereiteten Luftschutzräume zurückzuziehen. Es könne das Schlimmste passieren. Die US-Amerikaner waren schließlich der Kriegsgegner und nach damaligem Sprachgebrauch auch Feind.

Viele Keller Angenrods waren damals den Anweisungen des Reichsluftschutzbundes (RLB) entsprechend als Luftschutzräume ausgestattet worden. Sie dienten der Sicherung der Bevölkerung vor eventuellen Bombenangriffen der Alliierten. Das war schon relativ früh nach Beginn des Zweiten Weltkriegs, so um 1940/41, realisiert worden.⁷⁷ Später, 1943 bis 1944, kam unter anderem auch noch der Bau von Luftschutzdeckungsgräben („Splittergräben“) und Stollen hinzu.⁷⁸

77 Patzwall, Klaus. D. (Verf.), *Der Reichsluftschutzbund 1933–1945*, in: Schriftenreihe deutscher Uniformen und Ausrüstung deutscher Streitkräfte (Bd. 4), Militär-Verlag Patzwall, Norderstedt 1989; <https://d-nb.info/900801808> (aufgerufen am 15.11.2021). *Der Luftschutz in Alsfeld*, Teil 1, MittGMV Alsfeld Reihe 15, Nr. 7/8, 1996, S. 133–180; *Der Luftschutz in Alsfeld*, Teil 2, MittGMV Alsfeld Reihe 15, Nr. 9/10, 1997, S. 181–228.

78 StADA, Best. G 34, Nr. 5310.

Technische Maßnahmen im Bereich von Wohn- und Geschäftsgebäuden waren damals der Vorschrift entsprechend unter anderem folgende: dunkle Tarnanstriche, Einrichtung der Luftschutzkeller mit feuerfesten Stahltüren, zwischen den Luftschutzkellern benachbarter Wohnhäuser sollten Fluchttunnel vorhanden sein, auch hatten die Kellerdecken zusätzlich abgestützt zu werden, Lichtschächte zu den Kellern waren wirksam abzudecken und auch im Bereich der Verdunkelungsmaßnahmen waren spezielle Luftschutzlampen zu verwenden. Insbesondere auch die örtliche Presse, hier also die „Oberhessische Zeitung“, veröffentlichte regelmäßig und mit zunehmender Kriegsdauer immer häufiger Inserate und Mitteilungen des Reichsluftschutzbunds der Region.

So erschien bereits drei Jahre vor Beginn des Zweiten Weltkriegs, also noch in „NS-Friedenszeiten“, Anfang 1936 eine erste Bekanntmachung der Luftschutzpflicht als Vorsorgevorkehrungen hinsichtlich feindlicher Angriffe aus der Luft.⁷⁹

1936 war auch noch das Jahr Olympischer Spiele im Deutschen Reich. Nach außen hin war damals noch nicht abzuleiten, dass drei Jahre später der furchtbarste Krieg der Weltgeschichte ausgelöst werden sollte: und zwar von der Veranstalternation des größten und alle Völker eigentlich in Frieden und Freundschaft verbindenden Sportereignisses.

OZ-Archiv: 29.01.1936 „Die Luftschutzpflicht. Die Luftschutzpflicht ist für alle Deutschen, auch für die Frauen, seit dem 26.6.1935 gesetzlich festgelegt. Nachdem das Flugzeug zu einer gefährlichen Angriffswaffe geworden ist, war die gesetzliche Pflicht, im Selbstschutz der Bevölkerung mitzuarbeiten, eine zwingende Notwendigkeit geworden. Dies gilt für jedes Dorf, wie für jede Stadt. Nicht nur industrielle Anlagen sind in einem Kriege bedroht, auch die Getreide- und Futtervorräte, die Viehbestände und landwirtschaftlichen Maschinen sind sehr lohnende Objekte für einen Angreifer. Jeder Bauer, jede Bäuerin muß dies wissen. Der Reichsluftschutzbund ist beauftragt, auch auf dem Lande den Selbstschutz der Bevölkerung aufzubauen. Jeder, der den Bund unterstützt, dient der Landesverteidigung.“

Gesetzliche Basis all dieser vorstehend bereits beschriebenen prophylaktischen technischen Maßnahmen war das aus zwölf Paragraphen bestehende Luftschutzgesetz der NS-Regierung vom 26. Juni 1935.⁸⁰

So hatte auch Angenrod fünf Jahre lang einen für wohl auch Billertshausen zuständigen Luftschutz-Untergruppenwart, der in informierenden Versammlungen im Gasthaus Bambey oder in der Volksschule die örtliche Bevölkerung über geeignete Maßnahmen zum Schutz der Zivilbevölkerung vor Luftangriffen unterrichtete.

Dessen Angaben in der Nachkriegszeit, konkret am 25.07.1947, im schriftlichen Verfahren vor der Spruchkammer des Amtsgerichts Alsfeld zufolge sei ihm von 1940 bis 1945 das Amt des Untergruppenführers im RLB „gegen seinen Willen“ übertragen worden.⁸¹

79 OZ-Archiv: 29.01.1936.

80 <http://www.documentarchiv.de/ns/1935/luftschutzgesetz.html> (aufgerufen am 13.03.2015).

81 StAWI, Abt. 520/01, Nr. 490.

Wie der Betroffene eidesstattlich versicherte, habe er „dieses Amt niemals im politischen Sinne geführt, sondern nur als soziale Aufgabe aufgefaßt“. Aufgrund der Angaben in seinem Meldebogen gehöre der in seinem Heimatort „seit langem als Antifaschist bekannte“ RLB-Funktionär gemäß der Verordnung zur Durchführung der Weihnachts-Amnestie vom 5.2.1947 zu dem Personenkreis, „der unter die Weihnachts-Amnestie fällt.“

Das nach dem „Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946“ gegen ihn „schwebende Verfahren“ wurde daher vom öffentlichen Kläger II der Spruchkammer mit Beschluss vom 21.03.1947 eingestellt.

Aber schon 1938 findet sich im OZ-Archiv auch ein kleiner Bericht, aus dem hervorgeht, dass bereits vor dem Zweiten Weltkrieg in Angenrod eine „Gemeindegroupe des Reichsluftschutzbundes“ existierte. Namen werden hier auf örtlicher Ebene nicht mitgeteilt, wohl aber wird in, wenngleich sehr dürftiger, Kurzfassung der Inhalt der Vortragsveranstaltung veröffentlicht.⁸²

„Angenrod, 29. August. Am Sonntag, den 28. August, fand hier eine von der Gemeindegroupe des Reichsluftschutzbundes einberufene Aufklärungs- und Werbeveranstaltung statt. Es sprach Orts-Kreisgruppenführer Braun aus Lauterbach über Organisation des R.L.B. und über die Notwendigkeit des Luftschutzes in Deutschland.“

Über das OZ-Archiv hinaus sind auch in den Hessischen Staatsarchiven und auch im Stadtarchiv Alsfeld leider keine weiteren Belege für die Vor-Ort-Aktivitäten des Reichsluftschutzbunds zu recherchieren.

Doch zurück zu den aufregenden Impressionen der Familie von Otto Schmidt („Gosse“) vom ersten Eintreffen des US-Militärs in Angenrod. Es sind Eindrücke, die man zeitlebens nicht mehr vergisst. Den Erinnerungen Paul Schmidts zufolge, die er zeitlebens nicht mehr vergesse, habe sich seine Familie – Großvater Otto Schmidt, seine Mutter und er, Paul, zusammen mit seinem jüngeren Bruder Wilfried – am Karfreitagvormittag den Vorschriften entsprechend in den als Luftschutzraum vorgesehenen Keller des Wohngebäudes zurückgezogen. Es könne aber auch sein, dass noch Bedienstete des Hofes mit dabei gewesen seien, so der Zeitzeuge. Das Packen der Koffer sei schon lange zuvor erfolgt. Und dann habe man schon von weitem das Brummen der heranrollenden Panzer gehört.

Bedrückend sei im stockfinsternen quasi Luftschutzkeller das Warten auf das, was komme, gewesen. Vor allem die Ungewissheit, wie sich alles weiter entwickeln werde. Das Motorengeräusch der Panzer sei immer nähergekommen, so nahe, bis schließlich ein Panzer im Hof der Familie Schmidt gestanden habe.

Großmutter Berta Schmidt habe dann angstvoll ihren Mann, also Großvater Otto, gefragt: „Otto, was willst Du denn jetzt machen. Die schießen uns alle tot!“ Und sie habe ihren Mann ermutigt, er müsse jetzt hinausgehen, ungeachtet dessen, dass draußen die Feinde mit ihren Gewehren stehen würden. Großvater Otto habe sich dann ein Herz gefasst und die schrägstehende Kellertür geöffnet. Die übrigen

82 OZ-Archiv: 31.08.1938.

Familienmitglieder seien angsterfüllt zurückgeblieben und hätten klopfenden Herzens auf das Weitere gewartet.

Draußen im Freien habe dann der US-Panzer gestanden, die Soldaten der Besatzung drum herum. Sofort sei ein Soldat auf seinen Großvater zugegangen und habe ihm das Gewehr vorgehalten. Großvater Otto habe sogleich die Hände hochgehoben als Zeichen des Sich-Ergebens. In gebrochenem Deutsch sei Otto Schmidt dann gefragt worden: „Du deutsche Soldat im Haus? Du SS im Haus? Bist Du SS?“

Als ihr Großvater dann all dies verneint habe, sei das klare „O.K.“ gekommen. Es sei dann auch kein Schuss gefallen. Nach einiger Zeit sei dann Opa Otto wieder zu seiner Familie in den Keller zurückgekehrt. Letztlich habe sich alles friedlich und ohne weiteres Bedrängen weiterentwickelt.

In dem von den US-Soldaten besetzten Angenrod sei aber auch der Vorhut-Panzer weiter auf dem Hof von „Gosse“ verblieben. Das Vertrauen der Amis zu der Familie Schmidt, die keinerlei NS-Makel trug, sei hierfür sicher von erheblicher Bedeutung gewesen.

Auch sei die Aufforderung im Ort publik gemacht worden, alles, was an Diktator Hitler und die NSDAP erinnere, also Bilder, Devotionalien und weitere Dokumente und Gegenstände, umgehend zu vernichten. Bei seiner Familie, die im Übrigen durchgehend während dieser schlimmsten Ära deutscher Geschichte dem Nazi-Regime und Diktator Hitler ablehnend gegenüber gestanden habe, seien solche Unterlagen jedoch nicht vorhanden gewesen: „Wir hatten hiervon nichts im Haus!“

Insofern sind die Familien Otto und Rudolf Schmidt, wie auch allgemein von den übrigen Zeitzeugen bestätigt wurde, in die Reihe derjenigen Angenröder einzuordnen, die in jener Zeit der Diktatur im Dritten Reich mit beispielhafter Zivilcourage vor der Nachwelt authentisch bestehen können. Kein Familienangehöriger war demzufolge während all dieser Jahre auch Mitglied der NSDAP und seiner Gliederungen.

Als die Amis sich dann geraume Zeit in Angenrod als besetztem Ort aufgehalten hätten, erinnert sich Paul Schmidt auch an Episoden, dass die US-Soldaten Hühner und ihre Ställe aufgespürt und ihre Eier aus den Nestern geholt hätten. Solche Aktionen werden auch von weiteren Zeitzeugen, auch aus Angenrods Nachbarort Billertshausen, tradiert.

Proteinreiche Eier, auf die die US-Boys geradezu versessen gewesen seien, gaben schließlich eine schmackhafte und sättigende Mahlzeit für die mit diesen natürlichen Produkten der Landregion nicht gerade verwöhnten Armeeangehörigen. Aber grundsätzlich seien die amerikanischen Soldaten, wie allgemein bekannt, bestens gepflegt gewesen und hätten nie Hunger leiden müssen.

Ein paar Tage später, so der Zeitzeuge, hätten sich die Panzer wieder bewegt. Dabei seien sie aber nicht über die alte Sandsteinbrücke auf der Hauptstraße gefahren. Vielmehr hatten die US-Militärs Bedenken, unter der Brücke könne Sprengstoff angebracht sein.

Dass der „Feind“, wie es damals für die deutsche Bevölkerung auch in der Region hieß, bald auch in Angenrod zu erwarten sei, war den Einheimischen schon lange klar gewesen. Immer bedrückendere Nachrichten, zu hören in den damals in

praktisch jedem Haushalt vorhandenen „Volksempfängern“, ließen letztlich die Kapitulation des Deutschen Reiches unter dem Terrorregime der Nationalsozialisten vorausahnen.

So war auch die Bevölkerung Angenrods schon Wochen zuvor auf dieses Szenario eingestimmt worden. In vielen Wohnhäusern und Gehöften waren Vorab bereits im Kellerbereich Schutzräume für die Bewohner und Anwohner vorbereitet worden. In diese galt es sich dann, bei akuter Bedrohung, also auch bei Beschuss von Tief-Fliegern, zurückzuziehen, um einigermaßen gesichert insbesondere die Nächte zu überleben.

In der örtlichen Presse, also der „Oberhessischen Zeitung“, waren schon lange Monate zuvor stets fett gedruckte Hinweise für die Bevölkerung angegeben. Unter Mitteilung der konkreten Uhrzeiten wurden Aufforderungen für das Verdunkeln der Häuser bekannt gegeben, so zum Beispiel schon Anfang März 1944: **Heute von 19.11 Uhr bis 6.25 Uhr verdunkeln!**⁸³

Aber auch schon am 13.03.1944, also bereits 14 Monate vor dem Kriegsende mit der bedingungslosen Kapitulation des Hitler-Regimes, war die Bevölkerung mit einer Anordnung zur „Sicherung der Landesverteidigung“, die Düsteres vorausahnen ließ, konfrontiert worden.⁸⁴

Und dies war noch zwei Monate vor dem D-Day, also der Invasion der Alliierten in der Normandie und somit dem endgültigen Zurückdrängen der deutschen Wehrmacht bis ins Gebiet des Reiches und somit über den Rhein hinweg der Fall:

„Feindflugblätter abliefern! Der Reichsführer SS, Reichsminister des Innern (Heinrich Himmler, d. Verf.) gibt folgende zur Sicherung der Landesverteidigung ergangene Anordnung der Reichsregierung bekannt: Flugblätter oder alle sonstigen Schriften, die der Feind abwirft oder auf andere Weise ins Reichsgebiet gelangen lässt, sowie staatsfeindliche Schriften aller Art, die zur Beunruhigung der Bevölkerung oder Beeinträchtigung der Kriegsmoral verbreitet werden, sind der nächsten Polizeidienststelle **unverzüglich abzuliefern**.

Ablieferungspflichtig ist jeder, in dessen Besitz eine solche Schrift erlangt ist. Wer gegen diese Anordnung verstößt, wird nach § 92 b Reichsstrafgesetzbuch mit Gefängnis bestraft, soweit nicht nach anderen Vorschriften eine andere Strafe erwirkt ist.“

Im Vorfeld der D-Day-Invasion und auch gekoppelt mit den Fliegerangriffen auf das Deutsche Reich waren von den Alliierten massiv Flugblätter abgeworfen worden, die den hartnäckigen Widerstand im Deutschen Reich unterminieren sollten.

Als sich später infolge des Einmarschs ins Deutsche Reichsgebiet der unaufhaltsame Zusammenbruch des Nazi-Regimes dann immer mehr abzeichnete, hatten die US-Alliierten kompromisslos und unmissverständlich mit konkreten Flugblättern auf die bevorstehenden Weichenstellungen für die deutsche Bevölkerung hingewiesen.

83 OZ-Archiv: 06.03.1944.

84 OZ-Archiv: 13.03.1944.

ALLIIERTES OBERKOMMANDO

(Supreme Headquarters, Allied Expeditionary Force)



BEKANNTMACHUNG

1. In dem unter meinem Oberkommando stehenden Kriegsschauplatz wird hiermit eine Militärregierung für die besetzten deutschen Gebiete errichtet. Die Militärregierung verfügt über die Vollmachten für Verwaltung sowie Gesetzgebung und Rechtssprechung, die in meiner Person als Oberbefehlshaber der Alliierten Streitkräfte und Militär-Gouverneur vereinigt sind.
2. Die erste Aufgabe der Militärregierung während des Fortgangs militärischer Operationen wird es sein, die rückwärtigen Verbindungen der alliierten Heere sicherzustellen und rücksichtslos alle Untriebe in den besetzten Gebieten zu unterdrücken, die der baldigen Beendigung des Krieges entgegenwirken.
3. Zugleich wird die Militärregierung die Ausrottung des nationalsozialistischen Systems in Angriff nehmen. Die Militärregierung wird alle Mitglieder der NSDAP und der SS von verantwortlichen Stellen entfernen, ebenso andere Personen, die an führender Stelle am nationalsozialistischen System beteiligt sind. Diese Schritte werden sofort nach Eintreffen der alliierten Armeen und Einsetzung der Militärregierung in Angriff genommen.
4. Die Zivilbevölkerung hat nach Möglichkeit ihren normalen Beschäftigungen nachzugehen. Eingehende Bestimmungen werden für sie von den zuständigen Militärbehörden jedes betreffenden Gebietes erlassen werden.

DWIGHT D. EISENHOWER

General,
Oberster Befehlshaber der Alliierten Streitkräfte

ZO 66

Abb. 17: Flugblatt von Dwight D. Eisenhower (Alliiertes Oberkommando).
Quelle: StADA, Best. R 4, Nr. 22213.

So hieß es in einem Flugblatt vom 5. November 1944, als „Bekanntmachung“ des englisch-amerikanischen Oberkommandos (Supreme Headquarters. Allied Expeditionary Force)⁸⁵:

„1. In dem unter meinem Kommando stehenden Kriegsschauplatz wird hiermit eine Militärregierung für die besetzten deutschen Gebiete errichtet. Die Militärregierung verfügt über die Vollmachten für Verwaltung sowie Gesetzgebung und Rechtsprechung, die in meiner Person als Oberbefehlshaber der Alliierten Streitkräfte und Militär-Gouverneur vereinigt sind.

2. Die erste Aufgabe der Militärregierung während des Fortgangs militärischer Operationen wird es sein, die rückwärtigen Verbindungen der alliierten Heere wiederherzustellen und rücksichtslos alle Umtriebe in den besetzten Gebieten zu unterdrücken, die der baldigen Beendigung des Krieges entgegenwirken.

3. Zugleich wird die Militärregierung die Ausrottung des nationalsozialistischen Systems in Angriff nehmen. Die Militärregierung wird alle Mitglieder der NSDAP und der SS von verantwortlichen Stellen entfernen, ebenso andere Personen, die an führender Stelle am nationalsozialistischen System beteiligt sind. Diese Schritte werden sofort nach Eintreffen der alliierten Armeen und Einsetzung der Militärregierung in Angriff genommen.

4. Die Zivilbevölkerung hat nach Möglichkeit ihren normalen Beschäftigungen nachzugehen. Eingehende Bestimmungen werden für sie von den zuständigen Militärbehörden jedes betreffenden Gebietes erlassen werden.“

In einer Anweisung des Generalstabs der US-Streitkräfte an den Oberbefehlshaber der US-Besatzungstruppen in Deutschland, der Anweisung JCS 1067, hieß es dann dezidiert:

„Deutschland wird nicht besetzt zum Zwecke seiner Befreiung, sondern als besiegtter Feindstaat. Ihr Ziel ist nicht die Unterdrückung, sondern die Besetzung Deutschlands, um gewisse alliierte Absichten zu verwirklichen.

Bei der Durchführung der Besetzung und Verwaltung müssen Sie gerecht, aber fest und unnahbar sein. Die Verbrüderung mit deutschen Beamten und der Bevölkerung werden Sie streng unterbinden. Das Hauptziel der Alliierten ist es, Deutschland daran zu hindern, je wieder eine Bedrohung des Weltfriedens zu werden.“

Die Besetzung der Region um Alsfeld durch die US-Streitkräfte

Die Besetzung Alsfelds am 30. März 1945 durch die US-Streitkräfte und alle damit im Zusammenhang stehenden gravierenden Ereignisse in der Kreisstadt wurde bereits 1974 eingehend in den Mitteilungen des Geschichts- und Museumsvereins Alsfeld (MittGMV Alsfeld) dokumentiert.⁸⁶ Zwei Jahrzehnte später (1995) präsentierte Jäkel diese zeithistorischen Arbeiten durch Publikation einer fünfteiligen Serie von

85 StADA, Best. R 4, Nr. 22213/1.

86 Jäkel, Herbert, Als die Amerikaner kamen. Das Ende des Krieges und die Besetzung Alsfelds am 30. März 1945, in: MittGMV Alsfeld, 12. Reihe, 1974, S. 49–68.

Beiträgen in der „Oberhessischen Zeitung“. Er machte sie damit auch einer breiten Leserschaft zugänglich.⁸⁷

In einem vorausgegangenem Beitrag in der „Heimatchronik“ der OZ hatte der Historiker, auch mit Fotodokumenten, an die verheerenden Bombenabwürfe am 22. Februar 1945 auf die oberhessische Fachwerk-Kleinstadt erinnert.⁸⁸

Jäkels Serie „Alsfeld unter amerikanischer Besatzung“ thematisierte im Einzelnen: „Die Stunde Null“ (Teil I),⁸⁹ „Die schwierige Suche nach ‚brauchbaren‘ Bürgermeistern (Teil II),⁹⁰ „Die Amerikaner richten sich in Alsfeld ein“ (Teil III),⁹¹ „Das Reservelazarett Alsfeld“ (Teil IV),⁹² und das der primären Erfassung der NS-Aktivistinnen Alsfelds gewidmete Thema „Alle Männer politisch durchleuchtet“ (Teil V).⁹³ Aus Anlass des 50. Jahrestags des Kriegsendes hielt der Alsfelder Geschichtslehrer am Albert-Schweitzer-Gymnasium auch am 30. März 1995 im Alsfelder Regionalmuseum einen grundlegenden Vortrag zu jenen Ereignissen in Alsfeld („Als die Amerikaner vor 50 Jahren nach Alsfeld kamen“).⁹⁴ Der OZ-Bericht hierzu war getitelt: „Am Mittag des 30. März 1945 war in Alsfeld der Krieg vorbei“.

Auf Basis dieser mit vielen Details belegten zeithistorischen Arbeiten lassen sich auch bezüglich Angenrod einige Schlussfolgerungen ableiten.

Wie auch mit Akten des Staatsarchivs Darmstadt und des Staatsarchivs Wiesbaden zu belegen richteten die US-Militärs direkt im Anschluss an die Einnahme sowohl Angenrods als auch Alsfelds in der Stadt eine Militärregierung ein. Sie unterstand mit Zuständigkeit für Stadt und Kreis Alsfeld Captain der Infanterie William B. Burks, der auch sofort, um die kommunale Verwaltung wieder zu aktivieren, Karl Kneisel mit der kommissarischen Leitung des Kreisamts betraute. „Town Major“, also Stadtkommandant Alsfelds, war Captain der Feldartillerie James G. Pattridge. Ihre Wohnung hatten die amerikanischen Officers, wie Jäkel mitteilt, im Haus Dr. Köhl, Schwabenröder Straße 1.

Die Besetzung der Katzenberg-Pfarrgemeinde Ruhlkirchen durch die Amerikaner

Interessante Details über die Einnahme der Katzenberg-Pfarrgemeinde Ruhlkirchen durch die US-Amerikaner und ihren damaligen Nachkriegsaufenthalt dort – sie verblieben dort bis Oktober 1945 – weiß der jetzt 87jährige gebürtige Ruhlkirchener Dr. Ludwig Weber (OSTr i. R.) zu berichten. Ruhlkirchen, zusammen mit Seibelsdorf

87 Jäkel, Herbert, Vor 50 Jahren – Alsfeld unter amerikanischer Besatzung: Die Stunde Null, OZ-Archiv: 07.04.1995.

88 Jäkel, Herbert: Als die Bomben auf Alsfeld fielen, in: Heimatchronik der OZ, 12. Jhg., 1995, Heft 3, März 1995.

89 OZ-Archiv: 07.04.1995.

90 OZ-Archiv: 15.04.1995.

91 OZ-Archiv: 21.04.1995.

92 OZ-Archiv: 26.04.1995.

93 OZ-Archiv: 28.04.1995.

94 OZ-Archiv: 01.04.1995.

(2 km entfernt), Ohmes (3 km entfernt) und Vockenrod (2 km entfernt) Gemeinden der katholischen Enklave des Bistums Mainz, des Katzenbergs, liegt nur 5 km nördlich von Angenrod.

Es habe sich so etwa um eine halbe Hundertschaft von Amerikanern gehandelt, befehligt von einem Hauptmann und Lieutenant Kennedy, die sich etwa drei Wochen nach Durchfahrt des US-Militärs in Ruhlkirchen einquartierte. Die Amis hätten in den ersten beiden Wochen ihre Kommandantur und Schreibstube im benachbarten Schwesternheim gehabt, erinnert sich der damals zehnjährige Weber.

Die Schreibstube habe sich danach in der Poststelle Weber befunden. Grund hierfür sei gewesen, dass das Gasthaus Weber sowohl Poststelle war als auch bereits über Telefon verfügte. Somit hätten seine übrigen Familienmitglieder das Haus bis auf die Küche und eine kleine Kammer räumen müssen. Nachts seien sie dann bei Verwandten im Ort untergebracht gewesen. Später hätten die beiden Offiziere ihre Unterkunft in der Fischbacher Straße bei Peter Reh gehabt.

Die US-Panzer samt Konvoi seien vom Ohmeser Berg herkommend nach Ruhlkirchen eingedrungen und hätten zuvor mit ihren Panzerkanonen noch zwei Warnschüsse abgegeben. Daraufhin hätten zwei Ruhlkirchener Schüler – Wilhelm Bottorf und Hermann Roth – sofort am Kirchturm als Zeichen der Kapitulation ein weißes Tuch aufgezogen. Widerstand im Ort, wo dann allseits die weißen „Fahnen“ gehisst gewesen seien, habe es nicht gegeben. Weitergefahren seien die Tanks dann in Richtung Fischbach. Und es sei auch ein Panzer mit Defekt liegen geblieben. Dieser sei von zwei oder drei Soldaten bewacht worden.

Schon am Karsamstag-Gottesdienst abends in Ruhlkirchen hätten die beiden US-Soldaten vom liegengelassenen Panzer mit Gewehr und in Uniform teilgenommen, berichtet Weber. Und auch in seinem Elternhaus, in der Gastwirtschaft Weber, habe sich bereits am Abend einer dieser Soldaten, ein Frankokanadier, etwa zwei Stunden lang aufgehalten. Dieser sei froh gewesen, dass Webers Vater sich in französischer Sprache mit ihm habe unterhalten können. Das war dann wohl für den Soldaten wieder ein Stück Normalität im Kriegsalltag gewesen.

Da die Gastwirtschaft auch über einen Tanzsaal verfügte, habe er, Weber, zum ersten Mal auch „Ping-Pong-Spiel“, also Tischtennis, der Besatzungssoldaten gesehen. Und auch die von Amis zumeist nur kurz angerauchten Zigaretten hätten im Ort eifrige Abnehmer gefunden, konnte man sie doch durch Zigarettendrehen oder Pfeifestopfen wieder verwenden. Er, Weber, habe nämlich die Mülleimer gesammelt und auch geleert, wobei die Zigarettenstummel, also die „Kippen“, gesondert „aufgepickt“ worden seien.

Den Überlieferungen zufolge hätten die US-Soldaten in der Besatzungszeit in der Kirche St. Michael auch alle zwei, drei Wochen Sonntagsgottesdienste gefeiert, dies unter Absicherung durch bewaffnete Soldaten in Uniform. Die Gottesdienstgestaltung habe ein Armegeistlicher vorgenommen. Sehr angetan, so wird weiter berichtet, seien die US-Soldaten während dieser Monate zum Beispiel von einem Umzug der Ruhlkirchener Jugend gewesen.

Die Jugendlichen hätten typische deutsche Volkslieder angestimmt und wohl auch sehr ansprechend zu Gehör gebracht. Der Umzug sei natürlich wegen der all-

gemeinen Ausgangssperre noch vor 22 Uhr erfolgt. Die Amis müssen von den schönen Melodien des deutschen Liedguts regelrecht begeistert gewesen sein, ist zu hören.

Die Amerikaner hätten nach Besetzung Ruhlkirchens und der Einrichtung ihrer Kommandantur in seinem Elternhaus auch an der Antrift ein Zelt aufgebaut. Auf dem Zelt hätte sich eine mit Dieselaggregat betriebene Pumpe befunden, die das Wasser aus dem Bach in einen Behälter auf dem Zelt hineinbeförderte.

Mit einem Benzin-Brenner sei dann das Bachwasser angewärmt worden, so Weber. Unter der Tonne sei ein Schlauch herausgeführt worden mit abschließendem Brausekopf, wie er und seine Ruhlkirchener Spielkameraden interessiert beobachten konnten. Diese provisorisch gestaltete „Bachdusche“ in freier Natur, befestigt mit Brett und Balken, habe dann den US-Boys in den heißen Sommermonaten 1945 regelmäßig als willkommene Erfrischung und zur Körperreinigung gedient.

Dass dann natürlich auch die Ruhlkirchener Kinder diese damals noch hierzulande kaum praktizierte Abkühlungs- und Erfrischungsvariante ausgiebig und mit lächelndem Wohlwollen der Amis ebenfalls nutzten, versteht sich von selbst. Und auch das US-typische exotisch anmutende Baseball-Spiel, hierzulande völlig unbekannt, sei auf der Wiese unweit seines Elternhauses ausgiebig, einhergehend mit sprintenden Spielern, voller Staunen beobachtet worden. Erschlossen habe sich allerdings der Sinn und das Reglement dieses „importierten“ Sports kaum jemandem, merkt der heute 87jährige Zeitzeuge an.

Es sind schöne Erinnerungen an die damalige gemeinsame Zeit der Besatzer von Übersee und den Kleinen aus der Katzenberg-Gemeinde.

Der kommunale Neubeginn in Angenrod 1945: US-Militärregierung und Entnazifizierung

Die Verwaltungsneuordnung nach dem Zweiten Weltkrieg in dem geteilten Deutschland, in Hessen also in der amerikanischen Besatzungszone,⁹⁵ geschah zunächst auf Basis der Einsetzung der amerikanischen Militärregierung in Deutschland.

Die ersten Länder in der US-Besatzungszone wurden gemäß der „Proklamation Nr. 2“ am 19. September 1945 aus der Taufe gehoben. Eine für die demokratische Nachkriegsentwicklung sicher sehr wichtige legislative Maßnahme in den amerikanischen Besatzungszonen war am 5. März 1946 die Inkraftsetzung des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus.⁹⁶

95 Grimm, Valerie, Die demokratische Entwicklung Hessens 1945–1945 als Vorbild für die neu gegründete Bundesrepublik Deutschland, GRIN Verlag, München 2011; <https://d-nb.info/194702313X> (aufgerufen am 17.11.2021). Vogel, Martin (Hrsg.), Deutsche Geschichte: Von den Anfängen bis zur Wiedervereinigung, J. B. Metzler Verlag, Stuttgart 1994.

96 Schuster, Armin, Die Entnazifizierung in Hessen 1945–1954 – Vergangenheitspolitik in der Nachkriegszeit, Historische Kommission für Nassau, Wiesbaden 1999. <https://d-nb.info/955585414> (aufgerufen am 17.11.2021). <http://www.verfassungen.de/de/bw/wuertt-b-befreiungsgesetz46.htm> (aufgerufen am 11.04.2016).

Alle deutschen Bürger über 18 Jahren hatten auf Meldebögen Angaben zu ihrer NS-Zeit, speziell zu ihren Funktionen im Dritten Reich, einzutragen und diese abzugeben.⁹⁷ Dieses Entnazifizierungs-Prozedere wurde dann auch von den beiden weiteren westlichen Besatzungsmächten, Frankreich und Großbritannien, übernommen.

Die US-Militärregierung bildete 1945 beziehungsweise 1946 die Länder Bayern, Württemberg-Baden, Hessen und Bremen, die schon im sogenannten Länderrat des amerikanischen Besatzungsgebiets kooperiert hatten.

Eine herausragende Rolle bei der Verwaltungsneustrukturierung Hessens in den ersten Monaten nach Kriegsende kam dabei Ludwig Bergsträsser (1883–1960) zu.⁹⁸

Der gebürtige Elsässer, Politiker, Historiker, Politikwissenschaftler und Archivar war aufgrund seiner politischen Lebensleistung 1953 mit dem großen Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet worden.

Am 14. April 1945, also noch in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs, hatte Bergsträsser den Auftrag der US-Militärregierung für den Aufbau einer überregionalen Verwaltung übernommen. Er sollte diesem Ansuchen dann als Vorsitzender – ab 8. Mai als Präsident – einer zu etablierenden „Deutschen Regierung“ allen ungünstigen Ausgangsbedingungen zum Trotz in vorbildlicher Weise entsprechen. Verwaltungssitz der „Deutschen Regierung“ war Darmstadt.

Bis Anfang August wurden Ludwig Bergsträssers Kompetenzen noch erheblich ausgeweitet, nämlich unter Einbeziehung auch der Gebiete der ehemaligen Provinzen Starkenburg und Oberhessen des Volksstaates Hessen. Administrativ erfolgte jetzt auch eine Umbenennung in „Deutsche Regierung des Landes Hessen“. Es war somit das Land Hessen in den Grenzen des früheren Volksstaates.

Eine erneute Umbenennung erfolgte schließlich nach der Proklamation von Groß-Hessen durch die US-Militärregierung am 19. September 1945. Die Darmstädter „Deutsche Regierung“ hieß am 4. November 1945 zunächst „Regierungspräsident Hessen“, ab dem 21. Januar lautete ihre Bezeichnung dann „Regierungspräsident Darmstadt“.⁹⁹ Mit Rheinhessen, also seinen linksrheinischen Gebieten, ging der Volksstaat Hessen damit in dem neu konstituierten Land auf. Regierungspräsident blieb Bergsträsser bis 1948.

Der Zusammenschluss der amerikanischen mit der britischen Besatzungszone zur „Bizone“ erfolgte Anfang 1947. Bestandteil der neu gegründeten Bundesrepublik Deutschland wurden sie alle am 23. Mai 1949, nun nicht mehr, wie im Dritten Reich, eine Diktatur, sondern ein demokratisches Gemeinwesen mit einer grundlegenden Verfassung, die auch die Menschenrechte ganz in den Vordergrund stellt.

97 60 Jahre DIE ZEIT, 60 Jahre Zeitgeschichte 1946 bis 2006, 1. Teil: 1946–1966, Zeitverlag Hamburg 2006, S. 4.

98 Mühlhausen, Walter (Herausg.), Ludwig Bergsträsser: Befreiung, Besatzung, Neubeginn. Tagebuch des Darmstädter Regierungspräsidenten 1945–1948, De Gruyter Oldenbourg 2018; <https://d-nb.info/1171390505> (aufgerufen am 17.11.2021).

99 https://rp-darmstadt.hessen.de/irj/RPDA_Internet?cid=82890a674ce14b839ffdad3bc5f53980 (aufgerufen am 03.04.2016).

Oberbefehlshaber der US-amerikanischen Truppen in Europa wurde als erstes Dwight David Eisenhower. Er war darüber hinaus auch Militärgouverneur in der amerikanischen Zone. Eisenhowers Nachfolger waren George S. Patton (November 1945, kommissarisch), Joseph T. McNarney (November 1945 – Januar 1947), Lucius D. Clay (Januar 1947–Mai 1949) und von Mai bis September 1949, wiederum kommissarisch, Clarence R. Huebner. Die Militärregierung wurde schließlich 1949 vom „Amt der Hohen Kommissare“ abgelöst.

Die Militärregierung hatte übrigens auch am 1.10.1945 das „Office of Military Government for Germany, US (OMGUS)“ eingerichtet.

Diese Behörde verfolgte das Ziel der Wiederherstellung einer deutschen Zivilverwaltung auf Basis der sogenannten Entnazifizierung. Untergliedert war sie in Ämter (offices) für Streitkräfte, für Wirtschaft, für Finanzen, für Transport, für Internationale Beziehungen, für Öffentlichen Dienst, Soziales, Justiz, Gefangene und auch vor allem Personen, die seinerzeit ihres Amts enthoben worden waren.

Sie verfügte auch über Hauptabteilungen (divisions) mit einem örtlichen Schwerpunkt in Frankfurt am Main. Später nach dem Krieg, also nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland im September 1949, wurden die Aufgaben des OMGUS an die Alliierte Hohe Kommission (High Command of Germany, HICOG) delegiert. Diese unterstand dem US-State Department in Washington.

Aufgelöst wurde das ursprüngliche OMGUS am 05.12.1949. Für noch weiter bestehende Aufgaben war von nun an der U.S. Hohe Kommissar für Deutschland (HICOG) zuständig.¹⁰⁰ Vom 2. September 1949 bis 1. August 1952 war dies John Jay McCloy (1895–1989).¹⁰¹ Weitere Alliierte Hohe Kommissare stellten natürlich auch die beiden anderen westlichen Siegnationen, Frankreich und Großbritannien.

Wie in den Hessischen Staatsarchiven Marburg und Darmstadt dokumentiert, wurden die überaus umfangreichen Akten der Militärregierung (ca. 3200 laufende Meter) 1950/51 in die USA verschifft. Sie lagern heute als Bestand RG 260 in der University of Maryland in College Park, nur 15 km nordöstlich von Washington.¹⁰²

Für Belange der historischen Forschung wurden die Akten der amerikanischen Militärregierung aus dem Gebiet Hessens 1977/78 im Washington National Records Center im Rahmen eines übergreifenden großangelegten Gemeinschaftsprojekts auch von hessischen Archivaren verzeichnet und für die Verfilmung ausgewählt. Das 1976 begonnene Projekt fand 1983 seinen Abschluss.

Der Autor dieser Dokumentation hatte jetzt auch die Möglichkeit, im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt gezielt im Blick auf die vor allem ersten Verwaltungsmaßnahmen der US-Militärregierung im Nachkriegs-Angenrod Archivalien zu recherchieren. Es handelt sich dabei um im Bestand Q 4 des StAD archivierte Mikrofiches, also auf Filmmaterial verkleinerte analoge Abbildungen von gedruckten Vorlagen.

100 <https://www.archives.gov/research/foreign-policy/related-records/rg-466>. (aufgerufen am 18.11.2021)

101 Bird, Kai, *The Chairman: John J. McCloy – The Making of the American Establishment*. Simon & Schuster, New York 1992.

102 <https://www.umd.edu/> (aufgerufen am 18.11.2021).

Dem Verfasser war es dabei insbesondere von Wichtigkeit, die von den Zeitzeugen und den Angenröder Bürgern nur dürftig überlieferten ersten Maßnahmen verwaltungspolitischen Zuschnitts beleghaft zu dokumentieren.

Übereinstimmenden Zeitzeugenaussagen zufolge hatten sich die US-Amerikaner nach ihrer Besetzung Oberhessens auch in Angenrod einquartiert. Dafür musste das im Angenröder Hofgut beschäftigte Dienstpersonal ortsintern umquartiert werden. Der großräumige Hof des Guts war damals mit Militärfahrzeugen der Amerikaner vollständig zugeparkt. Es seien ausschließlich US-Amerikaner schwarzer Hautfarbe, die nicht über die ansonsten übliche volle Bewegungsfreiheit verfügt hatten, dort quasi kaserniert gewesen, berichtet insbesondere ein gut informierter Zeitzeuge.¹⁰³

In den Wohnbereichen der Gutspächterfamilie Josef Schulte richteten die Besatzungscaptains ihre Verwaltungsstelle ein. Eine übergeordnete befand sich in Ruhlkirchen in der ehemaligen Gastwirtschaft und Poststelle Weber. Dorthin mussten auch Schriftlichkeiten aus Angenrod überbracht werden.¹⁰⁴

Erste Politische Überprüfung in Angenrod

Wie Dr. Jäkel für Alsfeld ausführlich dokumentierte¹⁰⁵ wurde circa vier Wochen nach Besetzung Angenrods dem übergeordneten Befehl der US-Militär Rechnung tragend eine erste politische Sichtung der Angenröder Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren vorgenommen. Es handelte sich dabei im Wesentlichen um die Angenröder Zivilisten, denn die Weltkriegsteilnehmer waren zu diesem Zeitpunkt zumeist noch selbst in Gefangenenlagern, also noch nicht in Angenrod angelangt.

Nach den Zeitzeugenüberlieferungen hatten sich einige Tage nach Ostern 1945 im Wohnhaus des damaligen Angenröder Beigeordneten und somit stellvertretenden Bürgermeisters Karl Höhler („Stimmjes“)¹⁰⁶ alle diese Angenröder Jugendlichen

103 Zeitzeugeninformation Paul Schmidt, interviewt am 25.03.2015.

104 Zeitzeugenüberlieferung Dr. Ludwig Weber (Künzell), interviewt am 19.06.2015.

105 Jäkel, Herbert, Heimatchronik der Oberhessischen Zeitung, Serie: Vor 50 Jahren: 1945 Kriegsende in Alsfeld, „Alle Männer politisch durchleuchtet“, OZ: 28.04.1995. In Alsfeld mussten Jäkel zufolge am 28. April 1945 befehlsgemäß „alle Männer von 16 bis 60 Jahren um 15.30 Uhr im Posthof am Ludwigsplatz“ antreten, und dies „in großen Mengen“ bei „strömendem Regen“. Und es heißt in einem Zeitzeugenbericht von Marie Bücking weiter: „Viele sind entlassen worden, aber es steht noch eine große Menge im Posthof im Regen, und es heißt, daß diese interniert werden. Was da alles dabei ist, weiß man noch nicht.“ Jäkel zufolge lägen keine Verzeichnisse vor, „wer und wie viele Personen aus Alsfeld in die Internierungslager, wie nach Darmstadt, gekommen waren. Es sind lediglich einige Einzelschicksale bekannt, die – eine Ironie der Geschichte – meist harmlose, wenn auch Parteimitglieder, betrafen, während viele und meist schlimmere Aktivisten untergetaucht waren, sich ‚Persilscheine‘ besorgen konnten beziehungsweise bei den ‚neuen Herren‘ ebenfalls gleich wieder oben schwammen, wie auch in Alsfeld an etlichen Beispielen aufgezeigt werden kann. Ab 1946 führten die Besatzungsmächte jene umstrittenen Maßnahmen ‚über die Befreiung des deutschen Volkes vom Nationalsozialismus und Militarismus‘ ein, über die zu einem anderen Zeitpunkt berichtet werden soll.“

106 Karl Höhler hatte diese intermediäre Bürgermeisterfunktion allerdings nur wenige Wochen bis zur Neueinsetzung des Nachkriegsbürgermeisters Willi Müller im Juni 1945 inne.



Abb. 18: Für einige Wochen von der US-Kommandatur als kommissarischer Bürgermeister Angenrods eingesetzt: Landwirt Karl Höbler („Stimmjes“). Foto (ausg.): BS Ingfried Stabl.

Die kommandoführenden amerikanischen Militärs hatten, wie auch andernorts, die Anweisung, im Sinne des „automatic arrest“ – also ohne vorherige rechtliche Überprüfung – alle Personen wie zum Beispiel SS-Angehörige, führende SA-Leute oder auch NSDAP-Ortsgruppenleiter direkt mit Fahrzeugen zum Arrest abzutransportieren.¹⁰⁷ Es war eine präventive Verhaftung potenziell gefährlicher Nazi-Aktivistinnen mit Blick auf Verhinderung der Restitution von Nationalsozialismus im Untergrund. Und wie auch andernorts fast durchgehend praktiziert, kann auch in Angenrod davon ausgegangen werden, dass Denunziationen von Nicht-Nazis für die Amis eine wichtige Orientierungshilfe gebildet haben könnten.

Höbler war somit formal einige Tage erster Ansprechpartner für die US-Militärs, zumal er auch nicht aktivistisch in die bedrückenden NS-Geschehnisse involviert war.

¹⁰⁷ Wember, Heiner, Umerziehung im Lager: Internierung und Bestrafung von Nationalsozialisten in der britischen Besatzungszone Deutschlands, Klartext Essen 2007; <https://d-nb.info/98494625X> (aufgerufen am 18.11.2021).

und Erwachsenen einzufinden, wo sie von US-Offizieren politisch „unter die Lupe“ genommen wurden, dies insbesondere im Hinblick auf Involvierung in das inhumane, die Menschenrechte mit Füßen tretende NS-Regime.

Vorzulegen hatten sie ihre persönlichen Dokumente. Die innerörtliche Bekanntmachung, dass man sich der politischen Kontrolle und Sichtung der US-Militärs zu stellen habe, sei durch Verlesen des Befehls im Ort durch den damaligen Ortsdiener Johannes Jung („Ortsdienersch Hannes“) erfolgt, erinnert sich ein Zeitzeuge.

Die politische Primärsichtung der einbestellten Angenröder dürfte demnach von manchem Ortsbürger mit einigem Unbehagen begleitet gewesen sein. Wie diese „Durchleuchtung“ in Alsfeld konkret ablief, hat Herbert Jäkel eingehend dokumentiert. Dort hätten die Betroffenen in langer Warteschlange vor dem Postgebäude gestanden und vor allem gehofft, dass sich keine negativen Konsequenzen für sie ergeben würden.

Diese Prozedur fand auch in Angenrod statt. Es sollen mindestens drei Angenröder mit diesem Nazi-Hintergrund umgehend weggefahren worden sein – ein NS-Stützpunktleiter, zugleich auch SS-Mitglied, ein maßgeblicher SA-Angehöriger und auch ein NS-Ortsgruppenamtmann.

Zwei von diesen drei Angenröder Nationalsozialisten hatten sich nach dem Kriege vor der Spruchkammer zu verantworten, einer auch vor der höherrangigen Spruchkammer Darmstadt-Lager. Beide wurden auch verurteilt: der eine zu Strafarbeiten im Steinbruchbetrieb, der andere zu eher geringfügiger Arbeitsleistung im Freien.

Bei der primären politischen Überprüfung wurden in zweifelhaften Fällen, zum Beispiel, wenn keine Legitimationen vorlagen, umgehend Aussonderungen vorgenommen.

So berichtet der Angenröder Zeitzeuge Gerd Stahl, damals gerade 16jährig und infolge Evakuierung seiner in Frankfurt ausgebombten Familie Ende 1943 nach Angenrod gekommen, dass bei seiner Kontrolle das Vorlegen nur des Schülersausweises den Offizieren nicht genügt habe. Über einen gültigen Personalausweis, so der Zeitzeuge, habe er bedingt durch Verlust im Kriege noch nicht verfügt.¹⁰⁸

Insgesamt seien bei dieser Prozedur etwa zehn Angenröder Männer, Jugendliche bis hin zu älteren Männern des Orts, in einen US-Lkw verbracht und nach Neustadt abtransportiert worden. Dort sei man im dortigen Feuerwehrgerätehaus von weiteren US-Offizieren ausgiebig verhört worden, und dort hätten auch die Angenröder Jugendlichen und Männer im Dachboden ihre Nacht verbringen müssen.

Anderntags seien die meisten der Angenröder wieder auf freien Fuß gesetzt worden. Jedoch habe man sie, darunter auch der Zeitzeuge, nicht wieder mit einem Fahrzeug zurückgefahren. Vielmehr hätten alle zu Fuß die gut 13 Kilometer lange Strecke zu ihrem Heimatort zurücklegen müssen.

Eine aus heutiger Sicht eher zum Schmunzeln Anlass gebende Verhaltensweise wusste der 2018 verstorbene Zeuge jener US-Aktionen in Angenrod zu berichten. Zusammen mit drei weiteren Betroffenen, alle jüngere Männer, habe man sich mit den im Feuerwehrgerätehaus aufgefundenen Regenmänteln auf den langen Heimweg gemacht.

Und in den durchlaufenen Dörfern habe man dann die dortigen Bewohner stets mit den Worten befragt: „Sind denn die Amis schon hier?“

Sonderarbeiten und Patrouillengänge im Ort

Zeitzeugenüberlieferungen zufolge seien auch Angenrods NS-Frauenschafts-Aktivistinnen nach dem Krieg von der US-Militär-Administration besondere Arbeiten auferlegt worden. Sie hätten die Angenröder Synagoge reinigen und auch deren Fenster putzen müssen, dies alles unter Aufsicht von bewaffneten US-Soldaten.¹⁰⁹

108 Zeitzeugentradierung Gerd Stahl, interviewt am 01.06.2016.

109 Siehe auch: <https://www.uni-giessen.de/kultur/universum/archiv/universum-2009/geschichte-giessens/schwere-zeit> (abgerufen am 17.07.2016).

Bezüglich Putzen eines hoch gelegenen Fensters sei auch eine äußerst widerwillig die Leiter besteigende Frau abgestürzt und habe sich erhebliche Verletzungen zugezogen. Sie sei mit dem Krankenwagen ins Kreiskrankenhaus Alsfeld transportiert worden.¹¹⁰ Diese Arbeiten ließen sich allerdings bislang noch nicht archivisch belegen. Hierzu wäre noch eine gesonderte „Tiefenerschließung“ der OMGUS-Akten angezeigt.¹¹¹

In der mehrmonatigen Besatzungszeit Angenrods mit auch nächtlichem Ausgehverbot für die örtliche Bevölkerung erfolgten von den Amis Routine-Patrouillengänge mit jeweils zwei bewaffneten Soldaten in allen Bereichen des Dorfes, so auch in der Judengasse und in den diversen Bereichen des Oberdorfs.

An solche Episoden erinnert sich noch Zeitzeugin Elise Schwarz geb. Decher. Danach habe sie, damals gemeinsam mit ihrer Freundin Paula Schäfer bei „Scholtesse“ beschäftigt, diese Patrouillengänge und ihre Zeitabstände beobachtet. Immer dann, wenn die beiden Amis an der Hauptstraße vorübergegangen seien, sei sie dann mit Paula rasch quer ins Dorf in die Schellengasse zu ihrer Familienwohnung gegangen. Auch den Rückweg zu „Scholtesse“ habe man auf diese trickreiche Weise, ohne also von den Kontrollsoldaten registriert zu werden, wieder absolviert. Über größere Zwischenfälle hierbei gibt es allerdings keine Überlieferungen.¹¹²

Und nachdem auch die Synagoge nach den destruirenden Ereignissen der NS-Zeit wieder erneuert worden war – unter anderem wurde sie auch wieder elektrifiziert – sollen in dem jüdischen Gotteshaus übereinstimmenden Zeitzeugenberichten zufolge in der US-Besatzungszeit Angenrods um 1946 dort Gottesdienste gehalten worden sein. Ob es jedoch jüdische Gottesdienste gewesen seien, an denen die Amis teilgenommen hätten, war nicht mehr zu eruieren.

Im direkten Zusammenhang mit der Besetzung Angenrods, wie auch aller übrigen Orte, erfolgten umgehend auch Hausdurchsuchungen durch US-Soldaten.¹¹³ Im Fokus stand hier vor allem, eventuell noch versteckte ehemalige Wehrmachtsoldaten und auch Waffen aufzuspüren.

110 Zeitzeugenüberlieferung Ilse Greb, interviewt am 12.02.2014, 02.10.2014 und 31.10.2014.

111 Persönliche Mitteilung des Fachreferats des StADA.

112 Dass es auch durch westalliierte Besatzungssoldaten in erheblichem Ausmaß zu Vergewaltigungen von deutschen Frauen gekommen ist, ist derzeit auch Thema zeithistorischer Forschung und von Dokumentarberichten im Deutschen Fernsehen, zum Beispiel: Michael Renz, Anette Harlfinger, Die verbrecherischen Befreier – Amerikas dunkle Geheimnisse im Zweiten Weltkrieg, Folge 104, Erstausstrahlung ZDF: 05.05.2015. Die Zahl der auch durch US-GIs verübten Vergewaltigungen wurde auf Basis einer Hochrechnung auf etwa 190 000 geschätzt. Die meisten dieser Kriegsverbrechen gelangten jedoch überhaupt nicht zur Anzeige beziehungsweise wurden gerichtlich verfolgt. In der Öffentlichkeit stand dagegen seit längeren Jahren die große Zahl an Vergewaltigungen durch Soldaten der Roten Armee in Ostpreußen und dann auch im eroberten Berlin im Fokus.

113 Siehe auch: <https://www.uni-giessen.de/kultur/universum/archiv/universum-2009/geschichte-giessens/schwere-zeit> (abgerufen am 17.07.2016).

Auch in der damaligen Mietwohnung seine Familie in der Judengasse seien von zwei US-Soldaten solche Durchsuchungen vorgenommen worden, unter anderem seien auch alle Kisten und Schränke geöffnet worden. Verdächtiges gefunden habe man jedoch nicht, sodass dann die Amis wieder unverrichteter Dinge weitergezogen seien.

Und überhaupt, so Zeitzeuge Gerd Stahl, habe man sich während der Besetzung Angenrods durch das US-Militär überhaupt nicht nach draußen auf die Straße getraut, da unklar war, wie sich die Besatzer verhalten würden. Angstvoll sei man, wie auch viele weitere Angenröder, in den eigenen Wohnungen verblieben. Überall seien als Zeichen des Sich-Ergebens weiße Tücher herausgehängt gewesen.

Unter anderem mussten ja auf Anordnung der US-Militär-Befehlshaber auch in Angenrod sämtliche noch vorhandene Waffen unverzüglich an einer zentralen Sammelstelle abgeliefert werden. Sammelstelle, so der Zeitzeuge, sei der Bereich um das Angenröder „Lichthäuschen“, der Transformatorenstation an der „Breiten Bach“, gewesen.

Und ein weiteres interessantes Detail wird von Seiten zweier Zeitzeugen aus jener Zeit der US-Besetzung Angenrods überliefert.¹¹⁴ So sollen in der Kriegszeit im ehemaligen Saal des früheren Traditionsgasthauses Wertheim, nachfolgend von Karl Jung VI. („Schusterkarl“), im Sinne von Vorratshaltung größere Mengen an neuen deutschen Wehrmachtsuniformen gelagert gewesen sein.

Offensichtlich wurde dann in den Wochen nach Befreiung auch Angenrods von der Nazi-Diktatur von den US-Offizieren „grünes“ Licht für die Verteilung dieser aus qualitativ gutem Textil gefertigten Uniformen, sozusagen unter der Hand, an die Angenröder Bevölkerung erteilt.

Und dies wurde dann auch so umgesetzt, boten die neuen Uniformen dann doch die Möglichkeit, durch örtliche Schneider beziehungsweise auch in kompetenter Eigenregie in Zivilbekleidung wie zum Beispiel Mäntel umgearbeitet zu werden.

Ein neuer Bürgermeister wird gesucht

Nach der ohne größere Übergriffe der US-GIs erfolgten Besetzung der Region um Alsfeld mit der zügigen Einrichtung einer US-Militärregierung („military government“) in der oberhessischen Fachwerk- und Kreisstadt stand unter anderem die umgehende Aktivierung der Kommunalverwaltung auf der Agenda der führenden Offiziere.

So hieß es bereits in einem offiziellen Schriftplakat, einem öffentlichen Aufruf vom 7. April 1945 des Military Government, unterzeichnet von Wm. P. Burks (William Peter Burks, d. Verf.), Captain Infantry und seines Zeichens „Military Governor“:¹¹⁵

„An die Bevölkerung des Landkreises Alsfeld. ...

Herr Kneisel ist als vorläufiger Landrat für den Kreis Alsfeld eingesetzt worden. Seine Anordnungen müssen genauestens befolgt werden. Er ist hiermit ermächtigt,

114 Zeitzeugenberichte.

115 StADA, Best. P 1, Nr. 82.

Aufruf

an die Bevölkerung des Kreises Alsfeld.

Von der Amerikanischen Militärregierung bin ich zum Landrat des Kreises Alsfeld bestellt worden. Ich habe dieses Amt übernommen in der Erwartung, daß ich von allen Einwohnern des Kreises Alsfeld unterstützt werde.

Die mir gestellten Aufgaben sind im Hinblick auf die verhältnisbedingten Beschränkungen, insbesondere im Transport- und Nachrichtenwesen, äußerst schwierig und nur unter Mithilfe Aller zu lösen.

Ich erwarte von Allen, daß jeder Ruhe und Ordnung bewahrt und sich den gegebenen Anordnungen unbedingt fügt. Den von mir eingesetzten Mitarbeitern bitte ich Vertrauen entgegenzubringen.

Sabotage und Plünderung werden schwer bestraft. Jedes widerrechtlich angeeignete Gut sowie Fahrzeuge, Treibstoffe und Oele sind innerhalb 48 Stunden bei den Sammelstellen (Bürgermeistern) abzuliefern, widrigenfalls Bestrafung wegen Plünderns erfolgt.

Die Versorgung mit lebenswichtigen Gütern geht im selbsterhaltenen Rahmen weiter, Stockungen lassen sich in der ersten Zeit nicht vermeiden. Ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln ist gewährleistet. Ohne Bezugsberechtigung dürfen bewirtschaftete Waren nicht abgegeben werden.

Löhne und Preise dürfen zur Vermeidung von Stockungen in der Wirtschaft nicht geändert werden. Angeforderte Zahlungen sind in der gesetzten Frist zu leisten.

Soweit die Betriebe arbeitsfähig sind, ist die Arbeit auf ihre Aufforderung hin aufzunehmen. Falls Arbeitsmöglichkeit noch nicht besteht, hat Meldung nach besonderer Aufforderung zu erfolgen. Ich erwarte, daß sich freie Arbeitskräfte inzwischen in der Landwirtschaft betätigen. Arbeitsverweigerung wird geahndet. Die ausländischen Arbeitskräfte haben die gleichen Rechte und Pflichten wie die deutschen Arbeiter.

Stellt alle kleintlichen Interessen und Bedenken im Hinblick auf das Ganze zurück, dann werden wir auf gerechter Grundlage in gemeinsamer Arbeit auch die schwere Zeit überwinden können. Je mehr diese Grundsätze befolgt werden, je eher die Arbeit aufgenommen wird, je mehr Alle Ordnung und Gerechtigkeit walten lassen, desto leichter wird die Uebergangszeit sein.

Alsfeld, den 9. April 1945.

Der Landrat des Kreises Alsfeld.

Kneisel

Druckvermerk F. Eisenstein, Alsfeld.

9. April 1945
2/11

Abb. 19: Aufruf des Nachkriegslandrats des Kreises Alsfeld, Karl Kneisel, vom 9. April 1945. Quelle: StADA, Best. R 2, Nr. 590.

die früheren Bürgermeister vorläufig in ihrem Amt zu lassen oder vorläufig Neubesetzungen durchzuführen. Über die endgültige Besetzung der Bürgermeister-Stellen wird später die Amerikanische Armee bestimmen.

Alle Bürgermeister, die bis auf weiteres von ihm anerkannt sind oder beauftragt werden, ab jetzt das Bürgermeisteramt zu versehen, haben voll und ganz ihre Pflicht zu erfüllen. Die Bevölkerung des Landkreises Alsfeld wird aufgefordert, alle Anweisungen und Bestimmungen ihrer vorgesetzten Behörden auszuführen.

Wm. P. Burks
Capt. Infantry
Military Governor“

Bei vorstehendem Schriftplakat handelte es sich um ein unübersehbares öffentlich ausgehängtes Plakat mit Schriftzügen auf bräunlichem Grund.¹¹⁶

Bereits zwei Tage später, am 9. April 1945, wandte sich dann Karl Kneisel, der von den US-Militärs beauftragte Landrat des Kreises, mit einem ebensolchen Aufruf, nun aber in Ausführlichkeit, an die Bevölkerung des Kreises Alsfeld:¹¹⁷

„Aufruf an die Bevölkerung des Kreises Alsfeld ...“

Die „schwierige Suche nach ‚brauchbaren Bürgermeistern‘“ hierzulande wurde bereits 1974 von H. Jäkel ausführlich beschrieben.¹¹⁸

Was Angenrod anbelangt, sind zum Prozedere der Einsetzung des Bürgermeisters keine direkten, also schriftlichen oder fotografischen Belege recherchierbar. Wohl aber kann auf Basis übereinstimmender Berichte unserer Zeitzeugen die Vorgehensweise der US-Offiziere mit Blick auf einen neuen und vertrauenswürdigen Bürgermeister an der Spitze Angenrods gut abgeleitet werden.

Der letzte Angenröder Bürgermeister in der NS-Zeit, NS-Aktivist Adolf Geiß (Leusel), war bereits umgehend im Zuge des „automatic arrest“ aus diesem Amt auf Dauer entfernt worden. Er zählte auch später zu den im Internierungslager Darmstadt untergebrachten NS-Bürgermeistern und Ortsgruppenleitern, die sich dem Spruch der Spruchkammern zu fügen hatten.

Auch in Angenrod war zügig nach Einrichtung einer örtlichen Militärkommandantur, untergebracht in den Wohnräumen des Angenröder Hofguts und auch Zeitzeugenradierungen zufolge in der Volksschule, wie schon beschrieben, im Wohnhaus von Karl Höhler, des Ersten Beigeordneten in Angenrod, die Überprüfung aller männlichen Angenröder ab 16 Jahren erfolgt.

Aufgrund der Tatsache, dass dessen Bruder Hermann, der im Krieg gefallen war, als KPD-Mitglied ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus war, und entsprechender Vorsondierungen der US-Militärs bereits vor der Besetzung Angenrods durch die US-Armee sowie Umfragen bei der örtlichen Bevölkerung wurde dann recht schnell Hermann Müllers Bruder Willi Müller (1916–02.06.1990) als neuer Bürgermeister ins Auge gefasst.

116 StADA, Best. R 2, Nr. 651.

117 StADA, Best. P 6, Nr. 13.

118 OZ-Archiv: 07.04.1995 (Jäkel, Herbert: Alsfeld unter amerikanischer Besetzung (II) – Der Wiederaufbau der Verwaltung).

Der Landrat
des Kreises Alsfeld

Alsfeld, den 9. Juli 1945

Ernennungs-Urkunde

Im Einvernehmen mit der Amerikanischen Militärregierung in Alsfeld
erkenne ich hiermit

Herrn

W i l l y M ü l l e r

mit Wirkung vom heutigen Tage an zum

Bürgermeister und Standesbeamten

der Gemeinde A n g e n r o d

Die Amerikanische Besatzungsmacht und die Amerikanischen Militär-
regierungen werden gebeten, dem Genannten bei Amtshandlungen Schutz
und Hilfe zu gewähren.

*W. 9. 7. 45.
In Aufzeichnung dieser Urkunde
wurde Müller für den
niederschriftl.
L. J. H. v.*

Abb. 20: Ernennungs-urkunde für Nachkriegs-Bürgermeister Willi Müller.
Quelle: StADA, Best. H 2 Alsfeld, Nr. 1553.

Am Tage seiner Ernennung als Nachkriegsbürgermeister Angenrods hatte Müller in Angenrod mit Datum vom 9. Juli 1945 den „Oath of office for Government Officials – Dienstleistung fuer Regierungsbeamte“ abzuleisten.¹¹⁹

Umgehend, also am gleichen Tag, erfolgte dann auch die Ernennung Willi Müllers „zum Bürgermeister und Standesbeamten der Gemeinde Angenrod“, und zwar „im Einvernehmen mit der amerikanischen Militärregierung in Alsfeld“ durch den Landrat des Kreises Alsfeld.

Da sowohl die Eid-Abnahme als auch die Urkunden-Übergabe in Angenrod erfolgten, kann davon ausgegangen werden, dass Landrat Kneisel diese Bürgermeister-Ernennung im Rahmen seiner konkreten Vor-Ort-Besuche in den einzelnen Kreis-Gemeinden vornahm.

Kneisel stand hierfür anfangs noch kein eigenes Fahrzeug zur Verfügung. Vielmehr wurde er bei seinen Besuchen auf dem Land von amerikanischen Militärs mit deren Wagen befördert, wie H. Jäkel ausführlich dokumentiert.¹²⁰ Dabei hätten diese sogleich auch die in den einzelnen Gemeinden abzuliefernden Waffen bei den betreffenden Bürgermeistereien abgeholt, wohl auch dann in Angenrod.

Die letzte Angenröder Bürgermeisterei befand sich bis zu dieser Zeit in einem Gebäude im Ortszentrum. Dort, auf einem freien Platz, wurden Zeitzeugenüberlieferungen zufolge auch die Waffen der Angenröder zusammengetragen.

Es ergingen auch strikte Anordnungen des Chiefs of Staff (JCS 1067) (Stabschef, d. Verf.) für die US-Besatzungstruppen, darunter auch die gegen Verbrüderung.¹²¹ Diese traten an Stelle der bisherigen „Combined Directive For The Military Government in Germany prior to Defeat or Surrender“ (Kombinierte Direktive für die Militärregierung in Deutschland vor Niederlage oder Kapitulation, d. Verf.), abgekürzt CCS 551.

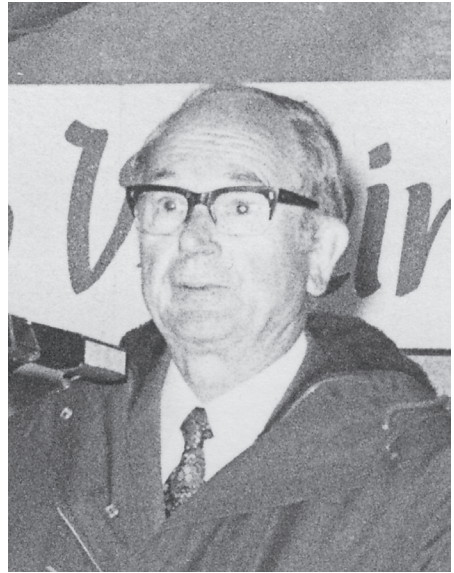


Abb. 21: Willi Müller, langjähriger Nachkriegsbürgermeister Angenrods. Foto (ausg.): Ingfried Stahl

119 StADA, Best. H 2 Alsfeld, Nr. 1553.

120 Jäkel, Herbert, Heimatchronik der Oberhessischen Zeitung, Vor 50 Jahren: 1945 Kriegsende in Alsfeld, „Alle Männer politisch durchleuchtet“, OZ-Archiv: 28.04.1995.

121 Waibel, Dieter, Von der wohlwollenden Despotie zur Herrschaft des Rechts: Entwicklungsstufen der amerikanischen Besatzung Deutschlands 1944–1949, Mohr Tübingen 1996; <https://d-nb.info/947890262> (aufgerufen am 18.11.2021).

Ein wesentlicher Bestandteil dieser Vorgehensweise war die sogenannte Entnazifizierung, über die bereits in den „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ berichtet wurde.¹²²

122 Ingfried Stahl, Exemplarische Einblicke in die Spruchkammerverfahren Angenrods und seiner näheren Umgebung, in: MOHG Bd. 102, Gießen 2017, S. 331–391.

Ein Stiefkind der Kinogeschichte – Das kommunale Lichtspielhaus am Beispiel Pohlheim-Holzheims (1930er–1960er Jahre)

NIKOLA STUMPF

1. Deutsche Kino-Geschichte in Kürze

Während für die Filmgeschichte im Allgemeinen auf profundes Forschungsmaterial zurückgegriffen werden kann und die Geschichte der Lichtspieltheater in Großstädten vermehrt aufgearbeitet wird, geraten die kleinen Ladenkinos der Landbevölkerung meist ins Hintertreffen. Doch gerade sie waren es, die neben der Dorfkneipe und der Kirche, fast flächendeckend vorhanden waren und Abwechslung vom mühseligen Alltag boten. Sie bildeten die Bevölkerung mit Kulturfilmern und der Wochenschau weiter und unterhielten sie zudem an Abenden und Wochenenden vor allem mit Western und Heimatfilmen.¹ Lichtspielhäuser sind Institutionen, die meist generationsübergreifend positive Jugenderinnerungen hervorrufen und ein Leuchten in den Augen der Erzählenden aufflackern lassen. Doch erst allmählich findet eine Aufarbeitung der kommunalen Kinogeschichte statt. So verhält es sich auch mit dem Lichtspielhaus in Holzheim,² einem heutigen Stadtteil Pohlheims. Dabei geht seine dokumentierte Geschichte bis in die 1930er Jahre zurück.

Zunächst ist jedoch festzustellen, dass der Kino-Boom in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern recht spät einsetzte. Die Fülle der gezeigten Filme stieg rasant von 578 im Jahr 1906 auf 5.721 im Jahr 1913.³ In diesem Zuge entstanden immer mehr Ladenkinos auf dem Land und die Anzahl der Wanderkinos, die von Dorf zu Dorf und Fest zu Fest zogen, sank. Ein wöchentlich wechselndes Programm und die Bereitstellung von Vorführräumen brachten eine kontinuierlich wachsende Akzeptanz und Nutzung mit sich.⁴

Der Erste Weltkrieg bildete eine Zäsur. Der europäische Film war dem Niedergang geweiht, während US-amerikanische Produktionsfirmen den Markt und das Publikum eroberten. Hollywood stieß in das Machtvakuum vor und machte sich die Schwäche seiner Konkurrenz in Übersee zu nutze.⁵ Der Film wurde vom Kunstobjekt zur Ware. Zudem änderte sich der Filmgeschmack der Europäer zugunsten

1 Vgl. Faulstich, 2005: 68.

2 Die Einwohnerzahl Holzheims belief sich am 31.10.1949 laut der Amtlichen Bekanntmachungen für den Landkreis Gießen (Nr. 52, 16.12.1949, Seite 185) auf 1877.

3 Vgl. Faulstich, 2005: 42.

4 Vgl. Hake, 2004: 31.

5 Vgl. Faulstich, 2005: 53.

der Amerikaner. *Double Features*, 24-Stunden-Film-Marathons und der Begriff des *B-Movie* etablierten sich bereits in dieser Zeit.⁶

1917 wurde in Potsdam die Ufa, die Universum-Film AG, gegründet. Da deutsche Filme im Ausland boykottiert wurden, unterlagen ausländische Filme in Deutschland einem Kontingent. So durfte die Anzahl importierter Filme die Anzahl der in Deutschland produzierten Filme nicht übersteigen. 1925 war diese Regelung wieder obsolet, da die Ufa in finanzielle Schwierigkeiten geraten war und sich die Amerikaner den Zugang zum deutschen Markt erkaufte. Dabei war insbesondere Deutschland in der ersten Hälfte der 1920er Jahre Vorreiter. Der expressionistische Film (1919–1924) war revolutionär und wurde weltweit beachtet. Anschließend trat der Tonfilm seinen Siegeszug an und schließlich wurden Filme zum traurigen Werkzeug nationalsozialistischer Propaganda (1929–1933).⁷ Nach 1945 entstand der sogenannte „Weltfilm“ mit internationalen ästhetischen Standards. Es etablierten sich auf diese Weise Filmklassiker wie „Zwölf Uhr Mittags“ (*High Noon*, 1952).⁸

2. Das kommunale Kino des Landkreises Gießen in den 1930er Jahren – Brandgefährlich und hoch ansteckend

2.1 Safety First! – Gesetze und Regularien

Nicht ständige Kinos waren schon in den 1920er Jahren ein Thema im Kreis Gießen. Das Kreisamt regulierte zu dieser Zeit Wanderlichtspiele, die eine besondere Erlaubnis benötigten, um Filme beispielsweise an Kirchweihfesten in Dörfern zeigen zu dürfen.⁹

In den 1930er Jahren etablierten sich verstärkt Ladenkinos in den einzelnen Dörfern. Diese wurden u.a. auch für cineastische Werbeveranstaltungen genutzt. Bereits zu Beginn der Dekade bat die Abteilung Öffentliche Bausparkasse der Landeskommunalbank Darmstadt den Landkreis Gießen um Erlaubnis, Lichtspielvorführungen abhalten zu dürfen. Daraufhin erhielt die Hessische Bürgermeisterei Holzheim im Dezember 1931 eine Abschrift des Kreisamtes Gießen über dieses Angebot. Aufgrund gesetzlicher Vorschriften konnte dem Antrag auf generelle Genehmigung der beabsichtigten Filmvorführungen in den Landgemeinden des Kreises nicht entsprochen werden. Für jede Vorführung bedurfte es eine besondere Ausnahmegenehmigung gemäß der §§ 71 ff. der Grundsätze für die Sicherheit bei Lichtspielvorführungen vom 30. Mai 1926.¹⁰

In einigen Landgemeinden des Kreises Gießen bestanden bereits feste Kinos (Grünberg, Hungen, Lich, Londorf und Wieseck). Die angedachten Vorführungen hatten speziell in diesen Räumlichkeiten stattzufinden. Eine Ausnahmegenehmigung war somit nicht mehr vonnöten, da nachweislich abgesonderte Bildwerferräume in

6 Vgl. ebd.: 57–58.

7 Vgl. Hake, 2004: 58.

8 Vgl. Faulstich, 2005: 119–120.

9 Vgl. Stumpf, 2019: 11–12.

10 Vgl. Hessisches Regierungsblatt Nr. 10, Darmstadt, den 24. Juni 1926, Seiten 164–186.

den betreffenden Kinos vorhanden waren. An Orten, an denen keine ständigen Kinos existierten, war eine Ausnahmegewilligung obligatorisch. Diese Ausnahmegewilligung wurde für diverse Säle im Allgemeinen anstandslos erteilt, da die betreffenden Räumlichkeiten bereits zu einem früheren Zeitpunkt geprüft worden waren. Für diese lagen das (nach § 25 der Grundsätze) erforderliche elektrische Revisionsgutachten sowie der (nach § 21 der Grundsätze) vorgeschriebene Bestuhlungsplan vor.¹¹

Zu diesen bereits geprüften Ladenkinos im Landkreis Gießen zählten die folgenden nicht ständigen Kinos, die in Gastwirtschaften untergebracht waren:

- Allendorf/Lumda (Wirtschaft „Zum Biergrund“, Heinrich Bergen),
- Eberstadt („Zur Post“, Hermann Wedemann),
- Großen-Buseck („Zum Kühlen Grund, Heinrich Brück, „Zur Germania“, Wilhelm Wagner V.),
- Großen-Linden („Zum Rebstock“, Ludwig Faber VIII.),
- Heuchelheim („Zur Ludwigsburg“, Jakob Günderoth),
- Lang-Göns (Wirtschaft O. Loevenich),
- Lollar („Zur Linde“, J.H. Hofmann),
- Ober-Bessingen (Wirtschaft der Witwe des Heinrich Jakob II.),
- Reiskirchen (Wirtschaft des K. Ferdinand Gundrum),
- Rödgen (Wirtschaft des Wilhelm Wagner II.)
- Saasen (Wirtschaft des Karl Schmidt II.),
- Staufenberg (Wirtschaft des Louis Geißler II.) und
- Watzenborn-Steinberg („Zur Krone“, Georg Häuser).¹²

Gemeinden, die in der Auflistung nicht bedacht waren, mussten noch das elektrische Revisionsgutachten vorlegen. Dieses konnte nur von den städtischen Elektrizitätswerken Gießen, dem Überlandwerk Friedberg und von Oberingenieur Fertsch aus Grünberg ausgestellt werden. Erst danach war eine Ausnahmegewilligung möglich. Dass drei der oben aufgeführten Gemeinden noch ihren Bestuhlungsplan nachreichen mussten, jedoch trotzdem auf der Liste der geprüften Kinos standen, zeigt, dass die Priorität klar auf der Sicherheit der Elektrik lag.

Ferner wies der Kreis in einem Antwortschreiben an die Landeskommunalbank Darmstadt darauf hin, dass zwar bei einer Veranstaltung mit einer Teilnehmerzahl von unter 50 Personen eine Ausnahmegewilligung vorliegen müsse, diese aber leichter zu genehmigen sei. Es besagt außerdem, dass die Vergnügungssteuer der Landeskommunalbank erlassen werde, da diese keine Eintrittsgelder für ihre Werbeveranstaltung veranschlagte.¹³

11 Vgl. Stadtarchiv Pohlheim, Holzheim (StadtA PH, Ho), Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 44.

12 Vgl. ebd.

13 Vgl. ebd.

Ein Jahr später, im Februar 1932, plante die Landeskommunalbank erneut Filmvorführungen und der Kreis gewährte eine Ausnahmegewilligung für die Aufführung von Spar-, Werbe- und Lehrfilmen.¹⁴ Doch erneut verwies das Kreisamt Gießen auf § 71 der Grundsätze für die Sicherheit bei Lichtspielvorführungen in nicht ständigen Filmtheatern und listete eine Zusammenfassung dieser in ihrem Schreiben auf. So musste ein geprüfter Bildwerfer der Klasse C verwendet werden. Während der Benutzung des Bildwerfers mussten die zugehörigen Filmrollen feuersicher, etwa in einem eisernen Blechkasten, aufbewahrt werden. Außerdem musste in § 73 Absatz 4 der Grundsätze aufgeführten Bedingungen entsprochen sein und ortspolizeilichen Bedenken durfte nichts entgegenstehen. Wer Quentin Tarantinos „Inglourious Basterds“ (2009) gesehen hat, kann sich in etwa vorstellen, wieso solch strikte Regeln existierten. Auch ohne die Dramaturgie Hollywoods, hätte der leicht entflammare Film zu einer Katastrophe führen und innerhalb kurzer Zeit das Gebäude mitsamt dem Publikum auslöschen können. Aus diesem Grund waren die Sicherheitsmaßnahmen und die Beschaffenheit des Bildwerferraumes von großer Bedeutung.

Auch für den Zuschauerraum bestanden allgemeine Vorschriften. Ausgänge mussten mit rotbelegten Pfeilen den Weg weisen und unbenutzbare Zugänge waren zu kennzeichnen. Notbeleuchtung mit roten Kerzen oder Rüböl-Lampen (kein Petroleum) mussten über allen Saaltüren hängen. Vorhänge waren flammensicher herzurichten oder gar ganz zu entfernen, ebenso Girlanden und dergleichen. Stühle mussten an Tischen oder verschiebbar in Reihen aufgestellt werden. Lose Stühle waren unzulässig. Ein genehmigter Bestuhlungsplan war auszuhängen. Der Hauptschalter musste gekennzeichnet sein und daneben musste das elektrische Schaltungs-schema angebracht werden. Falls Ofenheizungen vorhanden waren, mussten feste Ofenschirme angebracht werden. Neben dem Bildwerfer mussten Löschgeräte (nasser Scheuerlappen oder ein Eimer mit trockenem Sand) bereitstehen. Das Rauchverbot musste mehrmals ausgehängt werden sowie Schilder, die das eigenmächtige Verschieben von Stühlen und Tischen untersagten und das Stehen in Türen und Gängen verboten. Der Abstand von drei Metern zur Bildwand war einzuhalten. Eine gegebenenfalls vorhandene Galerie musste gesperrt werden.¹⁵

Ob und wann die Landeskommunalbank letzten Endes ihre Spar-, Werbe- und Lehrfilme in Holzheim aufführte, geht aus dem Schreiben nicht hervor. Doch der Erhalt dieser Quelle offenbart uns neunzig Jahre später, dass bereits damals – wie heute – eine Genehmigung für eine Veranstaltung nur durch strikte Auflagen erteilt wurde. Der Brandschutz war dabei vorrangig, insbesondere aufgrund der hochentzündlichen Filme der damaligen Zeit.

14 Diese waren vom Deutschen Sparkassen- und Giroverband herausgegeben und von der Filmprüfstelle Berlin zugelassen.

15 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 44.



Abb. 1: Früheres Gasthaus Sames in der Eichstraße 25, später Pizzeria und diverse Diskotheken, 2001 abgebrannt (Foto: Karl-Heinrich Jung, 1988). Der Rechteinhaber Karl-Heinrich Jung verstarb vor über zehn Jahren und hatte das Bild im Zuge einer Festschrift veröffentlicht und danach dem Stadtarchiv Pohlheim übereignet. Er war Stadtarchivar in Pohlheim und stammte aus Holzheim.

2.2. Erste Lichtspielvorführungen im Gasthaus Sames

Das Gasthaus Sames in der Eichstraße 25 (Abb. 1) war von Anbeginn in Familienhand. Die seit 1878 existierende Schankwirtschaft¹⁶ wurde von einer Generation zur nächsten vererbt und das Gebäude somit stetig erweitert. Die Saalanbauten führten schließlich zur Aufführung von Lichtspielen.¹⁷

Belegt sind Filmvorführungen in Holzheim bereits in den 1930er Jahren durch den Lichtspielbesitzer Hahn aus Gambach, der das dortige Union-Theater betrieb. Er erhielt eine Ausnahmegewilligung für den 9. Januar 1932 im Saal der Wirtschaft des Georg Sames (1870–1952) in Holzheim. Er musste einen Bildwerfer der Klasse B verwenden, die Filmrollen in einem eisernen Blechkasten feuersicher aufbewahren und den § 73 Absatz 4 der Grundsätze aufgeführten besonderen Bedingungen entsprechen. Ortspolizeibehörde und Feuerwehrkommando waren rechtzeitig zu benachrichtigen. Der Organisator musste für die Dauer der Veranstaltung eine Feuer-

¹⁶ Vgl. Stadtarchiv Pohlheim (StadtA PH), 7138.

¹⁷ Telefonat mit Ingeborg Biadala am 12.10.2021.

wache in Stärke von mindestens zwei Mann anfordern. Diese mussten sich in der Nähe des Bildwerfers und des Haupteingangs positionieren. Die Kosten gingen zu Lasten des Veranstalters. In der betreffenden Ausnahmegenehmigung wird deutlich, dass diese sich nur auf die Beschaffenheit des Bildwerferraumes bezieht. Für den Zuschauerraum galten die obengenannten Vorschriften. Die Bürgermeisterei Holzheim erhielt den Auftrag den genehmigten Bestuhlungsplan „sofort dem Wirtschaftsinhaber mit der Auflage auszuhändigen, ihn während der Vorführungen auszuhängen und im Übrigen [*sic*] sorgfältig aufzubewahren“¹⁸.

Einige Punkte in diesem Schreiben erinnern an die Krise der Jahre 2020/2021. Auch damals, zu Beginn der 1930er Jahre, kämpfte die Bevölkerung gegen die Verbreitung von Seuchen und erließ Auflagen. In dieser Zeit sprach der Beamte davon, dass „[o]rtspolizeiliche Bedenken [...] beispielsweise bestehen [können], wenn in einer Gemeinde Maul- und Klauenseuche ausgebrochen ist, deren Verbreitung durch eine Ansammlung von Menschen ermöglicht werden könnte“¹⁹. Des Weiteren heißt es: „Um Uebertragungen der Maul- u. Klauenseuche zu verhindern, wollen Sie dafür Sorge tragen, dass Bewohner der verseuchten und der diesen benachbarten Gehöfte zu dieser Vorstellung nicht zugelassen werden“²⁰.

Im Folgenden Jahr, 1933, wurde der Ton rauer. Im Oktober forderte die Reichspropagandastelle alle hessischen Bürgermeister auf, alle Veranstaltungen, die mit einem öffentlichen Auftreten in Verbindung standen, zu melden. Dies geschah durch das Zusenden einer Einladung, da der Leiter der besagten Stelle „über alle Veranstaltungen, die in das Gebiet der Volksaufklärung und Propaganda fallen, dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, Berlin“²¹ berichten musste und die Verantwortung trug. Zwei Monate später musste die Ministerialabteilung I a (Polizei) des Hessischen Staatsministeriums Aufklärungsvorträge der Fremdenlegion „zum Schutze von Volk und Staat künftig“²² verbieten.

Das Gasthaus Sames schien sich an solcher Propaganda nicht zu beteiligen. In einer kurzen Pressemitteilung aus dem Jahre 1937 ist von keiner Filmvorführung die Rede. Im Februar hielt der Gesangsverein „Harmonie“ im Saal des Gastwirts und Dirigenten Georg Sames einen Familienabend ab. Geboten wurden Gesangsvorträge, Theateraufführungen und musikalische Darbietungen.²³

18 StadtA PH, Ho, Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 44.

19 ebd. Laut den Amtlichen Bekanntmachungen für den Landkreis Gießen (Nr. 1, Seite 2) wurde am 01.01.1949 offiziell der Ausbruch der Maul- und Klauenseuche in der Gemeinde Holzheim bestätigt. Am 18.03.1949 (Nr. 13, Seite 48) war der Spuk wieder vorbei und Holzheim zählte nicht mehr zu den Sperrgebieten.

20 StadtA PH, Ho, Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 44.

21 ebd.

22 ebd.

23 Vgl. Zeitungsarchiv 1930er Jahre des Stadtarchivs Pohlheim.

3. Endlich frei! – Kommunales Kino in den 1940er und 1950er Jahren

3.1 Die Kreisfilmstelle – Filmförderung in der Nachkriegszeit

Aus dem Joch der nationalsozialistischen Befehlsgewalt befreit, wollten die Menschen die Schreckensherrschaft hinter sich lassen. Ein Ort der Ablenkung und des kurzen Vergessens war das Kino. Der Kreis gründete zur Jahreswende 1946/1947 die Kreisfilmstelle, die in den einzelnen Dörfern Vorführungen anbot. Diese Filmabende sollten kulturellen als auch unterhaltenden Charakter haben. Voraussetzung, um das Angebot des Kreises annehmen zu können, waren die Bereitstellung eines Filmapparates und eines Filmvorführers.²⁴ Holzheim hatte beides zu bieten und so kündigte die Kreisfilmstelle in einem Schreiben an den Bürgermeister eine Filmvorführung an. Diese sollte am Freitag, den 24. September 1948 um 20:30 Uhr stattfinden. Neben der Wochenschau waren Kulturfilme geplant: „Die Kongressbibliothek in Washington“, „Ernte für morgen“ und „Tennesseeal (das größte Bewässerungs- und Siedlungsunternehmen der Gegenwart)“. Der Bürgermeister wurde darum gebeten diesen Filmabend zu bewerben und einen Saal zur Verfügung zu stellen. Der Gemeindegeldverwalter wurde zu diesem Abend zwangsverpflichtet. Er hatte anwesend zu sein und die freiwillige Spende zur Deckung der Unkosten, die nicht weniger als 30 Pfennige pro Person betragen sollte, einzunehmen. Der Erlös sollte an die Kreiskasse fließen und auf das Konto „Kreisfilmausschuss“ eingezahlt werden. Der Kreisfilmausschuss hoffte darauf, dass Holzheim die „volksbildnerische Arbeit“ unterstützen und durch seinen Einsatz „zu einem reibungslosen und erfolgsbringenden Verlauf“²⁵ beitragen würde. So gerieten die Holzheimer von der niederdrückenden, volksverhetzenden, hasserfüllten Propagandamaschinerie der Nazis unter den Einfluss der kapitalistischen Amerikaner, die ihnen von einem besseren Leben, der Freiheit und dem Streben nach Glück erzählten.

Allerdings hielt die gut gemeinte Aktion des Kreises Gießen nicht lange an. Bereits im Oktober 1949 wurden in den Amtlichen Bekanntmachungen für den Landkreis Gießen Klagen laut. Die Filmvorführer des Kulturfilmprogramms prangerten eine mangelnde Vorbereitung der Filmstunden an. In einzelnen Gemeinden seien die Vorführungen im Vorfeld nicht bekannt gegeben worden, obwohl eine Benachrichtigung durch den Kreisjugendausschuss rechtzeitig erfolgt sei. Zudem wären nur noch bei wenigen Veranstaltungen der Gemeindegeldverwalter oder der Ortsdiener anwesend, um den Unkostenbeitrag einzunehmen. Diverse Gemeinden hätten die Unkostenbeiträge schon seit Wochen nicht mehr an die Kreiskasse überwiesen. Der Landrat rief die Bürgermeister dazu auf, sich der Sache anzunehmen.²⁶

24 Vgl. Stumpf, 2019: 31.

25 StadtA PH, Ho, Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 44.

26 Amtliche Bekanntmachungen für den Landkreis Gießen (Nr. 43, 14.10.1949, Seite 152).

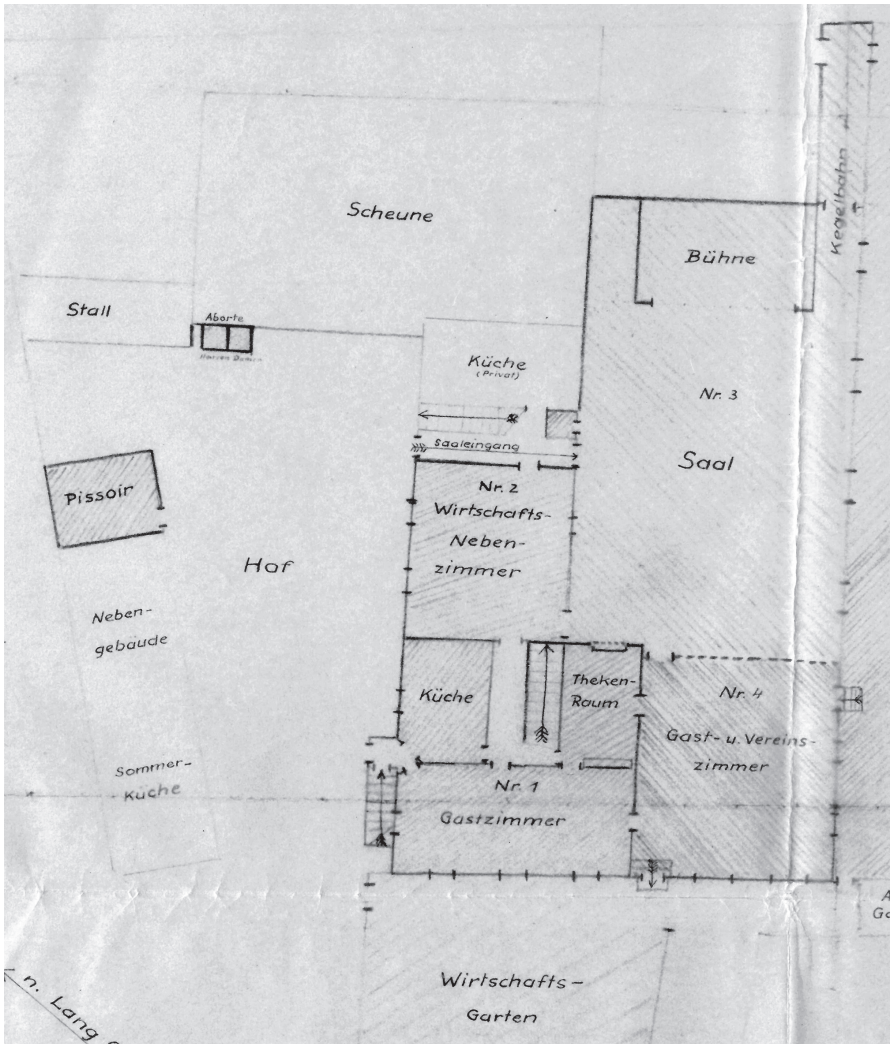


Abb. 2: Grundriss des Gasthauses Sames 1955 (StadtA Pb, 7138).
 Architekt Gerhard Elefant (gestorben 1966, Nachfahren unbekannt verzogen).

3.2 Holzheimer Lichtspiele der 1950er Jahre – das Gasthaus Sames und der Kulturring

Das Gasthaus Sames (Abb. 2) war in den 1950er Jahren bereits seit über einem halben Jahrhundert ein traditioneller Familienbetrieb. Der Gastwirt, Ziegler²⁷ und Chordirigent Georg Sames, geboren in Dorf-Güll, heiratete im Sommer 1894 die gebürtige Grüningerin Margarethe Bender (1867–1956). In den darauffolgenden Jahren bekam das Paar zwei Töchter, Emilie und Sophie, und schließlich Georg II. (1898–1977), der das Gasthaus Sames später mit seiner Frau Elisabeth geb. Ohly (1902–1984) übernahm.²⁸

In den Quellen wird zunächst keine Wiederaufnahme der Lichtspiele erwähnt. Eine Expansion fand dafür in kulinarischer Hinsicht statt. Im August 1949 erweiterte Georg Sames II. seine Gastwirtschaft und beantragte „zusätzlich zu [seiner] Schankwirtschaft [die] Herstellung und [den] Verkauf von Speise-Eis“²⁹. Die Kino-Geschichte Holzheims pausierte. Darauf weist auch das Wirtschafts- und Behördenhandbuch von 1950 hin. Darin sind unter „Holzheim“ keine Eintragungen über regelmäßige Filmvorführungen oder gar ein Lichtspielhaus, wie dies beispielsweise in Pohlheim-Watzenborn-Steinberg der Fall war, zu finden. Der Punkt „Lichtspiele“ wird in der Holzheimer Schlagwortübersicht sogar komplett ausgespart. Georg Sames II. ist nur in der Auflistung der Gastwirtschaften zu finden.³⁰ Dies bestätigt ein Schreiben des Landratsamtes, Abteilung für Öffentliche Ordnung vom Juni 1954. Dort ist zwar von einem Saal und auch von einem Tanzboden im Gasthaus Sames die Rede, aber nicht von einem Lichtspielhaus.³¹

Allerdings erschien zeitgleich Wilhelm Vogt (1915–1978), ein Filmtheaterbesitzer aus Lang-Göns, auf der Bildfläche. Im März 1954 erhielt Vogt eine Erlaubnis vom Landkreis Gießen, Abteilung für Öffentliche Ordnung zur Aufführung von Sicherheitsfilmen im Gasthaus Sames. Somit war es ihm möglich, Lichtspielvorführungen im Saal des Gastwirts Georg Sames II. in Holzheim zu veranstalten.³² Wie genau es zu dieser Zusammenarbeit kam, ist ungewiss.

Doch wer war dieser Wilhelm Vogt? Er wurde in Hungen geboren. Während des Zweiten Weltkrieges diente er als Oberfeldwebel der Luftnachrichtentruppe in Ostpreußen. Dort lernte er seine spätere Ehefrau Elli Fischer (1921–1999) kennen

27 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XXIII, Konvolut 3, Faszikel 18: Gesuch des Georg Sames um Erlaubnis zur Anlage einer Russensteinbrennerei – Schreiben des Kreisamtes Gießen, 1898. Die Brennerei wurde gewährt.

28 Vgl. Buß, 1993: Familie S185 und vgl. Buß, 1995: Familie S126. Seine Eltern übergaben die Gastwirtschaft erst spät als ihnen eine Bewirtschaftung aus Altersgründen nicht mehr möglich war. Ingeborg Biadala schätzt, dass dies erst nach dem Zweiten Weltkrieg stattgefunden hatte (Telefonat mit Ingeborg Biadala geb. Richter am 12.10.2021).

29 StadtA PH, Ho, Abteilung XXIII, Konvolut 1, Faszikel 28. Vgl. auch Gewerbetagebuch 1957–1971: Schankwirtschaft, Herstellung und Verkauf von Speise-Eis (StadtA PH, Ho, Abteilung XXIII, Konvolut 2 Faszikel 7).

30 Vgl. Wirtschafts- und Behördenhandbuch, 1950: 113–114.

31 Vgl. StadtA PH, 7138.

32 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 45.



Abb. 3: Wilhelm Vogt, (1915-1978). Inhaber der Rex-Filmtheater im Landkreis Gießen. (Foto: Regina Vogt). Die Rechteinhaberin Regina Vogt hatte schon mehrfach die Erlaubnis für diverse Veröffentlichungen erteilt. Zudem schloss sie zukünftige Veröffentlichungen ein. Das Foto ist nun, mitsamt dem restlichen Nachlass Vogt, Teil des Bestands des Hungener Stadtarchivs.

1954 war dies allerdings noch Zukunftsmusik. Zu dieser Zeit unterhielt Vogt, neben seinen ortsfesten Filmtheatern, auch das bereits oben erwähnte Wanderkino, das in Holzheim regelmäßig mittwochs, freitags, samstags und sonntags Station machte. Sonntags wurden sogar zwei Vorstellungen geboten: eine nachmittags für

(Abb. 3). Nach ihrer Flucht landeten die beiden in Vogts hessischer Heimat. 1946 beschloss die AWO Watzenborn-Steinberg ein Lichtspielhaus in der dortigen Volkshalle zu eröffnen. Die Erlöse sollten den Verlierern des Krieges zu Gute kommen. Dies war der Auftakt zu Wilhelm Vogts Karriere als Kinounternehmer. Vogt tat ab Dezember 1947 sein Bestes, um die Vorstellungen am Laufen zu halten, doch die finanziellen Mittel der Bevölkerung vor der Währungsreform – und vermutlich auch das Interesse an Filmen in dieser schweren Zeit – hielten sich in Grenzen.³³ Doch der findige Kinobetreiber Vogt ließ sich nicht entmutigen. Er eröffnete daraufhin Ladenkinos in Lang-Göns, Großen-Linden und Watzenborn-Steinberg.³⁴ Zudem unterhielt er ein Wanderkino, das im Gasthaus Sames in Holzheim Station machte.³⁵ Die Vogts zogen von Lang-Göns zurück in Wilhelms Heimatort Hungen, wo sie einen Kino-Neubau Mitte der 1950er Jahre wagten. Nur ein Jahr später, 1955, folgte ein Neubau in Watzenborn-Steinberg.³⁶ Leider übernahm sich das Paar mit diesen Projekten finanziell und musste Anfang der 1960er Jahre aufgeben. Die Inhaber Elli und Wilhelm Vogt meldeten schließlich 1964 ihre REX-Filmtheaterbetriebe OHG ab.³⁷

³³ Vgl. Stumpf, 2019: 29–39.

³⁴ Vgl. ebd.: 53–54.

³⁵ Vgl. Telefonat mit Ingeborg Biadala am 12.10.2021.

³⁶ Vgl. Stumpf, 2019: 51–56.

³⁷ Vgl. ebd.: 105–106.

Kinder und eine am Abend für die Erwachsenen.³⁸ Die „Erlaubnis zur Aufführung von Sicherheitsfilmen im Saale Georg Sames II. für Wilhelm Vogt, Lang-Göns“³⁹ wurde im März des Jahres erteilt. Zu den Vorstellungen erschien er mit schwerem Gepäck. Er lieferte nicht nur die Filme, sondern auch das Equipment.⁴⁰ Diese Geschäftsbeziehung zwischen Wilhelm Vogt und Georg Sames II. bestand über mehrere Jahre. Aus früheren Forschungen geht hervor, dass Wilhelm Vogt ein eher lässiges Verhältnis zu seinen Verbindlichkeiten unterhielt.⁴¹ Daher sind in den Überlieferungen keine Gewerbesteuer- oder Vergnügungssteuereinnahmen zu finden, die Abschluss darüber geben könnten, über welchen Zeitraum genau der Filmtheaterbesitzer Vorstellungen im Gasthaus Sames anbot. Sicher ist nur, dass Wilhelm spätestens im Jahre 1958 nicht mehr dort tätig war.⁴²

Von 1951 bis 1962 veranstaltete der Kulturring Holzheim vier bis sechs Filmabende pro Halbjahr. Diese fanden im Dorfgemeinschaftshaus sowie im Saal der neuen Schule statt, jedoch nicht im Gasthaus Sames. Für die Aufführungen war in Holzheim ein Bildwerfer für 5x5 cm vorhanden.⁴³ Der Vorstand des Kulturrings erfasste schriftlich die gezeigten Filme und den Tag ihrer Aufführung sowie ihren Durchschnittsbesuch. Die Kulturfilme lagen in der Beliebtheit klar vor den Vorträgen. Während im Winterhalbjahr 1954/1955 sich durchschnittlich 66 Personen einen Vortrag anhörten, besuchten durchschnittlich 120 Personen einen Filmabend.⁴⁴

Um die Filmausleihen zu koordinieren, kündigte der Kreisverband für Kulturelles und Soziales Leben e.V., Gießen in seinem Rundschreiben 4/56 ein Filmeinsatzhandbuch an.⁴⁵ Ein Jahr später war dieses bereits im Umlauf. Der Kreisverband für Volksbildung Gießen im Landratsamt weist in seinem Rundschreiben 8/57 darauf hin, dass das zusätzliche Filmangebot des Landesfilmdienstes Hessen das Vortragsangebot und sonstige Veranstaltungen bereichern soll. Es bittet die Kulturringe⁴⁶ darum, Vorbestellungen zügig vorzunehmen, damit der Landesfilmdienst sein zweites Filmgerät zur Verfügung stellen kann. Ferner soll unverzüglich mitgeteilt werden, welche Gemeinden ein Exemplar des Filmeinsatzhandbuchs mitbestellen möchten.⁴⁷

Über den Ablauf informierte der Kreisverband für Volksbildung im Landkreis Gießen im Januar 1958. Zunächst bekam die Hessische Landeszentrale für Heimatdienst über einen gewissen Zeitraum einen Film zur Verfügung gestellt. Daraufhin konnten Termine zur Filmausleihe vereinbart werden. Der Kulturring Holz-

38 Vgl. Telefonat mit Ingeborg Biadala am 12.10.2021.

39 StadtA PH, Ho, Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 45.

40 Telefonate mit Ingeborg Biadala und Christl Debus geb. Richter am 12.10.2021.

41 Vgl. Stumpf, 2019: 83–102.

42 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung IX, Konvolut 20, Faszikel 12.

43 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 41a und Gießener Freie Presse, 29.12.1956.

44 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 41a.

45 Herausgeber dieses Buches war der Landesfilmdienst Hessen in Zusammenarbeit mit dem Hessischen Landesverband für Erwachsenenbildung und dem Landjugendring (vgl. ebd.).

46 „[sowie die] Volksbildungsvereinigungen und Volksbüchereien im Landkreis Gießen“ (ebd.).

47 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 41a.

heim gab als regelmäßigen Wunschtermin den Donnerstag an, als Ausweichtermin bat er um Aufführungen am Freitag. 1960 kündigte der Kreisausschuss, Abteilung für kulturelle Angelegenheiten die ersten Farbfilme an.⁴⁸ Die Kulturfilme waren von bildendem Charakter und daher ernster Natur.⁴⁹ Sie konnten mit dem unterhaltssamen Programm des Anton Richter, der weitaus höhere Zuschauerzahlen verzeichnete, nicht mithalten.⁵⁰

4. Das Kinotheater des Anton Richter im Gasthaus Sames

4.1 Die Anfänge des Lichtspielhauses des Anton Richter (1958/1959)

Während Wilhelm Vogt schon zum Dekadenwechsel mit seiner OHG in die Bredouille geriet, nahm Anton Wilhelm Richter (1921–1978) seine Arbeit im Filmgeschäft erst auf. Geboren wurde er im Sudetenland in Sollmus, Kreis Luditz/CSR. Anton (Abb. 4) hatte bereits zu Kriegszeiten als Soldat Anneliese Sames (1925–2017), die Tochter des Gastwirts Georg Sames II., kennengelernt und schließlich 1946 geheiratet.⁵¹ Das Paar bekam zwischen 1945 und 1949 zwei Töchter, Ingeborg und Christl, und einen Sohn, Hans-Georg. Seit 1946 lebten auch Antons Eltern, Johanna Richter geb. Pauscher (1896–1982) aus Gabhorn, Kreis Tepl in Böhmen, und Postinspektor⁵² Konrad Richter (1894–1977) aus Langgrün, Kreis Luditz, in der Eichstraße 25.⁵³

Das Gasthaus Sames war lange Zeit bereits ab zehn Uhr morgens durchgängig geöffnet. Es war eine anstrengende Zeit, da die Familie zusätzlich, wie damals üblich, Landwirtschaft im Nebenerwerb unterhielt.⁵⁴ 1955 übernahm Anneliese Richter den Familienbetrieb.⁵⁵ Sie erhielt die Erlaubnis eine Schankwirtschaft mit drei Gastzimmern, einem Saal und einem Wirtschaftsgarten zu betreiben. Das Gebäude war weitläufig und der Saal zudem der größte der Umgebung. Die neue Generation stellte sich die Frage, wie das Anwesen zukünftig am besten zu nutzen sei. So kam Anton Richter die Idee, die Kinotradition fortzuführen.⁵⁶ Im Dezember 1958 stellte er einen Bauantrag für die „Errichtung eines Bildwerferraumes für ein ständiges Kinotheater in Holzheim“ in der Eichstraße 25.⁵⁷ Die Bauakte spricht von einem

48 Vgl. ebd.

49 Wie beispielsweise „Flika“, der erzieherisch besonders wertvoll von der Liebe des Menschen zu Pferden handelt. Die Sommerpause läutete ein Film über das Dorfgemeinschaftshaus ein (vgl. Gießener Freie Presse, 04.06.1954.) Fortgesetzt wurde das Programm im November mit „Abenteuer im Dschungel“ und „Marie Antoinette“ (Gießener Freie Presse, 26.11.1954).

50 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 47.

51 Telefonate mit Christl Debus am 22.09.2021 und Ingeborg Biadala am 12.10.2021.

52 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XIX, Konvolut 1, Faszikel 28.

53 Bereits im März 1949 wurde Konrad Richter als Gemeinderat eingeführt und verpflichtet (StadtA PH, Ho, Abteilung XV, Konvolut 6, Faszikel 14).

54 Telefonat mit Ingeborg Biadala am 12.10.2021.

55 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XXIII, Konvolut 3, Faszikel 20.

56 Telefonat mit Ingeborg Biadala am 12.10.2021.

57 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XXVI, Konvolut 14, Faszikel 24.



Abb. 4: Burschenschaft Edelweiß, sitzenden 2.v.l.: Anton Richter, 2.vr: Georg Sames II., 1955 (Foto: Anneliese Richter). Rechteinhaberin: Christl Debus und Ingeborg Biadala, Töchter der Anneliese Richter. Erlaubnis wurde von beiden erteilt. Foto wurde bereits in einer Festschrift von Karl-Heinrich Jung (verstorbener Stadtarchivar Pohlheims) verwendet.

Anbau an den Kinosaal auf der Nordseite. Zu erreichen war der Bildwerferraum über eine Außentreppe aus Eisen mit 28 Stufen (Abb. 5).⁵⁸

1959 beantragte Richter schließlich die „Erlaubnis zum Betrieb eines Licht-



Abb. 5: Anbau der Eisentreppe zum Projektorraum, 1959 (StadtA Ph, Ho, Abteilung XXVI, Konvolut 14, Faszikel 24). Architekt Gerhard Elefant (gestorben 1966, Nachfahren unbekannt verzogen).

58 Der Planverfasser war Gerhard Elefant (gestorben 1966), ebenfalls wohnhaft in Holzheim (vgl. ebd.).

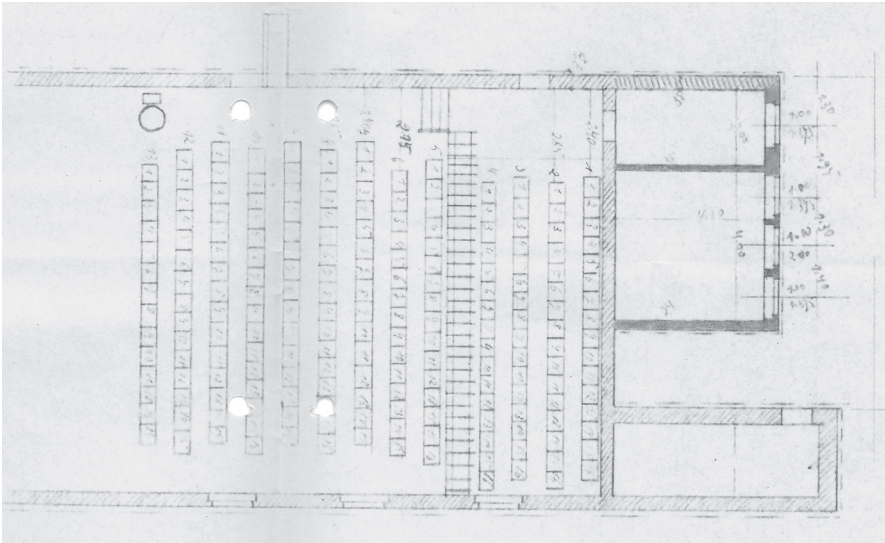


Abb. 6: Anbau des Bildwerferraums, 1959 (StadtA Ph, Ho, Abteilung XXVI, Konvolut 14, Faszikel 24). Architekt Gerhard Elefant (gestorben 1966, Nachfahren unbekannt verzogen).

Holzheimer Lichtspiele
 Anton Richter
 Holzheim über Giessen
 Eichstrasse 25

Holzheim, den 21.8.58.

An die Gemeindevertretung in Holzheim.

Wegen besserer Ausnützung unseres Saales, habe ich vor anfang September mit eigenen Vorführgeräten Kino zu veranstalten. Da dabei sehr hohe Unkosten entstehen, und vorerst nicht mit einem Gewinn zu rechnen ist, bitte ich die Gemeindevertretung mir die Vergnügungssteuer auf ein Jahr zu erlassen.

Hochachtungsvoll
Anton Richter

Abb. 7: Anton Richter bittet um Aussetzung der Vergnügungssteuer, 1958 (StadtA Ph, Ho, Abteilung IX, Konvolut 20, Faszikel 12).

spieltheaters im Saalbau Sames, Holzheim, Eichstr. 25“.⁵⁹ Der Landkreis Gießen machte Anton darauf aufmerksam, dass ein geprüfter Bestuhlungsplan mit 193 Sitzplätzen maßgeblich sei. Außerdem musste der Polizei sowie befugten Beamten anderer Überwachungsdienststellen jederzeit der Zutritt zum Lichtspieltheater, insbesondere zum Vorführraum, gestattet werden.⁶⁰ Anton Richter nutzte hiermit die Lücke, die sich durch den Weggang Vogts aufgetan hatte.

Der Saal hatte schon immer genügend Platz für Filmvorführungen geboten. Jedoch durch Anton Richters Investitionen und den damit einhergehenden Anbau eines Bildwerferraumes im Jahre 1959 (Abb. 6) wurde das Holzheimer Lichtspieltheater vom Vogt'schen Wanderkino zu einem professionellen Filmtheater. Welche Filme Richter von 1959⁶¹ bis 1962 zeigte, ist unbekannt, da für diesen Zeitraum keine Steuerabrechnungen vorliegen, die Auskunft hätten darüber geben können. Dies resultiert daraus, dass er noch vor dem Start seines Unternehmens die Gemeindevertretung um Erlassen der Vergnügungssteuer bat, da ihm im Vorfeld hohe Unkosten entstanden waren (Abb. 7). Aus dem kurzen Schreiben geht zudem ein genauer Starttermin des Richter'schen Lichtspielhauses hervor. Er teilte mit, dass er ab Anfang September 1958 plane mit einem eigenen Vorführgerät Kino zu veranstalten. Die Gemeindevertretung gewährte ihm seine Bitte für ein halbes Jahr. Im Februar 1959 konnte Anton Richter aufgrund der hohen Anschaffungskosten noch immer keinen Gewinn erwirtschaften und bat erneut um Erlassen der Vergnügungssteuer von März bis September desselben Jahres. Er bot in seinem Schreiben an, Einblick in seine Bücher zu gewähren.⁶²

Die Vergnügungssteuer konnte auf zweierlei Weisen erhoben werden. Falls Eintrittskarten verkauft wurden, mussten diese abgestempelt werden. Die Höhe der abzuführenden Steuer betrug 10% des Verkaufserlöses. Falls keine Eintrittskarten verkauft wurden, richtete sich die Vergnügungssteuer nach der Größe des Raumes. Für je 10 qm erhob der Fiskus 10 Pfennige, falls die Veranstaltung nicht länger als drei Stunden dauerte. Der Bürgermeister kalkulierte in seinem Schreiben an Antons Schwiegervater Georg Sames II. die zu erwartenden Steuern. Wenn der Familienbetrieb im kleinen Saal (78 qm)⁶³ eine Veranstaltung ohne Eintrittskarten durchführen würde, kostete sie dies für drei Stunden 80 Pfennige Vergnügungssteuer. Ab fünf Stunden wurde das Doppelte erhoben, ab 8 Stunden wurde das Dreifache fällig.⁶⁴

Dass Anton Richter Lichtspiele bereits zum Dekadenwechsel anbot, belegen auch Rechnungsdurchschriften der Robifa, einer Westdeutschen Rollen- und Billett-Fabrik aus Oberursel im Taunus. Im August 1958 kaufte Anton 1000 Rollen mit 10.000 Billetts als Eintrittskarten für Erwachsene und jeweils 5.000 Billetts für

59 StadtA PH, Ho, Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 46.

60 Vgl. ebd.

61 In den Adressbüchern 1954 und 1957 ist er als Land- und Gastwirt eingetragen. Erst im Adressbuch 1963/64 wird er geführt als „Richter, Anton, Gastwirtschaft und Lichtspiele“.

62 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung IX, Konvolut 20, Faszikel 12.

63 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung IX, Konvolut 20, Faszikel 11. Das Gasthaus Sames verfügte über zwei Säle, den kleinen Saal mit 78 qm und den großen Saal mit 165 qm.

64 Vgl. ebd.

Jugendliche und Schüler sowie Kinderkarten. Aus der Rechnung gehen zudem die Eintrittspreise hervor. Erwachsene zahlten für die Vorstellung 1,20 DM, Jugendliche und Schüler 60 Pfennige, Kinder 20 Pfennige. Im September desselben Jahres bestellte Richter noch einmal 1.000 Rollen mit einer Kartenanzahl von 2.000 Stück als Eintrittskarten für Versehrte und Studierende über 16 Jahren für je 80 Pfennige.⁶⁵

4.2 Das Joint Venture Richter – die 1960er Jahre

Beide Unternehmen, das Gasthaus und das Lichtspieltheater, wurden auf dem Papier separat geführt. In der Prüfungsniederschrift von 1961 für die Schankwirtschaft findet sich unter „17. Bemerkungen“ folgender Eintrag: „Ein Feuerlöscher ist für den Saal nicht vorhanden, obwohl in dem Saal auch Filmvorführungen stattfinden“⁶⁶. Zur selben Zeit wurde das Gasthaus Sames von Richters umbenannt und unter dem Namen „Zum Goldenen Fass“ geführt. 1962 erneuerte Anneliese Richter ihre Betriebserlaubnis. Sie und ihr Mann Anton hatten sanitäre Anlagen errichten und Renovierungen vornehmen lassen. Von Lichtspielen in Annelieses Namen ist weiterhin nicht die Rede, obwohl sie alleinig als Inhaberin der Gastwirtschaft

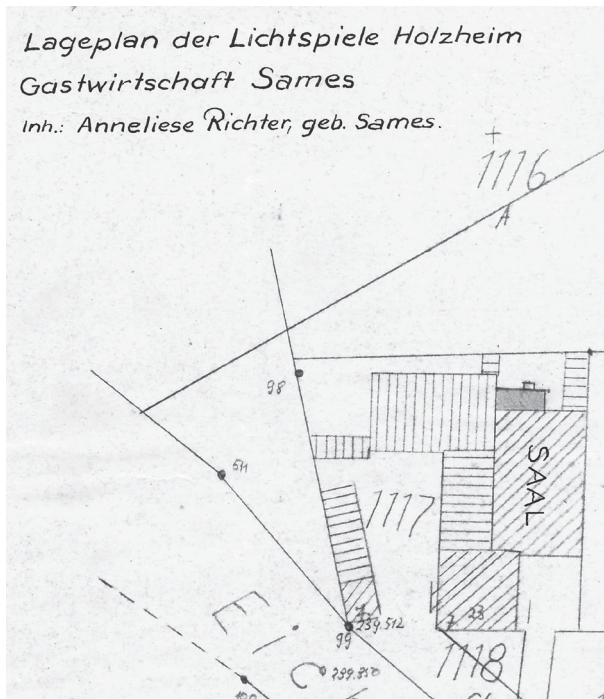


Abb. 8: Lageplan der Lichtspiele Holzheim in der Gastwirtschaft Sames, 1959 (StadtA Ph, Ho, Abteilung XXVI, Konvolut 14, Faszikel 24). Architekt Gerhard Elefant (gestorben 1966, Nachfahren unbekannt verzogen).

65 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung IX, Konvolut 20, Faszikel 12.

66 Vgl. StadtA PH, 7138.

genannt wird (Abb. 8).⁶⁷ Dies ist vermutlich auch dem Aufbau der Eichstraße 25 geschuldet. Der Grundriss des Gebäudes erlaubte es, zwei Unternehmen getrennt voneinander zu führen. Da Flüchtlinge Steuererleichterungen erhielten, war es wirtschaftlich nur vernünftig die Lichtspiele unter Antons Namen laufen zu lassen.⁶⁸

Anton Richter, Gastwirtschaft und Lichtspiele, Eichstraße 25, Ruf Münzenberg 210

Abb. 9: Eintrag im Heimat-Adressbuch des Landkreises Gießen, 1968 (StadtA Pb).

Es ging aufwärts für Anton Richter. Er konnte sogar seine Kontaktdaten im Heimat-Adressbuch des Landkreises Gießen im Jahre 1968 hervorheben lassen (Abb 9).⁶⁹ Eine weitere Aussetzung der Steuer war nicht mehr vonnöten. Die Überlieferung der Vergnügungssteuerabrechnungen in der ersten Hälfte der 1960er Jahre ist akribisch. Dies resultiert daraus, dass sein Schwiegervater Georg Sames II., ein gelernter Bankkaufmann, nicht nur als Gastwirt, sondern auch als Buchhalter bei einem Geldinstitut tätig war.⁷⁰ Georg II. schien seinen Beruf sehr gewissenhaft auszuführen. Die Belege über alle Filmvorführungen, die sein Schwiegersohn Anton Richter nachweislich gab, sind gut erhalten und reichen von Januar 1962 bis Weihnachten 1965 (Abb. 10).⁷¹ Die „Holzheimer Lichtspiele“ bekamen im Laufe der Jahre sogar ihren eigenen Firmenstempel, den Anton Richter seiner Unterschrift hinzufügte. Vermerkt war dort auch, dass die nächstliegende Bahnstation in Lang-Göns zu finden war.⁷² Auch von väterlicher Seite erhielt Anton große Unterstützung. Konrad Richter war ein begnadeter Maler und Kalligraph. Er entwarf Werbeplakate für Veranstaltungen, die so korrekt waren, dass manche sie für Kopien hielten und nicht für individuell angefertigte Plakate. Diese hingen in der Umgebung und den Nachbardörfern aus, um auf Veranstaltungen hinzuweisen. Die Filmplakate erhielt Anton gemeinsam mit den Filmen, die er mit seiner Frau in Frankfurt am Main abholte. Auch für seine Tochter waren diese Ausflüge immer ein großes Ereignis. Das Plakat zu „Gruß und Kuss vom Tegernsee“ (1957) zog allerdings den Zorn der Kirche auf sich. Es zeigte die Hauptdarsteller und deutete einen Kuss an. Von der Kanzel herunter predigte der Pfarrer, dass solche Filme zu boykottieren seien.⁷³

In den Abrechnungen, beginnend mit Freitag und endend mit Donnerstag, waren die Uhrzeit der Vorstellung, die Anzahl der Besucher, die Brutto-Einnahmen pro Vorstellung sowie die Gesamt-Brutto-Einnahmen pro Tag einzutragen. Zwar fanden jede Woche Vorstellungen statt, eine Regelmäßigkeit ist allerdings nicht nachweisbar. Als etablierte Kinotage können jedoch Freitag, Sonntag (mit Nachmittags-

67 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XXIII, Konvolut 3, Faszikel 24.

68 Vgl. Stumpf, 2019: 96–97.

69 Vgl. Heimat-Adressbuch, 1968: 39.

70 Telefonate mit Ingeborg Biadala und Christl Debus am 12.10.2021.

71 Vgl. Stadt A PH, Ho, Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 47.

72 Vgl. ebd.

73 Telefonat mit Ingeborg Biadala am 12.10.2021.

vorstellung) und Mittwoch ausgemacht werden. Eine Angabe der Spielorte war nur bei Mitspielstellen bzw. Wanderlichtspielen nötig. Dies tangierte die „Holzheimer Lichtspiele“ daher nicht. Es gab zudem eine Zusatzrubrik „Wetter“. Leider wurde diese nur Weihnachten 1962 ausgefüllt (Abb. 11). So erfahren wir, dass es am 19., 23., 25. und 26. Dezember „sehr kalt“ war.⁷⁴ Eine kontinuierliche Eintragung hätte evtl. Aufschluss darüber geben können, ob auch das Wetter die Zuschauerzahlen beeinflusste.

Die „Holzheimer Lichtspiele“ verfügten über 195 Sitzplätze. Die erste Spielfilm- und Steuerabrechnung ist auf den 30. Januar 1962 datiert. Die Filme hatte Anton Richter beim Constantin-Filmverleih ausgeliehen. Er führte am 3. Januar 1962 unter anderem den Hauptfilm „Das Spukschloss im Spessart“ (1960) auf. Des Weiteren lieh er bei Columbia-Filmgesellschaft Inc./mbH (Filiale Frankfurt/Main), Gloria-Film GmbH & Co., Filmverleih KG, Schorcht Filmgesellschaft mbH München (Filiale Frankfurt/Main), Rank Film, Jugendfilmverleih GmbH, Europa Filmverleih GmbH, Nora Filmverleih GmbH & Co. KG, Bavaria Filmverleih, 20th Century Fox, Sonderfilm-Verleih, United Artists Corporation GmbH, Neue Film Verleih GmbH, Accord-Film KG (Robert & Co.) und UFA Film Hansa GmbH & Co. (Zweigstelle Frankfurt).⁷⁵

4.3 Der Vorhang fällt – Das Ende der „Holzheimer Lichtspiele“

Während Wilhelm und Elli Vogt ihre OHG bereits lange geschlossen hatten, blieben Anton Richters „Holzheimer Lichtspiele“ geöffnet, obwohl er, oder gerade, weil er sich keinem Großprojekt wie einem Kino-Neubau widmete. Richter beließ seinen Fokus ganz auf Holzheim und dem Gasthaus Sames. Zudem hatte Anton, den Spielfilm- und Steuerabrechnungen nach zu urteilen, den richtigen Riecher für erfolgreiche Filme.⁷⁶ Viele seiner Ausleihen gelten heute als nationale und internationale Filmklassiker. Dies zahlte sich aus. Er übertrumpfte Vogt um zwei Jahre. Die letzte Abrechnung ist auf den 27. Dezember 1965 datiert. Richter zeigte den Film „The Beatles in Yeah! Yeah! Yeah!“.⁷⁷

Im Januar 1968 meldete Anton Richter sein Gewerbe ab.⁷⁸ Er fiel, wie viele seiner Kollegen in der Kino-Branche, dem Fernsehen zum Opfer.⁷⁹ Die Familie konnte am Wegbrechen der Zuschauer ablesen, in welchen Haushalten ein Fernsehgerät angeschafft worden war. Bereits ein Jahr zuvor, im Jahre 1967, hatte seine Tochter Ingeborg die Idee eines Beatschuppens, der einige Jahre überlebte und zu einem

74 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 47.

75 Vgl. ebd.

76 Vgl. ebd.

77 Vgl. ebd. Anton Richter ist mit seinen Lichtspielen noch 1967 im Gewerberegister Holzheim aufgeführt, ebenso Anneliese Richter mit ihrer Gastwirtschaft (vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XXIII, Konvolut 3, Faszikel 6).

78 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XXIII, Konvolut 2, Faszikel 7.

79 Telefonat mit Christl Debus am 22.09.2021.

großen Erfolg wurde.⁸⁰ Ihre Mutter Anneliese übergab im März 1969 die Gastwirtschaft an ihre zweite Tochter Christl Debus geb. Richter.⁸¹ Im Februar 1972 meldete Christl Debus ihre Gastwirtschaft „Zum Goldenen Fass“ bereits wieder ab.⁸² Weder sie, noch ihre Geschwister, hatten die Kapazitäten eine Schankwirtschaft zu führen.⁸³ Anton und Anneliese Richter verpachteten die Eichstraße 25 daraufhin an Michael Kavousanos aus Griechenland.⁸⁴

In den folgenden Jahren ging das Gasthaus von einem Pächter zum nächsten über bis die Familie Richter 1976 das Anwesen letztlich verkaufte. Bereits zu dieser Zeit stand die Idee der Neubesitzer, eine Diskothek zu eröffnen, im Raum. Nach holprigen Anfängen⁸⁵ etablierte sich die Diskothek „Zarap Zap Zap“, die sich bis zu ihrem zehnjährigen Jubiläum im Jahre 1988 halten konnte.⁸⁶ Es folgten das „La Boum“, das „Fantasy“ und schließlich das „Drop Inn“, sehr zum Verdruss der Anwohner, die von 1978 bis zur Jahrtausendwende gegen Lärm und Chaos klagten. Schlussendlich hatten sie Erfolg und die Diskothek wurde nach zwei Jahrzehnten geschlossen.⁸⁷

Im Jahr 2000 war erneut ein griechisches Restaurant im Gespräch. Doch dies wurde nie eröffnet. Nur ein Jahr später waren Reihenhäuser in Planung. Im Januar 2002 brannte die Eichstraße 25 aus und es blieben nur noch die Grundmauern des ehemaligen Gasthauses Sames und der „Holzheimer Lichtspiele“ stehen.⁸⁸ Der Grundstückseigentümer nutzte die Fläche neben der Ruine am Ortsausgang nach Langgöns zwischenzeitlich teilweise als Gebrauchtwagenhandel. Erst zu Beginn des Jahres 2021 wurden die Überreste des Hauses abgerissen. Der Plan vom Beginn des neuen Jahrtausends Reihenhäuser entstehen zu lassen, steht nun, zwanzig Jahre später, wieder im Raum.⁸⁹

5. Literaturverzeichnis:

Adressbuch für Stadt und Kreis Gießen 1954. Gießen: Oberhessischer Adressbuchverlag.

Adressbuch für Stadt und Kreis Gießen 1957. Gießen: Oberhessischer Adressbuchverlag.

Adressbuch für Stadt und Kreis Gießen 1963/64. Gießen: Oberhessischer Adressbuchverlag.

80 Telefonat mit Ingeborg Biadala am 12.10.2021.

81 Vgl. StadtA PH, Ho, Abteilung XXIII, Konvolut 3, Faszikel 26.

82 Vgl. StadtA PH, 7138.

83 Vgl. Telefonat mit Ingeborg Biadala am 12.10.2021.

84 Vgl. StadtA PH, 7138.

85 1976 war die Diskothek „Akropolis“ im Gespräch, 1977 die Disko „Roadhouse“ und 1978 die Disko „Zeppelin“. 1982 war zeitweilig wieder ein Restaurant ansässig, die „Pizzeria da Giovanni“. (StadtA PH, 7139 und 7140).

86 Vgl. StadtA PH, 7140 und 7141.

87 Vgl. ebd.

88 Vgl. Gießener Allgemeine Zeitung, 15.08.2000, Gießener Anzeiger, 11.05.2001 und Gießener Anzeiger, 12.01.2002.

89 Vgl. E-Mail von Heike Kuhl vom 29.09.2021.

Bone von Schwerin, Hans (Hg). 1950. Wirtschafts- und Behördenhandbuch Landkreis Gießen. Gießen: Albin Klein.

Buß, Gerold. 1993. *Familienbuch Holzheim Kreis Gießen. 1671–1900*. Deutsche Ortssippenbücher, Reihe B Band 83. Darmstadt: copy shop.

.– 1995. *Familienbuch Dorfgüll Kreis Gießen*. Deutsche Ortssippenbücher, Reihe B Band 120. Darmstadt: copy shop.

Faulstich, Werner. 2005. *Filmgeschichte*. Paderborn: Fink.

Hake, Sabine. 2004. *Film in Deutschland. Geschichte und Geschichten seit 1895*. Reinbek: Rowohlt.

Heimat-Adressbuch Landkreis Gießen 1968. Köln: H. E. Kasper & Co.

Stumpf, Nikola. 2019. *Vom Ladenkino zur Eigenproduktion. Kommunale Kinogeschichte in Zeiten des Wirtschaftswunders am Beispiel der Lichtspielhäuser Watzenborn-Steinbergs (1945–1964)*. Baden-Baden: Tectum.

6. Quellenverzeichnis:

Amtliche Bekanntmachungen für den Landkreis Gießen

- Nr. 1, 01.01.1949
- Nr. 13, 18.03.1949
- Nr. 43, 14.10.1949.
- Nr. 52, 16.12.1949.

Stadtarchiv Pohlheim, Holzheim

- Abteilung IX, Konvolut 20, Faszikel 11.
- Abteilung IX, Konvolut 20, Faszikel 12.
- Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 41a.
- Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 44.
- Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 45.
- Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 46.
- Abteilung XIV, Konvolut 12, Faszikel 47.
- Abteilung XV, Konvolut 6, Faszikel 14.
- Abteilung XIX, Konvolut 1, Faszikel 28.
- Abteilung XXIII, Konvolut 1, Faszikel 28.
- Abteilung XXIII, Konvolut 2 Faszikel 7.
- Abteilung XXIII, Konvolut 3, Faszikel 6.
- Abteilung XXIII, Konvolut 3, Faszikel 18.
- Abteilung XXIII, Konvolut 3, Faszikel 20.
- Abteilung XXIII, Konvolut 3, Faszikel 24.
- Abteilung XXIII, Konvolut 3, Faszikel 26.
- Abteilung XXVI, Konvolut 14, Faszikel 24.

Stadtarchiv Pohlheim,

- 7138.
- 7139.
- 7140.
- 7141.

Ein Totempfahl in Gießen?

Beitrag zur Provenienzforschung in der ethnographischen Sammlung des Oberhessischen Museums*

ANGELA WEBER

Bereits in frühen Museumsbeschreibungen aus Gießen findet ein Objekt der ethnographischen Sammlung immer wieder besondere Aufmerksamkeit, ein 1,87 m hoher „Totempfahl“ der „Tlinkit-Indianer“ im heutigen Südalaska (Abb. 1 und 2). Es handelt sich um ein „Totempfahl-Modell“, wahrscheinlich von einem Haida Künstler um 1880 geschnitzt, den Nachbarn der Tlingit, und ist eines von nur 19 noch heute erhaltenen Stücken von ehemals 137 aus Nordamerika stammenden Objekten in der *Gießener Ethnographischen Sammlung*, die das 20. Jahrhundert im *Oberhessischen Museum* überstanden haben.

Wie und warum gelangte dieses Werk indigener Schnitzkunst um ca. 1910 von der nordamerikanischen Pazifik-Küste ins Gießener Museum? Welche Quellen stehen zu Entstehungs- und Erwerbsgeschichte zur Verfügung? Handelt es sich um ein „sensibles Objekt“, welches eventuell sogar Rückgabeansprüche hervorrufen könnte? Überlegungen wie diese beschäftigten die Gießener Ausstellung „*Wieso? Weshalb? Warum? Fragen an die Ethnographische Sammlung*“ im Winter 2019/2020, in deren Rahmenprogramm im Januar 2020 ein Vortrag stattfand, der diesem Beitrag zugrunde liegt.¹ Als Beispiel dafür, wie ethnologische Provenienzforschung stattfinden könnte und warum sie aktuell stattfinden sollte, verbindet dieser Text Ansätze dialogischer kunstethnologischer Forschung, Wissenschafts- und Sammlungsgeschichte in der Ethnologie, Gießener Lokalgeschichte und Aspekte transatlantischer Migrations-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. 2010 formulierte Jeanette Armstrong, eine indigene (Okanagan) Künstlerin, Schriftstellerin und promovierte Literaturwissenschaftlerin aus



Abb. 1: „Totempfahl der Tlingit“, zwei Ansichten, Zeichnungen in Ausstellungsbroschüren des Oberhessischen Museums, vor 1980.

* Frdl. Förderung durch die Hess. Kulturstiftung 2021.

1 Vgl. gleichnamige Ausstellungspublikation, Kuratorin: Manuela Rocholl.



Abb. 2: Rabe, oberstes Motiv des Totempfahl-Modells, Haida, ca. 1880, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Gießen.

der kanadischen Provinz British Columbia den folgenden, an nicht-indigene Forschende gerichteten Wunsch:

*"(i)magine interpreting for us your own people's thinking toward us instead of interpreting for us, our thinking, our lives and our stories. We wish to know, and you need to understand, why it is that you want to own our stories, our art, our beautiful crafts, our ceremonies, but you do not appreciate our wish to recognize that these things of beauty arise out of the beauty of our people."*²

Jeanette Armstrong bittet uns, nicht an ihrer Stelle („für sie“) ihr Denken, Leben und Geschichtenerzählen zum Forschungsgegenstand zu machen, sondern „für sie“ (im Sinne eines neuen Adressaten) die Widersprüche des eigenen (europäischen) Handelns zu erklären: Warum Sammeln, Forschen,

Besitzenwollen, wenn zur gleichen Zeit der grundlegende Respekt vor den menschlichen Grundbedürfnissen indigener Gruppen fehlt? Wenige aktuelle Stichworte in diesem Zusammenhang sind die Traumata der Internatsschulen (*Residential Schools*), erzwungener Sprach- und Kulturverlust, anhaltende Kämpfe um Landrechte, sauberes Wasser, Selbstbestimmung, Schutz vor (sexualisierter) Gewalt, etc.

Über unser Bedürfnis nach Informationen zu Herkunft und Entstehungszusammenhang des Gießener „Totempfahl“ hinaus muss Provenienzforschung die Beteiligung der „eigenen“, europäischen Seite aufzeigen, aber nicht als Heldengeschichte des Sammelns, sondern als Selbstreflektion der Umstände kolonialen Handelns. Denn obwohl Deutschland in den Amerikas keine offiziellen Kolonien hatte, so waren Deutsche und Deutschsprachige aus den verschiedensten europäischen Regionen doch entscheidende ProtagonistInnen in der kolonialen Geschichte Nord- und Südamerikas und profitierten in großem Maßstab von kolonialen und migratorischen Prozessen in den Amerikas. Im zeitgenössischen englischsprachigen Diskurs um *Dekolonisierung* gibt es den Begriff des *settler-colonialism*, des Siedler-Kolonialismus, auf den ich weiter unten im Zusammenhang mit der transatlantischen Migration aus den deutschsprachigen Ländern eingehen möchte. Mit dieser Art des Kolonialismus gingen besondere Formen eines europäischen Überlegenheitsgefühls einher,

2 Armstrong 2010: 149.

die mit dem entstehenden Rassismus nicht nur Einfluss auf die kolonisierten Gebiete, sondern auch auf Europa selbst haben sollten.³ Gleichzeitig hatte die Vernetzung der Migrierenden weitreichende Folgen für die Wissensproduktion, Kultur(en) und Selbstwahrnehmung auf beiden Seiten des Atlantiks. Ethnographische und archäologische Sammlungen dienten zur Konstruktion eines Menschenbildes, das sich im ausgehenden 20. Jahrhundert zunehmend fundamentaler Kritik stellen musste.

1 Der Weg des Objekts und der Weg des Forschens

Den Weg eines musealen „Objekts“ kann man auf zwei Seiten beginnen zu erforschen: mit der Herkunftsregion – hier: der nordamerikanischen Nordwestküste – und den zahlreichen ethnographischen Publikationen, die es dazu gibt, oder mit der (Herkunfts-) Geschichte des oder der Sammelnden – hier: Wilhelm Gail aus Gießen – und den Motivationen zur „Translokation“, zum Ortswechsel von Kulturgut. Beiden Perspektiven soll hier nachgegangen werden.

Parallel zum Weg des Objekts und zum Weg der historischen sammelnden Person(en) verlaufen die Wege des Forschens. Auch wir als heutige, an Museen interessierte EthnologInnen bewegen uns geographisch zwischen dem Standort „fremden“ kulturellen Erbes in „unseren“ Museen und den verschiedenen Herkunftsgesellschaften der Objekte. Manchmal sind diese Wege, durch vorherige Migrationen „vorgezeichnet“. 1992 besuchte ich – ähnlich wie Wilhelm Gail im Jahr 1876 – als 22-jährige zum ersten Mal Verwandte in Nordamerika, die ich zuvor auf ihrer Europareise kennengelernt hatte. Aus dieser ersten Reise nach Seattle ergab sich ein mehrmonatiges Praktikum in einem der ältesten indigenen Museen Nordamerikas, dem *Makah Cultural and Research Center/Makah Museum* in Neah Bay/Washington. Ich lernte Künstlerinnen und Künstler kennen, die mit der Ikonographie dieser Region, der *Pazifischen Nordwest-Küste*, arbeiten und ihr Einkommen durch Verkauf ihrer künstlerischen Arbeiten an Reisenden und Sammelnde verdienen. Die regionale indigene Kunstgeschichte steht in engem Zusammenhang mit einem komplexen Kredit- und Erinnerungssystem. Im Rahmen aufwändiger Gabenfeste, in Chinook, der historischen *lingua franca* der Region *Potlatch* benannt, wurde mithilfe von künstlerischen Ausdrucksformen – zeremoniellen Maskentänzen, Liedern, geschnitzten oder verzierten teils monumentalen Skulpturen – sozialer Status erworben, ausgedrückt und von den Zuschauenden bezeugt. Beeindruckt von den (Forschungs-) Leistungen zeitgenössischer indigener KünstlerInnen, KuratorInnen und AkademikerInnen beschäftigte ich mich für meine Doktorarbeit schließlich mit indigenen Positionen im kanadischen Kunstdiskurs. Mit den Verwandten in Seattle verband mich gleichzeitig eine dauerhafte Freundschaft. Im Laufe der Jahre transkribierte und übersetzte ich zusammen mit meiner Cousine Claire Gebben ein Konvolut von mehr als

3 Wie sich ein im Kolonialismus ausgeprägter Rassismus bis hin zum Holocaust entwickeln konnte, analysiert der haitianisch-stämmige Filmmacher Raoul Peck in bislang nicht dagewesener Klarheit in seiner 2022 erschienenen Reihe von vier Filmessays „Rottet die Bestien aus“, <https://www.arte.tv/de/videos/RC-022134/rottet-die-bestien-aus/>

30 Auswandererbriefen unserer Familie (1841–1907), deren Inhalt sie als Romanstoff veröffentlichte.⁴

In unseren Begegnungen als Reisende und in den zeitgenössischen Diskursen treffen wir auf Nachfahren derjenigen, die sich von den Dingen getrennt haben oder trennen mussten, welche unsere ethnographischen Sammlungen bilden. Sie haben entweder der Abgabe ihres Besitzes zugestimmt, den Handel oft sogar aktiv gesucht, und sind auf die Anerkennung der handwerklichen und künstlerischen Leistungen ihrer Vorfahren stolz, oder aber sie machen in anderen Fällen auf die Unrechtmäßigkeit der Sammelumstände aufmerksam. Dies können durchaus die gleichen Personen sein. Der kanadische Métis Künstler Bob Boyer, damals Leiter des *Indian Fine Arts Program* der *First Nations University of Canada* in Regina, Saskatchewan sprach 2003 in seinem Vortrag an der Universität Marburg von zwei Kategorien von Museumsobjekten oder indigenen Kunstwerken: Die einen sind für den Handel oder zum Verschenken gemacht worden und sollten zirkulieren, bei anderen handelt es sich um die ästhetischen und spirituellen Schätze von Menschen, die unter wirtschaftlichem und politischem Druck aufgegeben werden mussten. Diese letzteren sind in der Diskussion um Restitution.

Andy Wilson, den ich 1995 auf einer meiner Reisen an der nördlichen kanadischen Pazifikküste auf der Inselgruppe *Haida Gwaii* (vormals *Queen Charlotte Islands*) kennenlernte, hat viele Jahre lang für seine Gemeinde Skidegate Rückführungen initiiert und organisiert, bei denen die Knochen der Vorfahren, welche gegen den Willen der Familien und Gemeinde oder ohne deren Wissen in ethnologische Museen gelangt waren, nach *Haida Gwaii* zurück gebracht wurden. Die US-amerikanische Gesetzgebung des *Native American Graves Protection and Repatriation Act (NAGPRA)* von 1990 hat öffentlich geförderte US-amerikanische Museen dazu verpflichtet, unrechtmäßig entnommene menschliche Überreste (*human remains*) und Gegenstände des spirituellen Gebrauchs indigener Gruppen in ihren Beständen zu identifizieren und die Rückführungen durchzuführen.⁵ Insbesondere seit der Möglichkeit der sozialen Netzwerke, steht Wilson auch in Kontakt mit Menschen in verschiedenen Teilen der Welt und in Kanada, die die Kunst der Haida schätzen. Diese wurde seit dem 19. Jahrhundert in relativ großen Mengen von erfahrenen (und professionellen) Künstlern geschnitzt und verkauft. Eine zweite Haida Wissenschaftlerin, die ich kennenlernen durfte, Lucille Bell, folgte einer Einladung der (heutigen)

4 Claire Gebben: *The Last of the Blacksmiths*, Seattle, 2013; Claire Gebben (mit Übersetzungen von A. Weber): *How We Survive Here. Families Across Time*, Seattle, 2018.

5 Die Rückgabeforderungen von menschlichen Knochen und Kulturgut hatten vermehrt in den 1960er und 70er Jahren begonnen. 1970 wurde das UNESCO Übereinkommen über Maßnahmen zum Verbot und zur Verhütung der unzulässigen Einfuhr, Ausfuhr und Übertragung von Kulturgut erklärt. Insofern ist 1990 ein „später“ Zeitpunkt für dieses Gesetz. 1995 wurde auf internationaler Ebene als Ergänzung zu dem Übereinkommen von 1970 die UNIDROIT Konvention über gestohlene und rechtswidrig ausgeführte Kulturgüter ausgearbeitet. Darauf folgte 1998 das Washingtoner Abkommen, das in Deutschland zunächst hauptsächlich zur Provenienzforschung in Museen zu Kunstwerken aus jüdischem Besitz geführt hat.

Sektion *Indigenous and Cultural Studies* zur Jahrestagung der *Gesellschaft für Kanada-Studien* 2010, um zum Thema der Restititionen zu sprechen. Sie war gleichzeitig mit Andy Wilson für die zweite große Gemeinde auf Haida Gwaii, Masset, für die Rückführungen der *human remains* aktiv, deren Kosten, wie sie betonte, zumeist von den Haida selbst getragen werden mussten. Aber sie erfüllte auch auf der Tagung in Deutschland eine andere Erwartung ihres Herkunftsortes und bot zeitgenössisch gefertigte Silber-Schmuckstücke zum Verkauf an, die in ähnlichem Design wie die alten Schnitzereien von den Haida Künstlern seit dem Ende des 19. Jahrhunderts angefertigt werden. Es besteht also kein Widerspruch darin, Rückgaben unrechtmäßig bewegter Objekte zu fordern und selbst Kunst herzustellen und zu verkaufen. Denn es gibt einen fundamentalen Unterschied zwischen dem Kauf künstlerisch gestalteter Werke (mit einer langen Tradition an der NW-Küste), und der Aneignung von menschlichen Überresten und Grabbeigaben aus Gräbern von Verstorbenen oder gar dem Zwang zur Aufgabe materieller Kultur. Diese Grenzen zu verstehen, ist der Auftrag der Provenienzforschung.

Doch selbst wenn Gegenstände rechtmäßig gekauft oder eingehandelt wurden, und der Handel von indigenen ProduzentInnen und BesitzerInnen gesucht wurde, haben Museen eine Aufgabe, wie sie die Geschichte der Objekte und der Menschen erzählen, deren Sichtbarkeit damit entsteht. Werden Menschen als Zeitgenossen anerkannt, die eine Zukunft haben? Oder wird in sie die Wahrnehmung eines „dem Untergang geweihten“ oder „der Vergangenheit angehörigen Volkes“ hineinprojiziert, ohne Zukunft der Lebensweise? Werden sie sogar, wie im 19. Jahrhundert üblich, auf einer evolutionistischen Skala mit der europäischen Vor- und Frühgeschichte gleichgesetzt, also in die europäische Vergangenheit hineinprojiziert, ohne Anerkennung sehr spezifischen Wissens?

Die nordamerikanische Nordwestküste, die Herkunftsregion des Modell-Pfahls im Gießener Museum, spielte in der Anfangsphase der Geschichte ethnologischer Museen in Europa und Nordamerika eine wichtige Rolle. Es ist eine Region, deren kreative Gestaltungskraft seit den Pelzhandelskontakten des späten 18. Jahrhunderts bemerkt und teilweise auch bewundert wurde, so dass Ethnologen des späten 19. Jahrhunderts ein unumkehrbares Verschwinden dieser Kreativität befürchteten.⁶ Die Nordwestküste war aber auch eine der spätesten „Kontaktregionen“ des nordamerikanischen (Siedler-) Kolonialismus, wesentlich angetrieben von mehreren Phasen des Goldrauchs in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts (Kalifornien 1848, British Columbia 1858, Alaska 1896) – unter anderem auch ein wichtiger Hintergrund der Westwärtsmigration vieler Deutscher und Deutsch-Amerikaner. In dieser Zeit entstanden aus kapitalistischen Unternehmungen enorme Reichtümer, auf deren Grundlage Mäzene Museen stifteten und bestückten. Ethnographisches Sammeln verstand man dabei nicht nur als Wettlauf mit der Zeit – bevor Dinge nicht

6 Inwieweit einem zeitgenössischen Reisenden das Ausmaß der Epidemien europäischer Krankheiten bewusst war, die am Grunde des tief einschneidenden indigenen Bevölkerungsverlustes und Kulturwandels des späten 19. Jahrhunderts lagen, ist eine Frage, der ich bei der Betrachtung der Reisebriefe von Carl Gail von 1877 nachgehen werde.

mehr produziert wurden und der alte indigene Lebensstil nicht mehr erfahren werden konnte – sondern auch in Konkurrenz mit „anderen“ Sammelnden, Institutionen und ausgesandten Expeditionen. Bemerkenswert bleibt, dass die ganze Sammel-Leidenschaft, die auf die Erforschung der „Menschheitsgeschichte“ ausgerichtet war, dabei sehr selten die zukünftigen indigenen Generationen im Blick hatte.⁷

Eine ethnologische Perspektive heute ist für mich eine Perspektive, die die Positionen der indigenen Welt als gleichwertig den Positionen der europäischen Welt betrachtet. Das hat mehrere Konsequenzen:

- Die Suche nach indigenen Positionen wird notwendig. Welche Themen bringen zeitgenössische indigene AutorInnen in den Diskurs ein, bezüglich Geschichtswahrnehmung (unter anderem der gemeinsamen Geschichte), Landraub und Aneignung aber auch bezüglich der Schönheit und Qualität von materieller Kultur und der diesbezüglichen Widersprüche im eurozentrischen Denken und Handeln, wie im Zitat von Jeanette Armstrong ausgedrückt. Exemplarisch sei ein Aufsatz der indigenen kanadischen Kuratorin Candice Hopkins im *documenta 14 Reader* (2017) genannt, der sich mit der Perspektive der Tlingit und Tagish auf den Alaska-Goldrausch von 1896–99 befasst.⁸
- Die zweite Konsequenz ist es, Gießen als ethnographisches Feld mitanzusehen und damit die Familie Gail als Akteure eines transatlantischen Migrations- und Wirtschaftsraumes wahrzunehmen, in dem gehandelte Materialien wie Tabak nicht ursprünglich europäischer Provenienz sind, und in dem kulturelles Verhalten sich im Kontext der europäischen Migrationen auf beiden Seiten des Atlantik verändert. Was war die materielle und ideelle Grundlage der Akkumulation von Vermögen und dann von naturkundlichen, ethnographischen und archäologischen Sammlungen? Wenn wir uns auf diesen Teil des Weges gesammelter Museumsobjekte begeben, verschränken sich Familiengeschichte und Kolonialgeschichte, Auswanderung und Rückwanderung, lokale und transatlantische Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Die Quellen sind dann eher ungewöhnlich für ethnologische Forschung. Denn selten haben es die ethnologisch Forschenden mit europäischen Firmen- und Familienarchiven zu tun.

2 Das Gießener „Totempfahl“-Modell und die Tlinkit-Gruppe der Gail'schen Sammlung

Was wissen wir über den Weg des Objekts? Welche Dokumentationen und Quellen gibt es? In welchem Kontext wurde es erworben? Wie helfen uns das Objekt und sein Umfeld dabei, etwas über seine Herkunft zu erfahren?

Im Oberhessischen Museum haben sich die ersten Karteikarten der seit 1910 ausgestellten ethnographischen Sammlung erhalten. Die insgesamt ca. 2650 Karten sind nach Kontinenten sortiert. Die Kontinentgruppen Australien, Papua-Neu-

7 Vgl. Cole 1985: 93.

8 Hopkins 2017.

guinea, Südsee, China, Ostafrika, Westafrika, Polarländer, Europa und Alt-Ägypten stammen dabei fast vollständig aus der Sammlung des Bozener Lehrers Karl Wohlgemuth, deren Ankauf Wilhelm Gail Anfang 1910 für das Gießener Museum finanzierte.

Die Objekte aus Japan und Nordamerika stammen entweder aus der *Sammlung Wohlgemuth* oder der *Sammlung Geheimrat Wilhelm Gail* („Slg. Geb.rat W. Gail“). Die aus Asien aus den *Sammlungen Wohlgemuth, Wilhelm Gail* und zusätzlich *Dr. Georg Gail* („Slg. Dr. Gail“) und „Slg. A. v. Schulz“.

Aus der *Sammlung Dr. Georg Gail* stammen auch alle mittelamerikanischen Objekte (s. u.). Objekte aus Südamerika haben die verschiedensten Quellen: *Sammlung Wohlgemuth, Sammlung Fiebrig/ Chaco, Prof. Sievers*.

Von den in dieser Ordnung ursprünglich dokumentierten 137 Objekten mit der Regionalangabe „Nord-Amerika“ (ohne die Polarregion, die eine eigene Kategorie bildete), sind heute, nach den Verlusten der 1940er Jahre, noch 19 Gegenstände vorhanden bzw. eindeutig identifizierbar, darunter der mit der alten Katalognummer N.Am 65 [Nordamerika 65] aufgenommene „Totempfahl“.⁹

Katalog-No. <i>N.Am. 65</i>	Erworben durch:	Standort:
Inventar-No. <i>2213</i>	Kauf:	<i>Museum</i>
	Geschenk: <i>Geh. W. Gail.</i>	
	Leihgabe:	

3 18 264 Nam 52

Nord-Amerika.

Totempfahl

*187 cm hoch.
15 cm breit.*

*ist Totempfahl mit überaus
großen Figuren, die in Klappform
ausgeführt sind.*

*6 Haupt-
und 3 Nebenfiguren*

Rot, Schwarz, Grün

Benmalungsreste

Thinit. Indianer.

Abb. 3: Karteikarte „Totempfahl“, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Gießen, nach 1910.

9 Als neue Inventarnummer ist auf der alten Karteikarte mit Bleistift notiert: (318) 264 Nam 52.



Abb. 4: Ausstellungsansicht 2019/20 mit Totempfabl-Modell, Haida, ca. 1880, Holz, Höhe 187 cm, Breite: 15 cm, Oberbessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Gießen.

„Totempfabl, 187 cm hoch, 15 cm breit, d.i. Wappenfahl mit übereinander gereihten Figuren, die die Clansaga illustrieren, Tlinkit-Indianer“

(Mit Bleistift): „6 Haupt- und 3 Nebenfiguren/ Rote, Schwarze, Grüne, Bemalungsreste“

Katalognummer N.Am 65 [Nordamerika 65]

Inventarnummer 2213

Erworben durch: Geschenk Geb(eimrat) W(ilhelm) Gail

Standort: freistehend

(mit Bleistift) neue Inventarnummer: (318) 264 Nam 52

Der Gießener „Totempfahl“, in der Karteikarte zurecht auch als „Wappenfahl“ bezeichnet (s. u.), ist, wie bereits gesagt, eigentlich ein mit 1,87 m Höhe ungewöhnlich großes „Totempfahl“-Modell aus ursprünglich hellem Holz (vermutlich gelbe Zeder), das sehr fein geschnitzt und durch Farbauftrag gedunkelt ist. Die Schnitzerei scheint nicht dem Wetter ausgesetzt gewesen zu sein, aber die jetzt verbliebenen Farben müssen früher intensiver gewirkt haben, denn noch 1969 wurde in Beschreibungen der Ausstellung von dem „bedeutenden bunten Totempfahl der Tlingit-Indianer“ gesprochen.¹⁰ Mit Hilfe

von Vergleichsabbildungen und einer genauen Betrachtung der Ikonographie argumentiere ich später, dass das Modell, obwohl eventuell im Gebiet der Tlingit erworben, doch wahrscheinlich einem Haida Künstler des benachbarten Festlandes oder der Inselgruppe Haida Gwaii zuzuordnen ist, und ungefähr aus der Zeit um 1880 stammt. Wahrscheinlich wurde es, wie bei den damals vielfältig angefertigten Modellen üblich, zum Verkauf oder Handel geschnitzt, oder gar von einem Auftraggeber erworben. Nach Größe und Qualität müsste es gut bezahlt worden sein.¹¹

¹⁰ Das Gießener Fenster 2, Februar 1969: 22.

¹¹ Jonaitis (1988: 198) erwähnt als Preise, die die Sammler Swanton und Newcombe um 1901 in Haida Gwaii zahlten: „\$10 for a totem pole model, \$25 to \$60 a totem pole, \$.10 to \$.20 crayon drawings.“

Zusammen mit insgesamt 70 Stücken aus Nordamerika war die Schnitzerei ein Geschenk des Gießener Unternehmers und Förderers des Oberhessischen Museums, Geheimrat (Geheimer Kommerzienrat) Dr. h.c. Wilhelm Gail. Die alte Inventarnummer 2213 des „Totempfahl“-Modells auf der Karteikarte verweist auf die Inventarliste der *Gail'schen Sammlung*, deren ethnologischer Teil seit 1905 bzw. 1910 im Oberhessischen Museum ausgestellt war und die nach dem Tod von Wilhelm Gail am 25. Februar 1925 in den Besitz der Stadt Gießen überging.¹² Nach Heß (1969) war die ursprüngliche *Gail'sche Sammlung* in einem Inventarbuch (mit Ledereinband und Goldschnitt) dokumentiert.¹³ Dieses Buch ist im Museum inventarisiert, und der Inhalt ist gesannt, doch darüber hinaus existieren keine weiteren Belege für den Kauf von Objekten oder Objektgruppen zu dieser Sammlung. Eventuell zählen solche Belege zu den Kriegsverlusten.

Bei meiner Suche im Familien- und Firmenarchiv der Familie Gail im Stadtarchiv Gießen habe ich leider bislang weder in den Büchern zu Wirtschaftsdaten der Familie und Firma, noch bei den Reisebelegen und -dokumentationen verschiedener Familienmitglieder einen konkreten Anhaltspunkt gefunden, der auf den Erwerb des Nordamerika-Konvoluts der *Gail'schen Sammlung* hinweist. Fand er in Deutschland bei einem Händler wie Heinrich Umlauff in Hamburg statt oder auf einer der drei Nordamerika-Reisen Wilhelm Gails (1876/77, 1883, 1910)? Beides erscheint möglich. Einerseits reiste Wilhelm Gail viel in Deutschland (und auch Europa) und entschied bei seinen Objekterwerbungen in engem Austausch mit den Wissenschaftlern der Gießener Universität. Andererseits wäre insbesondere die Reise von 1910 eine passende Gelegenheit für den Ankauf seiner Nordamerika-Sammlung gewesen. Mit Sicherheit bildeten die Reisen seinen Erfahrungshintergrund, vor dem er als Förderer einer ethnographischen Museumsabteilung in Gießen agierte. Deshalb möchte ich später ausführlich auf die Dokumentationen dieser Reisen eingehen. Zunächst soll aber auf der Suche nach dem möglichen Erwerbkontext die Gruppe von insgesamt 42 Objekten mit der Herkunftsbezeichnung „Tlinkit“ im Oberhessischen Museum näher betrachtet werden, die einen unmittelbaren Zusammenhang zu dem Pfahl in der Sammlung Wilhelm Gails bildet.

Die „Tlinkit-Gruppe“ im Kontext der *Gail'schen Sammlung*

Die *Gail'sche Sammlung* enthielt sehr unterschiedliche Objekte verschiedenster Herkunft, sowohl regional hessische (archäologische, historische, volkskundliche und dem Sammler zeitgenössische) Objekte, als auch ethnographische Zeugnisse anderer europäischer und außereuropäischer Kulturen. Dass die Ideen des Kulturvergleichs schon vor Wilhelm Gail in seiner Familie eine Rolle spielten, lässt eine Sammlung

12 Vermerk auf Inventarliste: „Gießen 26.II.1925, geht nach dem Tod von Wilhelm Gail am 25.II.1925 an Stadt Gießen (Museumsdirektor Kramer)“.

13 Vgl. Weimann 2008:11, mit Verweis auf Heß 1969:16 „Eine wichtige Quelle ist ... das in Leder gebundene und mit Goldschnitt versebene handschriftliche Inventar der Wilhelm Gail Stiftung, das 6766 Einzelnummern ausweist und Aufschluß darüber gibt, wie diese Privatsammlung zusammengesetzt wurde“.

von Tabakpfeifen und Zubehör ahnen, die sich wahrscheinlich bereits vor seiner aktiven Sammelzeit im Familienbesitz befand. Bei den Bezeichnungen der Objekte spielen Herkunft oder zeitliche Einordnung oft eine definierende Rolle: *Kopf einer Indianerpfeife* (Inv. nr. 726), *Meerschaumpfeifen*, teils mit Silber beschlagen (Inv. nr. 740, 741, 747, 748), *Franz. kurze Tabakpfeife* (Nr. 749), *Tabakdose* (Nr. 750), *Schnupftabakdose* (Nr. 776), *Tabakpfeife aus der Empire-Zeit* (Nr. 778), *Alter Tabaksbeutel* (Nr. 864), *Wasserpfeife aus der Türkei* (Nr. 1956), *Chines. Tabakwasserpfeife* (Nr. 1986), *Chines. Opiumpfeife* (Nr. 1992), *Holländ. Dose 18. Jb* [Tabakdose] (Nr. 2012). Mit höheren Inventarnummern und Jahresangaben kommen dazu: *Pfeifenkopf mit Hessenwappen* 1864 (Nr. 4232), *Pfeifenkopf mit Teutonenwappen* 1861 (Nr. 4233), *Meerschaumpfeife Bauerntanz* 1862 (Nr. 4461) oder *Giessener Porzellanpfeifenkopf* 1840 (Nr. 6572).

Diese Gruppe könnte bereits vor 1905 ausgestellt gewesen sein. In einem undatierten ersten *Museumsführer durch die Sammlungen* wird für Saal 1 erwähnt ein „*Pfeifenschrank. Eine große Auswahl von zum Teil kostbaren Tabakpfeifen, Feuerzeugen und ähnlichen Gegenständen*“.¹⁴

Nach dem Ankauf der ethnologischen *Sammlung Wohlgemuth* im Frühjahr 1910 ist es Wilhelm Gail und seinen Beratern im Zuge des geplanten Ausstellungsaufbaus möglicherweise aufgefallen, dass die Nordamerika-Gruppe der *Sammlung Wohlgemuth* überwiegend aus steinernen Pfeilspitzen aus Ohio bestand. Pfeilspitzen wurden oft von den europäischen Siedlern gefunden, die Land neu urbar machten und für die Landwirtschaft vorbereiteten. An bestimmten, für Jagd oder Fischfang besonders günstigen Stellen fanden sich diese Spuren indigenen Lebens auch oft gehäuft. Da es darüber hinaus aber nur wenige größere Objekte gab, könnte Wilhelm Gail in diesem Jahr 1910 bewusst nach Ergänzungen des Nordamerika-Bereichs gesucht haben, um den Ankauf dann selbst zu übernehmen. Seinem Sohn Georg gab er offensichtlich einen expliziten Sammelauftrag mit auf die Reise nach Mexiko und auf die weiteren Stationen seiner Weltreise in Asien.¹⁵

Wilhelm Gails Nordamerika-Gruppe mit insgesamt 70 Objekten bestand aus einer gewissen Anzahl für die verschiedenen Kulturareale als typisch betrachteter repräsentativer Objekte wie Sattel, Pferddecke, mit Perlen bestickte Ledertaschen, Mokassins, Pfeile und Bogen, Pfeifen und zwei Tomahawks „mit Skalp“ für die Plains-Kulturen, Keramiken und einem „heiligen Korb“ für den Südwesten (New Mexico, Arizona), Harpunenspitzen für die Polarregion, und – für unsere Betrachtung zentral – einer relativ großen Tlingit-Gruppe für die Nordwestküste. Diese mit der Herkunft „Tlinkit“ bezeichneten Objekte sprechen dafür, dass der Ankauf in oder aus den Vereinigten Staaten stattfand und nicht in Kanada (British Columbia), da das Gebiet der Tlingit sich im südlichsten Küstenstreifen Alaskas befindet, das die USA von Russland 1867 „abgekauft“ hatten.

14 Firmen- und Familienarchiv Gail Nr. 483: *Museumsführer durch die Sammlungen*, Von Münchow'sche Hof- und Universitätsdruckerei, O. Kindt, Gießen, o. Jg., S. 16.

15 Vgl. Oberhessisches Museum (Hg.) 2019: 16–19.



Abb. 5: Chilkat-Decke, Ethnologisches Museum Berlin „Handgewebte Decke vom Tlinkitstamme Tschilkat (...) Breite 180 cm, Höhe mit Fransen 126 cm. Sammler: Paul Schulze.“ SW-Fotografie, abgebildet und beschrieben in: Adam 1923, 39, Fig. 3.

Mit der Herkunftsangabe *NW-Küste* und/oder *Tlinkit* enthielt die *Gail'sche Sammlung* insgesamt 42 Objekte (siehe Liste im Anhang), davon 40 mit der Angabe „Geschenk: Geb. W. Gail“ und zwei Körbe mit der Angabe „Geschenk: Frau Geb. Gail“ [Frau Geheimrat Gail]. Dabei bleibt unbekannt, ob seine erste Ehefrau, Minna, geb. Mahla, oder seine zweite Ehefrau, Antonie (Toni), geb. Knorr gemeint ist.

Von dieser Gruppe sind heute noch 7 Artefakte vorhanden bzw. sicher identifiziert, darunter das *Totempfahl-Modell* (Inv. Nr. 2213), ein *Steinhammer* (Nr. 2132), ein *Bast-Schaber aus einem Stück Schiefer* (Nr. 2149), ein *Pfeifenstil aus Holz mit drei Ringen aus Wildschafhorn* (Nr. 2151), ein *Bastklopfer aus Walrossknochen* (Nr. 2217) und ein mit Schnitzereien verzierter *Löffel aus Wildschafhorn* [eigentlich Horn der Bergziege] (Nr. 2222). Von diesen sind insbesondere das Totempfahl-Modell und der mit Schnitzereien verzierte ca. 30 cm große gebogene Horn-Löffel durch ihr Alter selten, dazu von ausgesprochen guter Qualität und entsprechend wertvoll.

Auf der Suche nach Vergleichsabbildungen zur alten Inventarliste dieser Gruppe fallen unter den Objekten mehrere Zusammenhänge auf:

Bei den zwei Körben, die Frau Gail gehörten, handelte es sich um künstlerische Arbeiten der Frauen: ein *Korb aus Zederzweigen* [oder Zedernrinde/-rindenbast, Anm.

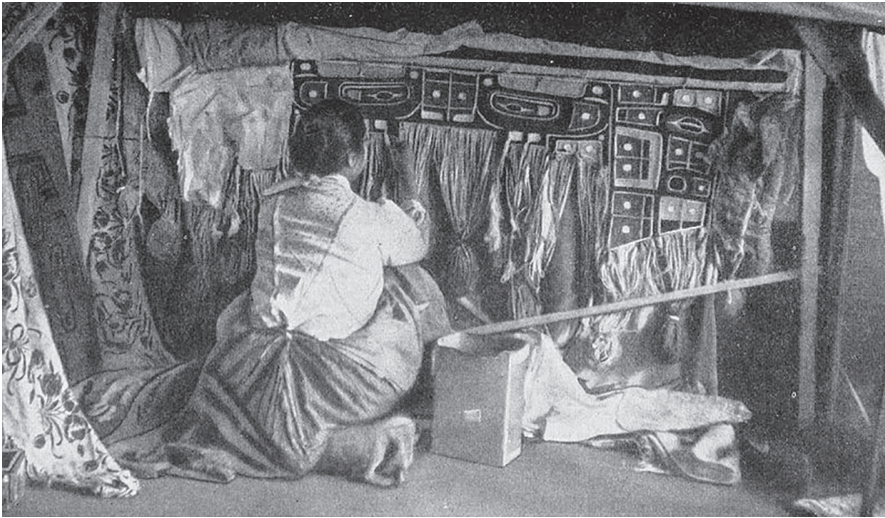


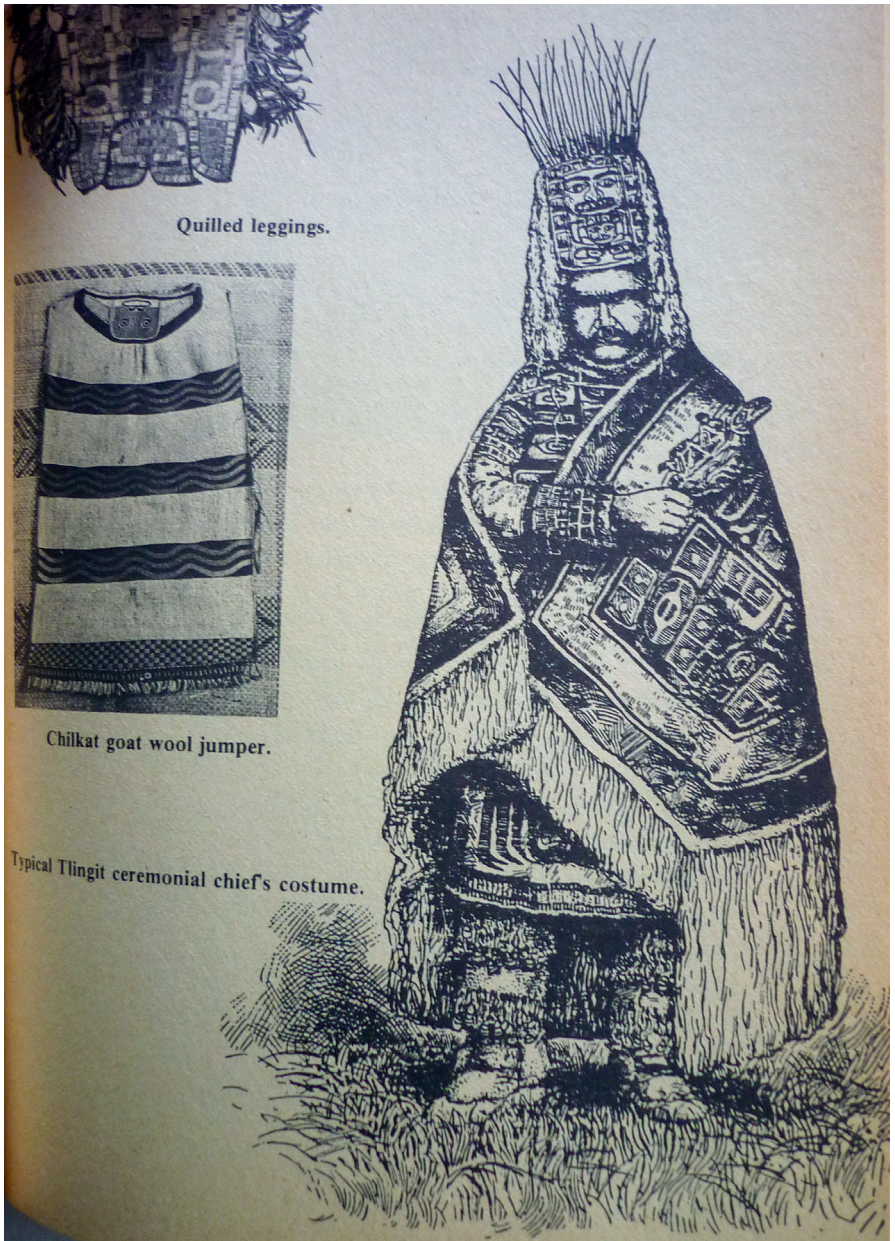
Abb. 6: Herstellung einer Chilkat-Decke, Fotografie aus dem Buch von Samuel Hall Young, „Alaska Days with John Muir“ (1915), Public Domain.

d. Verf.], „mit einigen bunten Streifen, 40/ 26 cm“ und ein (Korb) Teller aus dem gleichen Material „geflochten, herzförmig, flach, 43/ 37 cm (Muster dunkelrot, 11 schräge Striche)“. Auf beiden dazugehörigen Karteikarten findet sich eine Zeichnung. Die Flechtarbeiten waren ästhetisch anziehend und schon allein durch ihre Größe museal. Von indigenen Frauen gefertigte Korbflechtereien der Westküste, und zwar von Kalifornien bis Alaska, waren ab dem späten 19. Jahrhundert wegen ihrer Kunstfertigkeit und Muster beliebte Produkte auf dem nordamerikanischen (Touristen-)Markt, insbesondere nach dem Bau der transamerikanischen Eisenbahnen (1869 und 1883).¹⁶ Sie wurden vor allem von US-amerikanischen Frauen gekauft und geschätzt. Zu den beiden Körben der Sammlung passt eine Gruppe von Zedernbast-Verarbeitungswerkzeugen der Tlingit Frauen: ein *Bastklopfer*, zwei *Bastmesser*, mehrere (*Bast*-)Schaiber, ein „Holzkasten, 15,5/ 9 / 9 cm, wird bei der Verarbeitung des Cederbastes gebraucht“ und ein *Spindelstein*.

Darüber hinaus gab es aber auch noch drei weitere größere Flechtarbeiten: zwei geflochtene und zum Teil mit Ornamenten verzierte Hüte (Inv. Nr. 2225 und 2226) „aus Bast geflochten, ca. 20 cm hoch“ einer davon mit „Augenornamente, schwarz und rot“ und eine „Tilkat“ (Chilkat) Tanzdecke (Nr. 2127). (Vergleichsabbildung 5)

Diese Decken wurden in mehrmonatiger Arbeit von einzelnen Frauen der nördlichen Chilkat-Tlingit aus Bergziegenwolle und Zedernbast mit komplexen Mustern gewebt (Abbildung 6) und sind heute sehr wertvoll, da es nur noch wenige dieser

¹⁶ Dieser Handel im dadurch neu „erschlossenen“ Südwesten und Westen knüpfte an das touristische Interesse an Kunsthandwerk indigener Frauen im Osten des Kontinents an.



Quilled leggings.

Chilkat goat wool jumper.

Typical Tlingit ceremonial chief's costume.

Abb. 7: Zeichnung „Typical Tlingit ceremonial chief's costume“ in Kaiper: *Tlingit. Their Art Culture and Legends*, 1978.

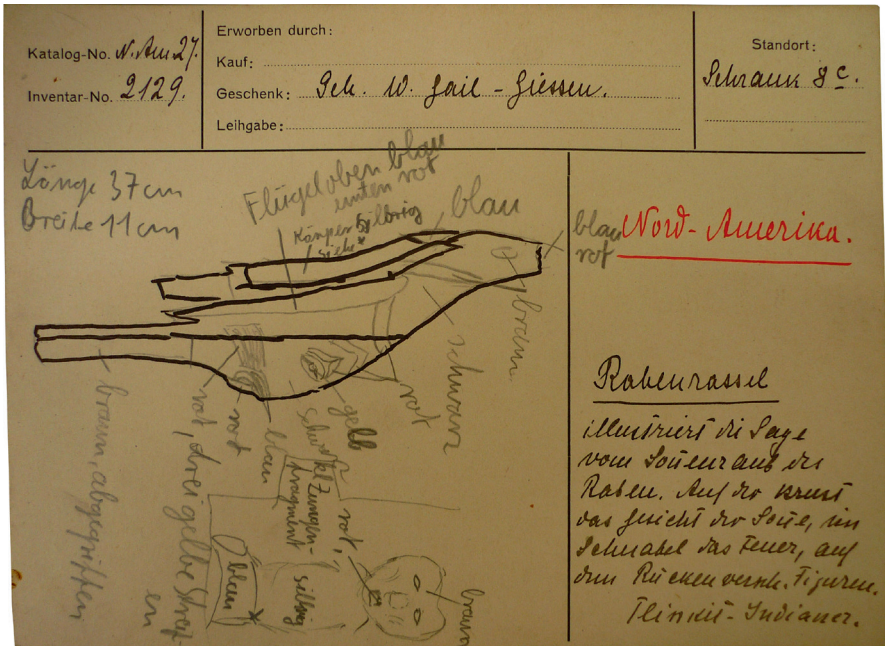


Abb. 8: Karteikarte „Rabenrassel“, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Gießen, nach 1910.

alten Webarbeiten gibt und neue nur von wenigen Frauen in aufwändiger Handarbeit hergestellt werden.¹⁷ In Gießen war die Chilkat-Decke für mich der Schlüssel zu einer Ausstellungsmöglichkeit, die beim Vergleich mit Fotografien und Buchillustrationen auffällt. Chilkat-Decken wurden von sozial hochgestellten Männern der Tlingit, Haida und Tsimshian vor allem bei festlichen Gelegenheiten getragen, oft in Kombination mit Stirnaufsatz-Masken. Auf Fotografien halten die so portraitierten Männer manchmal eine Rassel in der Hand, die auch als Attribut der Schamanen gilt. (Abbildung 7: Abzeichnung einer Fotografie) Figürliche Präsentationen in mehreren nordamerikanischen und europäischen Museen haben diese Situation abgebildet. In Gießen könnten zusammen mit der Chilkat-Decke folgende Objekte zu einer entsprechenden Präsentation vorgesehen gewesen sein: eine „Tanzmaske, Holz, bemalt, schwarzer Schnurr- und Kinnbart, innen Bastfutter“ (Inv. Nr. 2128) und eine „Rabenrassel, 37/11 cm, Holz, rot, schwarz, blau bemalt“ (Inv. Nr. 2129, Karteikarte: Abbildung 8).¹⁸

17 Bereits James G. Swan, der 1875 für die *Centennial Exposition* in Philadelphia (1876) in Fort Wrangell, Alaska, drei Chilkat Decken kaufte, zahlte die schon damals hohen Summen von \$25–\$37,50 pro Stück; vgl. Cole 1985: 23.

18 Die Rabenrassel „illustriert die Sage vom Sonnenraub des Raben. Auf der Brust das Gesicht der Sonne, im Schnabel das Feuer, auf dem Rücken verrenk. Figuren“ / „Plast. Darstellung d. Kulturhroen

Museale Figurengruppen waren gegen Ende des 19. Jh in den entstehenden ethnographischen Museen sehr beliebt und inspiriert von den Kolonial- und Weltausstellungen, in denen viele Menschen aus anderen Erdteilen vermeintlich kulturtypische Szenen darstellten. Gegenüber diesen seltenen und zeitlich begrenzten Gelegenheiten stellten sie eine weniger aufwändige und dauerhafte Alternative der „Zur-Schau-Stellung“ dar.¹⁹ Zudem gingen bei Weltausstellungen gezeigte materielle Kulturzeugnisse oft in den Besitz lokaler Museen über oder bildeten sogar den Anlass zu ihrer Gründung, wie z. B. das *Field Museum* in Chicago nach der *World Columbian Exposition* 1893. Ethnologische Figurengruppen waren im Sinne des entstehenden kulturellrelativistischen Ansatzes zu einem komplexeren Vergleich mit anderen Regionen gedacht, von denen ebenfalls „typische“ Objekte erworben und in Szenen aufgebaut wurden. Es ist wahrscheinlich, dass Wilhelm Gail entweder in anderen deutschen ethnologischen Museen oder auf seiner Nordamerika-Reise von 1910 Museumsvitriden in diesem Stil sah. Auf einer Fotografie der Ausstellung im Berliner Völkerkundemuseum von 1926 sieht man im Kontext der ausgestellten Nordwestküsten-Sammlung von Adrian Jacobsen (s. u.) eine Vitrine mit einer männlichen Ausstellungsfigur, die eine Chilkat-Decke, Stirnmaske und einen geschnitzten Stab trägt.²⁰ Aus dem *American Museum of Natural History* in New York existiert eine Ausstellungs-Fotografie der *North Pacific Hall* um 1904, auf der die Figurengruppe „*Uses of Cedar*“ [Verwendung der Zeder] zu sehen ist. Zwei weibliche Figuren sind bei Flechtarbeiten mit Zedernbast dargestellt und ein Mann beim Schnitzen des Holzes der Zeder. Werkzeuge und fertige Werke umgeben die Gruppe.²¹ Abbildung 9 zeigt eine Vitrine des *Museum of Natural History* von 1959, in der eine Frauenfigur beim Herstellen einer Chilkat-Decke dargestellt ist.²²

Auch wenn nichts darauf hinweist, dass in Gießen eine Figurengruppe umgesetzt wurde,²³ ist es denkbar, dass die Kombination der Objekte für solch eine Möglichkeit zusammengestellt war. In diesem Fall hätte man als dritte Figur einen schnitzenden Mann ausstatten können, zu dem das „Totempfahl-Modell“ als zentrales Objekt passt, sowie die Schnitzwerkzeuge *Steinhammer* (Inv. Nr. 2132), *Steinhammer (Stößel) aus grünem Stein*, 17/ 10 cm (Nr. 2133) Skizze, *Stemmeisen zum Ausböhlen der Kanoes* (Nr. 2134), Beil mit Eisenklinge, 42 cm lang (Schnitzbeil) (Nr. 2218) Zeichnung, sowie die Schnitzobjekte *Löffel aus Wildschafhorn, geschnitzt* (Nr. 2139–2142),

Rabe beim Raub d. Feuers, Bauchseite mit plast. Darst. e. Menschl. Gesichts mit heraushängender Zunge beschnitzt; Unterseite abnehmbar, Innenraum bobli (Karteikarte Oberhessisches Museum).

19 In der zeitgenössischen Ethnologie werden (realistische) Figurengruppen und Dioramen wegen der Stereotypisierung und „Ausstellung“ von Menschen eher kritisch gesehen. Es gibt aber auch kreative Ansätze, mit dieser Form umzugehen, z. B. kooperativ kuratierte Szenen, in denen Figuren beim Näheretreten miteinander sprechen und durch das Gesagte euro-zentrische Wahrnehmungen brechen (Royal Saskatchewan Museum, Regina / Kanada).

20 Abbildung in Cole 1985: 66.

21 Vgl. Figure 52 in Jonaitis 1988: 152.

22 „*Native Peoples of the Americas*“ exhibition in Hall 9, Museum of Natural History, New York.

23 Außer dem Standort des „Totempfahls“, auf der Karteikarte mit „freistehend“ angegeben, war der Standort aller anderen Objekte der „Tlinkit-Gruppe“ in Schrank 8 c.



Abb. 9: Ausstellungsvitrine „Women were Skillful Weavers“, Museum of Natural History, New York, „Native Peoples of the Americas“ exhibition in Hall 9, Foto: Jack Scott, 1959, Smithsonian Institution Archives.

Holzschüssel, flach, mit geschnitztem Rand, 37/23 cm (Nr. 2143) Zeichnung, geschnitztes Gewebstück, 17/ 2,5 cm (schwarz, Bergziegenborn) (Nr. 2146), Amulett, geschnitzter Tierkopf aus Knochen (Nr. 2147), und Rassel, flach kugelförmig, geschnitzt (Nr. 2216).

Zu einer vierten Figur wären dann möglicherweise vier Objekte zum Fischfang und zur Jagd zugewiesen gewesen, die auf wichtige Ressourcen der Küste hinweisen: eine Heilbutten-Angel, 28 cm lang, Strick ..., Holz, Eisen, Schnur (Nr. 2156), ein Bogen, 121 cm, Sehne fehlt (Nr. 2159), die Spitze eines Otterspeers aus Messing mit 5 großen einseitigen Widerhaken, 12 cm lang (Nr. 2163), und Pulvermasse [Pulvermaße] aus Horn geschnitzt an Lederschnur (Nr. 2131). Außerdem gehörten zur Sammlung Wilhelm Gail zwei Harpunenspitzen, Eskimo, Smithsund [Alaska] (Inv. Nr. 2257, 2258), die in die Auflistung der NW-Küsten-Inventarnummern eingereiht waren.

Die Tlingit-Gruppe für das Gießener Museum war also so zusammengestellt, dass durch exemplarische Gegenstände verschiedene Lebens- und Wirtschaftsbereiche der Region dargestellt werden konnten, was im Sinn der zeitgenössischen nord-amerikanischen Ethnologie zu einem gleichberechtigten Vergleich verschiedener Regionen einlud (Kulturrelativismus). Obwohl wahrscheinlich nie als Figurengruppe realisiert, bedeutet es dennoch, dass die ethnologische Sammlung nicht nach dem

„alten“ Modell der Evolutionstheorien in der Ethnologie des 19. Jahrhunderts angelegt war, wo in Reihen von ähnlichen Objekten hierarchische Entwicklungen von vermeintlich „niedrigeren“ zu vermeintlich „höheren“ Kulturstufen konstruiert wurden.

3 Das Gießener Totempfahl-Modell im Kontext ethnologischer Sammlungsaktivitäten an der nordamerikanischen NW-Küste

Geschnitzte „Totempfahl“-Modelle und sogar die originalen monumentalen Skulpturen der amerikanischen NW-Küste sind relativ häufig in europäischen und euro-amerikanischen ethnologischen Sammlungen zu finden. Die Gründe dafür sind vielfältig. Die Nordwestküste Nordamerikas ist in der Geschichte der Ethnologie eine der inspirierendsten Regionen der Welt. Das von der frühen nordamerikanischen Ethnologie so definierte *Kulturareal* reicht von der Mündung des Columbia River in Oregon im Süden über ca. 1600 km bis nach Südalaska im Norden. Die materielle und immaterielle Kultur der Region hat viele Forschende fasziniert, unter anderem den 1858 in Deutschland geborenen Begründer der nordamerikanischen Kulturanthropologie, Franz Boas. Ebenso anregend war das „*Land of the Totem Poles*“ für die populäre Imagination des späten 19. Jahrhunderts in der Einwanderungsgesellschaft der USA. Im Gebiet des gemäßigten Regenwaldes entlang der Pazifikküste siedeln durch den Reichtum an Meeresressourcen seit Jahrtausenden sesshafte



Abb. 10: Die Haida Siedlung Skidegate, 1878 (Foto: George M. Dawson)

indigene Fischergesellschaften. In ihren Siedlungen reihten sie große hölzerne Langhäuser auf dem schmalen Streifen zwischen Meer und Küstenwald aneinander.

Nach den ersten Kontakten im Pelzhandel mit europäischen Schiffen, der Metallwerkzeuge in die Region brachte, prägten zwischen 1800 und 1885 vor allem im nördlichen Teil der Küste monumentale geschnitzte Säulen vor den Häusern das Bild der Siedlungen. Abbildung 10 zeigt eine Ansicht der Haida Siedlung Skidegate im Jahr 1878, ein Jahr nachdem Carl und Wilhelm Gail den südlichen Teil der Region auf ihrer Reise 1876/77 kurz besucht hatten. Dass die aus dem weichen Holz der Rot-Zeder geschnitzten Säulen, die in der frühen Literatur auch oft als solche bezeichnet wurden (Englisch: *columns*) später hauptsächlich als Totempfähle bezeichnet wurden, hängt mit der Übertragung eines Konzepts aus dem Gebiet der Großen Seen im amerikanischen Osten zusammen. *Doodem* bezeichnet dort den jeweiligen Clan oder das Clansymbol aus einer begrenzten Anzahl von Tieren. An der NW-Küste sind die dargestellten Figuren mythologische Wesen, denen die Begründer der Familienverbände (*lineages* oder Clans) – oft in einer mythischen Vorzeit – begegneten und deren Kraft oder Unterstützung sie in Form einer Geschichte und einer Art „Wappen“ (Englisch: *crest*) ausdrücken. Die Notiz auf der Gießener Karteikarte nimmt diese Korrektur auf: „*Wappenfahl mit übereinander gereihten Figuren, die die Clansaga illustrieren*“. Mit dem Klischee des Marterpfahls haben diese Skulpturen nichts zu tun, diese Assoziation entstand erst in der US-amerikanischen Populärkultur des 20. Jahrhunderts.



Abb. 11: „Viereckige hölzerne Eßbüßel der Haida [...] Länge ca. 30 cm. Sammler Jacobsen.“ *Ethnologisches Museum Berlin*. SW-Fotografie, abgebildet und beschrieben in: Adam 1923, 42, Fig. 40 (Berlin Mus. IV. A. 2342).

Die Funktionen der geschnitzten Pfähle konnten verschiedene sein: Einerseits sagen die Figurenfolgen etwas über die Clan- oder Familienzugehörigkeiten des jeweiligen Hauses aus, dienen also zur Orientierung und zur Beeindruckung derjenigen, die sich einer Siedlung von der Meerseite her nähern. Sie dokumentieren immer wichtige soziale Ereignisse, indem sie an das Gabenfest (Potlatch) zum Anlaß ihrer Aufrichtung erinnern, eine Namensgebung, Familienverbindung (Hochzeit) oder die Erinnerungsfeier an Verstorbene. So demonstrieren sie das Fortleben der Familien und Namen. Manchmal dienten sie auch als Grablegen, dann war im oberen Bereich eine nach vorne verkleidete Kiste als Sarg angebracht (siehe Abb.). Die geschnitzten Motive verweisen nicht nur auf mythologische Erzählungen, sondern sie symbolisieren auch spirituelle, wirtschaftliche und politische Rechte von Familien, die der Nutzung von Ressourcen, Orten und dem sozialen Prestige zugrunde liegen.

Auch viele Ritual- und Alltagsgegenstände wie Festschüsseln, Löffel, Kisten, Körbe, Waffen oder Kanus waren an der Nordwest-Küste mit Ornamenten und Motiven versehen. Oft waren die Gegenstände vollständig mit Formlinien und sich aus abstrakten Formen zusammensetzenden Tierdarstellungen bedeckt (Abbildung 11). Insbesondere an der nördlichen Küste waren künstlerische Gestaltung und Verzierungen von Gegenständen so ausgeprägt, dass Europäer seit den ersten Kontakten davon berichteten und sich beeindruckt zeigten. Adrian Jacobsen bezeichnete Haida, Bella Bella, Tsimshian und Tlingit als regelrechte Künstler-Nationen. Der Bericht des Franzosen Etienne Marchand über seinen Besuch einer Haida-Siedlung um 1790, in dem er sein Erstaunen über das Ausmaß an Malerei und Skulptur in einer Gesellschaft von Jägern ausdrückte, beeinflusste wesentlich die Diskussion um den „demokratischen“ Charakter abstrakter Kunst der US-amerikanischen Nachkriegszeit.

Das größte Interesse hatten europäische Schiffsbesatzungen jedoch zunächst am Pelzreichtum der Region. Ab dem späten 18. Jahrhundert folgten europäische Schiffe dem Vorbild russischer Pelzhändler, die große Gewinne durch den Verkauf der hier eingehandelten hochwertigen Seeotter-Pelze nach China machten. Bis ca. 1830 war diese Ressource jedoch weitgehend ausgebeutet. Ende der 1850er Jahre wurde am Fraser River Canyon (nahe des heutigen Vancouver) Gold gefunden. Victoria an der Südküste von Vancouver Island, zuvor Pelzhandelsstützpunkt der *Hudson's Bay Company* füllte sich mit aus Kalifornien kommenden Goldsuchern. 1862 brachte eines der von Süden kommenden Schiffe die Blattern/ Pocken (*small pox*) mit, die sich zur verheerendsten Epidemie der NW-Küste ausweiteten. Die Einwohner von Victoria zwangen die in der Nähe der Stadt campierenden Tausenden von Indigenen, die jährlich von der nördlichen Küste zum Handeln nach Victoria kamen, die Region zu verlassen. Die so zur Rückreise Gezwungenen verbreiteten die Epidemie in allen indigenen Siedlungen von Vancouver Island bis hinauf nach Alaska.²⁴ Die Todeszahlen waren hoch, denn es gab fast keine Immunität gegenüber bestimmten europäischen Krankheiten, man geht heute von 50% der indigenen Bevölkerung an der gesamten Küste aus, in manchen Dörfern waren es 80%, die an den Pocken starben. In anderen

24 Vgl. Lange 2003.

Dörfern überlebte eine Mehrheit mit Hilfe der Impfungen, die einige wenige Ärzte und Missionare geben konnten. Die Überlebenden verließen in den folgenden Jahren etliche Siedlungen und konzentrierten sich in wenigen Dörfern. Missionare wurden wegen ihrer Hilfe im Umgang mit den europäischen Krankheiten eingeladen, aber diese Hilfe hatte ihren Preis. Viele kulturelle Aktivitäten wurden im Zuge der Mission nicht mehr geduldet. Zwar gab es zunächst ein kurzes Wiederaufblühen des indigenen *Potlatch* und der damit zusammenhängenden künstlerischen Produktion, auch von „Totempfählen“. Denn nach den vielen Todesfällen mussten die Privilegien, d. h. die in künstlerischen Formen ausgedrückten Jagd-, Fisch- und Sammelrechte der Familien rituell weitergegeben werden. Doch aus Sicht der ins Land einströmenden Europäer schien die indigene Kultur zu „verschwinden“ und war im Landaneignungs- und Kolonialisierungsprozess der folgenden Jahrzehnte zunehmenden und schweren Restriktionen ausgesetzt. Zwischen 1884 und 1951 galt im zu Kanada gehörenden British Columbia der *Potlatch Ban*, ein in der Indianergesetzgebung (*Indian Act*) festgelegtes Verbot der Zeremonien und damit der ökonomischen Strukturen.

Unter diesen Bedingungen begannen die Sammelaktivitäten ethnographischer Institutionen der amerikanischen Ostküste, die zeitweise als regelrechter Wettbewerb wahrgenommen wurden, in dem sich verschiedene Ostküsten-Museen in den USA, einige europäische Museen und letztlich wenige Museen in Kanada gegenseitig beobachteten und miteinander um die Erlangung der „besten Sammlungsstücke“ konkurrierten.

Auch die drei großen Weltausstellungen dieser Zeit in den USA (Philadelphia 1876, Chicago 1883, St. Louis 1904) spielten bei dieser Entwicklung eine wichtige Rolle. Den Anfang machte eine Sammlung, die für die *Centennial Exhibition* in Philadelphia 1876 angelegt wurde und danach an die *Smithsonian Institution* in Washington ging. Eines der Hauptwerke dieser Sammlung war ein 1875 bei einem Kaigani-Haida Künstler in Ka'saan in Auftrag gegebener beeindruckender Pfahl, der im Hauptausstellungsgebäude zu sehen war.²⁵ Ob Karl und Wilhelm Gail 1876 gleich zu Beginn ihrer Reise Philadelphia besuchten, bevor die Weltausstellung im November 1876 ihre Tore schloss, ist nicht sicher, sehr wahrscheinlich war sie Gesprächsthema auf ihrer Reise. Mit dieser Weltausstellung ist die Erfolgsgeschichte der Modell-Totempfähle verbunden: Modelle der monumentalen Schnitzereien wurden in der Folge der in Philadelphia erzeugten Aufmerksamkeit vermehrt nachgefragt, und entwickelten sich an der Nordwestküste nach dem sprunghaften Anwachsen der euro-amerikanischen und -kanadischen Siedler nach den Goldfunden der 1850er bis 1880er Jahre zu einem wichtigen Souvenir-Artikel. Da Missionare die Zeremonien verboten, mit denen das Aufstellen der Originalsäulen verbunden war, wurden nach den 1880er Jahren nur noch wenige neue Monumental-Skulpturen geschnitzt. Die Herstellung von Modell-Totempfählen, welche die Missionare als wirtschaftliche Einnahme-Quelle dagegen unterstützten, entwickelte sich zu einer schmalen Erinnerungsbrücke.

25 Cole 1985: 29/ 30.



Abb. 12: Modell-Totempfahl aus Argillit, Motiv: Bär, Mann und Rabe, gesammelt 1883 von James G. Swan in Skidegate, Queen Charlotte Islands (Haida Gwaii), Smithsonian Institution, Washington, D.C.

Holz war das üblichste Material für diese zumeist zwischen 20 und 40 cm hohen Modelle, in Haida Gwaii schnitzte man darüber hinaus in Argillit, einem weichen schwarzen Tonschiefer (Abbildung 12), aus dem bereits seit dem frühen 19. Jahrhundert aufwändig ornamentierte Pfeifen für den Handel mit Seeleuten geschnitzt worden waren. Aber auch größere Modelle wurden angefertigt, oft auf Bestellung von Museen oder im Kontext der Weltausstellungen. In Chicago 1893 war eine Nachbildung des Haida Dorfes Skidegate mit bis zu 1 m großen Haus- und Pfahl-Modellen zu sehen (jetzt im *Field Museum*, Chicago).²⁶ In die kanadische Kunstgeschichte ging als bekanntester früher Haida Schnitzer der *hereditary chief* Charles Edenshaw (ca. 1839 – 1920) ein. Ein Modellhaus mit ca. 90 cm hohem Pfahl, das er 1901 an den Ethnologen John R. Swanton für die Sammlung des American Museum of Natural History (New York) verkaufte, war 1923 in einer der ersten Publikationen in Deutschland veröffentlicht, die den Nordwestküstenstil als Kunst würdigte, Leonhard Adam's in der *Orbis Pictus*-Reihe erschienenen Buch „*Nordwest-amerikanische Indianerkunst*“.²⁷

Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (nach dem Ende des *Potlatch Ban* 1951) führten Museumsinitiativen der kanadischen Westküste zu umfangreichen Restaurierungsaktionen alter und der erneuten Herstellung neuer großer „Totempfähle“ durch zeitgenössische indigene KünstlerInnen.

Der kanadische Historiker Douglas Cole beschrieb 1985 in seinem Buch „*Captured Heritage. The Scramble for Northwest Coast Artifacts*“ [Erbeutetes Erbe. Das Gedrängel die Rauferei um die Kunstgegenstände der Nordwestküste] die komplexen historischen Prozesse und Konkurrenzbeziehungen zwischen den

26 Vgl. Drew/ Wilson 1980: 95.

27 Vgl. Adam 1923: 39 und Abb. 10; s. auch Jonaitis 1988: 204/205 und Pl. 88.

aufstrebenden Museen in Europa und an der nordamerikanischen Ostküste, die zwischen 1875 und 1929 bewirkten, dass von der Nordwest-Küste „eine unermessliche Menge an Material, sowohl aus säkularen als auch aus spirituellen Zusammenhängen – von Spinnwirteln bis zu ‚Seelenfängern‘ – die Hände ihrer indigenen Erschaffer und Nutzer verließ in Richtung der privaten und öffentlichen Sammlungen der europäischen Welt.“²⁸ Er wertete dabei die Sammlungsunterlagen von 26 teils bedeutenden Museen aus. Eine Rhetorik der Eile und der letzten Chance begleitete diesen Sammelprozess. Die „vorrückende Zivilisation“ bedrohte nicht nur die materielle (und immaterielle) indigene Kultur, sondern das Leben der Menschen selbst. ‚Was gesammelt und beschrieben werden kann, muss sofort geschehen‘ – war ein berühmt gewordener Ausspruch des ersten Berliner Museumsleiters Adolf Bastian aus dem Jahr 1880.²⁹ Sonst schien, aus Sicht der sich formierenden Ethnologie, die Möglichkeit verstrichen, indigene Welten als funktionierende Gesellschaften zu sehen, zu beschreiben und vor allem durch Sammlungen ihrer materiellen Kultur zu dokumentieren. Völkerkunde/ Ethnologie formierte sich unter Bastian als Wissenschaft von den schriftlosen Völkern, und ethnographische Sammlungen waren die „Dokumente“ dieser neuen Wissenschaft.³⁰ Das Ziel bestand in einer vergleichenden Erforschung von Kulturen und einem Beitrag zu den im 19. Jahrhundert viel diskutierten Fragen an die Menschheitsgeschichte insgesamt. Die Nordwestküste galt in Bastians Augen aus zwei Gründen als eine der wichtigsten Regionen für Sammelaktivitäten. Er hatte auf seiner Rückreise von Polynesien 1880 in Portland/Oregon die fast vollständige „Zerstörung“ der indigenen Kulturen entlang des Columbia River wahrgenommen und von den noch intakteren kulturellen Kontexten der nördlicheren indigenen Gruppen an der nordamerikanischen Pazifikküste gehört.³¹ Damit teilte er die Wahrnehmung, die Carl Gail in den Briefen von 1877 beschrieb (s. u.). Außerdem nahm Bastian die nördliche pazifische Küstenregion in Übereinstimmung mit US-amerikanischen Kollegen als menscheitsgeschichtlich relevanten Treffpunkt des amerikanischen und des asiatischen Kontinents wahr.³² Er sendete 1881–83 den norwegischen Kapitän *Joban Adrian Jacobsen* auf eine für den gerade neu entstehenden Bau des Berliner Völkerkundemuseum äußerst ertragreiche Sammelreise an die Nordwestküste. Die Sammlung enthielt knapp 2.400 Objekte, darunter viele Kunstwerke der Tlingit und Haida. Gleichzeitig und durchaus von Berlin aus als Konkurrenz gefürchtet, reisten die Brüder Aurel und Arthur Krause im Auftrag der *Bremer Geographischen Gesellschaft* 1881/82 in der Region und überwinterten unter anderem als Gäste des Handelstützpunktes der *Northwest Trading Company* im Gebiet der Chilkat-Tlingit.³³ Dass diese Reisen Wilhelm Gail (und seinen Beratern) bekannt

28 Cole 1985: 286; Übersetzung der Autorin.

29 Bastian „Sechste Sitzung“, Correspondenz-Batt der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1880: 109; zitiert bei Cole 1985: 287.

30 Vgl. Cole 1985: 57.

31 Vgl. Cole 1985: 58.

32 Cole 1985: 58.

33 Vgl. Krause, Aurel und Artur 1984 [Reisetagebücher und Briefe 1881/ 82].

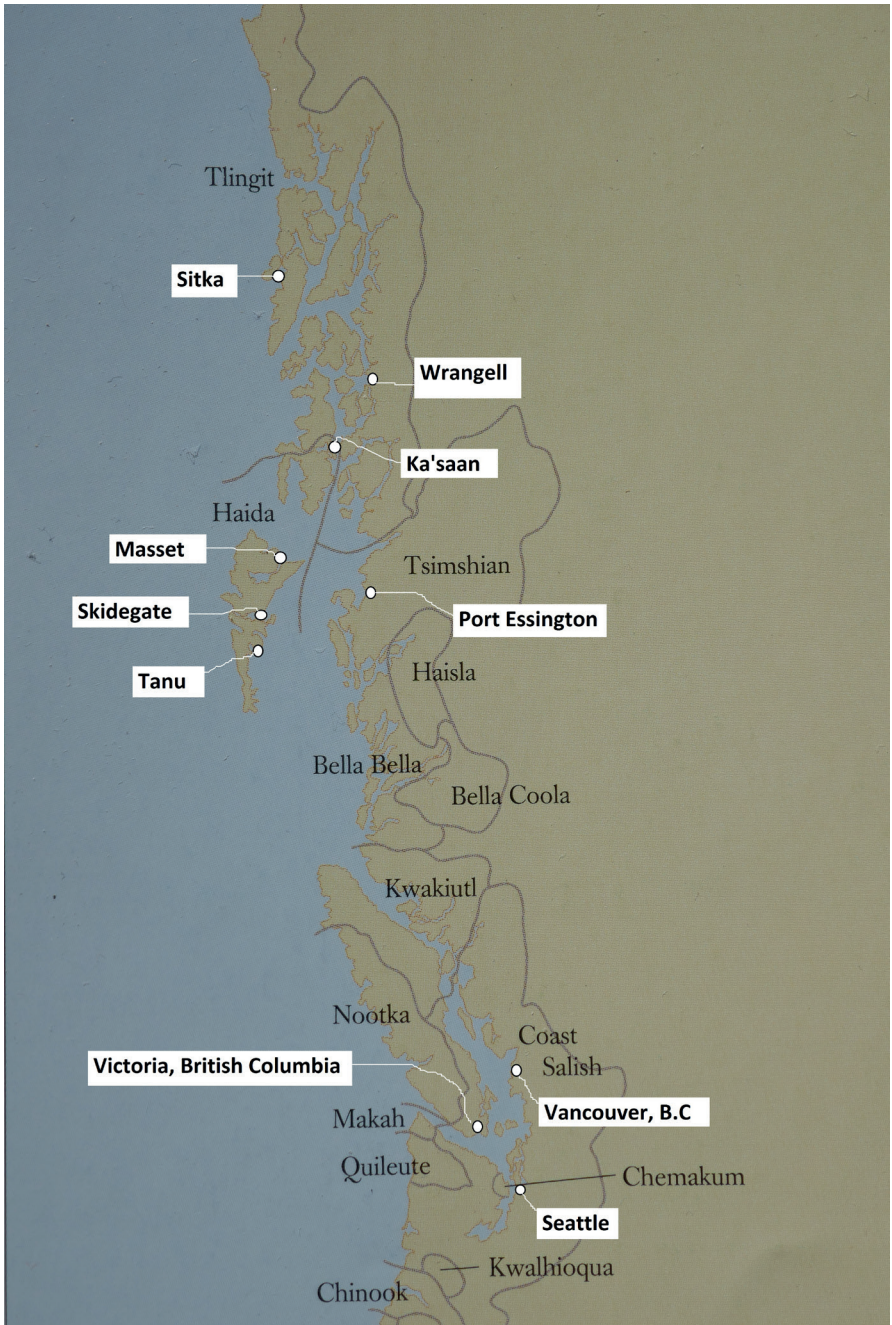


Abb. 13: Nordwestküste Nordamerika

waren, ist wahrscheinlich, und man kann vermuten, dass die Wahl der „Tlinkit“-Gruppe als größter und damit repräsentativster Objektgruppe des Gießener Nordamerika-Ankaufs davon beeinflusst war. Peter Bolz, der frühere Kustos der Nordamerika-Abteilung des Berliner Ethnologischen Museums, kommentierte mit Bezug auf meine Anfrage die Sammlungsumstände des späten 19. Jahrhunderts:

„Was den Gießener Totempfahl betrifft, so erinnert er mich an einen Modellpfahl, den Adrian Jacobsen nach Berlin gebracht hat. [...] Wie aus seinem Tagebuch von 1884 hervorgeht, traf er am 14. September 1881 in Port Essington ein, einer indianischen Gemeinde im Gebiet der Tsimshian, auf dem Festland gegenüber von Haida Gwaii. Dort kaufte er im Laden des Händlers Cunningham viele alte Stücke ein: Tanzmasken, Steinäxte, silberne Armbänder, Chilkat-Decken und geschnitzte Modell-Totempfähle von ca. 150 cm Höhe. Das heißt, schon zu dieser Zeit war bereits ein reger Handel mit alten, aber auch speziell für „Liebhhaber“ hergestellten Modell-Pfählen im Gange. Dabei haben sich auch die Stile gemischt, so dass man Haida, Tlingit oder Tsimshian nur auseinander halten kann, wenn man eine genaue Herkunftsangabe hat bzw. den Namen des Schnitzers kennt. Adrians Bruder Fillip Jacobsen hat sich im Gebiet der Bella Coola niedergelassen und von dort aus einen schwunghaften Handel mit Ethnographica betrieben. Auch bei der Weltausstellung in Chicago waren die Brüder Jacobsen zugegen und haben Stücke von der Nordwestküste zum Kauf angeboten. Chicago wäre also eine mögliche und logisch klingende Quelle für den Gießener Pfahl. Schade, dass es nicht mehr Unterlagen darüber gibt, denn das ist ein sehr schönes und sorgfältig geschnitztes Stück.“

Die Qualität des Gießener Modell-Pfahls bemerkte auch Bill McLennan, ehemals Kurator am UBC Museum of Anthropology in Vancouver in unserer Korrespondenz:

„The pole has no weathering and is of a small scale so I think it was made for the early collectors market. It could be a little older than 1880 but does look like it was stained darker to give it some age. What ever the case it is a very nice carving.“

4 Ikonographie

Von der indigenen Nordwestküste existieren zahlreiche Publikationen und Kataloge mit historischen Fotografien alter Siedlungen, Zeichnungen und Studiofotografien der in die Museen gelangten Objekte. Mit Hilfe dieser Abbildungen von Originalen und Modell-Totempfählen, historisch wie zeitgenössisch, habe ich nach Ähnlichkeiten zum Gießener Pfahl gesucht.

Die größten Übereinstimmungen mit historischen Pfählen gibt es in Schnitzstil und bei den Motiven mit Abbildungen der Haida Siedlungen Tanu, Skedans, Cumshewa, Skidegate und Masset auf der Inselgruppe Haida Gwaii,³⁴ sowie aus Ka'saan,

³⁴ Vgl. Karte der Inselgruppe: <https://www.historymuseum.ca/cmhc/exhibitions/aborig/haida/havhg01e.html#Haida-Gwaii-Map> [31.01.2022]

einer Siedlung der Kaigani Haida nahe dem Gebiet der Tlingit auf dem Festland. Die Zeitangaben zu diesen vergleichbaren Schnitzarbeiten bzw. Abbildungen liegen teilweise vor oder um 1880 oder um 1900.

Im digitalen Archiv des *Burke Museum* in Seattle fand ich außerdem die Replik eines (Tsimshian) Pfahls von ca. 1880 aus dem Nisga'a Dorf Gitlakhdamks. Dieser Pfahl ist in sehr ähnlichem Stil geschnitzt, und stimmt in drei Motiven überein (Bär, Rabe und „Bär des Meeres“).³⁵

Man kann so vermuten, dass das Gießener Modell von einem der alten Haida Schnitzer stammt, dessen Stil sich noch vor der Epidemie von 1862 ausgebildet hat, in deren Folge dann die südlichen Haida Siedlungen Tanu, Skedans und Cumshewa mit ihren beeindruckenden monumentalen Schnitzereien aufgegeben wurden. Um 1880 lebten fast alle Haida aus vorher 17 Winterdörfern in nunmehr zwei Siedlungen, Skidegate und Masset. Ihre Gesamtzahl war von geschätzten 12.000 zu Ende des 18. Jahrhunderts auf weniger als 1000 am Anfang des 20. Jahrhunderts zurückgegangen. Die saisonale Mobilität war jedoch in der Region weiterhin groß und Fahrten zu Handelstützpunkten auch im Gebiet der Tlingit (Alaska) und Tsimshian (Festland British Columbia), sowie bis Victoria im Süden nicht unüblich. Andy Wilson aus Skidegate, dem ich Fotos des Gießener Pfahls geschickt hatte, antwortete mir am 10.9.2019 auf meine Frage, ob er das Modell als eine Haida Arbeit einschätze:

*„the consensus amongst the people i asked, all agreed that it was haida. there are some things that were pointed out by people
1 – the eye brows are similar to most haida carvings
2 – haida's used two main colors, red and black, other tribes alot of different colors
3 – the pole is similar to a carving in our hospital, i will look for it and send a picture of it to you.
4 – many people have pointed out that it looks like a pole from edmond calder, a carver that lived in skidegate until he passed away. his carvings look the same. so i agree with the people i asked that it is haida, and could have been purchased in hyderburg, alaska, or from somewhere where it was near there hyderburg. as many carvers went to sell their art in other parts of alaska.“*

Die Arbeit wird als Haida Stil angesehen und die Ähnlichkeit mit den zeitgenössischen Pfählen von Edmund Calder (1900–1978) erwähnt, der als Künstler aus Skidegate zwar zu jung gewesen wäre für die Einschätzung einer Entstehung des Modells um 1880, sich aber an der gleichen Formsprache orientiert haben könnte. Die Mobilität der Haida Schnitzer in Richtung Alaska wird bestätigt.

35 <https://www.burkemuseum.org/collections-and-research/culture/contemporary-culture/database/display.php?ID=57303> [31.01.2022]

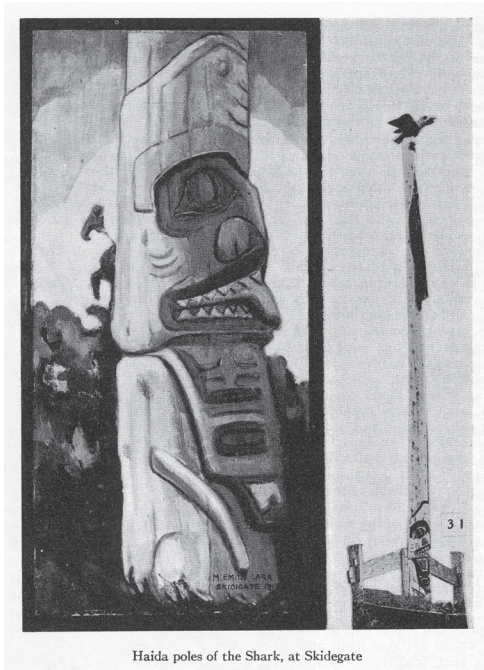
Zu den Motiven des Gießener Pfahls:

1. Die oberste Figur ist der Rabe (Abbildung 14, oben), ein häufig verwendetes Motiv und Charakter in verschiedenen mythischen Geschehen: Sein Schnabel ist gebogen und die Flügel sind angelegt. Rabe und Adler sind auch die Symbole der beiden Moitiés der Haida. Die *Smithsonian Institution* erwarb 1883 mit Herkunftsangabe Skidegate/Graham Island einen Argilit-Modellpfahl mit einem ähnlich gearbeiteten Rabenmotiv (vgl. Abbildung 12).
2. Darunter befindet sich ein Motiv, das sich wahrscheinlich auf eine Geschichte bezieht, die als „*lazy-son-in-law*“ story [Geschichte vom faulen Schwiegersohn] bezeichnet wird. Ein Vogelwesen entweicht dem Mund eines anderen mythischen Wesens, vielleicht ein Bär (Abbildung 14, unten). Der Haida Schnitzer und *hereditary chief* Charles Edenshaw erläuterte 1901 für den Ethnologen John Swanton die Abbildung dieser Geschichte auf einem von ihm gefertigten Modell-Totempfahl. Dieser Pfahl gehörte zum Modell eines Langhauses, mit dem Charles Edenshaw aus seiner Erinnerung heraus das legendäre „Myth House“ seines Onkels Chief Albert Edenshaw in der Haida Siedlung Kiusta abgebildet hat. Aldona Jonaitis beschreibt die zu dieser Geschichte gehörenden Motive, wie das mythische Wesen „*bird in the air*“, einen mythischen Helfer in Vogelform, mit dessen Hilfe der zu unrecht als faul angesehene Schwiegersohn ein Monster namens „*Su-san*“ an die Oberfläche eines Sees lockt, um dann in der Haut dieses Monsters Wale zu jagen.³⁶
3. Das dritte Tierwesen wird als „*Dogfish*“ oder „*Shark*“ bezeichnet, also als Hai (Abbildung 15). Seine Merkmale sind die spitzen Zähne, die hohe Stirn und von unten ein umgeschlagener Fischeschwanz. Marius Barbeau hat in seinem Buch *Totem Poles according to crest and topic* ein 1918 entstandenes Gemälde der kanadischen Künstlerin Emily Carr mit dem Titel „Skidegate, Haida Poles of the Shark“ abgebildet (Vergleichsabbildung 16).



Abb. 14: Rabe und mythisches Wesen, Detail des Totempfahl-Modells, Haida, ca. 1880, Oberbessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Gießen.

36 Vgl. Jonaitis 1988: 204.



Haida poles of the Shark, at Skidegate



Abb. 15 (rechts oben): Hai (Dogfish/ Shark), Detail des Totempfahl-Modells, Haida, ca. 1880, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Gießen.

Abb. 16 (links oben): Buchseite aus Marius Barbeau: Totem Poles According to Crests and Topics, 1990 {1950}, S.102, mit Gemälde von Emily Carr: „Skidegate, Haida Poles of the Shark“, 1918.

Abb. 17 (rechts unten): Rabe oder Fisch-Adler (sea-hawk), Detail des Totempfahl-Modells, Haida, ca. 1880, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Gießen.

4. Das vierte Tierwesen von oben ist entweder ein zweiter Rabe oder ein Fisch-Adler (*sea-hawk*), der auf dem Kopf der nächst unteren Figur sitzt (Abbildung 17). Zwischen seinen Flügeln schaut der obere Teil eines Hutes mit 3 oder 4 Potlatch-Ringen hervor, den die darunter befindliche Figur, ein mythischer See-Bär („*Grizzly of the Sea*“) trägt. Diese Ringe bezeichnen die Anzahl der großen Verteilfeste, die ein Clanoberhaupt abgehalten hat, und woraus sein sozialer Status entspringt.
5. „*Grizzly of the Sea*“, der die Potlatch-Ringe trägt (Abbildung 18), ist ein Wesen mit Elementen des Bären (Kopf mit Ohren, runde Schnauze, Gliedmaßen) und dem nach vorne hochgeklappten Schwanz eines Raubwals (Orca). Dieses mythische Wesen wird mit der Fähigkeit zum Walfang assoziiert. Eine historische Fotografie des Ethnologen C. F. Newcombe aus der verlassenen Haida Siedlung Tanu von 1901 zeigt ein ähnliches Motiv auf einem Innenpfahl des „Easy to Enter House“³⁷



Abb. 18: „*Grizzly of the Sea*“,
Mythisches Wesen, Detail des Totem-
pfahl-Modells, Haida, ca. 1880,
Oberbessisches Museum und Gail'sche
Sammlungen, Gießen.

37 McDonald 1990: 52; vgl. Archiv d. Royal British Columbia Museum, Virginia, B.C. <https://search-collections.royalmuseum.bc.ca/Ethnology>, keyword: PN00105, Beschreibung: „*Tanoo, Paul Jone's inside pole, sent to Chicago, Newcombe E collection*“.

der Familie Paul Jone. Dieser Haus-Innenpfahl ist heute unter der Bezeichnung „Wasgo and Bear house post, Tanu“ im *Canadian Museum of History*.³⁸

6. Das unterste Motiv ist „Grizzly Bear“ mit Frosch (Abbildung 19). Der Bär ist ein mythischer Charakter, der in vielen Haida Siedlungen an der Basis geschnitzter Pfähle stand. Oft trägt er ein anderes Wesen, manchmal seine eigenen Jungen – dann ist es die Bärenmutter-Mythe – manchmal einen Seehund, selten den Frosch. Der Frosch kommt oft auch in anderen Kombinationen vor und symbolisiert Reichtum, manchmal wohl auch Gold. Ein Pfahl, bei dem dieses Motiv dokumentiert ist, wurde von Hilary Stewart (1993) am Standort Prince Rupert gezeichnet. Diesen Pfahl hat die Haida Künstlerin Frieda Diesing mit Joshua Tait 1974 als Replik eines alten Pfahls aus Tanu im Haida Stil geschnitzt (Abbildung 20).



Abb. 19 (links): Bär mit Frosch, Detail des Totempfahl-Modells, Haida, ca. 1880, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Gießen.

Abb. 20 (rechts): Bär mit Frosch, Detail eines Totempfahls in Prince Rupert (Moose Tot Park, 6th Ave. and McBride St.), Replik eines alten Haida Pfahls aus Tanu, geschnitzt von Frieda Diesing mit Josiah Tait, Zeichnung von Hilary Stewart 1993: 155.



38 Ehemals Canadian Museum of Civilization, Hull/Québec (Ottawa), VII-B-1797a; vgl. Jonaitis/Glass 2010: 120.

5 Die Familiengeschichte der Familie Gail im Kontext transatlantischer Migration und des nordamerikanischen Siedler-Kolonialismus

Lange bevor Deutschland 1884 eine offizielle Kolonialmacht wurde, waren Menschen aus dem deutschsprachigen Raum am Prozess der transatlantischen Migration beteiligt, den man im englischsprachigen Diskurs aus der heutigen Perspektive als *settler-colonialism* bezeichnet, als Siedler-Kolonialismus.³⁹ Der Begriff kommt ursprünglich aus den postkolonialen Diskursen in Australien und Neuseeland und bezeichnet einen Prozess der Landnahme, als dessen Legitimation die „bessere“ Nutzung durch Landwirtschaft angeführt wurde, die angebliche Überlegenheit der Europäer und natürlich auch ein Interesse an der Ausbeutung der übrigen Ressourcen des Landes. Eine Besonderheit des *settler-colonialism* besteht darin, dass diese Form von Kolonien nie aufgelöst wurden, dass am Ende des Kolonialismus kein Rückzug der Kolonisten nach Europa stattgefunden hat, wie in den meisten afrikanischen und asiatischen Regionen mit kolonialer Vergangenheit. Statt dessen besteht weiterhin die permanente Besiedlung mit europäisch-stämmigen Einwanderern neben den, oft an die Ränder fruchtbaren Landes gedrängten indigenen Gruppen. Gleichzeitig hat zumeist eine Aneignung indigenen Wissens, vor allem um die Nutzung von Lebensmitteln und Ressourcen sowie eine eindeutige politische Emanzipation von den europäischen kolonialen Zentren stattgefunden. Der Diskurs um *Dekolonisierung* in diesen Ländern, u. a. auch in Kanada und den USA, wird auf Initiative der indigenen Minderheit geführt und betrifft neben Fragen historischen Unrechts Perspektiven eines heutigen und zukünftigen Miteinander-Zurechtkommens der verschiedenen Gruppen.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gingen die Europäer allgemein davon aus, dass die indigenen Kulturen und Menschen Nordamerikas unweigerlich „aussterben“ würden. Wahrscheinlich verbanden sich in dieser „evolutionistischen“ Vorstellung Beobachtungen indigener Bevölkerungsrückgänge als Folge der zahlreichen Epidemien mit europäischen Krankheiten und die Ideen des Darwinismus. Tatsächlich war Anfang des 20. Jahrhunderts für die meisten indigenen Gruppen ein demographischer Tiefpunkt erreicht, von dem aus sich viele Gruppen aber im Laufe des 20. Jahrhunderts wieder so gut erholen konnten, dass in manchen Regionen Angehörige der *First Nations* bald wieder bis zu 30% der regionalen Bevölkerung ausmachen könnten, z. B. in Teilen der kanadischen Prairie-Provinzen, insbesondere im Norden.

Eine genaue Betrachtung der Massenauswanderung aus den deutschsprachigen Gebieten seit dem 18. Jahrhundert, welche den Siedlerkolonialismus vor allem in Nord- und Südamerika speiste, ist in der deutschen Geschichtsschreibung ein ebenso vernachlässigtes Gebiet wie die gelegentliche Rückwanderung und die damit zusammenhängenden kulturellen Einflüsse auf die europäische Gesellschaft. Viele transatlantische Wege und Transaktionen wurden mit Absicht nicht dokumentiert, da Auswanderungen oft gegen die Landesgesetze verstießen (z. B. Flucht vor

39 Vgl. Webreferenzen aus Kommentar

der Wehrpflicht), und da Rückreisen deswegen oft nur heimlich stattfinden konnten, weil sie politisch nicht gewollt oder gar verboten waren. Obwohl viele Auswanderer Europa bewusst den Rücken zuehrten und weder für sich noch für ihre Kinder die Rückkehr wünschten, träumten andere Emigranten von einer Rückkehr und einem Neuanfang in der alten Heimat, insbesondere wenn sie genügend Geld dafür hätten. Solche Wünsche waren eine starke Motivation für die vielen Goldsucher in Kalifornien um 1849, in *British Columbia* in den späten 1850er Jahren und in Alaska ab 1896.⁴⁰ Ausnahmen in der zumeist als „Einbahnstraße“ wahrgenommenen Auswanderungszeit bildeten also wohlhabende Familien, oft auch Kaufmanns-Familien dieseits und jenseits des Atlantik, deren Reichtum auf den transatlantischen Beziehungen basierte. Seit Ende der 1840er Jahre bestanden regelmäßige Dampfschiffahrts-Verbindungen zwischen Europa und Nordamerika, und Reisen trugen einerseits zur Rückversicherung des Geschäfts und andererseits auch zur sogenannten Ketten-Migration bei. Junge Menschen aus diesen Familien, vor allem die jungen Männer wurden zur Aus- und Fortbildung auf Reisen zwischen den Kontinenten geschickt. Aber, wie aus der Geschichte der Familie Gail deutlich wird, reisten auch die Töchter, als Bildungsreisen oder zur Heirat, und zwar in beide Richtungen.

Der Wohlstand der Gießener Familie Gail basierte auf der Produktion von und dem Handel mit Tabakwaren. *Wilhelm Gails* Großvater *Georg Philipp Gail* (1785–1865) stammte aus einem Kolonialwarenhandel in Dillenburg, an den die Familie 1806 eine kleine Rauchtakfabrik angegliedert hatte. Wegen des von Napoleon eingeführten französischen Tabakmonopols im damals zu Frankreich gehörenden Großherzogtum Berg⁴¹ wurde diese Fabrikation im Jahr 1812 mit acht Arbeitern von Dillenburg nach Gießen verlegt.⁴² 1847 brachte *G. Ph. Gail* seinen jüngeren Sohn *Georg Wilhelm Gail* (Wilhelms Onkel) in die USA nach Baltimore, damit dieser dort die Einkäufe für das Gießener Familienunternehmen organisieren konnte, um nicht mehr von den Händlern in Holland und Deutschland abhängig zu sein.⁴³ In Gießen übernahm später der ältere Sohn *Georg Carl Gail* (1819–1882), Wilhelms Vater, die Geschäfte. Bald wurde in Baltimore ein Partnerwerk gegründet zur „*Fabrikation deutscher Rauchtakke*“⁴⁴, das zusätzlich auch den Verkauf von in Gießen

40 Einige der wenigen Quellen für die Rückkehr eines wohlhabend gewordenen deutschen Goldsuchers aus Alaska in Begleitung seiner indianischen Frau, eine Verbindung, die nicht selten war in der Region damals, ist in der Biographie der Fotografin Gisèle Freund zu finden, die so von ihrer indianischen Urgroßmutter in Berlin schreibt.

41 Vgl. Bergér 1912: 13 „*Die Kontinental Sperre, die Napoleon verhängt hatte, um Englands Handel zu vernichten, traf schwer auch die deutschen Kaufleute. Zum Glück hatte sich das Gail'sche Geschäft gut mit Kolonialwaren versorgt und zog aus der sündhaften Verteuerung der Waren einen großen Gewinn. Die Preise für Kaffee und Zucker waren von 20 Kreuzer auf 162 Kreuzer gestiegen. Dagegen war die Situation für die Tabakfabrikation und den Tabakhandel von großem Nachteil, denn die Franzosen führten in nun zu Frankreich gehörenden Großherzogtum Berg ein Tabakmonopol ein und konfiszieren die Warenvorräte aus allen bestehenden Fabriken und Geschäften.*“

42 Vgl. Bergér 1912: 17.

43 Vgl. Bergér 1912: 71.

44 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 334: Nachruf Ernst Schmeißer, 31.1.1908 [verheiratet mit Louise Gail, einer Cousine Wilhelms].

produzierten Zigarren auf dem US-amerikanischen Markt übernahm. Auf beiden Seiten des Atlantik profitierten die Familien in den folgenden Jahrzehnten von diesem transatlantischen Handel und mit ihnen hunderte von angestellten Arbeitskräften in der Umgebung von Gießen.

Inbesondere zwischen 1851 und 1861 machte die Gießener Fabrik hohe Gewinne durch den Verkauf von Zigarren in den USA.⁴⁵ 1851 hatte *Georg Philipp Gail* aus Gießen den begabten jungen Mitarbeiter *Christian Ax* als zusätzlichen Geschäftsreisenden nach Baltimore entsandt. Dieser wurde 1854, nach der Hochzeit mit *Caroline (Lina) Gail*, der Schwester *Georg Wilhelms* Compagnon in der nun neu benannten *Schnupftabakfabrik W. Gail & Ax* in Baltimore. Nach dem frühen Tod von Lina 1857 heiratete *Christian Ax* 1863 die jüngste Schwester der Familie, *Nanny Gail*, die nun ebenfalls auswanderte.

Als *Wilhelm Gail* 1876/77 nach dem Tod seiner Mutter zum ersten Mal mit seinem Vater in die USA reiste, wo sie fast neun Monate verbrachten, konnte er neben der geschäftlichen Betätigung und der geographischen Vielfalt des Kontinents auch viele Bereiche des gesellschaftlichen Lebens kennenlernen, so wahrscheinlich auch das für das soziale Ansehen in den USA so wichtige Stifterwesen, das zu einem wesentlichen Merkmal seines Lebens in Gießen werden sollte. Sowohl sein Onkel *Georg Wilhelm Gail* als auch dessen Compagnon *Christian Ax* wurden in ihren Nachrufen als in hohem Maße wohltätig im sozialen und kulturellen Bereich bezeichnet.⁴⁶ Aus den „*Gedächtnis-Reden auf Christian Ax*“, 1887, geht hervor, daß dieser ein großzügiger Förderer der Wissenschaften, insbesondere der Germanistik in Baltimore war. *Dr. Julius Göbel* von der *John Hopkins University* würdigte den Verstorbenen:

*„Mit welchem Interesse folgte er den Gesprächen der Vertreter von Wissenschaft, Literatur und Kunst, die sich bei ihm zahlreich einfanden und fast immer hatte er etwas Eigenes mitzuteilen. Kaum zeigte sich im Lande eine Bestrebung zur Hebung der Bildung, die er nicht mit seinem Interesse, ja wenn es nötig war, mit reichen Mitteln unterstützt hätte.“*⁴⁷

Wilhelm Gail lernte seine spätere erste Ehefrau, *Minna Mabla* (1860–1898) Tochter einer deutsch-amerikanischen Familie in Chicago auf seiner ersten Nordamerika-Reise (1876/77) kennen. Sie reiste 1880 mit ihren Eltern nach Deutschland, wo sie ihn wiedertraf. Ein enger Briefwechsel und die Korrespondenz mittels Telegrammen zwischen den beiden, in deren Verlauf sie sich verlobten und die Hochzeit planten, gingen *Wilhelm Gails* zweiter Amerikareise 1883 nach Chicago voraus.⁴⁸ *Minna Mabla*, deren Vater *Dr. Mabla* in Edenkoben in der Pfalz geboren und in Chicago

45 Bergér 1912: 61, 72, 87.

46 Bergér 1912: 60 und Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 334: In Memoriam. Gedächtnis-Reden auf Christian Ax, 1887.

47 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 334, In Memoriam. Dankreden zum Tod von Christian Ax, 1887

48 Gespräch mit Jochen Kehm und Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 146.

als Chemiker zu Wohlstand gekommenen war, wurde somit zur ersten Rückkehrerin ihrer Familie.

Man darf sich das 19. Jahrhundert nicht ohne Kommunikation zwischen den Kontinenten vorstellen, Schätzungen zur Masse der Briefe, die den Atlantik überquerten, gehen in die Millionen. Auch finanzielle Transaktionen waren zahlreich, und manche bürgerliche Familie in Deutschland hatte z. B. Aktien nordamerikanischer Eisenbahngesellschaften, in deren Management ein bekannter Deutsch-Amerikaner, *Henry Willard* (Heinrich Hilgard) eine wichtige Rolle spielte. Im Hinblick auf die Verdrängung indigener Gruppen im amerikanischen Westen sind die Eisenbahngesellschaften wichtige koloniale Akteure. Die Landnahme und die Landverteilung wurde im amerikanischen Westen oft über Eisenbahngesellschaften organisiert, welche Land erwarben, parzeliert an neue Siedler verkauften und dadurch den Bau der Strecken finanzierten. Interessanterweise war Henry Willard aber auch der Sponsor des Transports großformatiger ethnographischer Sammlungen z. B. des großen Haida-Kanus im New Yorker *Museum of Natural History*, (von der Westküste über den Isthmus von Panama an die Ostküste), wo es eines der Prunkstücke der Sammlung ist.⁴⁹

Es ist dieser paradoxe Zusammenhang zwischen Freiheitssuche, kolonialer Expansion, Verdrängung indigener Bevölkerungen und ihrer gleichzeitigen Romanisierung, der für die Neubetrachtung ethnographischer Sammlungen eine Rolle spielen müsste. Auch die Ressource Tabak sollte in diesem Zusammenhang neu betrachtet werden.

Wie bewusst war zum Beispiel im 19. Jahrhundert die Frage der „Produktionskette“ aus kolonialem Plantagenanbau oder der „Aneignung“ indigenen Wissens bei Anbau und Gebrauch der Tabakpflanze? Tabak war das erste wirtschaftlich lohnende Produkt, das die englische Provinz Virginia im 18. Jahrhundert für den europäischen Markt anzubieten hatte. Die Tabakpflanze, die in allen Teilen der Amerikas als spirituelle Pflanze galt, wurde auch in Europa zunächst als Heilpflanze angesehen, aber bald zu einem der Hauptrohstoffe des transatlantischen Dreieckshandels. Es dauerte nicht lange, bis Tabak an der nordamerikanischen Ostküste hauptsächlich auf Plantagen von durch Menschenhandel erworbenen afrikanischen Sklaven angebaut wurde und man im Zuge des *Indian Removal Act* von 1830 die ursprünglichen Bewohner des Landes nach Westen verdrängte. Gleichzeitig breiteten sich in Europa nicht nur Tabakanbau und -verarbeitung aus, sondern auch eine eigene, durchaus mit transatlantischen Ideen verknüpfte Tabakkultur.⁵⁰

49 Vgl. Jonaitis 1988: 82.

50 Vgl. Stiftung Preußischer Kulturbesitz (Hg.) 1992, 264–283.

6 Die Nordamerika-Reisen Wilhelm Gails als mögliche Erwerbskontexte und als Hintergrund seines ethnologischen Interesses

Von *Wilhelm Gail* sind im Stadtarchiv Gießen die Belege für drei transatlantische Reisen zu finden:

1876/77	Nordamerika-Reise mit seinem Vater <i>Karl Gail</i> ⁵¹
1883	Reise zur Hochzeit mit <i>Minna Mabla</i> in Chicago ⁵²
1910	Nordamerika-Reise mit der 2. Ehefrau <i>Toni</i> und teilweise mit dem Sohn <i>Georg Gail</i> ⁵³

Außerdem gibt es Belege der Europa-Reise, die *Minna Mabla* von Juli bis September 1882, im Jahr vor ihrer Hochzeit, mit ihren Eltern von Chicago aus gemacht hat.⁵⁴ Aus den Quellen zu diesen Reisen geht hervor, daß *Wilhelm Gail* zweimal an der nordamerikanischen Pazifikküste war und somit zumindest den südlichsten Teil der Region kennengelernt hat, die in der nordamerikanischen Ethnologie als *Nordwest-Küste* bezeichnet wird. Er war zwar offensichtlich nicht im Gebiet der Tlingit im heutigen Südalaska (das wäre noch knapp 900 km weiter nördlich gewesen), aber in der Region der wichtigsten „südlichen“ Verbindungshäfen: auf der Reise 1876/77 mit seinem Vater in Victoria, Seattle, Portland und San Francisco. Von 1910 sind die Orte Licomos (bei Lake Thompson, British Columbia)⁵⁵, Seattle, Portland, San Francisco und Los Angeles an der Westküste belegt.

Die Nordamerika-Reise von *Carl*⁵⁶ und *Wilhelm Gail*, 1876/77

Die erste Reise, die *Wilhelm* im Alter von 22 Jahren mit seinem Vater zwischen Herbst 1876 und Juni 1877 nach Nordamerika unternahm, ist in einem dicken Paket von Briefen des Vaters (*Georg*) *Carl Gail* an seine Tochter *Elisabeth*, *Wilhelms*

51 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 267: erstes belegtes Datum: Reisepass für *Wilhelm Gail* nach Havana, Cuba, ausgestellt am 18. November 1876 vom General-Konsulat des Deutschen Reiches zu New York; letztes Datum: Passagierliste der Rückreise von Baltimore nach Bremen, 14. Juni 1877, auf der „SS.Braunschweig“ (Norddt. Lloyd).

52 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 267: Passagierliste der Hinreise von Bremen nach New York, 27. Juni 1883 auf dem Dampfer „Elbe“ (Norddt. Lloyd).

53 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 222: verschiedene Belege u. a. Passagierliste der Rückfahrt auf der S.O. „George Washington“ (Norddt. Lloyd) von New York nach Bremen, 22.–29. November 1910, und Nr. XX Reisetagebuch *Georg Gail*, 1910.

54 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr.267: Seekarte mit der Route der „Bremen“ (North German Lloyd) von New York mit Ankunft 11. Juli 1882 in Needles (England) und Passagierliste des Postdampfers „Rhein“ (Norddt. Lloyd) vom 20. September 1882, u. a. Herr Dr. Mahla, Frau Dr. Mahla, Fräulein Mahla, Chicago.

55 Wahrscheinlich zwischen Vancouver und Kamloops. Lake Thompson heute nicht mehr so benannt.

56 Die Briefe dieser Reise zeichnet *Karl Gail* zumeist mit „Carl“, so wird hier die Schreibweise verwendet.

ältester Schwester dokumentiert.⁵⁷ Diese Reise unternahmen Vater und Sohn nach dem Tod der Mutter *Jeanette Gail, geb. Wirth*⁵⁸ und besuchten dabei zunächst Carls Bruder *Georg Wilhelm* in Baltimore und im weiteren Verlauf der Reise verschiedene Familienmitglieder und Freunde in New York, im Staat Ohio und Maryland, in Chicago sowie im Mittleren Westen. Darüber hinaus sahen sie die wichtigsten Sehenswürdigkeiten des Kontinents, die teils mit den neugebauten Eisenbahnstrecken erreichbar waren, aber zumal im Westen oft auch in tagelangen Kutschenfahrten (*Stagecar*) besucht wurden: Niagarafälle, Grand Canyon, Redwoods in Kalifornien, die Westküste, die Stadt Santa Fé etc.. Für *Wilhelm Gail* existiert im Archiv außerdem ein Reisepass nach Havanna, Cuba, ausgestellt am 15. November 1876 in New York, mit dem er offensichtlich bereits in den ersten Monaten der Reise alleine einen mehrwöchigen Abstecher von der amerikanischen Ostküste aus nach Kuba gemacht hat.

Unter den Briefen habe ich mich vor allem mit dem Reiseabschnitt im amerikanischen Westen entlang der Pazifikküste beschäftigt, weil ich hoffte, dort Hinweise auf den Kontakt mit indigenen Gruppen der Region zu finden.⁵⁹ Nach der Zugfahrt, wahrscheinlich mit der *Central Pacific Railway*, von Chicago nach San Francisco ging die Reise von dort per Dampfschiff direkt in einer 30-stündigen Fahrt nach Victoria an der Südküste von Vancouver Island.⁶⁰

Nach drei Aufenthaltstagen ging die Fahrt mit einem anderen Dampfschiff weiter nach Seattle, und von dort aus auf dem Landweg in einer 4-wöchigen Reise mit Bahn oder Kutsche über Olympia, Portland (Oregon), the Dalles und einigen anderen Stationen zurück nach San Francisco. Auf der ganzen Reise wurden die beiden Gießener in einem Netzwerk von Freunden und (oft sehr wohlhabenden) Bekannten ihrer amerikanischen Familienangehörigen als Gäste empfangen und weiterempfohlen. Dabei berichtete Carl Gail in den Briefen an seine Tochter immer wieder von den Lebensumständen und Erfolgsgeschichten der Besuchten und von den Gesprächen, die sie führten und in denen sie oft auch auf gemeinsame Bekannte in Deutschland bzw. konkret in Gießen oder Hessen stießen. Im 24. März 1877 wurden sie z. B. in San Francisco „in dem sehr großartigen deutschen Club“ eingeführt, am darauf folgenden Sonntag, dem 25. März

57 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 79.

58 Bergér 1912: 41.

59 Leider hat die Transkription aus der alten deutschen Schrift an manchen Stellen Lücken, die ich bislang leider nicht schließen konnte. Aus Zeitgründen konnte ich auch nicht die Briefe des ersten Teils der Reise lesen. Diese liegen aber dem Roman von Jochen Kehm „Der Traum vom Paradies – Der Gail’sche Park“ zugrunde, mit dem ich über diese Briefe sprach.

60 Victoria, zunächst ein Pelzhandelsstützpunkt der Hudson’s Bay Company, wurde 1849 die Hauptstadt der britischen Kolonie Vancouver Island, ab 1866 der Kolonie British Columbia. Ab 1871 wurde British Columbia zur Provinz der kanadischen Konföderation.

„wurden wir durch R[euling] bei Herrn Rudolph Jordan in die Familie eingeführt wo wir den Nachmittag sehr angenehm zubrachten. Herr J. ein sehr freundlicher und unterrichteter Herr, hatte in Californien wie es scheint [nicht/ recht?] leicht sein Vermögen erworben, dann als Rentner in Hamburg gelebt, und Sehnsucht und Gewohnheit haben ihn wieder nach dem schönen Californien mit seiner Familie zurückgezogen wo er jetzt als Privatmann lebt. Er ist Bekannter von Profesor [...] und von Profesor Willbrand und sein Schwager Herr Weber, den wir bei ihm antrafen ist Verwandter von Frau Dr. Willbrand [Feiginer ?] in Frankfurt an welche mir gelegentlich Grüße aufgetragen wurden. Auch versah uns Herr Jordan mit Empfehlungsbrief an Herrn Pfisterer in San Jose.// Montag d 26 / 3 fuhren [wir] zu Bahn nach San Jose. (...)“⁶¹

Das Netzwerk der Ausgewanderten an der Westküste erstreckte sich also „zurück“ an die Ostküste und den Mittleren Westen sowie transatlantisch bei Migrierenden der ersten Generation in die Region der Kindheit und Jugend in bekannten Regionen in Deutschland. Carl Gail berichtet über die große Freude der Ausgewanderten über die Gelegenheit des Austauschs, wie aus einem Brief aus Portland vom 20. April 1877 ersichtlich wird:

„Montag den 16 April [...] Wir besuchten einige Deutsche Herren sahen eine große Möbelfabrik, setzten dann mit der Dampffähre über den Fluß nach East Portland, gerade gegenüber und hatten von der Anhöhe über diesem Platz eine recht schöne Aussicht über die beiden Städte, den Fluß und die Umgebung. Am Abend überraschte uns im Hotel der Besuch von zwei Gießener Kindern, den Herren C A Burkhardt und Carl F Kühn. Beide sind hier ansäßig unverheiratet und in guten Verhältnissen, sie hatten von unserer Anwesenheit gehört, und freuten sich sehr uns zu sehen. Landsleute hatten wir hier nicht vermuthet.“⁶²

Auch wenn Carl und Wilhelm Gail in Hotels wohnten, waren die Bekanntschaften, die auf der Reise gewonnen wurden – insbesondere als Passagiere 1. Klasse, von denen es nicht so viele gab – wichtige Kontakte auf den folgenden Wegstationen. Aus Victoria beschrieb Carl Gail am 5. April seine Reisebegegnungen:

*„Wir wohnen hier im Hotel St George, klein aber rein und gut; der Wirth ein komischer aber gefälliger älterer Mann thut was er uns an den Augen ablesen kann.
Verschiedene Bekanntschaften welche wir auf dem Schiff machten kommen uns hier zustatten. Daß wir soweit herkommen um das Land zu sehen [...] hier wie in den UA den Leuten ganz merkwürdig, und ist man uns sehr freund-*

61 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 79, Brief von Carl Gail an Elisabeth Gail, Victoria, British Columbia 4. April 1877, Blatt 1 und 2.

62 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 79, Brief von Carl Gail an Elisabeth Gail, Portland 20. April 1877, Blatt 1.

lich und zuvorkommend. Unsere Ankunft wurde sogar in der Zeitung gemeldet und unser komischer Wirth fragte mich heute morgen wie mein Namen C. R. der Vornahme eigentlich ausgesprochen wird (daß ich Gebl heiße weiß ich schon längst nicht mehr anders) er meinte aber den Commerzienrath, den der Zeitungsreporter, Gott weiß wie, erfahren hat. Unter anderem sind wir auf dem Steamer mit einem Herrn Liebes aus San Francisco bekannt geworden, dessen Frau, geb. Meier, bei Fabrikants Hanau in Gießen erzogen wurde ...⁶³

Victoria war nach Carl Gail's Beschreibung offensichtlich einer der für die beiden Reisenden „exotischsten“ Orte, seit der Aufgabe von Fort Vancouver an der Mündung des Columbia River in Oregon 1860 der wichtigste britische Pazifikhafen der Westküste. Offensichtlich erschien den Reisenden die Stadt mit damals einigen Tausend Einwohnern, sehr verschieden von den US-amerikanischen Städten, die sie bisher besucht hatten:

„Hier in Victoria mußten wir 3 Tage bleiben weil wir erst am Sonntag früh Steamer nach Seattle haben.[...] es ist hier sehr schön aber ich wüßte es nicht zu beschreiben – Wasser, Land, Meer, Berge, Felsen, freundliche Häuser mit Blumengärten und elende Hütten, Engländer Amerikaner Juden, Christen und Heiden, Chinesen Indianer etc alles durcheinander, schönes Wetter, blühende Bäume etc. bald denkt man sich in einem Schloßpark⁶⁴, bald a la Robinson an einer Bucht an dem Meer, welche noch kein menschlicher Fuß betreten hat. Wir fahren und geben Umgegend und Stadt, [besuchen?] unsere Bekannten, und unterhalten uns ganz angenehm.“⁶⁵

Die folgenden Passagen aus dem langen Brief, den Carl Gail zehn Tage später im Rückblick aus Portland, Oregon schrieb, zeigen die Ambivalenz der Wahrnehmung, die die beiden Reisenden von indigenen und anderen ethnischen Personen und Gruppen in diesen Wochen an der Westküste hatten. In der Erzählung über die Vielfalt der Küche mischen sich vorsichtige Beschreibung ethnischer Vielfalt und Freude über die Reichhaltigkeit der Nahrungsmittel. Nur indirekt über Klasse, Rasse und auch Geschlecht zu sprechen, mag eine der vornehmen Strategien der Zeit gewesen sein, die eigenen Privilegien nicht in Frage zu stellen.

„[...] Wir haben darin viel Abwechslung, bald amerik. bald französische bald chinesische bald colored Küche und auch eben so vielfältige Bedienung. Je nach der Herkunft des Koches sind die Suppen mehr oder weniger gepfeffert,

63 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 79, Brief von Carl Gail an Elisabeth Gail, Victoria, British Columbia 5. April 1877, Blatt 6 und 7.

64 Die parkähnliche Landschaft war eine Folge der indigenen Landnutzung, wo in einer Art Brandrodungsanbau Zwiebelgewächse und Kartoffeln angebaut wurden, die in der intertribalen Ökonomie eine wichtige Rolle spielten. Alte, oft über 300 Jahre wachsende Eichen blieben dabei stehen.

65 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 79, Brief von Carl Gail an Elisabeth Gail, Victoria, British Columbia 5. April 1877, Blatt 7 und 8.

manchmal aber versalzen. Mit Salmen oder anderen guten Fischen sind wir wann wir es mögen täglich bei Frühstück, Lunch und Diner versehen, dann folgen die Beef, Motton or (?) mit so und so viel Vegetables, dann die verschiedenen Pies und je nach Orth und Zeit Kuchen Tarte, Eiscreme [...]“⁶⁶

Nach einem Exkurs über die Möglichkeiten des Jagens, folgt dieser Aufzählung der Lebensmittel jedoch auch eine Beschreibung der Rückseite dieser neu etablierten nordamerikanischen Siedler-Kultur.

„[...] In den Wäldern und Gebirgen soll es viel Rebe Hirsche Bären, wilde Katzen und anderes geben, wo aber die Cultur hinkommt tritt dieses ganz zurück der [...] wird wen die Jagd frei ist ausgerottet, ebenso geht es auch mit den Indianern. Leute welche vor 10 Jahren hier eingewandert sind wollen dieselben noch zu Tausenden gesehen haben. Wir sahen hier nur wenige, am Puge Sound war es anders // Doch nun zurück zu unserer Reisetour.“⁶⁷

Der Brief erwähnt diese folgenschwere Beobachtung des Bevölkerungsrückgangs also nur kurz. Auf die *small-pox* Epidemie von 1862, die in der Region um Victoria gerade 15 Jahre her ist, gibt auch die nun anschließende Passage keine Hinweise:

„5 April in Victoria [...] verabschiedeten wir uns von unseren Bekannten, machten noch einen ausgedehnten Spaziergang am Strand und erfreuten uns an dem schönen Wasser, Buchten, Ufern etc und gingen am Abend an Bord des Steamers nach Seattle um auf demselben, welcher am anderen Morgen früh 6 Uhr abging, zu schlafen. Wir sahen da am Ufer, dicht am Wasser einige Familien Indianer in den elendesten Hütten, um große Feuer sitzend, ihr Nachtmahl bereiten und sich zur Nachtrube vorbereiten, es war kalt und windig und man sollte kaum glauben daß menschliche Wesen so vegetieren können // Das Schiff setzte sich am 6 April Morgens in Bewegung als wir noch in den Betten lagen und die Fahrt dauerte bis gegen 1 Uhr mittags wo wir in Seattle ankamen.

Die Fahrt aus der Strait of San Jouan de Fuga nach und durch dem Puge Sound hat viel Ähnlichkeit mit der Auffahrt nach Victoria – sehr breite Wasserstraße die Ufer, schön bewaldet, Hügel und Berge, bald näher bald ferner, wenig Aufwaldungen, [...] Buchten etc // die Stationen meist nur wenige Häuser, Sägemühlen, dabei ganz ruhige Fahrt wie auf einem Fluß, ist sehr schön aber doch auf die Dauer etwas einförmig; Das Wetter [...]“⁶⁸

66 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 79, Brief von Carl an Elisabeth Gail, Portland 14. April 1877, Blatt 1 und 2 (Briefkopf: Cosmopolitan Hotel, Portland, Oregon Dan. Holton Proprietor).

67 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 79, Brief von Carl an Elisabeth Gail, Portland 14. April 1877, Blatt 2.

68 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 79, Brief von Carl an Elisabeth Gail, Portland 14. April 1877, Blatt 2 und 3.

Auch von Seattle berichtete Karl Gail wieder mit der gewohnten Mischung aus Landschaftsbeschreibung, Begegnungen mit und Charakterisierung von deutschen Siedlern und den zusätzlichen ungewohnten Eindrücken:

„Seattle ein Städtchen ca 5000 Einwohner, [...] voriges Jahr mehrere Hundert Häuser gebaut, einige schön, von dem Wasser ab den Berg hinauf, hübsche Ansicht vom Wasser und von der Höhe über der [Stadt auf?] den Sound und die gegenüber liegenden Ufer, Berge und Gebirge und ferne Olympias Ranges (Schneeberge) //

Wir suchten einen Herrn Guttenberg auf, an den wir von Herrn Kirchhof in San Fr. (Geschäftsmann und Naturfreund, hat über den Sound und Oregon Artikel für die Gartenlaube geschrieben) // Frau Guttmann war sehr erfreut uns als Landsleute zu begrüßen, sie ist eine geborene Emma Herbst aus Frankfurt, hat in ihrer Jugend viel in Gießen zugebracht bei ihrem Onkel Artur Herbst, kannte viele Gießener, ihr Bruder [...] Student in Gießen, ist wohl Professor in San Franc // Ihr Mann scheint in den Minen Vermögen erworben zu haben, sie hat jetzt eine Schule / haben ein Kind, scheint ihnen gut zu gehen. Wurden sehr freundlich aufgenommen, brachten den Abend in der Familie zu, Herr G. erzählte uns Manches Interessante aus seiner Vergangenheit d 9 April // Nach Tisch fuhren wir in Stage in Gesellschaft einer Halbbluts-Indianerin und eines Clerk der Minengesellschaft, auf sehr schlechten, primitiv angelegtem Weg, aber durch wunderschönen Urwald teils steil bergab an tiefen Schluchten her, nach dem Washington Lake (25 Meilen lang 12 ½ Meilen breit, große Insel in der Mitte) und per kleinem Steamer über denselben, nach dem Terminus der Mineneisenbahn, gingen dann dem Geleise entlang, wieder durch schönen [...] Urwald auf das Kohlemine Seattle Coalmine wo wir gegen ½ 6 Uhr ankamen. Mitten im Urwald, in einem [...] eine kleine nothdürftige Gallerie Fläche, 50–60 kleine Bretterhäuschen [...].“⁶⁹

Wie Wilhelm Gail als 22-jähriger diese Szenen aufnahm, können wir nicht wissen. Auch nicht, ob er die Kategorien, in denen sein Vater von den beobachteten Menschen schreibt, teilte. Die beobachtete „Armut“ am Hafen erscheint als „Charakteristikum“ der regionalen indigenen Bevölkerung. Haben die Reisenden die vielen indigene Arbeitskräfte auf den Schiffen wahrgenommen? Der in den Briefen genannte Wohlstand der deutschen Siedler gründete zumeist in einer Tätigkeit im Zusammenhang mit den Minen (Gold oder Kohle). Die Rolle der „Halbblut-Indianerin“ auf der Exkursion in die Kohlenmine bei Seattle wird nicht erläutert und wahrscheinlich auch nicht verstanden. War sie eine Ehefrau und Unterstützerin des „Clerk“, eventuell eine Übersetzerin, da die Arbeit in den Kohlemine auch für viele Indigene eine beliebte Möglichkeit saisonaler Arbeit war, um am euro-amerikanischen Geld- und Warenkreislauf teilzuhaben? Wie in Victoria bildeten auch in der Region um Seattle im 19. Jahrhundert Ehen zwischen europäischen Migranten und

69 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 79, Brief von Carl an Elisabeth Gail, Portland 14. April 1877, Blatt 3.

indigenen Frauen wie zuvor in der Pelzhandelszeit nicht selten die Basis des gemeinsamen (ökonomischen) Überlebens von Familien, darunter einige der führenden Familien Victorias.⁷⁰ Der Wohlstand der deutschen Gastgeber „aus den Minen“ (Gold? Kohle?), der auch zum Teil in die Schule der Ehefrau investiert wurde, beruht eventuell auch auf indigener Arbeitskraft, die oft in euro-amerikanischer Geschichtsschreibung nicht als solche beschrieben und wahrgenommen wird.⁷¹

Die Kohle, die die genutzten Verbindungen der Dampfschiffahrt antreibt, hatte jedoch noch nicht alle Bereiche der Region erschlossen, wie der Bericht einer Ausflugsfahrt nördlich von Seattle verrät.

„Den 9. April Montag fubren zu Dampf [...] dann wird die Wasserstraße immer enger, zuletzt Flußbreite, Ufer nicht hoch [...], viel Wald, die Niederungen sehr fruchtbar, [...] weiter aber auf einer Seite Indianer Reservation, schon oft Indianer auf ibren aus nur einem Baumstamm gemachten Canoe, auch Indianergräber.“⁷²

Wir kamen am Abend in Snobomish City, kleiner neuer Ort ca 30–40 Häuser an, leidlich gutes Hotel, aber den Zweck dieses Abstechers konnten wir nicht erreichen. Derselbe war Indianer Canoes zu miethen und den Snobomish River und Snowqualmi River hinauf nach dem Wasserfall an Letzerem zu fahren, der an Schönheit und Großartigkeit den Niagara Fall weit übertreffen soll. Wir sind den Fluß hinauf und herunter gelaufen und [laufen lassen?], es waren nur wenige Indianer da und keiner wollte fahren – die Meisten sind jetzt nicht in dieser Gegend sondern oben an den Flüssen auf dem Lachsfang, und dann soll ein Todschlag vorgekommen sein der sie alle veranlaßt das Weite zu suchen. So saben wir auch unterwegs öfters Canoes, mit der ganzen Familie und Hab und Gut aus einigen Decken und Matten bestehend auf dem Weg // Vater und Mutter gemeinschaftlich das Schiff durch das Leben steuernd, die Kinder im Back kauernnd, die jüngsten in einem Art Gestell um beim Wandern auf dem Rücken zu tragen, den Kopf des kleinen Kindes auch wohl mit einem Brett bedeckt und eingeschnürt um dem Schädel die beliebte glatte Stirn beizubringen;⁷³ – Elisabeth wie idillisch? –

70 Vgl. Van Kirk 2006.

71 Vgl. Cole 1985: 90.

72 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 79, Brief von Carl an Elisabeth Gail, Portland 14. April 1877, Blatt 3 (Rückseite: Seite 4)

73 Carl Gail teilt hier ein besonderes (exotistisches) Interesse, das EuropäerInnen an der für sie fremden Schönheitsvorstellung mancher indigener Gruppen hatten, was sie auch als Longhead bezeichneten. Adrian Jacobsen sollte sich 1883–84 für die Hagenbeck'schen Völkerschauen in Hamburg darum bemühen, unter einer Gruppe von Indigenen auch einige Longheads (Koskimo) mitzubringen. Vgl. Cole 1985: 67. Ob alle Kindertragen den Kopf deformierten, ist stark zu bezweifeln.

*Es war nichts zu machen, andere Beförderung als per Canoe giebt es nichts, kein Fahrweg, keine Pferde, zu Fuß 40 bis 50 Meilen auf Indianerpfaden zu wandern und vielleicht 8–10 Tage von aller Communication mit der Welt abgeschnitten zu sein, hatte ich nicht den Muth // wir mußten also verzichten.*⁷⁴

Wie oft auf Reisen mag eine solche nicht realisierte Möglichkeit länger im Gedächtnis bleiben als andere Momente. Wilhelm Gails „völkerkundliches/ ethnologisches“ Interesse und seine Wahrnehmung der Existenz diverser Lebensformen hat sich auf dieser Reise wahrscheinlich ebenso herausgebildet wie die Sensibilität für die Beschäftigung mit Fragen der „Menschheitsgeschichte“, die seine Zeitgenossen und andere bürgerliche Reisende der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts umtrieb.

Reise Wilhelm Gails 1883 nach Chicago anlässlich seiner Hochzeit mit Minna Mahla

Von der zweiten Reise 1883 gibt es nur wenige Belege. Nachdem Wilhelm im Mai 1883 in Gießen die in Briefen beschlossene Verlobung mit Minna Mahla bekannt gegeben hatte,⁷⁵ reiste er Ende Juni/Anfang Juli nach Chicago⁷⁶ zur Hochzeit, die dort am 2. August 1883 gefeiert wurde.⁷⁷ Aus Chicago brachten Wilhelm und Minna evtl. als Erinnerung an den Besuch eines Festes eine kleine Broschüre mit, die den Titel „*Old Settler's PicNic. Chicago 1883*“ trägt und neben einer verschriftlichten Rede zum Andenken an die ersten deutschen Siedler in der Region auch ein „Einwohnerverzeichnis deutscher Bürger in Chicago“ enthält.⁷⁸ Wilhelms Kontakt nach Chicago zum Vater seiner Verlobten, dem Chemiker Dr. Mahla, sollte ihm in den folgenden Jahren noch von großem Wert sein. Nachdem er 1891/92 in Gießen eine insolvente Keramikfabrik kaufte, in die er bereits investiert hatte, erhielt er u. a. finanzielle und beratende Unterstützung seines Schwiegervaters, stellte daraufhin gute Wissenschaftler ein⁷⁹ und machte die *Gail'sche Dampfziegelei und Thonwaarenfabrik* zum größten Industriebetrieb in Gießen und Umgebung.⁸⁰ Ein Modell des hochmodernen Ringofens wurde 1893 auf der Weltausstellung in Chicago und erneut 1904 in St. Louis gezeigt und dort „*als Vorbild fortschrittlicher Betriebsgestaltung prämiert*“.⁸¹ Ob ein Mitglied der Familie Gail aus Deutschland zu diesen Weltausstellungen reiste,

74 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 79, Brief von Carl an Elisabeth Gail, Portland 14. April 1877, Blatt 5 (Seite 7)

75 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 146: Brief von Wilhelm an Minna vom 6. Mai 1883, in dem die Zusage Minnas zur Verlobung beantwortet wird; Telegramm von Wilhelm an Minna, 17. Mai 1883 „Mache Verlobung Sonntag bekannt“. Vgl. auch Fußnote 48.

76 Ebd.: Telegramm aus Chicago am 29. Juni 1883, in dem die Adresse der Familie Mahla steht: 2441 Indiana Avenue; Telegramm von Wilhelm am 8. Juli 1883, welches seine Ankunft am nächsten Donnerstag ankündigt.

77 Bergér 1912: 55.

78 Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 146.

79 Information von Jochen Kehm.

80 Ausstellungstext „Gail'sche Tonwerke“, Oberhessisches Museum Gießen (2019).

81 Oberhessisches Museum, Ausstellungstafel, bis 2021. Das Modell befindet sich heute im Dt. Museum in München, www.industriekultur-lahn-dill.de; Gail'sche Tonwerke, Gießen.



Abb. 21: Modernes Holzbaus mit zwei Totempfählen, Chief Katasbaan's oder Kadashan's Haus, Tlingit (Wrangell, Alaska), undatiert (1883), Smithsonian Institution, Washington D.C., National Anthropological Archives.

ist nicht bekannt. Bei beiden Ausstellungen wurden auch große Ausstellungen indigener Nordwestküsten-Kultur inszeniert, mit Original- und Modell-Objekten und immer auch mit angereisten (angeworbenen) indigenen DarstellerInnen, die ihre eigenen Wahrnehmungen von diesen Reisen mit nach Hause nahmen. Es sind diese Momente der Gleichzeitigkeit, die weiterhin untersucht werden müssten. Wie entstand eine Interpretationen der Nordwestküsten-Kulturen als im Untergang begriffene „primitive“ Zivilisationen, die sich wesentlich vom europäischen Fortschritt unterschieden, wo erstens dieser Fortschritt zu einem nicht unerheblichen Teil aus Aneignung von Ressourcen und Arbeitskraft bestand und zweitens an vielen Orten eine indigene Modernität durchaus mit Wohlstand entstanden war (Abbildung 21).

Die Nordamerika-Reise von Wilhelm und Toni Gail, 1910, parallel zur Nordamerika-Reise von Georg Gail, 1910

Von der dritten Reise von Wilhelm Gail, die er mit seiner zweiten Ehefrau Antonie im Spätsommer und Herbst 1910 unternahm, liegen im Gießener Stadtarchiv Hotel- und Restaurantbelege aus Chicago, Baltimore, New York und Niagara Falls vor, sowie ein Bahn-Reiseplan der Rückreise von der Westküste (San Francisco – Los Angeles – Salt Lake City – Colorado Springs – Denver – Chicago – Baltimore). Außerdem ist das Zusammentreffen von Wilhelms ältestem Sohn Georg Gail, der gleichzeitig in Nordamerika reiste, mit den Eltern an mehreren Orten der Westküste in seinem Reisetagebuch belegt.

Im Alter von 56 Jahren wählte Wilhelm Gail also noch einmal eine ähnliche Reiseroute quer durch Nordamerika wie 33 Jahre zuvor, als er seinen Vater begleitete. Die Reise dauerte viel kürzer und verlief wahrscheinlich wesentlich bequemer. Die Atlantik-Überfahrt ab Bremen dauerte auf einem Dampfer der Norddeutschen Lloyd sieben Tage in der 1. Klasse, und alle Etappen in Nordamerika wurden im Zug oder teils auch im Auto zurückgelegt. Wilhelm und Toni Gail besuchten mehrere Städte, in denen die Gelegenheit bestand, von einem Händler oder Sammler Ethnographica der Nordwestküste zu kaufen: Seattle, Portland und San Francisco, die wichtigsten Seehäfen der Westküste, von wo aus direkte Schifflinien nach Alaska bestanden, außerdem Chicago und New York, wo seit den 1880er Jahren große Sammlungen von Nordwest-Küsten-Kunst hingebracht worden waren und teilweise, aber nicht vollständig von Museen angekauft und ausgestellt worden sind.

Eine Hauptquelle dieser Reise ist das Reisetagebuch des damals 26-jährigen Georg Gail, das Hinweise auf mehrere Treffen mit den Eltern an den Reisestationen der Westküste gibt: Licumos (?) am Lake Thompson [vermutlich Kamloops Lake am Thompson River in British Columbia], Seattle, Portland und San Francisco.

Das erste beschriebene Treffen in British Columbia war nur kurz: *Reisetagebuch Georg Gail, Sept 23: Licumos (bei Lake Thompson): „Abends kamen die Eltern an“ Reisetagebuch Georg Gail, Sept 24: „da die Eltern wieder zurückfahren wollten, fuhr ich allein über Revelstoke...“* [nach Banff] Vom Lake Thompson (Kamloops?) fuhr Georg Gail offensichtlich mit dem Zug auf der Strecke der *Canadian Pacific Railway* über Revelstoke bis nach Banff quer durch die Rocky Mountains und kehrte erst dann wieder

zur Küste zurück, wo er fünf Tage später die Eltern noch einmal in Seattle wiedertraf: *Reisetagebuch Georg Gail, Sept 29 (Seattle): „Zu meiner Überraschung sind die Eltern noch da.“*

Seattle war im Jahr 1910 die Alaska am „nächsten“ gelegene US-amerikanische Hafenstadt. Seit dem Klondike Goldrush von 1896–99, bei dem die Stadt als Haupthandelskontakt fungierte, gab es einen zunehmend bedeutenden Händler von Ethnographica, der offensichtlich auch große Tlingit Totempfähle führte. *„In Seattle there was a shop, Ye Olde Curiosity Shop which sold lots in NWC art especially totem poles.“* schrieb mir die US-amerikanische Ethnologin Aldona Jonaitis dazu.⁸²

Unter anderem für die *Yukon-Alaska-Pacific Exposition* von 1909 in Seattle hatte dieser Händler große Mengen Ethnographica geliefert. Vor allem in den ersten Jahren erhielt er seine Handelsgüter sowohl durch Zwischenhändler in Alaska und von Seeleuten und Kapitänen, höchstwahrscheinlich auch aus gestohlenen Konvoluten,⁸³ aber auch durch direkte Kontakte zu Native Americans, für die der Laden in diesen Jahren nicht nur zur Möglichkeit des Verkaufs von Kunsthandwerk wurde, sondern auch zu einer beliebten Anlaufstelle bei Aufenthalten in Seattle, um die Zeugnisse anderer indigener Gruppen zu sehen.⁸⁴

Weitere Treffen mit den Eltern erwähnte Georg Gail in Portland⁸⁵ und San Francisco, wo sie offensichtlich mehrere Tage miteinander verbrachten, aber nicht immer das gleiche Programm hatten. In San Francisco notierte er am 6. Oktober *„Abends die Eltern bei Buffalo Bill.“* während er selbst sich lieber die Filmaufnahmen eines berühmten Boxkampfes im Kino ansah und im Tagebuch kommentierte. Am 7. Oktober dann *„Vorm. 8 Uhr Abfahrt ohne die Eltern aber in der angenehmen Gesellschaft von Herrn Meyer nach dem Yosemite Tal.“*

Am 15. Oktober reiste Georg Gail von Kalifornien aus alleine nach Süden weiter und verbrachte knapp vier Wochen in Mexiko, von wo er die Objekte mit den ursprünglichen Inventarnummern 2108–2126 für die aufzubauende Sammlung in

82 E-mail Jonaitis, Januar 2020. Vgl. auch Wikipedia-Eintrag „Ye Olde Curiosity Shop“: *„He sold genuine Tlingit totem poles, but also replicas by carvers descended from the Vancouver Island-based Nuu-chah-nulth tribe, who were living in Seattle, and even inexpensive souvenir totem poles made in Japan.“*

83 Ebd.: *„In its early years, much of the shop’s stock came from Alaska. Standley acquired both recent and older Alaskan works of art and craft, as well as natural history specimens, from whalers, traders, revenue cutter captains, Alaska Natives (always referred to at the time as “Eskimos”) visiting Seattle, and Alaska shopkeepers functioning as middlemen. Some of those who brought him items, especially in the early years, are likely to have stolen those from their rightful owners in Alaska or to have dug them out of archaeological deposits.“*

Verweis auf: Duncan, Kate C. (2001), 1001 Curious Things: Ye Olde Curiosity Shop and Native American Art, University of Washington Press, S.41 ff.

84 Duncan 2001 zit. in Wikipedia.org: *„In the early 20th century, Ye Olde Curiosity Shop was, as author Kate Duncan wrote in 2001, “the most varied and visible Indian collection in the city” and “became a stop for visiting Indians and Eskimos, as it remains today.“*

85 Reisetagebuch Georg Gail, Okt 1 (Portland) *„Nachmittags kamen die Eltern an“*

Gießen mitbrachte.⁸⁶ Am 15. November fand ein letztes Zusammentreffen mit den Eltern in New York statt. In seinem Tagebuch skizzierte er u. a. den unterschiedlichen Reiseweg der Eltern von der Westküste zur Ostküste und erwähnte eine Sendung durch einen Spediteur. Ob dies ein Hinweis auf den Transport einer erworbenen ethnographischen Sammlung ist oder aber eventuell Tabakproben betrifft, ist nicht klar:

„15. November [1910] Dienstag Mit ca. 2 Stunden Verspätung [...] 8 Uhr Ankunft in New Jersey [sic]. Im Hotel Breslau treffe ich die Eltern wieder, die bereits seit Samstag da sind und seit meiner Trennung von Ihnen ihr Reiseprogramm (Grd. Canon, Salt Lake, Denver, Col. Springs, Chicago, Niagara, Baltimore) mit [...] durchgeführt haben. Vorm. die üblichen Besorgungen downtown, wo sich wieder [vage ?] Schwierigkeiten bezüglich [meiner Typen ?]sendung beim Spediteur zeigten. Mittags mit dem Vetter Kuchler geluncht. Abends im Astor zu Abend gegessen und dann im Astortheater einen sehr lustigen Komedian, the Girl in the Taxi gesehen“⁸⁷

Aus den Schiffspassagierlisten der Überfahrt der Eltern Ende November 1910 wird deutlich, dass sie nicht mit Georg zusammen zurückgefahren sind. Georg Gail begab sich von New York aus auf den zweiten Teil seiner „Weltreise“, die ihn u. a. nach Indien, Singapur, China, Japan und Indonesien führte, wo er im Auftrag seines Vaters weitere Artefakte für die Gießener Ethnographische Sammlung einkaufte (u. a. alte Inventarnummern 2454 – 2511 und 2592 – 2636).⁸⁸

Während Wilhelm Gail als junger Mann auf seiner Reise 1876 noch die Gelegenheit hatte, indigenes Alltagsleben an der Westküste zumindest im Vorbeifahren zu sehen, kann man aus Georgs Beschreibungen von Begegnungen mit indigenen Männern und Frauen auf seiner Reise tendenziell eher nüchterne Enttäuschung herauslesen. Er reiste 1910 in der Hochzeit der restriktiven Reservats- und Internatspolitik in Nordamerika, seine Wahrnehmung der indigenen Lebensbedingungen ist wenig informiert, es ist nicht sein Hauptinteresse, statt dessen schreibt er in seinem Tagebuch eher ausführlich über Gebirgsformationen, Naturschauspiele, Sportereignisse, Transportmittel, Fabriken, etc. Von einer Begegnung im Zug im Gebiet der Rocky Mountains (wahrscheinlich auf der Strecke der *Northern Pacific Railway* durch Montana und Washington State) berichtete er:

„16. September (Freitag) Im ganzen Zug [...] durch meist wunderschöne Landschaft. Besonders reizvoll der [See hier] mit hohen Gebirgen im Hintergrund [...] Überall tritt eine Holzverschwendung zu Tage, die für [...]“

86 Die entsprechenden Karteikarten bilden im Holzkasten die Kategorie „Mittelamerika“ und tragen im Gegensatz zur Bezeichnung der Sammlung seines Vaters mit „Geh. W. Gail“ den Vermerk „Dr. Gail“ (Dr. Georg Gail).

87 Reisetagebuch Georg Gail, 1910.

88 Vgl. Oberhessisches Museum, Hrsg., 2019: 16–19.

Wir [passierten?] auch 1 Reservation(en) der Flatt Haetz Indianer, [...] einige kleinere Lager und Zelte [...] der Familien. Nachmittags knüpfte ich [...] mit einer Indianerfrau u. einem Mann dieser [...] eine Unterhaltung an. [...] der Mann ist [...] und kann kein Englisch, wohl aber die Frau. Sie erzählt mir, daß sie in der Stadt gewesen seien, um Buffalo Bill's Show zu sehen. [...] Auf die Frage, wieviel Stammesgenossen in dieser Reservation noch leben, wußten sie keine Antwort, auch einen Häuptling haben sie nicht mehr.⁸⁹

Bei seinem kurzen Aufenthalt in der Stadt Victoria, British Columbia (20./21. September 1910), die auch sein Großvater beschrieben hatte (s.o.) ist seine Wahrnehmung auf die im frühen 20. Jahrhundert leider sehr übliche Art gespalten. Er nimmt aus indigenem Kontext stammende Museumsobjekte als der Vergangenheit zugehörig und nicht in Verbindung mit den zeitgenössisch lebenden und durchaus auch sichtbaren Menschen wahr:

„21. September (Mittwoch) Vorm. zum Museum im Capitol. Zeigt die Tierwelt aus Canada, und enthält eine schöne Zusammenstellung von [...] Zeugnissen der früher auf der Insel lebenden Indianer. [...] Museum, das an den Reichtum des Landes vor allem Metallen etc. genügt. Nachm. Ausflug in den Serge Park; schön im Wald in einem [...] gelegen. Dann noch per Motorboot dieselbe Bucht hinauf, vorbei an den meist ärmlichen Hütten der am Ufer entlang angesiedelten Indianer. Armes schmutziges Volk. Die Männer verrichten zum Teil schwere Arbeit in der Stadt, die Weiber flechten [...]. Nachts 12 Uhr Abfahrt allein auf Princess Royal, einem [...] Dampfer mit geräumigen Kabinen nach Vancouver.“⁹⁰

Wie sein Großvater vor ihm, nahm er zeitgenössisches indigenes (Über-)Leben in prekärer, würdeloser Armut wahr und nicht in Verbindung zu den kulturellen Zeugnissen, die er im Museum sah. Beide erwähnen keinen Besuch einer zeitgenössischen Siedlung, weder nahe Victoria noch weiter im Norden British Columbias. Vor allem dort wurde das in der Fischerei, Fischkonservierungs-Industrie, in Minen und in der Holzindustrie von indigenen Arbeitskräften verdiente Geld weiterhin und trotz des Verbotes in Gabenfeste investiert, war jedoch nicht mehr in den monumentalen Schnitzereien sichtbar.

Beide sahen nicht die bewußte Verbindung von neuen und alten Elementen, mit denen indigene Familien ihre Verantwortung gegenüber dem alten Weltbild ausdrücken konnten, noch die weiterhin stark gepflegten Familiennetze zwischen Reservaten und Städten, in denen insbesondere indigene Frauen eine wichtige Rolle spielten. Wie sein Großvater konnte auch Georg Gail nicht die indigene Arbeitskraft als Beitrag zur „Neuen Welt“ würdigen, die er in Victoria doch sah, noch konnte er

89 Reisetagebuch Georg Gail, 1910, S.29.

90 Reisetagebuch Georg Gail, 1910, S. 36.

Aufmerksamkeit für die anhaltenden indigenen Bemühungen um Gerechtigkeit in Landrechtsfragen aufbringen.

Die Gitksan Künstlerin und Kuratorin Doreen Jensen (1933–2009) beschreibt in ihrem Aufsatz „*Metamorphosis*“⁹¹ den historischen Kontext der jungen kanadischen Stadt Vancouver um 1907 als ambivalente und für Indigene mitleidslose Kontaktsituation. Ausgehend von einem Ort, dem heutigen Gebäude der *Vancouver Art Gallery*, macht sie anlässlich der Ausstellung „*Topographies*“ (1996) eine Zeitreise ins frühe 20. Jahrhundert: Während das neue Gerichtsgebäude in Downtown Vancouver geplant und gebaut wird, in dem sich heute die *Art Gallery of Vancouver* befindet, muss der lokale Squamish Chief Joe Capilano ins Gefängnis, da selbst die Artikulation von Landrechtsfragen unter Strafe gestellt wurde:

*“In 1907, as the competition for the new courthouse design was announced, Squamish Chief Joe Capilano travelled with a delegation of First Nations chiefs to England. They met with the king and queen to seek redress of their land claims. The provincial government selected a courthouse design by British architect Francis Mawson Rattenbury and the plans were put out to tender at about the time Chief Capilano went to Ottawa to pursue land claims. On returning to Vancouver, he was jailed for his activities and went on a hunger strike. After his release from prison, he collaborated with Pauline Johnson to write *Legends of Vancouver*. For First Nations leaders, cultural work remains an important way to advocate aboriginal rights. In 1912 the courthouse opened for business and became the seat of justice in the province, a place where First Nations people were prosecuted for breaking the increasingly restrictive laws prohibiting the practice of their art and culture.”*⁹²

Es sind diese Zeugnisse, die wir als KulturhistorikerInnen im realen Dialog mit unseren indigenen KollegInnen und in der Recherche indigener publizistischer Aktivitäten seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in den europäischen Diskurs einbringen müssen, um sie gleichzeitig mit der Geschichte unserer eigenen Kultur durch all seine Brüche des letzten Jahrhunderts hindurch zu vernetzen und zu verstehen. Das mühevoll Entziffern historischer Dokumente und Briefe aus der alten deutschen Schrift und dem Sytterlin in einem mittelhessischen Stadtarchiv ist dabei nur ein Beispiel der Schwierigkeit, vor denen wir als Nachfahren der Agierenden im kolonialen System des neuen wilhelminischen Reiches in Deutschland und als Erben ihrer materiellen Sammlungen und des darin ausgedrückten Weltbildes stehen.

91 Kuratorischer Text im Ausstellungskatalog „*Topographies. Aspects of Recent B.C. Art*“ (Vancouver, 1996)

92 Jensen 1996: 96.

7 Diskussion: Ist das Totempfahl-Modell ein sensibles Objekt?

Der Gießener „Totempfahl“ ist insofern kein sensibles Objekt, weil er ein Modell ist, das sicher zum Verkauf hergestellt worden ist. Das Museum im *Haida Heritage Center*⁹³ stellt heute viele historische Modell-Totempfähle aus Argillit und Holz aus, die es aus privaten Sammlungen (zurück) erhalten hat. In meiner Korrespondenz mit Andy Wilson zur möglichen Provenienz des Pfahls schrieb er, dass er sehr viele Anfragen dieser Art bekommt. Modellschnitzereien waren ein wichtiges Handelsprodukt, zumal in der Zeit des *Potlatch*-Verbots (1884–1951). Als Missionare und Regierung die traditionellen Verschenkfeste verboten, in deren Zusammenhang die monumentalen geschnitzten Pfähle standen, wurde die Modellschnitzerei als Einkunftsquelle akzeptiert. Wäre der Pfahl ein Original, dann müsste man die Sammelumstände näher untersuchen, ob er verkauft oder ohne Berechtigung aus einem scheinbar „verlassenen“ Dorf mitgenommen wurde. Die Siedlungen an der Nordwestküste waren traditionell vor allem Winterdörfer, und saisonal gab es je nach Meeresressourcen und Familien weitere vorübergehende Siedlungsorte. Nach den Epidemien waren manche Dörfer nur noch von wenigen Familien bewohnt, welche aber ihre Ansprüche auf Land- und Fischrechte und auch die Kenntnisse um die jahreszeitlich wechselnden Ressourcen aufrecht erhielten. Das wurde teilweise erst seit den 1970er Jahren in langen gerichtlichen Prozessen wieder thematisiert, als die weitgehende Abholzung des Regenwaldes im südlichen Teil von Haida Gwaii drohte.

Dokumentierte Rückgaben und Entschuldigungen für Fälle der unrechtmäßigen Mitnahme von Original-Pfählen betreffen zum Beispiel einen Haisla Pfahl des Museums von Stockholm⁹⁴ und den ca. 15 Meter hohen „Totempfahl“ auf Seattle's *Pioneer Square*.⁹⁵ Der bekannteste Fall einer Rückführung an der Nordwest-Küste ist die Gründung der indigenen Museen von Alert Bay und Cape Mudge, die in den 1970er Jahren gebaut wurden, um die sogenannte *Potlatch Collection* aus dem *National Museum of Canada* in Ottawa an indigene Gemeinden zurückzugeben. Diese Sammlung war 1921 aus der staatlichen Konfiszierung von Zeremonialgegenständen unter dem *Potlatch Ban* entstanden. Familien der Kwakwaka'wakw hatten nach 1951 die Rückgabe der konfiszierten Masken, Rasseln und Schnitzereien gefordert. Die Museumsbauten auf den Reservaten waren damals ein Teil des ausgehandelten Kompromisses und Voraussetzung für die Rückgabe. Die erste Leiterin des *Umista Cultural Center* in Alert Bay, Gloria Cranmer-Webster war in den 1950er Jahren die erste indigene Studentin der Ethnologie und Museumsethnologie im neu aufgebauten Institut für Kulturanthropologie an der *University of British Columbia* in Vancouver gewesen. Das dort angesiedelte *UBC Museum of Anthropology* entwickelte sich ab den 1970er Jahren zu einem weltweiten Vorbild für kooperative Museologie. Die Möglichkeiten der Zugänglichkeit und Offenheit von Museen und Sammlungen, und die

93 <https://haidaheritagecentre.com/>

94 https://www.nfb.ca/film/totem_the_return_of_the_gpsgolox_pole/ [31.01.2022]

95 <https://www.burkemuseum.org/news/how-did-totem-poles-become-symbol-seattle;>
https://en.wikipedia.org/wiki/Pioneer_Square_totem_pole [31.01.2022]

Ausbildung und Beschäftigung indigener MuseumsmitarbeiterInnen und KuratorInnen bildet einen wichtigen Bestandteil dieser kooperativen Ansätze.

Unter den anderen Objekten der Gail'schen Nordwestküsten-Sammlung, von denen allerdings fast alle Gegenstände verschwunden sind, hätte man insbesondere bei der Rabenrassel, der Maske und der Chillkat-Decke noch einmal genauer auf die zeitgenössischen Diskussionen schauen müssen, weil sie in spirituellen Kontexten verwendet wurden. Der noch vorhandene geschnitzte Bergziegenhorn-Löffel war sicher ein Handelsobjekt, wahrscheinlich sogar, wie auch die anderen Stücke, bereits ein wertvolles zu seiner Zeit. Bei den anderen Objekten aus Nordamerika sind zwei mit „Skalps“ oder Haarteilen verbundene Stücke zu betrachten, die menschliche Überreste (*human remains*) enthalten. Durch die Distanzierung von den bis 1945 betriebenen medizinisch-anthropologischen Studien früher Vertreter der Ethnologie und daraus entstandener Rassentheorien entstand in Deutschland die vollständige Abspaltung der physischen Anthropologie von der Völkerkunde/ Ethnologie (heute oft auch Kultur- und Sozialanthropologie). So lag die Verantwortung für die im 19. Jahrhundert angelegten Schädel- und Knochensammlungen nicht mehr, wie in Nordamerika, in der Verantwortung der ethnologischen Museen. Dies führte in den deutschen Sammlungen zu einem Verantwortungsvakuum, dem erst in den letzten Jahren begegnet wird.

Schluß

In meiner Ausführung war es mir wichtig, die Zusammenhänge und Gleichzeitigkeiten von europäischer Migration, geographischer Expansion des Rohstoff-basierten Handels / Minenwirtschaft und dem Anlegen ethnographischer Sammlungen aufzuzeigen. Die dabei beobachteten Prozesse sind oft komplexer und vielschichtiger, teils auch widersprüchlicher als oft angenommen. Indigene Beteiligung sowohl an der Ausbeutung natürlicher Ressourcen als auch an globalen Märkten handwerklich gefertigter Objekte, der Umgang mit Krankheiten und Epidemien im kolonialen Kontext, der Zusammenhang zwischen Christianisierung und indigener Reaktion auf die Epidemien des 19. Jahrhunderts, Aneignung und Stereotypisierung „verlorener“ indigener Kulturen und gleichzeitig erzwungener Kulturverlust (nicht zuletzt durch die heute in ihren destruktiven Ausmaßen erkannte Internatspolitik für indigene Kinder) sind nur einige der Hintergründe für Neubetrachtungen kolonialer Geschichte in Nordamerika, in deren Kontext die Gründung ethnologischer Sammlungen standen.

Knapp 150 Jahre nach Wilhelm Gails erster Nordamerika-Reise haben sich die vom Evolutionismus des 19. Jahrhunderts geleiteten Voraussagen und Befürchtungen nicht bewahrheitet. Obwohl sich die Kolonisierenden mit perfider Härte Land und Rohstoffen angeeignet haben und die mit der indigenen Ökonomie und Spiritualität zusammenhängende Kunstpraxis ca. 70 Jahre lang verboten war (ca. 1884–1951), sah das späte 20. Jahrhundert nicht nur eine „Renaissance“ der Kunstformen dieser Region, sondern auch ein Wiedererstarken der Demographie, des politischen und moralischen Einflusses der kanadischen First Nations und der US-amerikanischen

Native Americans sowie eine starke und resiliente Jugendbewegung im 21. Jahrhundert (*Idle No More*, 2013).

Die Zusammenarbeit von Ethnologischen Museen mit indigenen KünstlerInnen und Communities an der Nordwestküste hat in der Zeit des *New Deal* in Alaska (1930er Jahre) und seit den 1950er Jahren in der kanadischen Provinz British Columbia begonnen (*Royal BC Museum*, Victoria und *Museum of Anthropology*, University of British Columbia, Vancouver). Diese Museen entwickelten sich ab den 1970er und 1980er Jahren zunehmend zum Vorbild in der internationalen Museumswelt für kooperative Ansätze, bis hin zur Gründung des ersten digitalen „Reciprocal Research Networks“. Seit den 1970er Jahren sind auch in Deutschland kommunikative und dialogische Ansätze in der Ethnologie praktiziert und diskutiert worden, nur kosten sie viel mehr Geld und Vorbereitung und müssen durch Beziehungen und die gleichberechtigte Zusammenarbeit mit indigenen PartnerInnen sorgfältig aufgebaut werden. Es liegt eine enorme Chance in dieser Öffnung, weil sie die gemeinsame Betrachtung historischer Kontexte ermöglicht, zu denen es nicht viele schriftliche Quellen gibt. Sie findet dadurch in einer Übergangszone zwischen verschiedenen Methoden der Geschichtsüberlieferung statt, in der mündliche und teils durch Musik, Tanz und künstlerische gestaltete Gegenstände memorierte Geschichte und Identität eine Rolle spielen.

Für den zukünftigen Umgang mit ethnographischen Objekten wäre es ein Ziel, einen Mittelweg zu finden, der einerseits die außereuropäischen Künste würdigt und anerkennt. Diese könnten und sollten in unseren Museen auch den Menschen der Herkunftsländer als Botschafter und Willkommenspunkte dienen. Zum anderen sollten manche Objekte zurückgegeben werden, damit sie wieder in einen Kreislauf von Leben, Nutzung und Wertigkeit eintreten können, wie es im gerade beginnenden Prozess der ethnologischen Provenienzforschung gefordert wird. Seltene, aus Familienbesitz stammende Zeremonialgegenstände und Masken, deren Abgabe durch wirtschaftliche, religiöse oder politische Zwangssituationen erwirkt wurde, würden nach meiner Meinung in einem Rückgabeprozess zu neuen und wahrscheinlich genauso wertvollen Kontakten und zeitgenössischen Austauschprozessen führen.

Anhang

Literatur

Adam, Leonhard: Nordwest-amerikanische Indianerkunst. Orbis Pictus Band 17. Wasmuth Verlag, Berlin, 1923.

Armstrong, Jeanette: „Literary Disempowerment – Canada“. In: Howard B. Leavitt (Ed.): *Native Voices on the Coming of the Europeans*. Greenwood, Santa Barbara, California 2010, 147–152.

Barbeau, Charles Marius: *Totem Poles. According to Crests and Topics*. Vol I., Canadian Museum of Civilization, Hull/ Quebec, 1990 [1950].

Barbeau, Charles Marius: *Totem Poles. According to Location*, Vol. II, Canadian Museum of Civilization, Hull/ Quebec, 1990 [1950].

- Barbeau, Charles Marius: Haida Carvers in Argillite. Bulletin No. 139, Anthropological Series No. 38, Department of Northern Affairs and National Resources, National Museum of Canada, Ottawa, 1957.
- Bergér, H.: Georg Philipp Gail. Geschichte seiner Familie und seines Geschäftshauses, 27. Januar 1812 – 1912, Gießen 1912.
- Canadian Museum of Civilization: Guide to the Grand Hall: Raven's Village. The Myths, Arts and Traditions of Native People from the Northwest Coast, Hull/Quebec, 1995.
- Cole, Douglas: Captured Heritage. The Scramble for Northwest Coast Artifacts. UBC Press, Vancouver, 1985.
- Drew, Leslie/Douglas Wilson: Argillite. Art of the Haida. Hancock House Publishers, North Vancouver, 1980.
- Heß, W.O.: Museum Gießen --- konkret. In: Gießener Fenster 9 (1969) Heft 1
- Hopkins, Candice: „Der vergoldete Blick. Reichtum und Wirtschaft an der kolonialen Front“. In: Quinn Latimer/ Adam Szymczyk (Hg.): Der documenta 14 Reader. München/ London/ New York: Prestel Verlag 2017, 218 – 250.
- Jensen, Doreen: „Metamorphosis“. In: Topographies. Aspects of Recent B.C. Art. Art Gallery of Vancouver, 2006.
- Jonaitis, Aldona: From the Land of the Totem Poles. The Northwest Coast Indian Art Collection at the American Museum of Natural History, New York, 1988.
- Jonaitis, Aldona/Aaron Glass: The Totem Pole. An Intercultural History. University of Washington Press, Seattle/ London, Douglas & McIntyre, Vancouver/Toronto, 2010.
- Kaiper, Dan and Nan: Tlingit. Their Art, Culture and Legends. Hancock House Publishers, Saanichton/Seattle, 1978.
- Krause, Artur und Aurel: Zur Tschuktschen-Halbinsel und zu den Tlinkit-Indianern 1881/82: Reisetagebücher und Briefe. Reimer Verlag, Berlin, 1984.
- Lange, Greg: Smallpox Epidemic of 1862 among Northwest Coast and Puget Sound Indians. HistoryLink.org Essay 5171, Posted 2/04/2003; <https://www.historylink.org/File/5171> (dt. Übersetzung bei wikipedia.de „Pockenepidemie an der Pazifikküste Nordamerikas 1862“)
- MacDonald, George F.: Chiefs of the Sea and Sky. Haida Heritage Sites of the Queen Charlotte Islands. UBC Press, Vancouver, 1989.
- Masco, Joseph: “It is a Strict Law That Bids Us Dance”: Cosmologies, Colonialism, Death, and Ritual Authority in the Kwakwaka'wakw Potlatch, 1849 to 1922. Comparative Studies in Society and History, Vol. 37, No. 1. (Jan., 1995), pp. 41–75.
- Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e.V.: Alles blauer Dunst?! Zigarrenindustrie im Gießener Raum. Eine Ausstellung, zusammengestellt vom Kreisarchiv und den Archiven der Städte und Gemeinden des Kreises Gießen, Gießen 2004.
- Oberhessisches Museum. Lokalgeschichte – Volkskunde – Kulturgeschichte – Vorgeschichte. Giessen Information, 53 Gießen, Asterweg 8, o. J. (vor 1980).

Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlung Gießen, Magistrat der Universitätsstadt Gießen (Hg.): *Wieso? Weshalb? Warum? Fragen an die Ethnographische Sammlung*. (Kuratorin: Manuela Rochholz) Gießen, 2019.

Paul, Roland (Hg.): *„Hier hat man ein viel besseres Leben wie in Deutschland“*. Briefe pfälzischer Auswanderer aus Nordamerika (1733–1899). Kaiserslautern: Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde, 2008.

Stewart, Hilary: *Totem Poles*, Douglas&McIntyre, Vancouver/ Toronto 1990.

Stiftung Preußischer Kulturbesitz (Hg.): *Amerika 1492 – 1992. Neue Welten – Neue Wirklichkeiten*. Ausstellungskatalog. Berlin, 1992. Darin: (Raum 13) Indianerkulturen der Nordwestküste, S. 132–157; (Raum 24) Tabak, S. 264–283.

Van Kirk, Sylvia: *„Colonized Lives: The Native Wives and Daughters of Five Founding Families of Victoria“*. In: Mary-Ellen Kelm/ Lorna Townsend, Eds: *In the Days of Our Grandmothers. A Reader in Aboriginal Women's History in Canada*. Toronto/ Buffalo/ London: University of Toronto Press, 2006, 170–199 (Chapter 7).

Weimann, Hans-Joachim: *„... und Gail'sche Sammlungen!“*, MOHG 91, 2006: 407–417.

Weimann, Hans-Joachim: *„Sechs Fragen zum Oberhessischen Museum und den Gail'schen Sammlungen“*, MOHG 93, 2008, 5–28.

Stadtarchiv Gießen

Familien und Firmenarchiv Gail: *Reisetagebuch Georg Gail, 1910*

Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 79: *Briefe von (Georg) Carl Gail an seine Tochter Elisabeth von der gemeinsamen Nordamerikareise mit seinem Sohn Wilhelm Gail, September 1876 – Juni 1877*

Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 146: *Briefwechsel zwischen Wilhelm Gail und Minna Mahla, 1882/83. Telegramme zwischen Wilhelm und Minna Gail, 1883*

Familien und Firmenarchiv Gail Nr. 222: *Verschiedene Belege, u. a. Passagierliste S.O. „George Washington“ (Norddt. Lloyd) 22.–29. November 1910*

Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 267: *Reisepass Wilhelm Gail, General-Konsulat des Deutschen Reiches zu NewYork 1876. Passagierliste SS. Braunschweig“ (Norddt. Lloyd), 14. Juni 1877. Passagierliste Dampfer „Elbe“ (Norddt. Lloyd), 27. Juni 1883. Seekarte, Route der „Bremen“ (NorthGerman Lloyd), Juli 1882 Passagierliste Postdampfer „Rhein“ (Norddt. Lloyd), 20. September 1882*

Familien- und Firmenarchiv Gail, Nr. 325: *„Inventarium der Erbmaße von Georg Philipp Gail“ (2 Hefte), 1865.*

Familien- und Firmenarchiv Gail Nr. 334: *In Memoriam. Dankreden zum Tod von Christian Ax, 1887. Nachruf Ernst Schmeißer, 31.1.1908.*

Firmen- und Familienarchiv Gail Nr. 483: *Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins und der Wilhelm-Gail-Stiftung. Ein Führer durch die Sammlungen. Von Münchow'sche Hof- und Universitätsdruckerei, O. Kindt, Gießen, o. J.*

Oberhessisches Museum

Tlingit-Gruppe in der Sammlung Geheimrat Wilhelm Gail (und Frau Geheimrat Gail)
(unterstrichene Objekte sind noch vorhanden, falls Zeichnung, Skizze oder Foto vorhanden,
ist dies notiert)

2127 „Tilkat“ (Chilkat) Tanzdecke

2128 Tanzmaske, Holz, bemalt, schwarzer Schnurr- und Kinnbart. innen Bastfutter

2129 Rabenrassel, 37/11 cm, Holz, rot, schwarz, blau bemalt [Zeichnung]

2130 Fetisch aus Knochen

2131 Pulvermaße aus Horn geschnitzt an Lederschnur

2132 Steinhammer

2133 Steinhammer (Stößel) aus grünem Stein, 17/ 10 cm [Skizze]

2134 Stemmeisen zum Aushöhlen der Kanoes

2135 Bastklopfer [Bastschaber], 21 / 14 cm Walroßknochen; ovale Grifföffnung

2136 Bastmesser

2137 Bastschaber „dient zur Verarbeitung des Cederbastes“

2138 Schaber (Eisen), 11/ 5 cm, Eisen, Lappen („Ulu“) [Skizze mit Beschriftung, FOTO]

2139–2142 Löffel aus Wildschafhorn, geschnitzt

2143 Holzschüssel, flach, mit geschnitztem Rand, 37/23 cm [Zeichnung]

2144 Spindelstein aus Quarzit, 7,5/ 0,5 cm [FOTO]

2145

2146 geschnitztes Geweihstück, 17/ 2,5 cm (schwarz, Bergziegenhorn) [FOTO]

2147 Amulett, geschnitzter Tierkopf aus Knochen [FOTO Tisch 5 4/5]

2148 Halskette aus blauen Perlen (Halbedelstein vom Ural?)

2149 Schaber aus einem Stück Schiefer, 11/6 cm, ein Loch hineingebohrt [FOTO Tisch 4 3/8]

2150 Schaber, 14,5/ 5 cm, flach, Schiefer, grobe Umrisse von 2 kl. Fischen

2151 Pfeifenstil aus Holz mit drei Ringen aus Wildschafhorn [Zeichnung] Pfeifenkopf ist
104/ 2408?

2152 Korb aus [durchgestrichen: Schilf] Zederzweigen von: Frau Geh. Gail [Zeichnung,]

2153 (Korb)Teller aus [durchgestrichen: Schilf] Zederzweigen von Frau Geh. Gail [Skizze]

2156 Heilbutten-Angel, 28 cm lang, Strick ..., Holz, Eisen, Schnur [Zeichnung] (dazwi-
schen: Harpunenspitzen: Eskimo, Smithsund)

2159 Bogen, 121 cm, Sehne fehlt

2163 Spitze eines Otterspeers aus Messing mit 5 großen einseitigen Widerhaken, 12 cm lang (bis 2166 Sättel, dann nicht Nordamerika bis 2213)

2213 Totempfahl, d.i. Wappenfahl mit übereinandergereihten Figuren, die die ClanSaga illustrieren

2216 Rassel, flach kugelförmig, geschnitzt

2217 Bastklopfer aus Walrossknochen [Foto Tisch 3 6/7]

2218 Beil mit Eisenklinge, 42 cm lang [Zeichnung] (Schnitzbeil)

2219 Messer (wie 2136)

2220 Holzkasten, 15,5/ 9 / 9 cm „wird bei der Verarbeitung des Cederbastes gebraucht“

2221 Spielzeug: kl. Geschnitztes Wickelkind aus Holz, in Wiege, 21 cm lang

2222 Löffel aus Wildschafhorn [FOTO Tisch 3]

2223 Löffel, 52 cm mit Messing/ Kupferplatte

2224 Holzstück, zum Verfärben der Haut

2225 Hut [Zeichnung]

2226 Hut, aus Bast geflochten, ca. 20 cm hoch, Augenornamente, schwarz und rot [Zeichnung]

Abbildungsnachweis

Abb 1: Oberhessisches Museum. Giessen Information, o. J. (vor 1980); Abb 2, 3 4, 8, 15, 17, 18, 20: Oberhessisches Museum Gießen, Fotos: Angela Weber; Abb 5: Adam 1923, 39, Fig. 3 (Berlin Mus. IV. A. 396); Abb 6: Wikimedia Commons: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Chilcat_Woman_Weaving_a_Blanket_-_Alaska_days_with_John_Muir.jpg [31.1.2022]; Abb 7: Kaiper 1978: 43, ISBN 0-88839-010-6, Hancock House Publishers Ltd, www.hancockhouse.ca; Abb 9: Smithsonian Institution Archives, Acc. 16-126, Box 01, Image No. MNH-037 https://www.si.edu/object/women-were-skillful-weavers-exhibit-case:siris_arc_397168 [31.1.2022]; Abb 10: Skidegate Indian Village of the Haida tribe. Skidegate Inlet, British Columbia, Canada. July 1878, George M. Dawson, Library and Archives Canada/ PA-037756; Abb 12: Smithsonian Institution, Accession Number 013804, USNM Number E88993-0, https://www.si.edu/object/slate-totem-pole-model:nmnhanthropology_8485301 [31.1.2022]; Abb. 14: Oberhessisches Museum Gießen, Foto Joachim Knossalla; Abb 16: Barbeau 1990 [1950]: 102; Abb 20: Zeichnung von Hilary Stewart 1993: 155; Abb 21: Chief Katashaan's or Kadashan's Wood Frame House and Two Totem Poles; Six Women and Carved Wood Wolf Figure Nearby; Two Canoes in Foreground, National Museum of Natural History, Foto: Gouverneur Herbert Ogden, U.S. Coast and Geodetic Survey, undated, Smithsonian Institution, Washington D.C., National Anthropological Archives, Box III:10, Folder 9.

Dokumentation

Beiträge aus Anlass der Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises 2021¹

Rede der Oberbürgermeisterin Frau Dietlind Grabe-Bolz

Sehr geehrte Frau Dr. Schauer,
sehr geehrter Herr Prof. Dr. Lessenich,
sehr geehrte Vertretungen des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung
sehr geehrte Mitglieder der Jury der vergangenen Legislaturperiode,
sehr geehrte Mitglieder der frisch ernannten Jury zur Vergabe des Wilhelm-Lieb-
knecht-Preises,
sehr geehrte Damen und Herren,

mit der Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises erinnern wir nicht nur an die Persönlichkeit Wilhelm Liebknecht, sondern insbesondere an seine Ideen sowie seinen leidenschaftlichen Einsatz für eine gerechte und freie Gesellschaft.

Wilhelm Liebknechts politische Ideen hatten maßgeblichen Einfluss auf politische Entwicklungen und Bewegungen und waren entscheidend nicht nur für die Gründung der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, sondern für alle Parteien unserer parlamentarischen Demokratie. Wir können stolz sein, mit Wilhelm Lieb-
knecht einen großen Sohn unserer Stadt zu haben, der einen außergewöhnlichen und
dauerhaften Beitrag für den Fortschritt von Politik und Gesellschaft geleistet hat.

Wilhelm Liebknecht, geboren, aufgewachsen und sozialisiert wie politisiert in Gießen, war schon zu Lebzeiten eine bedeutende Persönlichkeit. Er war so bedeutend, dass er für seine Ideen und Überzeugungen immer wieder vor Häschern und Verfolgern eines reaktionären Staates fliehen musste, dennoch gefasst wurde und Jahre im Gefängnis saß. Der „Soldat der Revolution“ im 19. Jahrhundert, als der er sich selbst bescheiden bezeichnete, war einer ihrer Anführer. Schon in jungen Jahren, im Vormärz, war er einer der führenden und frühen Köpfe der Radikaldemokraten, später Vordenker und Vorkämpfer der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung, schließlich Mitbegründer der ältesten Partei Deutschlands, der Sozialdemokratischen Partei.

Ich freue mich, Sie alle hier im Namen des Magistrats der Universitätsstadt Gießen zur Verleihung des Wilhelm-Lieb-
knecht-Preises 2021 begrüßen zu dürfen.

Besonders freue ich mich, die Preisträgerin, Frau Dr. Schauer, sowie den Laudator, Herrn Prof. Lessenich, hier im Hermann-Levi-Konzertsaal unseres Rathauses willkommen zu heißen.

1 Veranstaltung zur Verleihung des Wilhelm-Lieb-
knecht-Preises am 28. November 2021 im
Hermann-Levi-Saal/Rathaus Gießen

Ursprünglich wollten wir die Preisverleihung im Wilhelm-Liebknecht-Haus stattfinden lassen, so wie alle Wilhelm-Liebknecht-Preisverleihungen zuvor. Dieses Haus ist zwar nicht so komfortabel und modern wie dieser Saal, aber es trägt nicht nur den Namen unseres großen Sohns, sondern auch seine Ideen weiter. In diesem Wilhelm-Liebknecht-Haus wird Gemeinwesen-Arbeit für einen Stadtteil gestaltet, in dem viele benachteiligte Menschen leben und in dem die Armutsquote besonders hoch ist. Im Wilhelm-Liebknecht-Haus bekommen Menschen Unterstützung, Hilfe und Beratung, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens geboren wurden. Und hier ist ein Ort auch der Bildung.

„Wissen ist Macht“ – hat Wilhelm Liebknecht einst im Kampf um die Bildung für alle Bevölkerungsgruppen postuliert, Arbeiterbildungsvereine gegründet und sich damit gegen das traditionelle Schulsystem gewendet, das dazu angetan war, die alte Stände-Gesellschaftsordnung aufrechtzuerhalten und Arbeiter von Bildung auszuschließen.

Wir als Stadt Gießen sehen uns in der Tradition dieser wichtigen Erkenntnis, dass Bildungsgerechtigkeit neben der existentiellen Sicherheit der wichtigste Baustein für sozialen Frieden, eine gelingende Demokratie und eine gerechte Teilhabe aller an unserem Gemeinwesen ist.

Mit dieser heutigen Veranstaltung wollen wir uns daran erinnern, in welcher Tradition gerade wir als Gießener*innen stehen. In dieser Stadt, über die Liebknecht einst in seinen Erinnerungen sagte:

„Und ‚mein Gießen lob’ ich mir‘; es ist kein Klein-Paris, aber es ist Gießen, und wenn immer ich einmal daran denke, fern vom Kampfgewühl, in Ruhe und Freiheit – nicht im Gefängnis, wo allein ich bis jetzt ‚Ruhe’ gehabt, Einkehr und Selbstschau zu halten –, dann denke ich an mein liebes Gießen mit der schönen Umgegend, in welcher weit und breit kein Stein ist, den ich nicht in der Kindheit und Jugend betreten.“

Liebknecht hat seine Stimme erhoben; hat die Interessen derjenigen, die keine Stimme hatten, konsequent vertreten. Er gehört zu den ganz Großen, die ideengeschichtlich weit über unsere Stadt, unser Land hinaus strahlen.

Und darum hat sich der Magistrat der Universitätsstadt Gießen im Jahre 1990 dazu verpflichtet, zu seinem Andenken einen Preis zu stiften; einen Preis, der Menschen auszeichnen soll, die sich in ihren Arbeiten „den sozialen Grundlagen zum Aufbau und zur Sicherung demokratischer Gemeinwesen widmen“, diese erforschen und damit auch die Auseinandersetzung mit dem geistigen Erbe Liebknechts wachhalten.

In den vergangenen Jahren hat diese Verleihung eine erfreuliche Entwicklung genommen. Zunächst als Preis für historische Arbeiten gedacht, sprach er nur einen sehr kleinen Kreis an Wissenschaftler*innen an. Er wurde dann so erweitert, dass nunmehr wissenschaftliche Arbeiten zum Zustand des demokratischen Gemeinwesens gewürdigt werden. Und durch eine kluge Veränderung im Ausschreibungsverfahren stand die Jury in diesem Jahr erstmals vor der großen Aufgabe, aus einem größeren Bewerber*innenfeld mit sehr unterschiedlichen Themen und Zugängen eine/n würdige/n Preisträger*in zu bestimmen.

Ich bedanke mich an dieser Stelle sehr bei den Mitgliedern der Jury – bestehend aus Prof. Lenger und Prof. Breitmeier als Vertreter der JLU, Dr. Breitbach als Vertreter des Oberhessischen Geschichtsvereins, den Vertretungen der Fraktionen in der Stadtverordnetenversammlung und dem Kulturamtsleiter Dr. Neubacher als beratendem Mitglied – die gerne die Aufgabe wahrgenommen haben, die eingereichten Arbeiten zu begutachten und sich gemeinsam in reger Diskussion einmütig auf eine würdige Preisträgerin zu verständigen.

Die thematische Spannweite der eingereichten Arbeiten reichte, um nur eine kurze Auswahl zu nennen, von Populismus, Zivilgesellschaft in ausgewählten Ländern des afrikanischen Kontinents, über die Geschichte des Europaparlaments bis hin zur Geschichte von Burschenschaften.

Und eben Frau Dr. Alexandra Schauers Arbeit „Mensch ohne Welt – Zur spätmodernen Vergesellschaftung des Individuums“. Frau Dr. Schauers umfassende und so kenntnisreiche Zeitdiagnose des Übergangs von der Moderne zur Spätmoderne hat mit ihrer detaillierten Beschreibung und Analyse die Jury zu Recht überzeugt.

Und ich möchte nicht vergessen zu erwähnen, dass Frau Dr. Schauer zum Zeitpunkt der Bewerbung die Gastprofessur für Gesellschaftstheorie am Fachbereich Gesellschafts- und Kulturwissenschaften der Justus-Liebig-Universität innehatte – also zudem ein besonderer Bezug zur Heimatstadt Wilhelm Liebknechts besteht.

Ohne der Laudatio von Herrn Prof. Lessenich vorgreifen zu wollen, möchte ich doch in wenigen Worten die Arbeit von Frau Dr. Schauer „Mensch ohne Welt“ vorstellen und meinen persönlichen Blick darauf darlegen.

Die Preisträgerin beleuchtet in ihrer Dissertation die ursoziologische Frage, wie Individuum und Gesellschaft zusammenhängen, wie aus den vielen Ichs ein Wir im Sinne einer „Welt als Ort kollektiver Selbstverständigung und politischer Gesellschaftsgestaltung“ wird.

Das Politische, Wilhelm Liebknechts Aktionsfeld, spielt in diesem Prozess eine entscheidende Rolle als Teil von „Welt“, deren Konstitutionsbedingungen sich, so Frau Dr. Schauers Analyse, seit der Moderne grundsätzlich verändert haben.

In ihrer Dissertation „Mensch ohne Welt“ beschreibt sie nun Veränderungen von Gesellschaft, die ein gewandeltes Verhältnis der Individuen zu „Welt“ hervorgebracht haben.

Schauers Diagnose ist nicht gerade Mut machend. Ich zitiere:

„Die offene Zukunft hat sich verdunkelt. Von einem Horizont unbegrenzter Möglichkeiten ist sie zu einer Projektionsfläche unglaublicher Gefahren geworden. Die Versammlungskräfte der Öffentlichkeit sind geschwunden. An ihre Stelle ist ein Gesellschaftsideal getreten, dass das Individuum nur noch als Vereinzelt adressiert.“

Ausdruck dieser Veränderungen ist der von ihr so treffend beschriebene Verlust von „Welt“. In diesem Weltverlust sieht sie u. a. auch die Grundlage für Verrohung der Sprache und des Umgangs miteinander.

Man möchte anmerken, dass Populismus, Verschwörungserzählungen und generell eine Erosion des Vertrauens in unsere demokratischen Institutionen diese Diagnose leider bestätigen.

Auch wenn sich Vieles – folgt man den Erkenntnissen von Frau Dr. Schauer und teilweise auch den eigenen Wahrnehmungen – in eine bedrohliche Richtung entwickelt, sollten wir nicht den Blick auf das verlieren, was sich in den vergangenen Jahren und auch aktuell ebenso an Positivem im demokratischen Gemeinwesen entwickelt hat: Menschen, auch viele junge Menschen, die sich engagieren für Klimaschutz, für eine tolerante, antirassistische, gerechte, demokratische, offene und friedliche Gesellschaft und Welt. Gerade auf kommunaler Ebene erleben wir ein starkes zivilgesellschaftliches Engagement und eine rege Partizipation.

Sehr geehrte Frau Dr. Schauer, vielen Dank für diese herausragende Arbeit, die von einem Jury-Mitglied als „Höhenflug“ bezeichnet wurde, und die für uns alle als Aufforderung verstanden werden kann, den Zustand der Welt, deren innere Zerrissenheit, Brüche und Antagonismen, nicht als gegeben hinzunehmen, sondern – ganz im Sinne Wilhelm Liebknechts – Gesellschaft als gestaltbar zu begreifen und damit uns als politische Akteure für eine demokratische, freiheitlich und gerechte Gesellschaft.

Abschließend möchte ich die Gelegenheit nutzen, um kurz den Blick auf die Zukunft zu richten – denn 2026 würde Wilhelm Liebknecht 200 Jahre alt werden. Diesen Geburtstag wollen wir angemessen begehen und die Bedeutung Liebknechts für das politische Leben in Deutschland – und darüber hinaus – in den Fokus stellen. Gießen soll in diesem Jahr das bundesweit sichtbare Zentrum eines Nachdenkens über Gesellschaft, Gerechtigkeit, Demokratie und Freiheit werden.

Wir wollen noch in diesem Jahr mit ersten Vorbereitungen dazu beginnen. Und so viel ist sicher: Die Preisträger*innen des Wilhelm-Liebknecht-Preises werden im Rahmen dieser Feierlichkeiten sicher auch eine Rolle spielen, womit ich Sie, liebe Frau Dr. Schauer, schon jetzt herzlich zu einem weiteren Besuch nach Gießen einlade.

Vielen Dank an Cordula Poos, die diese Preisverleihung musikalisch begleitet

Und im Anschluss daran freuen wir uns auf die Laudatio von Prof. Lessenich vom Institut für Sozialforschung an der Goethe-Universität Frankfurt.

Laudatio von Prof. Dr. Stephan Lessenich

Sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin Grabe-Bolz,
sehr geehrter Herr Stadtverordnetenvorsteher Grußdorf,
sehr geehrte Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung Gießen,
sehr geehrte Damen und Herren der Auswahlgremien,
sehr geehrte Gäste,
sehr geehrte Familie Schauer,
liebe Alexandra,

ich kenne Alexandra Schauer seit nunmehr 17 Jahren, und ich habe sie kennengelernt als Meisterin der kleinen Form: In meinem ersten Seminar als neu berufener Professor an der Friedrich-Schiller-Universität Jena verlangte ich von den Studierenden wöchentlich ein 10-zeiliges Abstract zum jeweils zu lesenden Text, und wenn ich Woche für Woche die Einreichungen sichtete, konnte ich schon bald verlässlich davon ausgehen, dass die Gelungenste von einer gewissen Alexandra Schauer verfasst worden war.

Am Ende jenes Semesters fragte ich Frau Schauer, ob sie als studentische Hilfskraft an der Professur tätig werden wolle, und seither haben sich unsere Wege nicht mehr wirklich getrennt – in der einen oder anderen Form und Funktion begleitete Alexandra Schauer mich, und ich sie, in meiner Jenaer und später dann Münchner Zeit, auch wenn (und als) sie in Leipzig und dann Berlin wohnte. Vor Kurzem nun haben sich diese Wege neuerlich gekreuzt bzw. verbunden, diesmal in Frankfurt am Main, also quasi hier vor der Haustüre.

Meister:innen der kleinen sind nicht notwendig oder gar zwangsläufig solche auch der großen Form, und Dissertationsschriften sind heute in aller Regel keine Meisterwerke (wie man sich dies bis heute noch von den Klassikern der Soziologie erzählt), sondern das, was sie sein sollen: Qualifikationsschriften, die Eintrittskarte in die Welt akademischer Karrieren. So und nicht anders war dies etwa auch in meinem Fall, und selbst bei einer solchen Ausnahmeerscheinung wie Jürgen Habermas war „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ – woran Alexandra Schauers heute hier zu prämierendes Werk in vielem gemahnt – immerhin dessen Habilitationsschrift, eingereicht bei Wolfgang Abendroth an der Universität Marburg (also noch näher vor der hiesigen Haustüre).

Alexandra Schauer also gehört zu den wenigen Meister:innen der kleinen wie der großen, der kurzen wie der langen Form (und übrigens auch der Schriftsprache wie der mündlichen Rede). Um ihre Meisterschaft im langen, verschriftlichten Format geht es heute hier, und – apropos Habermas und „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ – es ist kein Zufall, dass Hans-Peter Müller, geschätzter Kollege von der Humboldt Universität zu Berlin und Laudator Alexandra Schauers anlässlich der Verleihung des Preises der Deutschen Gesellschaft für Soziologie für herausragende Dissertationsschriften im Fach, darauf verwies, dass „Mensch ohne Welt“, das hier und heute zu würdigende Buch, ohne Weiteres auch als Habilitationsschrift durchgehen könne.

Worum geht es in diesem Werk, und was ist so bemerkenswert daran?

Nun, in aller Kürze:

Es geht bei „Mensch ohne Welt“, wenn man so will, ums Ganze. Oder anders: Darum, dass der und die Einzelne in der Gesellschaft der Gegenwart den Sinn fürs

Ganze verloren hat, oder genauer: er ihm und ihr abspenstig gemacht worden ist. Alexandra Schauer rekonstruiert den Wandel des Weltverhältnisses vergesellschafteter Individuen im Übergang von der Moderne zur Spätmoderne, also grob vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart, und charakterisiert diesen Übergang als Verlustgeschichte, als Ablösung einer gesellschaftlichen Subjektivität (also einer historisch bestimmten, typischen Form und Formung individuellen Handelns und Seins), die sich ‚Gesellschaft‘ als gestaltbare Lebensform aneignete, durch einen von der Welt entfremdeten Menschen, dem die Möglichkeit einer ganz anderen Weise des gesellschaftlichen Zusammenlebens zunehmend aus dem Blick gerät, eben: fremd wird.

Die Erschöpfung gesellschaftsgestalterischer Phantasien dokumentiert Alexandra Schauer in drei großen, ineinander verschränkten Teilerzählungen zur Geschichte der Stadt, der Öffentlichkeit und des Geschichtsverständnisses selbst. In der Zusammenschau dieser drei Teilerzählungen, die sich wie die Kapitel eines gesellschaftshistorischen Romans lesen, wird die moderne Gesellschaftskonstellation als ein Arrangement stadträumlich basierter Gestaltungsambitionen erkennbar, ja geradezu erfahrbar – gesellschaftliche Ambitionen, die sich im Fortschreiten der historischen Zeit hin zur ‚Spätmoderne‘ zusehends in Wohlgefallen (oder, neuerdings eher, in Missvergnügen) auflösen. Die Signatur der heutigen Zeit ist gerade die Schließung des Möglichkeitshorizonts gesellschaftlicher Entwicklung – die Visionen gesellschaftlicher Zukunft sind darauf reduziert, die nächste Infektionswelle zu überstehen oder die Erderwärmung soweit zu kontrollieren, dass das Ende menschlichen Lebens auf diesem Planeten zumindest nicht von unseren Enkelkindern miterlebt werden muss. Ansonsten herrscht das, was Mark Fisher „kapitalistischer Realismus“ genannt hat: Das bewusstlose Bewusstsein, im am wenigsten schlechten aller bekannten Wirtschaftssysteme zu leben, auch wenn dieses gerade dabei ist, uns und anderen (in allen möglichen, substanziellen wie metaphorischen Sinnen) die Luft zum Atmen zu nehmen.

Das klingt – vorsichtig ausgedrückt – ernüchternd, und tatsächlich hinterlässt die Lektüre von „Mensch ohne Welt“ den und die Leser:in in einer gut begründeten Endzeitstimmung, In diesem Sinne könnte man es nur für folgerichtig halten, dass Alexandra Schauer ihren wissenschaftlichen Weg nun – und ich darf sagen: Gott sei Dank – am Frankfurter Institut für Sozialforschung fortsetzt, der Heimstätte des aufgeklärten Fatalismus. Der freilich, von den Urtexten der „Frankfurter Schule“ bis hin zu „Mensch ohne Welt“, immer schon eine überraschende Wendung zu bieten hatte und hat. Denn so alternativlos das Bestehende uns auch erscheinen mag: „Es muss nicht so sein, die Menschen können das Sein ändern, die Umstände dafür sind jetzt vorhanden“ – so Max Horkheimer im dunklen Jahr 1937.

Zu den jetzt, im Jahr 2021 bzw. dann 2022, vorhandenen Umständen gehört Alexandra Schauers Buch, das im kommenden Sommer – wo sonst – im Suhrkamp-Verlag erscheinen wird: Broschur, 800 Seiten, 34 Euro. Zur allgemeinen Lektüre unbedingt anempfohlen.

Liebe Alexandra: Danke für dieses Werk, danke für alles – und herzlichen Glückwunsch zur Verleihung des Wilhelm-Liebkecht-Preises der Stadt Gießen.

Rede der Preisträgerin Frau Dr. Alexandra Schauer

Sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin Grabe-Bolz,
sehr geehrter Herr Stadtverordnetenvorsteher Grußdorf,
sehr geehrte Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung,
sehr geehrte Damen und Herren der Auswahlgremien,
sehr geehrte Gäste,
liebe Freunde und Familie,
lieber Stephan,

für uns alle werden die zurückliegenden zwei Jahre auf eigentümliche Weise mit dem Auftreten eines neuen Virus verbunden bleiben, dessen Auswirkungen auf das gesellschaftliche Leben wir uns noch wenige Monate vor seinem Auftreten nicht hätten vorstellen können. Man kann darin auch – und hierauf komme ich gleich zurück – einen Verlust von Zukunft sehen, insofern diese zunehmend unverfügbar erscheint.

Für mich persönlich ist dieser Zeitraum zudem auf einzigartige Weise mit der Universitätsstadt Gießen verknüpft. Sie verkörpert für mich einen Lichtblick innerhalb dieser ansonsten in vielerlei Hinsicht entbehrungsreichen Zeit. Begonnen habe ich das zurückliegende Jahr – zu meiner großen Freude – als Gastprofessorin für Kritische Gesellschaftstheorie an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Auf sein Ende geht dieses nun mit der heutigen Preisverleihung zu. Dass diese trotz der aktuellen Situation in Präsenz stattfinden kann, betrachte ich als großes Glück. Noch mehr freue ich mich darüber, dass die Wahl des Auswahlgremium für den diesjährigen Wilhelm-Liebknecht-Preis auf meine Arbeit gefallen ist. Dafür möchte ich mich an dieser Stelle ganz herzlich bei allen Beteiligten bedanken. Die damit zum Ausdruck gebrachte Wertschätzung ehrt mich umso mehr, als der Kern meiner Forschung eng mit dem Anliegen verbunden ist, für das der Namensgeber des Preises mit seiner Person und seinem Leben steht.

Bedanken möchte ich mich an dieser Stelle aber auch bei Dir, Stephan, nicht nur, weil Du heute die Laudatio gehalten hast, sondern auch, weil ich mir einen besseren Doktorvater als Dich nicht hätte vorstellen können. Ohne Deine beständige Unterstützung – wie auch die meiner Freunde und Familie, die glücklicherweise heute zum Teil auch im Publikum sitzen – hätte die Arbeit nicht geschrieben werden können.

Worum nun geht es dieser? Ich nähere mich dieser Frage über den Namensgeber des Preises an: Als am 8. August 1869 auf dem Ersten Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongress in Eisenach von 262 Delegierten die Begründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei beschlossen wurde, war – wie Sie alle wissen – Wilhelm Liebkecht gemeinsam mit August Bebel die treibende Kraft. Weniger bekannt mag der Weg sein, den Liebkecht durchlaufen hatte, bevor er zu einer der wichtigsten politischen Stimmen der noch jungen Arbeiterbewegung geworden ist. Als regelmäßiger Teilnehmer und Vortragender war er zunächst in Arbeiterbildungsvereinen aktiv, bei denen es sich zumeist um bürgerliche Gründungen handelte, die durch Bildung

die soziale Stellung des Einzelnen heben wollten. Den Unterschied zwischen bürgerlichen Bildungsvereinen und proletarischer Arbeiterbewegung hat Liebknecht selbst einmal folgendermaßen zusammengefasst:

„Durch Bildung zur Freiheit“, das ist die falsche Losung, die Losung der falschen Freunde. Wir antworten: Durch Freiheit zur Bildung! ... Nur wenn das Volk sich politische Macht erkämpft, öffnen sich ihm die Pforten des Wissens. Für die Feinde ist das Wissen Macht, für uns ist die Macht Wissen! Ohne Macht kein Wissen!“

Liebknechts Biographie steht damit paradigmatisch für eine bestimmte Entwicklungsphase der modernen Öffentlichkeit, in der sich diese ihrem Ursprung nach bürgerliche Sphäre einem breiteren Publikum zu öffnen begann. Diese Öffnung für neue gesellschaftliche Gruppen – neben der Zulassung der Arbeiterklasse im 19. Jahrhundert, wäre hier etwa auch an die Beitrittsermächtigung von Frauen im 20. Jahrhundert zu denken – vollzog sich weder linear noch von selbst: Vielmehr handelte es sich um einen gesellschaftlich umkämpften Prozess, an dem Liebknecht nicht nur in den Sitzungssälen, sondern auch auf der Straße mitgewirkt hat.

Es ist diese umkämpfte Entstehungsgeschichte der modernen Öffentlichkeit – wie auch ihr gegenwärtiges Schicksal – die den Ausgangspunkt meiner Untersuchung bildete. Einerseits wollte ich wissen, wie es dazu kam, dass im 18. Jahrhundert jene neuartige Idee an Einfluss gewann, nach der sich Gesellschaften politisch gestalten lassen. So vertraut ist uns heute der Gedanke, die Welt lasse sich durch gemeinsames Handeln verändern, dass wir vergessen, dass dieser so im 17. Jahrhundert noch nicht artikulierbar war.

Andererseits trieb mich die Frage um, wie sich diese Öffentlichkeit seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts verändert hat. Uns allen bekannt sind die wiederkehrenden Diagnosen einer zunehmenden Demokratieverdrossenheit, wir erleben täglich die Ausbreitung einer Rhetorik der Alternativlosigkeit wie auch der Bedeutungsverlust öffentlicher Auseinandersetzungen kaum zu leugnen ist. Oftmals werden diese Entwicklungen unter dem Schlagwort eines „postdemokratischen Zeitalters“ zusammengefasst. Ich suche sie als Symptome eines tiefergehenden Wandels unserer politischen Vergesellschaftung zu verstehen, in dessen Folge der einstmals zentrale Gedanke der Gestaltbarkeit gesellschaftlicher Verhältnisse an Strahlkraft verliert. Es ist dieses Schwinden gesellschaftlicher Gestaltungsphantasien, das ich als Weltverlust fasse. Menschen ohne Welt sind für mich diejenigen, die in einer Gesellschaft leben, die sie alltäglich durch ihr Handeln hervorbringen, ohne sich in ihr wiederzuerkennen; die ihnen vielmehr als eine fremde, unkontrollierbare Macht erscheint.

Um zu verstehen, wie es zu diesem Weltverlust kommen konnte, lohnt es sich einen Schritt zurückzugehen. Fangen wir also zunächst bei der Entdeckung der Gestaltbarkeit von Gesellschaft an. In meiner Arbeit zeige ich, dass diese Idee sowohl zeitsoziologisch als auch sozialräumlich an bestimmte Bedingungen geknüpft ist, die vor der Durchsetzung des modernen Industriekapitalismus nicht gegeben waren. Zeitsoziologisch setzen Gestaltungsvorstellungen einen bestimmten Zukunftsbezug voraus. Die Zukunft muss sowohl als offen, als auch als durch das Handeln der Menschen beeinflussbar erlebt werden, damit der eigene Lebenslauf wie die gesamte Gesellschaftsentwicklung als ein in der Zeit zu gestaltendes politisches Projekt

wahrgenommen werden kann. Beide Voraussetzungen waren bis ins 18. Jahrhundert nicht gegeben. Vielmehr hatten sowohl die Religion als auch die Abhängigkeit vormoderner Agrargesellschaften von der Natur dem Zukunftsbezug unüberwindbare Grenzen auferlegt. Statt einer linearen Zeitvorstellung, die in eine offene Zukunft weist, begegnet uns in der Vormoderne eine zyklische Zeitvorstellung mit geschlossener Zukunft.

Sozialräumlich war die Entstehung der modernen Öffentlichkeit auf das Engste mit der Öffnung der Städte verknüpft. Das Schleifen der Stadtmauern, das hier in Gießen zwischen 1803 und 1810 stattfand, wie auch der massenhafte Zuzug vom Land waren die Voraussetzungen dafür, dass die Stadt zu einem Begegnungsort zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Klassen und Milieus werden konnte. Die damals entstandenen öffentlichen Räume, zu denen Kaffee- und Wirtshäuser, Theater und Parlamente, aber auch Straßen und Plätzen zählen, hatten zudem einen zentralen Einfluss auf die Entwicklungsgeschichte der modernen Öffentlichkeit. Viele der Arbeiterorganisationen, in denen sich Wilhelm Liebknecht engagierte, sind in Wirtshäusern begründet worden, wie auch die SPD lange Zeit einen überproportionalen Anteil an Gastwirten unter ihren Mitgliedern zählte. Die Kämpfe um die Erweiterung der Öffentlichkeit fanden hingegen nicht nur in den Parlamenten und Sitzungssälen, sondern auch auf den Straßen und Plätzen statt.

Waren es zeitstrukturelle und sozialräumliche Veränderungen, die im 18. Jahrhundert zur Entdeckung der Gestaltbarkeit von Gesellschaft beigetragen haben, so lässt sich auch das seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts zu beobachtende Schwinden gesellschaftlicher Gestaltungsvorstellungen mit einem Wandel in diesem beiden Dimensionen in Verbindung bringen. Auf die Ablösung eines zyklischen durch ein lineares Zeitverständnis in der Moderne folgt in der Gegenwart eine fortschreitende Flexibilisierung von Zeit. Alltagsweltlich zeigt sich das am Bedeutungsverlust der Ordnung des Stundenplans. Biographisch wird der „institutionalisierte Lebenslauf“ durch die flexibilisierte „Bastelbiographie“ abgelöst. Mit Blick auf die Geschichte nimmt die Flexibilisierung der Zeit die Gestalt einer Desorientierung des historischen Sinns an. Die Folge ist, dass die Zukunft zwar weiterhin als offen, aber zunehmend als unkalkulierbar erlebt wird. Für diesen Verlust von Zukunft, den wir gerade auch in der aktuellen Krise erleben, hat die Soziologie bereits vor einiger Zeit den Begriff der „Risikogesellschaft“ geprägt. In ihr ist an die Stelle der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, die Angst vor zukünftigen Gefahren getreten. Für gesellschaftliche Gestaltungsvorstellung bleibt da buchstäblich keine Zeit, insofern das Einzige, was hier noch getan werden kann, der Versuch der Verhinderung des noch Schlimmeren ist.

Mit dieser Verdunkelung des Zukunftshorizonts korreliert sozialräumlich eine fortschreitende Fragmentierung und Polarisierung der Städte. Auf eine politische Folge dieser städtischen Spaltung hat Lea Elsässer, die vorangegangene Preisträgerin des Wilhelm-Liebknecht-Preises, in ihrer Rede aufmerksam gemacht: Mancherorts besteht in der Wahlbeteiligung zwischen armen und reichen Stadtteilen eine Kluft von 40 Prozent. Die Spaltung der Stadt zeigt sich aber auch im Bedeutungsverlust öffentlicher Räume. Einerseits findet eine fortschreitende Privatisierung solcher

Räume statt, die unter der Prämisse der Unsichtbarmachung gesellschaftlicher Widersprüche steht. Bürgersteige und Plätze werden mit Restauranttischen vollgestellt, Geschäfte ziehen sich von der Straße in geschlossene Shopping Malls zurück, während Innenstadtverordnungen bestimmte Formen des Aufenthalts an öffentlichen Orten mit Bußgeldern belegen. Andererseits flüchten sich die Bewohner der Städte zeitgleich selbst zunehmend ins Private. Gated Communities, die anderenorts bereits das Wohnungsmarktsegment mit dem größten Wachstum bilden, gewinnen auch in Deutschland an Einfluss. Eine Privatisierung lässt sich auch in dem für Wilhelm Liebknecht zentralen Bereich der Bildung beobachten: Immer mehr Mittelklassefamilien schicken ihre Kinder auf private statt auf öffentliche Schulen.

Lässt sich die Verdunkelung des Zukunftshorizont als eine treibende Kraft des Schwindens gesellschaftlicher Gestaltungsvorstellungen verstehen, insofern sich eine unkontrollierbar erscheinende Zukunft nicht beeinflussen lässt, zeigt sich in den Städten, was die Folgen dieser Entwicklung sind. Die Öffentlichkeit, die einstmals als ein Ort kollektiver Verständigung und politischer Weltgestaltung verstanden wurde, hat in der Gegenwart an Versammlungskraft eingebüßt. Der kämpferische und engagierte Citoyen, wie ihn Wilhelm Liebknecht verkörperte, ist im Schwinden begriffen. An seine Stelle ist das „unternehmerische Selbst“ getreten. Dieses sieht als seine Aufgabe nicht mehr die Veränderung der Welt, sondern die beständige Arbeit an der eigenen Leistungsfähigkeit an. Nicht ohne Grund stellt Selbstoptimierung eines der zentralen Schlagworte unserer Gegenwart dar. Der Aufstieg des „unternehmerischen Selbst“ zur neuen Sozialfigur ist Ausdruck einer fortschreitenden Ökonomisierung des Sozialen, in deren Folge eine der zentralen Errungenschaften der modernen Öffentlichkeit, nämlich die Kollektivierung sozialer Risiken rückgängig gemacht wird. Hatte die Moderne immer neue Gestaltungsaufgaben in den Bereich der Politik gehoben, so findet demgegenüber gegenwärtig eine Privatisierung solcher Risiken statt. Auch das tritt aktuell in der Corona-Krise an dem für Liebknecht zentralen Bereich der Bildung besonders hervor. Während sich Home-Office und Homeschooling zumeist nur für besser gestellte Berufsgruppen, allen voran Akademiker verbinden ließen, fand in den unteren Schichten eine Multiplizierung der sozialen Benachteiligung statt, die für die davon betroffenen Kinder Zeit ihres Lebens nicht aufholbar sein wird. Wilhelm Liebknecht hätte diese Entwicklung große Sorge bereitet. Meine Arbeit zeigt – und damit komme ich zum Schluss – dass diese soziale Dynamik keinesfalls notwendig ist. Vielmehr stellt das Schwinden gesellschaftlicher Gestaltungsvorstellungen selbst das Resultat politischer Entscheidungen dar, durch die sich das Verhältnis zwischen Politik und Ökonomie zugunsten der „unsichtbaren Hand“ des Marktes verschoben hat. Insofern ist meine Untersuchung auch als ein Appell zu verstehen, das Politische als Sphäre der Gestaltbarkeit wiederzuentdecken. Dafür braucht es aber nicht nur Bücher über diese Entwicklung, sondern vor allem Figuren wie Wilhelm Liebknecht, die sich innerhalb einer kritischen Öffentlichkeit für sich und andere engagieren.

Herzlichen Dank!

II. Miszellen

Die Gießener Antikensammlung als Lehr- und Lernort an der Schnittstelle zwischen universitärer Lehrsammlung und öffentlichem Museum

MICHAELA STARK

Die Gießener Antikensammlung ist eine der traditionsreichsten Universitäts-sammlungen Deutschlands¹. Der älteste Teil der Sammlung, der Grundstock der Münz-sammlung, lässt sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Der umfangreiche Objektbestand deckt ein breites chronologisches wie geographisches Spektrum ab – von Keramik aus dem östlichen Mittelmeergebiet, aus Zypern und Ägypten, Original-funden und historischen Repliken aus Heinrich Schliemanns Grabungen in Troja und Mykene, griechische und unteritalische Keramik, etruskische anatomische Votive, hin zu hellenistischen Terrakotten, römischer Terra Sigillata und Glasgefäßen. Ein weiterer wesentlicher Bestand ist die umfangreiche Sammlung antiker Münzen, sowie Reste der einst ebenfalls großen, jedoch im 2. Weltkrieg bis auf wenige Stücke fast vollständig zerstörten Gipsabguss-Sammlung. Die Sammlung wurde im Laufe ihrer teils ereignisreichen Geschichte von unterschiedlichen Forscherpersönlichkeiten um neue Objekte und Objektgruppen bereichert, es wurden neue inhaltliche Akzente gesetzt und die Bestände wurden als traditionelle universitäre Lehrsammlung erforscht, aber auch bereits früh regelmäßig als Gegenstand von Lehrveranstaltungen genutzt.

Ein repräsentativer Teil der Sammlung ist seit 1987 öffentlich zugänglich im Wallenfels'schen Haus des Oberhessischen Museums ausgestellt. Seit 2007 finden regelmäßig Sonderausstellungen in der Antikensammlung statt, 2009 wurde die Kustodie zur Betreuung des Bestandes eingerichtet und seit demselben Jahr unterstützt der Förderverein „Freunde der Gießener Antikensammlung e.V.“ die Aktivitäten der Antikensammlung.

Seit April 2018 ist ein neues Team für die Betreuung der Sammlung zuständig, das zugleich unterschiedliche Erfahrungen und Kompetenzen in die Sammlungsarbeit einbringt und in dieser Konstellation neue Impulse setzt: Neue Lehrstuhlinhaberin der Professur für Klassische Archäologie und Leiterin der Antikensammlung ist Prof. Dr. Katharina Lorenz, die bis zu ihrem Wechsel nach Gießen Professorin für Klassische Archäologie und Direktorin des Digital Humanities Centre an der Universität Nottingham war und neben ihrer im deutschen und britischen Hochschulsystem

1 Zur Geschichte der Gießener Antikensammlung: M. Recke, Die Klassische Archäologie in Gießen. 100 Jahre Antikensammlung. Gießen 2000.

erworbenen Lehrkompetenz und objektwissenschaftlichen Expertise auch langjährige Erfahrung in der Entwicklung und Implementierung von computergestützten, interaktiven Besuchererlebnissen im Kulturbereich (Creative Visiting) in die Museumsarbeit einbringt. Dr. Michaela Stark – die Verfasserin dieses Beitrags – treibt als Kustodin der Antikensammlung neben der Konzeption von Sonderausstellungen und der Einbindung der Antikensammlung in die universitäre Ausbildung und Lehre vor allem die Entwicklung neuer museumsdidaktischer Vermittlungskonzepte voran.

Die Besonderheit der Gießener Antikensammlung liegt in ihrer Positionierung an der Schnittstelle zwischen öffentlichem Museum und universitärer Lehrsammlung. Neben einem fachwissenschaftlich geschulten Publikum von Studierenden, sowohl der Klassischen Archäologie aber auch anderer Disziplinen, und Wissenschaftlern, die den Sammlungsbestand regelmäßig zur Forschung nutzen, gehört auch ein breites öffentliches Publikum von Museumsbesuchern mit heterogenen Interessen und Vorwissen zu den Nutzern der Sammlung. Dieses Nebeneinander verschiedener Nutzergruppen ist einerseits eine Herausforderung für die museumsdidaktische Aufbereitung der fachwissenschaftlichen Inhalte, zugleich aber bietet dieser Faktor ein besonderes Potential, die Antikensammlung als Labor für unterschiedliche Lehrkonzepte und museumsdidaktische Aktivitäten zu nutzen. Der Fokus der Sammlungsarbeit stützt sich dabei auf drei Säulen: Ausstellungen und Öffentlichkeitsarbeit, Aufgaben in Lehre und Forschung, sowie die Nutzung neuer digitaler Technologien in Forschung, Lehre und in der musealen Vermittlung.

Im Folgenden soll ein Überblick über die vielfältigen Aktivitäten und Projekte in der Antikensammlung seit 2018 gegeben werden und in diesem Rahmen auch die unterschiedlichen didaktischen Konzepte und Schwerpunkte der Sammlungsarbeit vorgestellt werden.

Das Museum als Lernort: Ausstellungskonzeption, Museumsdidaktik und Vermittlungskonzepte in der Antikensammlung

Die Neukonzeption der Dauerausstellung 2018/19

2018/19 wurde eine umfangreiche Neukonzeption der Dauerausstellung im Wallenfels'schen Haus realisiert. In einer von der Verfasserin geleiteten Lehrveranstaltung im Wintersemester 2018/19 entwickelten Studierende der Klassischen Archäologie, der Kunstgeschichte und der Kunstpädagogik gemeinsam ein neues Ausstellungskonzept, mit dem Ziel, die Antikensammlung als Museum und Lernort noch attraktiver zu machen und neben dem traditionellen Besucherspektrum auch neue Nutzergruppen, darunter vor allem Familien, anzusprechen. Im Rahmen der Lehrveranstaltung wurden gemeinsam Ideen entwickelt, ein Konzept und didaktisches Design für die neue Ausstellung entworfen, sowie Thementafeln, Vitrinen- und Katalogtexte erstellt. Die Studierenden erhielten dabei praxisorientiert Einblick in die unterschiedlichen Bereiche der musealen Vermittlung: von der museumsdidaktischen Konzeption über die inhaltliche und didaktische Aufbereitung fachwissenschaftlicher Inhalte für die museale Vermittlung bis hin zu sachgerechtem konservatorischen Umgang



Abb. 1: Ausstellungsaufbau: Neugestaltung einer Vitrine (Foto: M. Stark)



Abb. 2: Ausstellungsaufbau: Einrichtung einer Vitrine (Foto: M. Stark)

mit den Artefakten, der Vitrinengestaltung und der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Auch das Vitrinen-Design wurde grundlegend umgestaltet und modernisiert, um die Objekte effektiv in den Blick des Betrachters zu rücken.

Die Studierenden bespannten dafür Böden und Rückwände der Vitrinen neu und richteten in Teams die Objektdisplays der Themen-Vitrinen mit Begleittafeln und Informationstexten ein. Dabei wurden in die Konzeption auch didaktisch besonders aufbereitete Sektionen mit Fokusobjekten eingerichtet, die Kinder spielerisch an antike Themen heranzuführen. Finanziell unterstützt wurden die umfangreichen Umgestaltungsmaßnahmen durch den Förderverein Freunde der Gießener Antikensammlung, der auch den Druck des begleitenden Ausstellungskataloges ermöglichte.

Im Rahmen des Projekts entstand so eine stärker kulturhistorisch fokussierte Dauerausstellung. Themenvitrinen geben dabei Einblicke in unterschiedliche Aspekte antiker Lebenswelten: von Handel und Wirtschaft, Kulturtechniken wie der Schriftkultur über die griechische Festkultur am Beispiel des griechischen Symposions und des antiken Theaters, den Aktionsräumen von Frauen, religiösen und sepulchralen Aspekten bis hin zur faszinierenden Welt der Mythen. Die thematischen Sektionen ermöglichten außerdem, in Kooperation mit der Universitätsbibliothek und deren Leiter der Sondersammlungen Dr. Olaf Schneider, die umfangreichen universitären Sammlungsbestände an Papyri, Keilschrifttafeln und Ostraka² beispielhaft im neuen Ausstellungskonzept zu thematisieren und vorzustellen. Beispiele in Form von

2 <https://www.uni-giessen.de/ub/ueber-uns/sam/papyri-ostraka-keilschrifttafeln>



Abb. 3: Blick in die neu eingerichtete Ausstellung: Vitrine zum Thema ‚Mythenwelt‘ (Foto: M. Stark)

Bilder Welten

Eine Zeitreise
in die Antike

JLU
NEUE WEGE SEIT 1607

JUSTUS-LIEBIG-
UNIVERSITÄT
GIESSEN



**Neukonzeption der
Dauerausstellung
der Antikensammlung**

**Feierliche Eröffnung
mit Begleitprogramm
Sonntag, 19. Mai 2019
11 Uhr**

Wallenfels'sches Haus
Kirchenplatz 6, 35390 Gießen
Öffnungszeiten: Di - So, 10-16 Uhr
www.antikensammlung-giessen.de

ANTIKENSAMMLUNG

JUSTUS-LIEBIG-
UNIVERSITÄT
GIESSEN

Freunde der Antikensammlung Gießen, e.V.
Verein zur Förderung der Giessener Antikensammlung

Abb. 4: Plakat zur Eröffnung der neuen Dauerausstellung

Ostraka und Keilschrifttäfelchen konnten so zur Eröffnung dankenswerter Weise im Original gezeigt werden und bereichern – aus konservatorischen Gründen durch Digitalisate ersetzt – dauerhaft die Ausstellung und informieren die Besucher über die verschiedenen antiken Schreibmaterialien und ihre Bedeutung. Zwei eigens für die Präsentation von Münzen ausgestaltete Projektvitrinen zeigen zudem nun wieder Objekte der umfangreichen Münzsammlung und werden im Rahmen von Sonderausstellungen und studentischen Projekten für numismatische Wechselausstellungen genutzt. Zudem wurden in einer weiteren Projektvitrine bis zum Herbst 2019 Funde des aktuellen Surveyprojektes von Dr. des. Julia Koch vom Team der Klassischen Archäologie in Kooperation mit der hessenArchäologie ausgestellt.

Am 19. Mai 2019, zum internationalen Museumstag, wurde die neue Dauerausstellung unter dem Titel „Bilder-Welten – eine Zeitreise in die Antike“ feierlich eröffnet und das neue Konzept und die Themenvitrinen im Rahmen von studentischen Führungen vorgestellt. Auch der neue Ausstellungskatalog³, der die Themen der Dauerausstellung vertieft und anhand ausgewählter Sammlungsobjekte erläutert wurde bei diesem Anlass präsentiert.

Im Laufe des Jahres 2019 fanden zwei weitere thematische Sonderausstellungen unter Beteiligung von Studierenden unterschiedlicher Fachrichtungen und Universitäten statt.

Sonderausstellung „Kleider machen Leute – Margarete Bieber und ihre Studien zur antiken Tracht“ (27.06.–13.10.2019)

Unter dem Titel „Kleider machen Leute“ widmete sich die zweite Sonderausstellung des Jahres, die am 27.06.2019 unter großem öffentlichem Interesse feierlich eröffnet wurde, einer außergewöhnlichen Frau und Wissenschaftlerin, die für die Universität und die Stadt Gießen gleichermaßen von großer Bedeutung ist: Margarete Bieber (1879-1978) – nicht nur bis heute eine renommierte und viel beachtete Klassische Archäologin, sondern auch eine Vorreiterin der Frauenemanzipation, die sich gegen alle Widerstände der damaligen Zeit als Frau in der Wissenschaft etablierte und Karriere machte. Im Jahre 1919, vor genau 100 Jahren, wurde sie als eine der ersten Frauen Deutschlands zur Habilitation zugelassen. Von 1923 an lehrte sie als Professorin an der Universität Gießen. Während dieser Zeit hat sie die Antikensammlung intensiv für Forschung und Lehre genutzt, und den Bestand um wesentliche Exponate bereichert. 1933 wurde sie aufgrund ihrer jüdischen Abstammung entlassen, emigrierte zunächst nach England und schließlich nach Amerika, wo sie sich ein neues Leben aufbaute und auch ihre wissenschaftliche Karriere bis zu ihrem Tod fortsetzte. Die Sonderausstellung widmete sich einem Forschungsschwerpunkt Margarete Biebers, ihren Studien zur antiken Tracht, und zeigte bisher noch nicht öffentlich präsentierte photographische Aufnahmen, die dokumentieren, wie Margarete Bieber

3 M. Stark (Hrsg.), Bilder-Welten. Eine Zeitreise in die Antike mit den Highlights der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen. Katalog zur neukonzipierten Dauerausstellung (Bilderhefte der Gießener Antikensammlung Nr. 4), Gießen 2019.



Abb. 5: Einblick in die Sonderausstellung (Foto: M. Stark)

die Tragweise antiker Gewänder praktisch an lebenden Modellen rekonstruierte. Begleitend führte die Ausstellung an den griechischen und römischen Originalen der Antikensammlung in die Formen und Drapierungen antiker Kleidung ein. Die Ausstellung wurde von Dr. Michaela Stark gemeinsam mit Dr. Matthias Recke (seit 2016 Kustos des Skulpturensaals und der Antikensammlung der Goethe Universität Frankfurt) kuratiert, von Studierenden der Klassischen Archäologie an den Universitäten Frankfurt und Gießen konzipiert und durch die Freunde der Gießener Antikensammlung sowie das Gleichstellungsbüro der Justus-Liebig-Universität Gießen gefördert und durch das Universitätsarchiv Gießen (zum damaligen Zeitpunkt Leiterin Dr. E.-M. Felschow) unterstützt.

Sonderausstellung „Reisen in die Unterwelt – Antike Unterweltskonzepte und ihre Rezeption“ (17.11.2019 – 15.02.2020; verlängert bis zum 31.03.2020)

Zahlreiche interessierte Besucher lockte auch die dritte Ausstellung des Jahres 2019 in die Antikensammlung. Unter dem Titel „Reisen in die Unterwelt“ widmete sich die Ausstellung, diesmal gemeinsam mit dem Institut für Kunstgeschichte der JLU, sowie in Kooperation mit dem Oberhessischen Museum, der Abguss-Sammlung des Archäologischen Seminars der Universität Marburg, der Professur für Klassische Philologie der JLU, zweier Gießener Künstler und der hessenArchäologie antiken Unterweltsvorstellungen in Bilderwelt, Mythos und Literatur und deren Rezeption vom Mittelalter bis heute. Im Zentrum stand dabei besonders die Katabasis, die



Abb. 6: Ausstellungsplakat *Reisen in die Unterwelt*



Abb. 7: *Einblick in die Ausstellung (Foto: M. Stark)*

Reise in die Unterwelt. Im Fokus der Ausstellung standen antike Objekte und deren Rezeptionen vom Mittelalter bis in die Moderne. Die Sonderausstellung wurde von Dr. Michaela Stark gemeinsam mit Dr. Carolin Rinn, zum damaligen Zeitpunkt Mitarbeiterin des Instituts für Kunstgeschichte, gemeinsam kuratiert. An der Konzeption, die im Rahmen einer interdisziplinären Lehrveranstaltung entwickelt wurde, waren Studierende der Klassischen Archäologie, Kunstgeschichte, Theaterwissenschaften, Geografie, Anglistik und Germanistik beteiligt. Begleitend zur Ausstellung erschien wiederum ein Katalog⁴, der bekannte Unterweltsreisen aus Epos und Mythologie exemplarisch anhand von Objekten der Antikensammlung und ausgewählter Leihgaben vorstellt. Zur Ausstellung fand zudem ein Begleitprogramm statt, das neben einem Thementag zu Unterweltsmythen für Kinder und Familien auch einen von Studierenden konzipierten und durchgeführten wissenschaftlichen Workshop zum Thema Unterweltsrezeption umfasste. Aufgrund des großen öffentlichen Interesses an der Ausstellung wurde die Laufzeit zu Beginn des Jahres 2020 noch einmal verlängert (bis zum 31.03.2021).

Am Beispiel der verschiedenen Ausstellungsprojekte lassen sich die didaktischen Stränge der Idee, die Antikensammlung weniger als traditionelle Schausammlung, sondern als Experimentierfeld für museale Vermittlungskonzepte und interaktive didaktische Formate zu nutzen, anschaulich zusammenführen.

Im Fokus steht das Museum als Lernort, in dem unterschiedliche Nutzergruppen mit verschiedenen Interessen und Ansprüchen zusammentreffen. In Hinblick auf Studierende bilden dabei die objektbezogene Lehre sowie die praxisorientierte museumsdidaktische Ausbildung wesentliche Schwerpunkte. In einem neugeschaffenen Praxismodul Praxis- & Vertiefungsmodul: „Klassische Archäologie in der Anwendung“ und im Rahmen zweier Afk-Module „Museumsdidaktische Konzepte und Formen des Vermittelns“ und „Erfassen und Auswerten von archäologischen Objekten“ an der Professur für Klassische Archäologie sind diese im Studienverlauf implementiert und als festes Format in der Lehre verstetigt.

In den interdisziplinär angelegten Lehrformaten werden Studierenden der Klassischen Archäologie und der Nachbardisziplinen wesentliche Inhalte und Kompetenzen vermittelt, die Studierenden werden in Umgang und Auswertung der Objekte und in der musealen Vermittlung geschult und erwerben wesentliche Kompetenzen in der Arbeit im Kulturbereich und der Vermittlung, die sie auch auf den späteren Berufseinstieg vorbereiten. Dieser Schwerpunkt ist zugleich ein Alleinstellungsmerkmal für den Studienstandort Gießen.

Ein weiteres Ziel der zahlreichen Aktivitäten in der Antikensammlung ist die Steigerung von Reichweite und Attraktivität der Sammlung und das Erreichen eines größeren Spektrums an Nutzern und Museumsbesuchern. Neben Ausstellungen, Führungen und Workshops spielt hier auch die Kooperation mit den Schulen eine Rolle, sowohl im Hinblick auf Projekttag als auch in Form von Schulpraktika. Auch

4 M. Stark – C. Rinn, Reisen in die Unterwelt. Katalog zur Sonderausstellung in der Gießener Antikensammlung. (Bilderhefte der Gießener Antikensammlung Nr. 5) Gießen 2019.

hier wurden bereits verschiedene neue Impulse gesetzt und Projektideen entwickelt. Im Rahmen verschiedener Aktivitäten arbeitet das Team der Professur für Klassische Archäologie und der Antikensammlung mit unterschiedlichen Kooperationspartnern zusammen. Dazu zählen die Sammlungskoordination der JLU (Dr. Alissa Theiss) und auch andere Universitäts-Sammlungen, unter anderem die Universitätsbibliothek (Dr. O. Schneider) und das Universitätsarchiv (Dr. J. Hendel), die Hermann Hofmann Akademie (Prof. Dr. Volker Wissemann), die Institutionen der Stadt Gießen, vor allem das Oberhessische Museum, aber auch das mathematikum. Im Rahmen der „Langen Nacht der Wissenschaft“ am 16.11.2018 beleuchtete Prof. Dr. K. Lorenz im Rahmen eines Interviews mit Professor Beutelspacher das Phänomen der Unendlichkeit aus archäologischer Perspektive und veranschaulichte ihre Überlegungen anhand der umlaufenden Tierfriese der korinthischen Kotyle des Gießener-Malers. Am 26.05.2019 beteiligte sich die Antikensammlung an der durch das mathematikum Gießen in Zusammenarbeit mit der Gießen Marketing GmbH organisierten „Straße der Experimente“.

Die Bestände der Antikensammlung sind darüber hinaus Gegenstand von Forschungsprojekten und -kooperationen. Im Fokus verschiedener Projekte steht aktuell die Münzsammlung. Die fast 4000 Exemplare umfassende Münzsammlung ist der älteste Bestand der Gießener Sammlung und zugleich aufgrund ihrer Vielfalt und der Einzigartigkeit einiger Prägungen von hoher wissenschaftlicher Relevanz⁵. Bisher ist der Bestand in großen Teilen noch nicht abschließend wissenschaftlich erschlossen. Verschiedene Gruppen von Prägungen wurden bislang im Rahmen von Lehrveranstaltungen ausgewertet. Zudem sind Prägungen aus dem Gießener Bestand Untersuchungsgegenstand von Forschungsprojekten: aktuell werden Fallbeispiele aus der Gießener Sammlung im Forschungsprojekt „KOINON: Common currencies and shared identities. Understanding the structures and daily realities of Greek federal states through an analysis of coin production and coin circulation in the Aetolian and

5 zu Geschichte und Bestand der Münzsammlung: E. Schmidt: Johann Heinrich May der Jüngere und die Gießener Münzsammlung. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Giessen 48 (1964), S. 93–117; H.G. Gundel, Die Münzsammlung der Universität Gießen. Geschichte, Inhalt, Bearbeitung. Zweite, ergänzte Auflage. Giessen 1984; M. Sipsie-Eschbach, Griechische und römische Münzen aus der Münzsammlung der Justus-Liebig-Universität. Eine Auswahl. Katalog einer Ausstellung der Universitätsbibliothek und der Professur für Klassische Archäologie der Justus-Liebig-Universität in der Volksbank Giessen vom 21.11.–9.12.1988. Gießen 1988; M. Recke – P. Kobusch (Hrsg.): Bare Kunst. Meisterwerke im Miniaturformat. Griechische und Römische Münzen der Gießener Antikensammlung (Bilderhefte der Gießener Antikensammlung Nr. 3). Gießen 2011. Stark, M. (Hrsg.): Bilder-Welten. Eine Zeitreise in die Antike mit den Highlights der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen. Katalog zur neukonzipierten Dauerausstellung (Bilderhefte der Gießener Antikensammlung Nr. 4). Gießen 2019; M. Stark, Zwischen Tradition und Moderne: Die Münzsammlung der Gießener Antikensammlung – Geschichte, Herausforderungen, Chancen und Perspektiven, Beitrag im Rahmen der Publikation zur Tagung: Geschichte, Gegenwart & Zukunft der universitären Münzsammlungen im deutschsprachigen Raum NUMid – Netzwerk universitärer Münzsammlungen in Deutschland Gotha 2020 (in Druckvorbereitung).



Abb. 8: Digitalisierung im Rahmen des NUMiD-Projekts durch Projektmitarbeiterin J. Diehl (Foto: M. Stark)

Peloponnesian Koina (5th – 1st BC)“ der Goethe Universität Frankfurt⁶ (Prof. Dr. Fleur Kemmers, Professur für Münze und Geld in der griechisch-römischen Antike) analysiert. Im Rahmen des universitären Verbundprojektes NUMiD⁷ wurde 2019 die Digitalisierung des fast 4000 Objekte umfassenden Bestandes begonnen, der dadurch langfristig digital verfügbar und wissenschaftlich nutzbar gemacht wird.

2020/21 Digitale Interaktionstechnologien in der Antikensammlung

Ein weiterer Schwerpunkt der Professur für Klassische Archäologie sind digitale Kulturpraktiken und ihre Einsatzmöglichkeiten im Museumsbereich. Die Antikensammlung nimmt hier als Labor für digitale Interaktionstechnologien wiederum eine Schlüsselfunktion ein. In diesem Bereich konnte das Team der Antikensammlung auf die langjährige Erfahrung und Expertise von Katharina Lorenz im Bereich des Creative Visiting aufbauen⁸.

6 Informationen zum Projekt: https://www.uni-frankfurt.de/69818132/ContentPage_69818132.

7 <http://numid-verbund.de/>

8 Munoz Civantos, A. – M. Brown – T. Coughlan – S. Ainsworth – K. Lorenz (2016), Using mobile technologies to structure interpretation with professional vision. *Personal and Ubiquitous Computing* 2016, 1–14; Vgl. auch die Projekte: Visitorbox: <https://www.uni-giessen.de/fbz/fb04/institute/altertum/klassarch/forschung/digitalekulturpraktiken/Visitorbox>; Digital

Digitale Technologien und Tools spielen eine immer größere Rolle in der Wissensvermittlung im musealen Bereich – zugleich bieten sie vielfältige Einsatzmöglichkeiten: vom barrierefreien Zugang zu Informationen, der orts- und zeitunabhängigen Verfügbarmachung und Vernetzung von Objekt-Metadaten für große Nutzergruppen, virtuelle Museumsrundgänge, digitale Ausstellungen und die Implementierung von Objekten via VR- und AR-Technologie bis hin zu immersiven Erlebnisszenarien, die es Nutzern, statt Informationen nur passiv zu konsumieren, ermöglichen, sich aktiv und spielerisch ihnen unbekannte Objekte und Themenfelder zu erschließen.

Im Zuge der durch die Corona-Pandemie bedingten zeitweiligen Schließung der kulturellen Einrichtungen ab März 2020 setzte die Antikensammlung die ersten inhaltlichen Sequenzen dieser digitalen Strategie in der Vermittlung ein und stellte über die verschiedenen Social Media Kanäle interaktive Inhalte zu Objekten, Spiele, Rätsel und virtuelle Führungen bereit. Auch die Programme der beiden Internationalen Museumstage 2020 und 2021 wurden durch digitale Angebote bereichert, darunter auch ein 360 Grad-Rundgang durch die Sammlungsräume. Zusätzlich wurde ein digitaler Newsletter entwickelt, der die Informationen zur Antikensammlung und geplanten Aktivitäten mit eingebetteten digitalen Angeboten kombiniert.



Abb. 9: Erstellung von digitalen Inhalten in der Antikensammlung (Foto: M. Stark)

Tools for New Audiences: <https://www.uni-giessen.de/fbz/fb04/institute/altertum/klassarch/forschung/digitalekulturpraktiken/DigitalTools>.



Abb. 10: Display der Ausstellung Gruppenbilder (Foto: M. Stark)

Auch im Rahmenprogramm der im Oktober 2020 eröffneten Sonderausstellung „Gruppenbilder- von der Kunst des Gemeinsam-Seins (29.10.2020–31.07.2021)“ kamen verstärkt digitale Elemente zum Einsatz.

Die Ausstellung präsentierte in vier übergeordneten Themen-Sektionen antike Konzepte des Gemeinsamseins⁹ – ein Thema, das vor dem Hintergrund der akuten Erfahrungen von Gemeinschaft und Distanz gerade in Zeiten der Pandemie große Aktualität hat. In der Sektion GRUPPEN DENKEN standen Beispiele aus den privaten und öffentlichen Bereichen Griechenlands und Roms im Fokus, sowie die Frage, welche Vorstellungen von Gemeinschaft sich in Gruppenbildern artikulieren können, und wie sich diese über die Zeit bzw. von Kontext zu Kontext wandeln. In der Kategorie RAND GRUPPEN wurde verfolgt, wie Gruppenbilder Grenzen zwischen unterschiedlichen Sphären überwinden helfen und zur Integration von Personen und Konzepten beitragen können, die es gemeinsam eigentlich nicht geben kann. Hier dienten griechische Darstellungen des gemeinsamen Handelns von Menschen, Göttern und mythischen Figuren sowie zwischen Toten und Hinterbliebenen als Fallbeispiele. In RISIKO GRUPPEN wurde die Ausgrenzung Einzelner aus einer Gruppe und das Scheitern von Gruppen-Konfigurationen thematisiert. Die Sektion PRODUKT GRUPPEN weitete den Begriff der Gruppe auf den Bereich der

⁹ <https://www.uni-giessen.de/fbz/fb04/institute/altertum/klassarch/einrichtungen/antiken-sammlung/ausstellungen/gruppenbilder>

klassisch-archäologischen Rezeption aus und verfolgte an ägyptischen, zyprischen, griechischen und etruskischen Beispielen, welche unterschiedlichen Figurenkonstellationen in der Forschung als Gruppe betrachtet werden. Die Ausstellung wurde unterstützt durch Leihgaben der Abguss-Sammlung der Universität Marburg. Zur Ausstellung erschien ein umfangreicher Begleitkatalog¹⁰, der die verschiedenen antiken Gruppenkonstellationen anhand ausgewählter Objekte der Antikensammlung und Leihgaben beleuchtet.

Begleitend zur Laufzeit der Sonderausstellung wurde wiederum ein Lehrkonzept entwickelt, das die wissenschaftliche Arbeit mit Objekten und das computergestützte Vermitteln von Wissen zusammenführte: in einer interdisziplinären, studiengangs- und hochschulübergreifenden Lehrveranstaltungsreihe im Wintersemester 2020/21 und im Sommersemester 2021 entwickelten Studierende anhand von Beispielobjekten der Sonderausstellung interaktive Elemente, um Besucher unterschiedlicher Vorkenntnisse und Interessen bei der Beschreibung, Analyse und Interpretation der Artefakte zu unterstützen und zu führen. Dabei wurden verschiedene digitale Tools ausprobiert und erste didaktische und technische Erfahrungen gesammelt. Diese Vorarbeiten mündeten schließlich in dem im August 2021 gestarteten, durch das Netzwerk digitale Hochschullehre Hessen (HessenHub)¹¹ geförderten Projekt



Abb. 11: Screenshot-Beispiel des Projekts „Diagnostico“ (Design: E. Breuker M.A.)

- 10 K. Lorenz – M. Stark, Gruppenbilder – von der Kunst des Gemeinsam-Seins. Katalog zur Sonderausstellung in der Gießener Antikensammlung. (Schnittstelle Antike Nr. 1) Gießen 2020.
- 11 Informationen zum Projekt und zum Team: <https://www.uni-giessen.de/fbz/zentren/zfbk/digll/digll-jlu-projekte-2/jlu-interne-foerderprojekte-beginn-2021/diagnostico-ein-digitaler-beschreibungs-und-analysetrainer-fuer-studium-und-kulturgutvermittlung>

„DIAGNOPTICO – Ein digitaler Beschreibungs- und Analysetrainer für Studium und Kulturgutvermittlung.“

Im Rahmen des derzeit laufenden Pilot-Projekts entwickeln Studierende der Klassischen Archäologie und der Nachbardisziplinen, sowie Teilnehmer des Internationalen Austauschprogramms der Justus-Liebig-Universität (VIP) anhand von Objekten der Antikensammlung ein digitales Trainingstool für die Objektanalyse und Kulturgütervermittlung:

Hierbei werden zu Fokusobjekten unterschiedlicher Fundgruppen Erlebnis-Szenarios für Museumsnutzer unterschiedlichen Alters und Interessen kreiert, die es Nutzenden am PC oder auf einem mobilen Endgerät ermöglichen, sich ein ihnen unbekanntes Objekt Schritt für Schritt selbst zu erschließen. Das strukturierende Element der Interaktionen ist der bildwissenschaftliche Beschreibungsprozess. Hierfür wurde das für die Bildwissenschaften grundlegende Diagnosemodell des Kunsthistorikers Erwin Panofsky adaptiert. Das Projekt vereint somit zugleich die Bereiche der wissenschaftlichen Ausbildung und der Museumsdidaktik, denn das sichere Beherrschen der Methodik ist einerseits eine zentrale Schlüsselqualifikation für Studierende der Kunstwissenschaften. In der Adaption dieser wissenschaftlichen Methodik für den Museumsbereich und der didaktischen Herausforderung, interaktiver Sequenzen zu entwickeln, die auch Nutzer ohne archäologische Vorkenntnisse an Objekte und ihre verschiedenen Interpretationsebenen heranführen, erwerben die Studierenden darüber hinaus wesentliche didaktische Kompetenzen, die für einen späteren Berufseinstieg im Bereich der Kulturgütervermittlung essentiell sind.

Ausblick

Die Ergebnisse des Projektes sollen in Form einer Virtuellen Ausstellung zum Internationalen Museumstag im Mai 2022 der Öffentlichkeit präsentiert und das Konzept im praktischen Einsatz im Museumskontext erprobt werden. Danach ist geplant, das Konzept des Beschreibungstrainers in Kooperation mit der Sammlungsorganisation, dem Botanischen Garten der Universität und dem Oberhessischen Museum auf andere Sammlungskontexte und Fachdisziplinen auszuweiten und zu adaptieren.

Die eingangs bereits erwähnte besondere Position der Gießener Antikensammlung an der Schnittstelle zwischen Universität und Stadt bietet die idealen Voraussetzungen zur Gestaltung eines interaktiven Lehr- und Lernraumes für ein breites Spektrum an Nutzern und für die Erprobung neuer Lehrkonzepte und innovativer Formate. Dementsprechend wird die Sammlung auch in Zukunft eine zentrale Rolle in Forschung und universitärer Lehre, wie auch der musealen Vermittlung spielen – mit einem breiten Spektrum an innovativen Projekten im digitalen Bereich ebenso wie in Sonderausstellungen und Events in Präsenz.

Grabstätte Gail-Mahla auf dem Alten Friedhof Gießen

DAGMAR KLEIN

Bei seiner Rechercharbeit fand Prof. Hans-Joachim Weimann (gest. 2012) immer wieder Informationen, die er für meine Themen zusammenstellte. Vor 20 Jahren erhielt ich Exzerpte aus den Briefen des Kommerzienrats Wilhelm Gail, bezogen auf den Alten Friedhof. Weimann war derjenige, der dafür sorgte, dass das Gail'sche Familien- und Firmen-Archiv 2003 ans Stadtarchiv Gießen übergeben wurde. Er war der Erste, der die Quellen sichtete, ordnete, digitalisierte und einen Großteil auf CD publizierte (Tabakrauch und Gartenlust). Aktueller Anlass das damalige Exzerpt hier vorzustellen, ist das Erscheinen des neuen Buchs zum Gail'schen Park in Rodheim von Jochen Kehm, siehe Rezension in diesem MOHG-Band. Hinzugefügt habe ich weitere Funde und neuere Erkenntnisse.

Wilhelm Gail und Minna geb. Mahla aus Chicago haben 1883 geheiratet. Die Schwiegereltern Mahla waren deutschstämmig, Besuche in Deutschland waren also selbstverständlich. Schwiegermutter Susanna Mahla geb. Merckle (1837–1886) starb in Gießen bei ihrer Tochter, sie hatte sich bei einer Kur in Bad Kreuznach mit Typhus infiziert. Ihre Bestattung erfolgte auf dem alten Friedhof (Stelle nicht bekannt), nachdem sie von Prof. Eugen Bostroem einbalsamiert worden war. Dies geschah wohl im Hinblick darauf, dass eine Umbettung erfolgen sollte. Denn ihr Ehemann Dr. Friedrich Mahla (1830–1906) fand die erste Grabstätte offenbar nicht würdig genug und veranlasste seinen Schwiegersohn in mehreren Briefen aktiv zu werden. Wilhelm Gail gab schließlich ein großes Stück Land an der SO-Ecke des alten Friedhofs, das Teil eines geplanten Villenviertels am Nahrungsberg war, an die Stadt Gießen. Nicht nur das Gail'sche Grab, auch das gesamte Areal der Südost-Erweiterung wurde in den kommenden Jahren gärtnerisch gestaltet. Verwaltungstechnisch übertragen wurde die Grabstätte im Mai 1889 auf Mahla, nicht auf Gail. Friedrich Mahla selbst, der in der Schweiz starb, ist auch dort bestattet, ebenso seine zweite Ehefrau Anna.

Die Fertigstellung der Grabanlage zog sich über einige Jahre hin. Die Planung stammt von dem Architekten Franz von Hoven, Frankfurt, der bereits die Gail-Villa in Rodheim geplant hatte. In einem ersten Brief an von Hoven, August 1886, fordert Dr. Mahla die „Umschließung mit einer Mauer sowie eines ehernen oder braunen Gitters“. Die Skulptur stammt von Bildhauer Fritz Schaper, Berlin, der parallel am Liebig-Denkmal für Gießen arbeitete. Im Liebig-Denkmal-Komitee saßen Persönlichkeiten aus ganz Deutschland, zu den Honoratioren aus Gießen gehörte auch Carl Gail, der Vater von Wilhelm. Der Kontakt zu dem renommierten Bildhauer war also vorhanden. Die Herstellung der Marmor-Skulptur verzögerte sich allerdings. Auf Druck durch die Auftraggeber konnte die Aufstellung dann doch parallel zur Liebig-Denkmal-Aufstellung Ende August 1890 erfolgen.

Das Liebig-Denkmal orientierte sich am Vorbild des Goethe-Denkmal von Schaper in Berlin, auch für die Trauernde gab es ein Vorbild in Berlin, auf dem Grab Wahlländer auf dem Matthäus-Kirchhof, wie Dr. Eva Broschek herausfand (MOHG 1995, S.49f). Ihre Beschreibung der Gailschen-Trauerskulptur lautet:

„Die überlebensgroße weibliche Gestalt (...) erscheint weniger trauernd, als vielmehr aufgewühlt-bewegt. Aus weißem Marmor gemeißelt, blickt sie majestätisch ernst und entrückt, auf einem ungewöhnlich hohen Sockel sitzend, einen Lorbeerkrantz lässig zwischen ihren Knien baumeln lassend. (...) Die Figur krönt einen aufwendig gestalteten Komplex, der den höchsten Punkt des Friedhofs ‚beherrscht‘ und zu dem eine breite Lauftreppe hinaufführt. (...) Die Gießener Skulptur hat sich von der pauschalen Trauerdarstellung emanzipiert, sie erscheint streng, beinahe hart und eher als programmatische Verkörperung einer fortschrittsgläubigen Familienphilosophie. (...) ein exemplarisches Dokument der Kunst im Wilhelminischen Zeitalter.“

Im März 1891 erfolgt die Umbettung des Sarges von Susanna Mahla. Wilhelm Gail wird von seinem Schwager Theodor Geilfus begleitet. Über den Jahreswechsel 1891/92 finden die Verhandlungen mit dem Frankfurter Stadtgärtner Andreas Weber statt, der für Gail schon den Park in Rodheim geplant und angelegt hatte. Am 21.Sept. 1892 ist von „unserem geplanten Ausbau des Dr. Mahla’schen Grabmales“ die Rede.



Abb. 1: Die Grabstätte Gail-Mahla mit breiter Zugangstreppe und thronender Skulptur

Am 4. Dez.1892 berichtet Wilhelm Gail an Dr. Mahla: „Von Erfolg begleitet (war) die Idee, unsere Stadtverordneten Versammlung zu beeinflussen und zu veranlassen, den um das Grabmal unserer lieben Mama demnächst neu anzulegenden Theil des Friedhofs gärtnerisch so anzulegen, wie es das dem Andenken unserer lieben Mama von Dir gewidmete Grabmal verlangen konnte. Von Hr. Weber sind Anlage und Bepflanzung festgesetzt (...) werde ich nunmehr in den nächsten Wochen in der Lage sein, die Bepflanzung des Grabmals und des Hintergrunds zu betreiben“.

Am 7. Jan. 1893 übersendet Stadtbaumeister Schmandt an Gail „die versprochene Zeichnung über die künftige Gestaltung des Friedhofes in der Nähe der Mahla'schen Begräbnisstätte“. Am 13. März 1893 meldet Wilhelm Gail an Gärtner Andreas Weber, dass „in dieser Woche mein Gesuch wegen des Friedhofs verhandelt werden (soll), außer dem Stück hinter der Grabstelle auch das Theil nach dem neuen Weg abzugeben (...), damit es von Ihnen schön bepflanzt und mit der Grabstelle ein Ganzes wird“. Die Umsetzung erfolgte im April 1893. Allerdings musste ein Hindernis überwunden werden: die Koniferen in Hessen waren alle aufgekauft durch Kaiserin Friedrich, die ihr Schloss im Taunus verschönern ließ. Gail wurde fündig in einer Gärtnerei bei Mönchen-Gladbach, der Transport erfolgte per Bahn.

Mit der Stadt Gießen, namentlich Oberbürgermeister Mecum, schloss er im Oktober 1904 einen Vertrag über die Pflege der Grabstätten Gail-Mahla und Carl Gail an der Südmauer durch die Stadt gegen Bezahlung. Tatsächlich hat Kommerzienrat Gail aber weiterhin selbst dafür Sorge getragen, wie ein Briefwechsel 1924/25 zeigt. Bis heute ist ein Privatgärtner mit der Grabpflege beauftragt.

Als die Stadtgärtner 2020 rund um die Grabstätte die alten Bäume und Hecken stutzen wurde an der Außenwand der Umfassung, auf der nördlichen Seite zum alten Weg, ein Gedicht sichtbar:

„Wir sind wie Kinder, die mit Widerstreben/ Gleich Tropfen von dem Meer, sich losgemacht, / Und die vom Tode werden heimgebracht, / Und liebend an das All zurückgegeben. „

Der Vers stammt von Georg Herwegh (1817–1875), aus „Gedichte eines Lebendigen“ Bd. 1., Zürich 1841, 2. Strophe, Vers 18.

Der zu Lebzeiten anerkannte Dichter führte ein aufregendes Leben, lebte in Berlin, Paris und der Schweiz. Beim Aufstand in Baden war er 1848 Führer einer Freischärlergruppe. Er war befreundet mit Liszt und Wagner, in seinem Salon verkehrten Gottfried Keller und Gottfried Semper. Politische Freunde waren August Follen, Ludwig Büchner, August Becker, Wilhelm Weitling. Er schrieb für die rheinische Zeitung unter Redakteur Karl Marx, war Mitglied der sozialdemokratischen Vereine ADAV (Lassalle) und später SDAP (Bebel/Liebkecht), wandte sich gegen preußischen Militarismus und den Krieg 1870.

Bestattet sind auf der Grabstätte Mahla und Gail

Mittlere Tafel:

Susanna Mahla, geb. Merckle, aus Chicago

Geb. 8.10.1837 in Edenkoben, Gest. 10.7.1886 in Gießen



Abb. 2: Grabstätte der Familien Gail und Mahla – Die Namenstafeln

Links davon:

Dr. Friedrich Mahla

Geb. 31.10.1830 in Edenkoben, Gest. 13.9.1906 in Meran

Anna Mahla, geb. Kelke

Geb. 16.9.1853, Gest. 27.2.1934 (ohne Ort)

Rechts von Sus. Mahla:

Minna Gail, geb. Mahla

Geb. 30.12.1860 in Chikago, Gest. 6.12.1898 in Gießen

Dr. phil.h.c. Wilhelm Gail, Geh.Commerzienrat

Geb. 17.3.1854 in Gießen, Gest. 25.2.1925 in Gießen

Dr.jur. Georg Gail, Industriekaufmann

Geb. 10.4.1884 in Gießen, Gest. 6.12.1950 in Gießen

Gedenktafel am Sockel der Skulptur

Für unseren innig geliebten Sohn Georg Gail

Geb. 25.8.1922 in Gießen, Gest. 2.6.1942 in Adrianna Russland
Als Oberreiter in einem Kavallerie-Regiment

weitere Tafeln vorne für die Kinder:

Erich Gail

Geb. 22.7.1892, gest. 10.5.1903

Friedrich Gail

Geb. 24.6.1888, gest. 4.5.1906

Wilhelm Gails zweite Ehefrau Antonie „Toni“ (1884–1927), verwitwete Schirmer, geb. Knorr, mochte das „Protzgrab“ nicht. Sie zog es vor, neben ihrem ersten Ehemann und ihren früh verstorbenen Töchtern beigesetzt zu werden. Die ausgesprochen schlichte, von einem Metallzaun umgebene Grabstätte liegt weiter unten im Gelände, am Weg von der Kapelle zum Gärtnerhaus.



*Abb. 3: Die Trauernde,
Marmorskulptur von
Fritz Schaper, Berlin*

Neues von Gießener Friedhöfen

DAGMAR KLEIN

Alter Friedhof: Grabstätte Lenz aufwändig restauriert

Im Herbst 2020 war auf dem Alten Friedhof eine auffällige Baustelle zu beobachten. Das Toilettenhäuschen und der gelb leuchtende Bauwagen fielen BesucherInnen sofort auf. Sie gehörten zur Baustelleneinrichtung des Restaurators, der fast drei Monate den Grabstein Lenz in akribischer Feinarbeit restaurierte. Als Wetterschutz wurde am Grab selbst eine Art Überbau mit Plastikplanen errichtet. Über den Winter war das Grabmal verhüllt, erst im Spätsommer 2021 erfolgten die letzten Maßnahmen. Seitdem erstrahlt die Grabstätte in bislang nicht gekanntem Glanz.

Warum wurde dieser Stein vor Ort restauriert, fragten sich viele, andere Grabsteine wurden abgebaut und in einer Werkstatt bearbeitet. Der Denkmalschützer der Stadt Gießen, Joachim Rauch, erklärt dazu: „Es hat mehrmals Gespräche mit dem Chefrestaurator und der Bezirkskonservatorin vom Landesdenkmalamt gegeben.“ Aufgrund der erheblichen Steinschäden habe man sich nach sorgfältigem Abwägen für das Arbeiten vor Ort entschieden. „Der graugelbe Sandstein war durch zahlreiche tiefe Risse so stark geschädigt, dass die Materialverluste bei einem Abbau und Transport einfach zu groß wären.“

Vor Ort arbeitete der Restaurator im Handwerk Stefan Beck, der Fragestellenden bereitwillig erklärte, was und warum er bestimmte Maßnahmen tätigte. Er ist Mitarbeiter der beauftragten Firma Nüthen Restaurierungen in Erfurt, die für Gießen bereits die Bahnhofstreppe und das Bergkasernen-Relief restaurierte. Beck selbst hatte, bevor er nach Gießen kam, Feinarbeiten an Kenotaphen (= leere Sarkophage) im Dom zu Speyer ausgeführt. Dort war er schon mehrfach eingesetzt.

Das Reinigen mit feinen Bürsten kann man sich als Laie noch vorstellen, aber was passiert beim Festigen des Steins? Dafür werden an zuvor bezeichneten Stellen Löcher gebohrt und Glasfaserstäbchen eingeschoben. „Die sind elastisch und machen die natürliche Binnenbewegung des porösen Sandsteins mit, geben ihm aber zugleich Stabilität.“, erläutert Beck. Die Risse und die noch sichtbaren Öffnungen werden anschließend mit farblich angeglicherer Steinersatzmasse wieder verschlossen.

Der gesamte Stein wird vorsichtig gereinigt, aber es werden keine Fehlstellen ergänzt. „Die historische Anmutung und die Patina bleiben erhalten. So geht Denkmalpflege heute vor.“

Beim Reinigen wurde einiges vom Detailreichtum dieses Grabsteins wieder sichtbar. Es gibt diverse Zierleisten und Ornamente, und am Sockel entdeckte Beck drei Zeilen eines Gedichts. „Vermutlich war die Schrift mal gelb-gold eingefärbt, ich habe Farbspuren gefunden.“ Um die Lesbarkeit zu verbessern wurde die Inschrift etwas dunkler als das Gelbgrau des Steins gestaltet, was den sonst üblichen Schattenschwefel imitiert.



Abb. 1: Die restaurierte Grabstätte Lenz-Bredella im November 2021 (Foto D. Klein)

Der Ursprung der Zeilen konnte dank Internetrecherche geklärt werden. In einem digitalen Archiv für Literaturgeschichte der Universität Toronto/Kanada ist das seitenlange Gedicht aus der Mitte des 19. Jahrhunderts eingestellt, verfasst von dem italienischen Autor Ugo Foscolo, Titel: *Carme dei sepoleri* (= Gesang von den Gräbern). Die deutsche Übersetzung stammt von dem Schriftsteller Paul Heyse (München). Und so lauten die Zeilen auf dem Grabstein: „... Ach es blüht / auf Gräbern keine Blume, wenn das Lob / der Menschen sie nicht ehrt und Liebestränen.“

Auch ein Metallrestaurator war vor Ort. Er hat die gusseisernen Rosetten auf den Pfosten der Einfassung von Rost gereinigt, mehrfache Anstriche sollen vor erneuter Korrosion schützen. Die Ziergitter ringsum konnten abmontiert und in der Werkstatt bearbeitet werden. Die dabei entdeckten roten Farbspuren wurden nicht rekonstruiert. „Das wäre schwer nachvollziehbar, und ein ungewohnter Anblick, zumal der eiserne Schmuckrahmen und die Zierteile nur noch rudimentär vorhanden sind.“, erklärte Denkmalpfleger Rauch dazu.

Der Giebel des Grabsteins erhielt eine Bedachung aus Zinkblech, damit die Feuchtigkeit von oben künftig weniger Chancen hat, in den Stein einzudringen. Denn dieser Ort ist ziemlich verschattet durch die hohen Bäume ringsum und den Rhododendron zur benachbarten Familiengrabstätte W.C.Röntgen.

Bei der Erstbestatteten handelt es sich um Luise Lenz (gest. 1880), die Ehefrau des Balthazar Lenz (gest.1892), Bauherr und Direktor des Hotel Lenz am Bahnhof, genauer: links neben der Bahnhofstreppe. Desweiteren handelt es sich bei diesem Grab um das erste Patenschaftsgrab (Prof. Bredella) auf dem Alten Friedhof 2012, nachdem diese Art der Neu-Bestattung im Jahr zuvor durch die Stadtverordneten-Versammlung erlaubt worden war.

Hermann Levis Grabstätte in Partenkirchen

DAGMAR KLEIN

Das Gedenken an den Komponisten und Dirigenten Hermann Levi (1839–1900), Sohn des großherzoglich-hessischen Rabbiners Benedict Levi, ist in seiner Geburtsstadt Gießen durchaus präsent. Neben der nach ihm benannten Straße erinnert ein Gießener Bronzekopf an ihn, der seit 2007 im Theaterpark neben dem Architekten Hugo von Ritgen und dem Bühnenbildner Hein Heckroth steht. 2014 benannte die Stadt außerdem den Konzertsaal im neuen Rathaus, 2009 eröffnet, nach ihrem berühmten Sohn.

Levis Wirken als Dirigent begann in Saarbrücken, führte über Stationen in Rotterdam und Karlsruhe, nach München, wo er ab 1872 Hofkapellmeister war. 1882 dirigierte er die Uraufführung von Wagners „Parsifal“ in Bayreuth, blieb den Festspielen auch nach Wagners Tod treu. 1894 zog er nach Partenkirchen, wo er und seine frisch angetraute Frau Mary, Witwe des Kunsthistorikers Konrad Fiedler, eine Villa am Berghang nach den Plänen Adolf von Hildebrands bauen ließen. Sobald sie dort wohnten, engagierte er sich mit Geldspenden für die kleine Gemeinde und wurde 1898 zum Ehrenbürger von Partenkirchen ernannt. Wenig später erkrankte Levi und starb in München, er wurde 60 Jahre alt.

Seine Frau ließ im parkähnlichen Gelände um ihre Villa ein Mausoleum für ihn errichten, die Pläne stammten wiederum von Adolf von Hildebrand. Die Anlage umfasste einen ummauerten Grabbezirk, das Mausoleum war über vier Meter hoch, der Eingang mit einem Porträtrelief und einem musizierenden Engel geschmückt. Die Beerdigung war konfessionslos, wie einem damaligen Zeitungsbericht zu entnehmen ist. 1925 wurde eine Straße in der Nähe Hermann-Levi-Weg benannt, in der NS-Zeit erfolgte eine Umbenennung. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der alte Name nicht wieder aufgegriffen, wie an anderen Orten der Stadt, sondern ein neuer gefunden.

Das Mausoleum geriet in Vergessenheit, war nur noch Abenteuerspielplatz für Kinder. Auf Antrag des neuen Landbesitzers wurde das Mausoleum 1957 abgerissen. Aus Sicherheitsgründen, nur die Grabplatte blieb liegen. Die Öffnung der Gruft und eine Umbettung des Leichnams erfolgten nicht. 1986 wurde angeregt, die Gruft in die Denkmalschutzliste aufzunehmen, was 1991 geschah. 2006 begannen die Bemühungen, daraus eine Gedenkstätte für Hermann Levi zu machen. Die Umbenennung eines Teils der Hindenburgstraße in Hermann-Levi-Straße, ein Vorschlag des damaligen Bürgermeisters, scheiterte 2013 an einem Bürgerentscheid.

Der Amtsnachfolgerin im Bürgermeisteramt gelang es durch einen Geländetausch, den Ort als Grab- und Gedenkstätte für Levi zu sichern. Den Kunstwettbewerb zur Neugestaltung gewann die Münchener Künstlerin Franka Kaßner, die seit ihrer Kindheit die Grabstätte kannte und sich bereits mit Hermann Levi beschäftigt hatte. Die Gemeinde findet im Sommer 2021 „endlich zu einem angemessenen



Abb. 1: Historische Ansicht vom Mausoleum für Hermann Levi aus dem Jahr 1926, Qu. Marktarchiv Garmisch-Partenkirchen

Umgang mit dem berühmten Dirigenten“, schreibt die Berichterstatlerin der Süddeutschen Zeitung (Sabine Reithmaier, SZ 5.7.2021).

Die künstlerische Gestaltung besteht aus einer schützenden Hülle, gefertigt aus glänzenden Kupferplatten, die sich wie Schuppen über der Grabplatte wölben. Auf dem Boden davor liegen leise klappernde Schieferplättchen. Rundum steht ein Zaun aus dünnen Metallstäben, der nicht isolieren, sondern sichtbar machen soll, so wird die Künstlerin zitiert. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, sagte in ihrer Rede zur Eröffnung: „Das lange Hin und Her sei nicht einfach gewesen, aber die wunderbar gestaltete Grabstätte heile nun die lange Zeit offen schwärende Wunde.“ In München folgten im Sommer 2021 noch Konzerte mit Kompositionen von Hermann Levi.

Nachzulesen auf:

https://www.gapgeschichte.de/aktuelles/biografisches/levi_hermann_1.htm



Abb. 2: Aktuelle Ansicht von der künstlerisch gestalteten Grabstätte Hermann Levis, Qu. Bauamt der Stadt Garmisch-Partenkirchen

Stolle, Hummel und Bocke – Staufenberger?

Erkenntnisleitende Zweifel

VOLKER HESS

In Zeiten von Hashtags, die die Welt der sog. Sozialen Medien inhaltlich, aber auch geografisch erschließen, ist es für die User:innen mit touristischem oder historischem Interesse kaum verwunderlich, dass sich hinter #staufenberg oder #burgstaufenberg durchaus verschiedene Örtlichkeiten verbergen können. Manchen fällt es trotzdem nicht immer leicht, z.B. ein solchermaßen „getaggt“ Instagram-Motiv auf Anheb einem konkreten Ort in Deutschland zuzuordnen.

Auch die modernen digitalen Navigationsgeräte entheben nicht der Notwendigkeit, eine Lokalität eindeutig zu spezifizieren bzw. zu identifizieren, wie eine „Gesandtschaft“ einer österreichischen Partnergemeinde auf dem Weg nach Staufenberg in Hessen erfahren musste, als sie im niedersächsischen Staufenberg südlich von Göttingen landete.¹

Aber was haben solche Bemerkungen in einer historischen Fachzeitschrift verloren?

In seinem noch heute einschlägigen Beitrag zum hessischen „Staufenberg“ in diesen Mitteilungen im Jahr 1938 berichtet Carl Walbrach von einem „Vorgang“, der „nicht aufzuklären“ sei: Drei Staufenberger – Bernhard Stolle, Wilhelm Hummel und Friedrich Bocke – beurkunden 1418, dass „sie in den Dienst des Pfalzgrafen Ludwig getreten sind, dem sie für zehn Jahre unsern teil an dem Sloss Stauffenberg geoffenet *haben*“.²

Burg und Stadt Staufenberg waren zu diesem Zeitpunkt dem Erzbischof von Mainz Johann verpfändet, der am 19. Juli 1409 eine Hälfte davon an Henne Waise von Fauerbach weiterverliehen hatte.³ Wie die drei genannten „Staufenberger“ zu einem „Teil an dem Schloss Staufenberg“ als Lehen des Pfalzgrafen gekommen sein könnten, ist der nach Walbrach nicht aufzuklärende Vorgang.

-
- 1 Jens Döll, Als die Gesandtschaft sich verirrt. Namensvetter im Süden. Staufenbergs hessische Schwester, in: Hessische Niedersächsische Allgemeine vom 14.02.2022, S. 1; nachverwertet: Gabriele Krämer, Staufenberg und die „Schwester“ im Norden, in: Gießener Allgemeine Zeitung vom 26.02.2022, S. 40.
 - 2 Carl Walbrach, Staufenberg, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 35 (1938), S. 275–96, hier: 286; vorher schon angedeutet in: ders., Burg Staufenberg an der Lahn, in: Volk und Scholle, Nr. 5 (1927), S. 312–18, hier: 315.
 - 3 Ludwig Baur, Hessische Urkunden. Bd. 4: Urkunden 1400–1500, Bd. 4, Darmstadt 1866 (Hessische Urkunden), Nr. 33, S. 28f.

Ohne eigenen Zweifel kolportiert Franz Paul Mittermaier die Verpfändung in einer Broschüre über das hessische Staufenberg von 1954 vorrangig in touristischer Absicht ohne Quellen und Literaturangaben⁴, was ganz aktuell noch im Internetportal „Burgenwelt“ aufgegriffen und publiziert wird.⁵

Walbrach hätte sicher versucht, seinem Zweifel weiter nachzugehen, wäre nicht die zugrundeliegende Urkunde bereits von Hugo von Ritgen 1883 klar „im Darmstädter Archive“ verortet und somit in hessischen Kontext gestellt worden. Ritgen war der Vorgang im Übrigen ebenfalls „merkwürdig“ im Sinne von bemerkenswert bzw. erklärungsbedürftig, weswegen er einen Vertrag über gemeinschaftliche Güter zwischen dem Pfalzgrafen und dem Mainzer Erzbischof hypothetisch konstruierte, um den Vorgang nachvollziehbar zu machen.⁶

Dass es sich bei der von Ludwig Baur erstmals gedruckt vorgelegten Urkunde⁷ vielleicht nicht um Staufenberg in Hessen handeln könnte, kam auch Ritgen nicht in den Sinn, da der Quellenbearbeiter selbst im Vorwort zum fünften Band seiner Urkundenedition ausdrücklich hervorhebt, er habe die Urkunden des vierten Bandes „zum Erstenmal“ aus dem Großherzoglich-Hessischen Haus- und Staatsarchiv veröffentlicht, während erst der fünfte Band nun auch umfangreiche Bestände „in verschiedenen auswärtigen Archiven und Privatsammlungen“ dokumentiere.⁸

Um es kurz zu machen: Die Urkunde liegt heute mit korrekter räumlicher Zuordnung im Landesarchiv Baden-Württemberg.⁹ Ihre Aussagen beziehen sich auf die Burg bzw. das Schloss Staufenberg, Gemeinde Durbach im Ortenaukreis/Schwarzwald.¹⁰ Es ist somit wenig wahrscheinlich, dass die Urkunde oder ggf. eine Zweitschrift jemals in Darmstadt lagerte, und der konkrete Hintergrund der fehlerhaften Zuschreibung Baus heute leider auch nicht mehr ermittelbar.¹¹

4 Franz Paul Mittermaier, *Geschichte der Burg Staufenberg an der Lahn*, Selbstverlag, 1954, S. 9.

5 <http://www.burgenwelt.org/deutschland/staufenberg/object.php> (Status: 21.03.2021, zuletzt gelesen: 12.12.2021).

6 Josef Maria Hugo von Ritgen, *Geschichte der Grossherzoglich Hessischen Stadt Staufenberg und ihrer beider Burgen*. Festschrift sr. königl. Hoheit dem Grossherzog von Hessen und bei Rhein Ludwig IV. ... Gießen, 1883, S. 27f.

7 Baur, *Hessische Urkunden* 4, Nr. 65, S. 53f.

8 Ludwig Baur, *Hessische Urkunden*. Bd. 5: *Urkunden 1070–1499*, Bd. 5, Darmstadt 1873.

9 LA BaWü, 43 Nr. 5247: Bernhard Stoll, Wilhelm Hummel und Friedrich Bock, alle von Staufenberg, werden Diener des Kurfürsten Ludwig III. von der Pfalz und öffnen ihm ihr Schloß Staufenberg auf zehn Jahre unter der Voraussetzung, dass der Kurfürst den Burgfrieden hält. 1418 August 15, <http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=4-1793723>.

10 Vgl. z.B. Karl-Bernhard Knappe, *Das Schloß Staufenberg*, in: Hugo Schneider (Hg.), *Burgen und Schlösser in Mittelbaden*, o. O. 1984, S. 227–241; Max Wingenroth, *Burg Staufenberg*, in: ders., *Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, Tübingen 1908 (Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden 7)*, S. 318–332.

11 Den angefragten Archivaren im Landesarchiv Baden-Württemberg und im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt sei an dieser Stelle herzlich für ihre Auskünfte gedankt.

Die Örtlichkeit in Baden genießt durch die seit der Frühen Neuzeit tradierten *Sage von Peter Deimringer von Staufenberg und der schönen Melusine* durchaus eine gewisse Bekanntheit, was der Quellenkritik einen Weg hätte weisen können. Auch die Häufung des Ortsnamens oder Toponyms „Staufenberg“ in seinen unterschiedlichen Ausprägungen¹² ist den meisten Autoren, die sich der Geschichte Staufenbergs in den letzten zwei Jahrhunderten gewidmet haben, meist in Verbindung mit dessen Deutung aufgefallen. Allerdings motivierte dies die Obengenannten trotz des Zweifels nicht, die Zuschreibung Ludwig Baus genau deshalb zu hinterfragen. Die korrekte Zuordnung der drei Staufenberger der Urkunde – Bernhard Stolle, Wilhelm Hummel und Friedrich Bocke – wäre spätestens seit 1908 nachzulesen gewesen.¹³

12 Vgl. z.B. Volker Hess, „Ritter von Staufenberg“ – leider ohne Melusine, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 104 (2019), S. 405–408, mit weiteren Literaturhinweisen.

13 Wingenroth, Burg Staufenberg, S. 319f.

III. Rezensionen

Philip Haas, Martin Schürer: Was von Preußen blieb. Das Ringen um die Ausbildung und Organisation des archivarischen Berufsstandes nach 1945. Darmstadt und Marburg 2020 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 183), 187 S., zahlr. Abb.

Die Archivschule Marburg ist nicht nur in der archivistischen Fachwelt eine anerkannte Institution. Sie bildet seit Jahrzehnten Archivarinnen und Archivare aus, hatte damit maßgeblichen Einfluss auf den archivarischen Berufsstand und hat das bundesrepublikanische Archivwesen nachhaltig geprägt. Es überrascht daher nicht, dass zu ihr und ihrer mehr als 70jährigen Geschichte eine Reihe von Untersuchungen vorliegen, verfasst aus Marburger Perspektive von Dozenten und Absolventen der Archivschule. Darin erscheint die Gründung einer zentralen Ausbildungsstätte für den archivarischen Nachwuchs in Marburg nach 1945 als eine nahezu gradlinige Entwicklung und als alternativlos, eine Deutung, die die jetzt publizierte Studie als Mythos entlarvt. Die beiden Autoren, selbst Archivare und an der Archivschule ausgebildet, weiten den bislang vornehmlich auf Marburg gerichteten Blick und können auf der Basis neuer, noch unberücksichtigter Quellen ein weitaus konkreteres Bild zeichnen. Überzeugend stellen sie dar, dass über die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Untergang Preußens zu klärende Frage nach der künftigen Ausbildung des Archivnachwuchses harte Auseinandersetzungen geführt wurden und dass die nach längerem Ringen letztlich für Marburg getroffene Entscheidung und die damit verbundenen Konsequenzen bis heute nachwirken.

Wie generell in der deutschen Geschichte gab es auch in der Archivgeschichte keine „Stunde Null“. Vielmehr setzten

trotz der drängenden Herausforderungen angesichts zerstörter Magazine und vernichteter Archivbestände schon wenige Monate nach Kriegsende Überlegungen zur Restrukturierung des deutschen Archivwesens ein. Mit dem Ende der preußischen Archivverwaltung gab es auch keine zentralistische Führung mehr, die bisher für einen großen Teil der Archivlandschaft in Deutschland bestimmend gewesen war. Durch den Wegfall einer Generaldirektion gewannen die Direktoren der ehemals preußischen Staatsarchive bedeutend mehr Handlungsspielraum. Einige von ihnen zögerten nicht, diesen zum Durchsetzen von Eigeninteressen und zur Erlangung von mehr Macht und Einfluss zu nutzen. Im Zentrum der nun beginnenden Debatten stand die Organisation der Ausbildung für den archivarischen Nachwuchs. Die Archivare, die sich zu Wort meldeten, hatten ihre Ausbildung am „Institut für Archivwissenschaft“ (IfA) in Berlin-Dahlem erhalten, das eine enge Verbindung zum Preußischen Geheimen Staatsarchiv gehabt hatte. Von 1930 bis zur kriegsbedingten Einstellung seiner Tätigkeit im April 1945 hatte das IfA die Funktion einer zentralen Ausbildungsstätte für den Archivdienst in Deutschland gehabt. Zudem waren von den Berliner Dozenten die maßgeblichen Leitlinien der sich konstituierenden Archivwissenschaft formuliert worden. Ziel der Ausbildung des IfA war der wissenschaftliche Archivar gewesen, d. h. ein Historiker-Archivar, der sich sowohl der archiv- wie der geschichtswissenschaftlichen Forschung verpflichtet fühlte.

Unter den ehemals preußischen Archivaren herrschte ein breiter Konsens, dass diese Ausbildungstradition nicht abreißen dürfe. Allerdings gab es unterschiedliche Vorstellungen darüber, wie dies zu erreichen sei. Die in der Diskussion stehenden Ausbildungskonzepte reich-

ten von universitätsnahen Forschungsinstituten über verschulte Einrichtungen mit und ohne Bindung an ein Staatsarchiv bis zu einem Volontariat, d. h. einer reinen Ausbildung anhand der Praxis. Auch zum Standort der künftigen Ausbildungsstätte gab es konkurrierende Pläne. Neben Berlin, das sich um eine Neubelebung des Dahlemer IfA bemühte, gab es Aktivitäten zur Gründung eines „Instituts für Archivwissenschaften und Geschichtliche Quellenkunde“ in Münster. Dieses Projekt trieb vor allem der Leiter des Staatsarchivs Düsseldorf, Bernhard Vollmer, voran. Als dritten Ort brachte sich München ins Spiel, wo seit 1821 Archivare für den bayerischen Landesdienst ausgebildet wurden. Die dortige Ausbildung konzentrierte sich auf die Diplomatie und auf die Vermittlung der süddeutschen, sich von der preußischen Verwaltungstradition unterscheidenden Aktenkunde. Entgegen späteren Narrativen war Generaldirektor Wilhelm Winkler nach 1945 durchaus bereit, die bayerische Ausbildungsstätte nach außen zu öffnen und die Ausbildung angehender Archivare insbesondere für das südliche Deutschland zu übernehmen.

Jedes dieser unterschiedlichen Ausbildungskonzepte hatte in den ersten beiden Nachkriegsjahren nur eine Chance auf Realisierung, wenn es die Zustimmung der alliierten Besatzungsmächte gewinnen konnte. Die Pläne in Münster und in Berlin scheiterten letztlich an der mangelnden Unterstützung seitens des britischen bzw. des amerikanischen Archivschutzoffiziers. Auch das später verfolgte Berliner Projekt, ein Volontariat für die Archivausbildung zu etablieren, kam nicht zum Zuge. Stattdessen wurde 1950 in Potsdam eine Archiv-Ausbildungsstätte für die DDR eingerichtet.

Zur zentralen Figur in der weiteren Entwicklung avancierte Georg Wilhelm Sante, auch er Absolvent des IfA in Berlin-Dahlem und seit 1947 Leiter des Hauptstaatsarchivs in Wiesbaden. Mit der Grün-

dung einer Archivschule im amerikanisch besetzten Großhessen bzw. im späteren Bundesland Hessen für den (west-)deutschen Archivnachwuchs wollte er sich und seiner Archivverwaltung dauernden Einfluss in dem sich neu strukturierenden deutschen Archivwesen sichern. Als optimalen Standort kam für Sante von Anfang an nur Marburg in Betracht. Die in der Mitte Deutschlands gelegene Stadt war im Krieg weitgehend unzerstört geblieben, die Philipps-Universität und das Staatsarchiv mit seinem reichen Urkunden- und Aktenbestand boten zudem beste Voraussetzungen für den Lehr- und Lernbetrieb. Dass Marburg in dem Wettstreit um die Ausbildungsfrage schließlich den Sieg davontragen konnte, war auf das unermüdlige Engagement und das diplomatische Geschick Santes zurückzuführen. Anders als seine Kollegen in Münster und Berlin konnte er den amerikanischen Archivschutzoffizier Major Born für seine Ziele gewinnen. Schwieriger gestaltete sich ein Kompromiss mit den Archivaren aus Nordrhein-Westfalen und hier vor allem mit Bernhard Vollmer. Als Gegenleistung für den Verzicht auf seine eigenen ehrgeizigen Pläne erhielt Vollmer von den US-Militärs u. a. die Genehmigung, den von ihm 1946 initiierten „Verband deutscher Archivarinnen und Archivare“ (VdA) auf die amerikanische Besatzungszone auszuweiten. Diese bis heute bestehende Fachvereinigung leitete Vollmer bis 1952 und hatte sich damit auf Jahre hin eine äußerst einflussreiche Position in der westdeutschen Archivszene verschaffen können. Vorbehalte der Archivverwaltungen in den neu entstandenen Bundesländern konnte Sante durch die Einsetzung eines Beirates entkräften, durch den diese erheblichen Einfluss auf die künftige Archivschule erhielten. Der föderalen Struktur wurde zudem dadurch Rechnung getragen, dass die Auswahl der Archivreferendare und deren praktische Ausbildung in den Händen der Länder liegen sollte. Bay-

ern blieb bei diesen Regelungen außen vor. Nicht zuletzt durch das Betreiben Santes – der dabei nach den Autoren geradezu denunziatorisch vorging – blieb es auf seinen bisherigen Sonderweg beschränkt und bildete weiterhin ausschließlich Archivpersonal für den eigenen Landesdienst aus.

Die nach zähen Verhandlungen am 2. Juni 1949 offiziell eröffnete Archivschule Marburg konnte ihrem Anspruch, die Tradition des renommierten IfA in Berlin-Dahlem fortzuführen, allerdings nicht gerecht werden. Sie konnte sich weder zu einer archiv- und geschichtswissenschaftlichen Ausbildungsstätte entwickeln noch konnten die Marburger Dozenten Entscheidendes zu der in Dahlem begonnenen Verwissenschaftlichung der Archivkunde beitragen. Als gravierendes Manko erwies sich, dass die Archivschule nicht als eigenständiges Forschungsinstitut konzipiert worden war, sondern an ein bestehendes Staatsarchiv angegliedert und in dessen Dienstbetrieb integriert wurde. Die am Staatsarchiv tätigen Archivare hatten als Dozenten den Hauptanteil am Unterricht für den archivarischen Nachwuchs zu bestreiten, was für das Land Hessen die kostengünstigste Lösung war. An die Stelle des ursprünglichen Ziels – einen wissenschaftlichen Historiker-Archivar auszubilden – trat immer stärker eine quasi verwaltungsinterne Ausbildung, die auf die Anforderungen der Landesarchivverwaltungen zugeschnitten war.

Bereits in den ersten Jahren nach Eröffnung der Archivschule gab es von den Auszubildenden Kritik am Marburger Unterricht, der in den 1970iger Jahren immer lauter wurde. Fast jeder Lehrgang für den höheren Archivdienst legte am Ende seiner Ausbildung einen Abschlussbericht vor, in dem Reformen zur Organisation der Einrichtung und zum Curriculum verlangt wurden. Die seit längerem geforderte Trennung zwischen Archivschule und Staatsarchiv wurde schließlich in den 1990iger Jahren realisiert. Ob mit der Schaffung

eines eigenständigen Ausbildungsinstituts, die in der schwierigen Nachkriegszeit nicht gelungen war, inzwischen ein wissenschaftliches Ausbildungsprofil erreicht worden ist, erfährt man in der vorliegenden Studie leider nicht. Sie endet um 1990. Es bleibt daher weiteren Untersuchungen vorbehalten zu erörtern, inwiefern die neue Einrichtung „Archivschule Marburg – Hochschule für Archivwissenschaft“ diesem Namen de facto auch Rechnung trägt.

Die Publikation enthält einen umfangreichen Quellenanhang, der nicht nur die aufschlussreichen neuen Erkenntnisse untermauert, sondern darüber hinaus wertvolles Quellenmaterial zur bislang wenig erforschten deutschen Archivgeschichte der Nachkriegszeit zur Verfügung stellt. Einen ersten wichtigen Schritt hierzu hat die leistungswerte Studie geliefert.

Eva-Marie Felschow – Wetzlar

Arnulf Kuster, Harald Sellner, Ekart Rittmansperger: Grünberg und sein Wasser. Zur Geschichte der Wasserversorgung der Stadt, in: Freundeskreis Museum Grünberg e.V. (Hg.) (Beiträge zur Geschichte der Stadt Grünberg und ihrer Stadtteile, Band 5), Grünberg 2020, 233 Seiten, zahlr. farb. Abb. und Karten, Hardcover

Das Werk ist eine Gemeinschaftsarbeit dreier in der Region für ihr historisches und fachliches Wissen bekannter Autoren, die es anlässlich des 600-jährigen Jubiläums der ersten Grünberger Wasserhebeteknik 2019 verfassten: dem ausgewiesenen Experten für historische Wasserversorgung Arnulf Kuster, dem Grünberger Ingenieur Harald Sellner und dem engagierten Lokalhistoriker Ekart Rittmansperger.

Zwei Teile beleuchten die Grünberger Wasserversorgung aus unterschiedlichen Perspektiven. Der erste Teil widmet sich der Entwicklung der Fördertechnik, der zweite Teil nimmt die Bedeutung des Wassers im gesellschaftlichen Leben

ern blieb bei diesen Regelungen außen vor. Nicht zuletzt durch das Betreiben Santes – der dabei nach den Autoren geradezu denunziatorisch vorging – blieb es auf seinen bisherigen Sonderweg beschränkt und bildete weiterhin ausschließlich Archivpersonal für den eigenen Landesdienst aus.

Die nach zähen Verhandlungen am 2. Juni 1949 offiziell eröffnete Archivschule Marburg konnte ihrem Anspruch, die Tradition des renommierten IfA in Berlin-Dahlem fortzuführen, allerdings nicht gerecht werden. Sie konnte sich weder zu einer archiv- und geschichtswissenschaftlichen Ausbildungsstätte entwickeln noch konnten die Marburger Dozenten Entscheidendes zu der in Dahlem begonnenen Verwissenschaftlichung der Archivkunde beitragen. Als gravierendes Manko erwies sich, dass die Archivschule nicht als eigenständiges Forschungsinstitut konzipiert worden war, sondern an ein bestehendes Staatsarchiv angegliedert und in dessen Dienstbetrieb integriert wurde. Die am Staatsarchiv tätigen Archivare hatten als Dozenten den Hauptanteil am Unterricht für den archivarischen Nachwuchs zu bestreiten, was für das Land Hessen die kostengünstigste Lösung war. An die Stelle des ursprünglichen Ziels – einen wissenschaftlichen Historiker-Archivar auszubilden – trat immer stärker eine quasi verwaltungsinterne Ausbildung, die auf die Anforderungen der Landesarchivverwaltungen zugeschnitten war.

Bereits in den ersten Jahren nach Eröffnung der Archivschule gab es von den Auszubildenden Kritik am Marburger Unterricht, der in den 1970iger Jahren immer lauter wurde. Fast jeder Lehrgang für den höheren Archivdienst legte am Ende seiner Ausbildung einen Abschlussbericht vor, in dem Reformen zur Organisation der Einrichtung und zum Curriculum verlangt wurden. Die seit längerem geforderte Trennung zwischen Archivschule und Staatsarchiv wurde schließlich in den 1990iger Jahren realisiert. Ob mit der Schaffung

eines eigenständigen Ausbildungsinstituts, die in der schwierigen Nachkriegszeit nicht gelungen war, inzwischen ein wissenschaftliches Ausbildungsprofil erreicht worden ist, erfährt man in der vorliegenden Studie leider nicht. Sie endet um 1990. Es bleibt daher weiteren Untersuchungen vorbehalten zu erörtern, inwiefern die neue Einrichtung „Archivschule Marburg – Hochschule für Archivwissenschaft“ diesem Namen de facto auch Rechnung trägt.

Die Publikation enthält einen umfangreichen Quellenanhang, der nicht nur die aufschlussreichen neuen Erkenntnisse untermauert, sondern darüber hinaus wertvolles Quellenmaterial zur bislang wenig erforschten deutschen Archivgeschichte der Nachkriegszeit zur Verfügung stellt. Einen ersten wichtigen Schritt hierzu hat die leistungswerte Studie geliefert.

Eva-Marie Felschow – Wetzlar

Arnulf Kuster, Harald Sellner, Ekart Rittmansperger: Grünberg und sein Wasser. Zur Geschichte der Wasserversorgung der Stadt, in: Freundeskreis Museum Grünberg e.V. (Hg.) (Beiträge zur Geschichte der Stadt Grünberg und ihrer Stadtteile, Band 5), Grünberg 2020, 233 Seiten, zahlr. farb. Abb. und Karten, Hardcover

Das Werk ist eine Gemeinschaftsarbeit dreier in der Region für ihr historisches und fachliches Wissen bekannter Autoren, die es anlässlich des 600-jährigen Jubiläums der ersten Grünberger Wasserhebeteknik 2019 verfassten: dem ausgewiesenen Experten für historische Wasserversorgung Arnulf Kuster, dem Grünberger Ingenieur Harald Sellner und dem engagierten Lokalhistoriker Ekart Rittmansperger.

Zwei Teile beleuchten die Grünberger Wasserversorgung aus unterschiedlichen Perspektiven. Der erste Teil widmet sich der Entwicklung der Fördertechnik, der zweite Teil nimmt die Bedeutung des Wassers im gesellschaftlichen Leben

Grünbergs der vergangenen 600 Jahre in den Blick. Eine chronologisch angelegte Liste, etwa in der Buchmitte, bietet eine kompakte Übersicht über die Entwicklung der Grünberger Wasserversorgung von 1186 bis 2018 (S. 72–76).

Teil eins beschreibt unter anderem die Zeit bis 1419, dem Jahr der ersten Waspumpentechnik, mit den Herausforderungen des Brunnenbohrens und der Wasserknappheit in der landgräflichen Stadt Grünberg, die auf einem Hochplateau angelegt wurde und in der das lebenswichtige Grundwasser in großen Tiefen erbohrt werden musste. Protagonisten bürgerlicher Teilhabe, wie Händler oder Vertreter der Zünfte werden in ihrer politischen Wirkmächtigkeit gezeigt und in ihrer Rolle historisch eingeordnet. Sie bildeten einen Teil des Stadtrats und waren im ausgehenden Mittelalter mit beteiligt bei der Entscheidungsfindung für die innovative Wasserversorgungstechnik. Auch die Rolle der Vertreter der privilegierten Bürgerfamilien sowie der landgräflichen Beamten Grünbergs als einflussreiche Teile des Rats der Stadt wird beleuchtet. So spielte die Entscheidung des Stadtrats eine zentrale Rolle, als 1419 der erste Wasserbaumeister vertraglich mit der Förderung des frischen Quellwassers aus dem 50 Meter tiefer liegenden Brunntal gebunden wurde. Allerdings wurde zunächst nur ein Brunnen versorgt, weitere Ziele (Kumpen, ausgewählte Einzelgebäude) konnten wegen des geringen Wasserdrucks nur unzulänglich beschickt werden. Immerhin war nun der erste Schritt getan, die Bereitstellung und anhaltende Versorgung Grünbergs mit Wasser zu gewährleisten. Um 1560 wurde dann zwischen Bartholomäus Pfeiffer aus Fritzlar und der Stadt Grünberg ein Vertrag geschlossen, der eine Pumpenkonstruktion vorsah, die zahlreiche städtische Brunnen mit ausreichend Wasser und auch mit genügend Wasserdruck beschieken sollte. Die Umsetzung dieser Verabredung war der Beginn eines technologischen

Umbruchs. Die Wasserversorgung beruhte seitdem bis in das 20. Jahrhundert auf der jeweils modernen Wasserfördertechnik vom unterhalb gelegenen Brunntal bis hoch in die Stadt. Durch den mit praxisnahen Beispielen hinterlegten Rückblick in das späte Mittelalter und Beschreibungen der technischen und geografischen Herausforderungen und Möglichkeiten der Wasserförderung, die durch Fotos und Zeichnungen veranschaulicht werden, erhalten Leserinnen und Leser einen Eindruck von der Bedeutung der bahnbrechenden Lösungen der Wasserhebwerke in Grünberg.

Der zweite Teil des Buchs befasst sich eingehend mit der Bedeutung des Wassers in Grünberg in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Zusammenhängen: z. B. dessen Verfügbarkeit für Handwerker, die ohne ausreichende Wasserversorgung ihre Tätigkeit im Ort nicht ausführen konnten, die Bedeutung als Löschwasser, bei Haus- und Stadtbränden, aber auch für die sonstige städtische Hygiene und natürlich die Sicherung der Wasserqualität, da das Lebensmittel für die Ernährung eine wesentliche Rolle spielt.

Die Autoren widmen sich der Vorstellung der aus den Archivalien bekannten Wasserbaumeister sowie der politischen und sozialen Bedeutung ihrer Arbeit auf die Grünberger Bürgerschaft. Das letzte Kapitel (neun) würdigt die Geschichte der Wasserversorgung Grünbergs und ordnet das Thema auch in aktuelle Zusammenhänge ein.

Intensive Recherche- und Quellenarbeit in regionalen aber auch in weiter entfernten Archiven, wie dem Stadtarchiv in Rostock, zeugen von akribischer Erforschung des Themas. Die zahlreichen Fotos, Pläne und technischen Erläuterungen der unterschiedlichen Fördertechniken tragen zum guten Verständnis der komplizierten Materie der städtischen Wasserversorgung bei. So entstand nicht nur ein hervorragendes Dokument für die Geschichte der Wassertechnik in der Stadt bis gegen Ende

des 20. Jahrhunderts sondern auch eine besondere Perspektive auf die Bedeutung von qualitativem und sauberem Lebensmittel Wasser. Dies kann bis heute nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Das 233 Seiten umfassende Werk im A-4-Format schließt mit einem umfangreichen Literatur- und Quellenverzeichnis. Zahlreiche s-w- und Farbfotos, Karten und technische Zeichnungen dienen dem Verständnis der komplexen Materie. Außerdem bietet eine im Buchrücken eingeschobene Karte der städtischen Ortslage einen Überblick über die Wasserversorgung Grünbergs vom Mittelalter bis in die Neuzeit.

Susanne Gerschlauer – Staufenberg

Jochen Kehm: „Der Traum vom Paradies. Der Gail’sche Park – Eine Geschichte von Tabak, Liebe und Gartenkunst“, hrsg. v. Freundeskreis Gail’scher Park, Hardcover, 256 Seiten, über 155 Abbildungen, 25,00 €, bei Versand plus Portokosten (jochen.kehm@gailscherpark.de).

Dieses Buch schließt eine Lücke. Es bietet vielfältige Informationen zur Familien-, Wirtschafts- und Gartenkunstgeschichte. Erzählt wird von der Unternehmerfamilie Gail, von der Liebesgeschichte zwischen Wilhelm Gail und Minna Mahla und was die Entstehung des Parks in Rodheim damit zu tun hat. Der Titel umreißt den Inhalt treffend: „Der Traum vom Paradies. Der Gail’sche Park – Eine Geschichte von Tabak, Liebe und Gartenkunst“. Den Grundstein legte der verstorbene Prof. Hans-Joachim Weimann, der den Vertrag (2003) zwischen dem Erben Dr. Michael Rumpf-Gail und dem Stadtarchiv Gießen befördern hatte und die unzähligen Dokumente des Gail’schen Privat- und Firmen-Nachlasses gesichtet, geordnet und digitalisiert hat. Das Ergebnis publizierte er auf CD „Tabakrauch und Gartenlust“. Weimann publizierte mehrfach zu Gail in den MOHG.

Auch damals bestand schon die Idee daraus ein Buch zu machen, erzählt Vorstandsmittglied und Autor Jochen Kehm. Doch nach Weimanns plötzlichem Unfalltod 2012 entstand erst mal eine große Lücke in der Recherche. Kehm wagte sich schließlich an die Aufgabe, nicht ohne diverse Unterstützer/innen ins Boot zu holen. Er begann vor drei Jahren die vielen Briefe und Dokumente zu lesen, private und geschäftliche. Er transkribierte geduldig die handschriftlichen Stücke, dabei entdeckte er auch bislang Unbekanntes. Etwa zum jungen Georg Philipp Gail, dem Firmengründer, und den Lebensbericht von Georg Wilhelm Gail, dem Onkel in Baltimore. Vor allem aber die Korrespondenz des Liebespaares Wilhelm Gail und Minna Mahla sowie ein Bericht zu deren Hochzeit. Das alles zu sortieren und in eine nachvollziehbare Erzählung zu bringen, das erforderte viele Überlegungen, auch einige Umstrukturierungen.

Im Zentrum des Parkbuchs steht die Liebesgeschichte zwischen dem Unternehmer Wilhelm Gail und seiner Frau Minna, geb. Mahla aus Chicago. Von dieser Generation aus blickt der Erzähler nach rückwärts und vorwärts, erzählt die Firmengeschichte und von den beteiligten Personen. Immer wieder zitiert er den Zeitzeugen Georg Edward, ein Vetter von Wilhelm, der als Schriftsteller nicht nur Romane, sondern auch sein Lebenlang Tagebuch schrieb. Auch dieses wurde übrigens von Prof. Weimann abgetippt und als CD publiziert, so dass all die interessanten Details zu Gießen und Edwards Zeit in den USA sich gut erschließen lassen.

Die Gießener Zigarrenfabrik und später auch noch die Keramikwerke bildeten die finanzielle Basis für alle privaten Aktivitäten der Gails. Doch war der Rodheimer Park Sommersitz mehrerer Generationen. Dort wurden Familiendidyllen gepflegt, Feste mit Familie und Freunden gefeiert, Schicksalsschläge ertragen. Seinen Text hat Kehm vor der Publikation den Nachfahren

des 20. Jahrhunderts sondern auch eine besondere Perspektive auf die Bedeutung von qualitativem und sauberem Lebensmittel Wasser. Dies kann bis heute nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Das 233 Seiten umfassende Werk im A-4-Format schließt mit einem umfangreichen Literatur- und Quellenverzeichnis. Zahlreiche s-w- und Farbfotos, Karten und technische Zeichnungen dienen dem Verständnis der komplexen Materie. Außerdem bietet eine im Buchrücken eingeschobene Karte der städtischen Ortslage einen Überblick über die Wasserversorgung Grünbergs vom Mittelalter bis in die Neuzeit.

Susanne Gerschlauer – Staufenberg

Jochen Kehm: „Der Traum vom Paradies. Der Gail’sche Park – Eine Geschichte von Tabak, Liebe und Gartenkunst“, hrsg. v. Freundeskreis Gail’scher Park, Hardcover, 256 Seiten, über 155 Abbildungen, 25,00 €, bei Versand plus Portokosten (jochen.kehms@gailscherpark.de).

Dieses Buch schließt eine Lücke. Es bietet vielfältige Informationen zur Familien-, Wirtschafts- und Gartenkunstgeschichte. Erzählt wird von der Unternehmerfamilie Gail, von der Liebesgeschichte zwischen Wilhelm Gail und Minna Mahla und was die Entstehung des Parks in Rodheim damit zu tun hat. Der Titel umreißt den Inhalt treffend: „Der Traum vom Paradies. Der Gail’sche Park – Eine Geschichte von Tabak, Liebe und Gartenkunst“. Den Grundstein legte der verstorbene Prof. Hans-Joachim Weimann, der den Vertrag (2003) zwischen dem Erben Dr. Michael Rumpf-Gail und dem Stadtarchiv Gießen befördern hatte und die unzähligen Dokumente des Gail’schen Privat- und Firmen-Nachlasses gesichtet, geordnet und digitalisiert hat. Das Ergebnis publizierte er auf CD „Tabakrauch und Gartenlust“. Weimann publizierte mehrfach zu Gail in den MOHG.

Auch damals bestand schon die Idee daraus ein Buch zu machen, erzählt Vorstandsmittglied und Autor Jochen Kehm. Doch nach Weimanns plötzlichem Unfalltod 2012 entstand erst mal eine große Lücke in der Recherche. Kehm wagte sich schließlich an die Aufgabe, nicht ohne diverse Unterstützer/innen ins Boot zu holen. Er begann vor drei Jahren die vielen Briefe und Dokumente zu lesen, private und geschäftliche. Er transkribierte geduldig die handschriftlichen Stücke, dabei entdeckte er auch bislang Unbekanntes. Etwa zum jungen Georg Philipp Gail, dem Firmengründer, und den Lebensbericht von Georg Wilhelm Gail, dem Onkel in Baltimore. Vor allem aber die Korrespondenz des Liebespaares Wilhelm Gail und Minna Mahla sowie ein Bericht zu deren Hochzeit. Das alles zu sortieren und in eine nachvollziehbare Erzählung zu bringen, das erforderte viele Überlegungen, auch einige Umstrukturierungen.

Im Zentrum des Parkbuchs steht die Liebesgeschichte zwischen dem Unternehmer Wilhelm Gail und seiner Frau Minna, geb. Mahla aus Chicago. Von dieser Generation aus blickt der Erzähler nach rückwärts und vorwärts, erzählt die Firmengeschichte und von den beteiligten Personen. Immer wieder zitiert er den Zeitzeugen Georg Edward, ein Vetter von Wilhelm, der als Schriftsteller nicht nur Romane, sondern auch sein Lebenlang Tagebuch schrieb. Auch dieses wurde übrigens von Prof. Weimann abgetippt und als CD publiziert, so dass all die interessanten Details zu Gießen und Edwards Zeit in den USA sich gut erschließen lassen.

Die Gießener Zigarrenfabrik und später auch noch die Keramikwerke bildeten die finanzielle Basis für alle privaten Aktivitäten der Gails. Doch war der Rodheimer Park Sommersitz mehrerer Generationen. Dort wurden Familiendidyllen gepflegt, Feste mit Familie und Freunden gefeiert, Schicksalsschläge ertragen. Seinen Text hat Kehm vor der Publikation den Nachfahren

zum Lesen gegeben. Beide waren erstaunt, gerührt, begeistert. Erstmals erfuhren sie so viele Details vom Leben ihrer Ahnen.

Die vielen Zitate machen das Buch sehr lebensnah, es liest sich wie im Sog und vermittelt einen Hauch vom Lebensgefühl der Zeit um 1900. Auch ist es ansprechend gestaltet (ultraviolett Design) und wird durch die zahlreichen, historischen wie aktuellen Fotografien zugleich zum Bilderbuch. Interessant sind die (Innen)Ansichten der Gail-Fabriken. Nicht nur in Rodheim, sondern auch in Gießen, wo sich beide Kernfabriken befanden: die Tabakfabrik in der Neustadt und die Tonwerke draußen am Schifberger Weg.

Den drei Gail'schen Grabstätten auf dem Alten Friedhof ist ein eigenes Kapi-

tel gewidmet, ebenso der Gartenkunst der damaligen Zeit. Am Ende des Buchs wird noch ein Park-Rundgang erlebbar. Ein Rundgang, den Wilhelm Gail 1911 tatsächlich mit Georg Edward gemacht hat. Der Buchautor erlaubt sich die beiden zu begleiten und daraus ein fiktives Gespräch zu gestalten, in dem er auch technische Probleme des Gartenbaus erklärt. Personen der Zeitgeschichte wie Architekten, Gartenbauer und Bildhauer werden im Nachgang noch mit Kurzbiografien vorgestellt. Es folgen einige Anmerkungen und Literaturhinweise, ohne Anspruch auf wissenschaftliche Vollständigkeit, wie Kehm betont. Es soll ein Buch für alle sein.

Dagmar Klein – Wettenberg

IV. Neue Publikationen

Georg D. Falk, Ulrich Stump, Rudolf H. Hartleib, Klaus Schlitz, Jens-Daniel Braun
Willige Vollstrecker oder standhafte Richter? Die Rechtsprechung des Oberlandesgericht Frankfurt am Main in Zivilsachen von 1933 bis 1945

XI und 1.123 S., 62 s/w Abb. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 90) Marburg 2020. ISBN 978-3-942225-49-6, 38,00 €

Jochen Lengemann (Hrsg.)

MdL Waldeck und Pyrmont 1814–1929. Biographisches Handbuch für die Mitglieder der Waldeckischen und Pyrmonter Landstände und Landtage

618 S. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 48,16; zugl.: Politische und parlamentarische Geschichte des Landes Hessen 24) Marburg 2020. ISBN 978-3-942225-48-9, 29,00 €

Silvia Kepsch

Dynastie und Konfession. Konfessionsverschiedene Ehen in den Grafenhäusern Nassau, Solms und Isenburg-Büdingen 1580–1648

414 S., Marburg 2021 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 185). ISBN 978-3-88443-340-9, 29,00 €

Christian Kleinschmidt (Hrsg.)

Seuchenbekämpfung, Wissenschaft und Unternehmensstrategien. Die Behringwerke und die Philippps-Universität Marburg im 20. Jahrhundert

284 S., 52 s/w und farb. Abb. Marburg 2021 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 187). ISBN 978-3-88443-342-3 geb., 28,00 €

Lutz Vogel, Ulrich Ritzerfeld, Melanie Müller-Bering, Holger Th. Gräf & Stefan Aumann (Hrsg.)

Mehr als Stadt, Land, Fluss. Festschrift für Ursula Braasch-Schwersmann

Neustadt an der Aisch 2020, ISBN: 978-3-87707-197-7, 401 Seiten, 39,00 €

Dominik Haffer

Ortsfamilienbuch der Kirchengemeinde Obereisenhausen 1808–1874. Mit den Familien von Ober- und Niedereisenhausen, Steinperf und Gönnern auf Grundlage der Kirchenbuchduplikate des Hessischen Landesarchivs, Abteilung Staatsarchiv Marburg. Eine Auswertung mit quellenkritischen Anmerkungen

Herausgegeben vom Hinterländer Geschichtsverein e.V. (Beiträge zur Geschichte des Hinterlandes, Bd. 14), Bad Endbach 2021. ISBN: 978-3-9822800-1-1, 25,00 €

Dieter Hoffmeister

Friedrich Wilhelm von Humbracht und der Hardthof in Gießen. Eine Rekonstruktion des Großherzoglich Hessischen Hofgerichts und anderen Quellen

Gießen 2022. ISBN 978-3-00-071240-1, ca. 20,00 €

Hanno Müller

**Juden in Staufenberg. Familien (in Daubringen, Staufenberg, Mainzlar, Treis/
Lumda, Lollar, Ruttershausen)**

Fernwald 2022. ISBN 978-3-96049-100-2, 15,00 €

Holger Gräf, Andrea Pühringer (Hrsg.)

Grünberg – das Stadtlexikon

Grünberg 2022. 35,00 €

V. Aus dem Vereinsleben

ZUSAMMENGESTELLT VON DAGMAR KLEIN

Das Vereinsleben war auch 2021 vom Corona-Pandemiegesehen und den daraus resultierenden Einschränkungen geprägt. Geplante Exkursionen konnten nicht stattfinden, die Wintervortragsreihe 2021/22 startete hoffnungsfroh, doch bereits der dritte und vierte Vortrag wurden abgesagt.

Immerhin konnte die Jahreshauptversammlung Anfang Oktober durchgeführt werden, nachdem sie im Jahr zuvor ebenfalls abgesagt werden musste. Die Mitgliederbeteiligung war ausgesprochen rege.

1. Vorträge 2019/20

Verantwortlich Dr. Michael Breitbach, jeweils mittwochs um 19 Uhr im Netanya-Saal des Alten Schlosses am Brandplatz:

20.10.2021 Dr. Christoph Krieger, Traben-Trarbach,
„Saufen für den Führer!“ Gießen und seine Weinpatenschaften im Dritten Reich
09.11.2021 (Dienstag) Prof. Dr. Eckhart Conze, Marburg
Ein vergangenes Reich? Das Deutsche Kaiserreich in Geschichte und Gegenwart

Auf einen neuen Termin verschoben wurden:

Prof. Dr. Ewald Grothe, Wuppertal,
Ein erster Schritt in die Moderne. Die bessen-darmstädtische Verfassung von 1820
Dr. Sandra Sosnowski, Wiesbaden,
Neueste Erkenntnisse zur Stadtgeschichte Gießens aus archäologischer Sicht

2. Exkursionen im September 2021

Die geplante Exkursion in den Taunus „Führerhauptquartier ‚Adlerhorst‘ im östlichen Taunus“, Leitung Dr. Breitbach wurde verschoben.

Die Exkursion nach Grünberg fand statt, Brunnental und Stadt wurden erkundet, im Museum reichte die Zeit nur für einen kurzen Blick auf eine Darstellung Grünbergs, Leitung Dr. Felschow.

3. Mitgliederversammlung 6.10.2021

Neben den Berichten des Vorstands und aus den Arbeitsgruppen stand die Vorstandswahl an. Der alte Vorstand wurde wiedergewählt, mit Veränderung in der

Aufgabenverteilung: Burkhard Holderer wurde zum Zweiten Vorsitzenden und Klaus Stobakken zum Schatzmeister gewählt:

1. Vorsitzender: Dr. Michael Breitbach
 2. Vorsitzender: Burkhard Holderer
- Kassenwart: Klaus Stobakken
Schriftführung: Sabine Raßner
Beisitzer*innen: Karin Bautz, Jürgen Dauernheim, Dr. Eva-Marie Felschow, Susanne Gerschlauer, Dagmar Klein, Dr. Carsten Lind

Zu Ehrenmitgliedern des OHG wurden ernannt: Hanno Müller aus Gießen und Prof. Ingfried Stahl aus Alsfeld-Angenrod. Beide sind vom Studium her Naturwissenschaftler und waren in der Lehre tätig. Beide haben sich verdient gemacht mit der Aufarbeitung der Geschichte der Juden.

Für 25 Jahre Mitgliedschaft ging der Dank an: Dr. Brigitte Cornelius, Peter Eschke, Dr. Kurt Fischer, Petra Fischer, Jörg Franke, Petra Höring, Dr. Richard Humphrey, Hartmut Klein, Hannelore Köpper, Bernhard Momberger, Ursel Perl, Jürgen Piwowar, Gisa Sauerwald, Uta Schliepkake, Dr. Miriam Spiller, Armin Trus, Gottfried Tschöp, Thorsten Winter, Angelika Zimmermann.

4. Besonderes

Die Broschüre „Jüdische Orte in Gießen“ der Gießen Marketing GmbH wurde mit 500,00 Euro unterstützt.

VI. Autorinnen und Autoren

Matthias Budde, Gartenfelder Str. 118 i, 13599 Berlin, m.budde@gmx.net

Dr. Eva-Marie Felschow, Am Lotzengraben 21 A, 35584 Wetzlar-Naunheim, emfels118@gmail.com

Dietlind Grabe-Bolz, dietlind@grabe-bolz.de

Susanne Gerschlauer, Gießener Straße 69, 35460 Staufenberg, susanne.gerschlauer@tagebergen.de

Prof. Dr. Rüdiger Grimm, Niederstraße 21, 64285 Darmstadt, grimm@uni-koblenz.de

Volker Hess, Gießener Straße 69, 35460 Staufenberg, v@tagebergen.de

Tilman Just, tilmanjust@gmail.com

Dagmar Klein, dkl35435@web.de

Dr. Julia M. Koch, Professur für Klassische Archäologie, Institut für Altertumswissenschaften, Justus-Liebig-Universität Gießen, Otto-Behaghel-Str. 10D, 35394 Gießen, Julia.Koch@archaeologie.uni-giessen.de

Prof. Dr. Stephan Lessenich, lessenich@soz.uni-frankfurt.de

Dr. Kai Mückenberger, hessenARCHÄOLOGIE, Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Schloss Biebrich/Ostflügel, 65203 Wiesbaden, Kai.Mueckenberger@dfd-hessen.de

Detlef Peukert, Bergstraße 29, 35582 Wetzlar, detlefpeukert@gmx.de

Christian Pöpken, Stadtarchiv@giessen.de

Stefan Prange, Wetzlarer Straße 77, 35399 Gießen-Kleinlinden, stefanprange@giessen.de

Susanne Reber, Glücksbürger Weg 48, 68305 Mannheim

Jürgen Reitz, Schwalbacher Str.3, 35625 Hüttenberg, TL@svb-reitz.de

Dr. Sabine Sander, sabine.sander@gmx.net

Antonio Sasso, antoniosasso@gmx.de

Alexandra Schauer, a.schauer@em.uni-frankfurt.de

Dr. Werner Schmidt, Bürgermeister-Jung-Weg 35, 35398 Gießen,
Za.W.Schmidt@t-online.de

Prof. Dr. Ingfried Stahl, Seestraße 7, 36304 Alsfeld, Ingfried.Stahl@web.de

Michaela Stark, Michaela.Stark@archaeologie.uni-giessen.de

Nikola Stumpf, nikola.stumpf@gmx.de

Dr. Angela Weber, angelaweber12@posteo.de

Dr. Thorsten Westphal, Universität zu Köln, Institut für Ur- und Frühgeschichte,
Weyertal 125, 50923 Köln, thorsten.westphal@uni-koeln.de